# Weltgeschich... Des Mittelalters zweite Hälfte

Franz Joseph Holzwarth

# Weltgeschichte

von

Dr. F. J. Holzwarth.

Vierter Band.

Zweite, verbesserte Auflage.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.

1886.

Druck von Joh. Falk III. in Mainz.

# Viertes Buch.

## Des Mittelalters zweite Hälfte.

## Kaiser Lothar II.

(1125—1137.)

Da mit dem Tode Heinrichs V. der Mannsstamm der Salier erloschen war, hing die Ernennung seines Nachfolgers von der freien Wahl der Fürsten ab, und diese Wahl war um so wichtiger, als es vor Allem galt, dem Reiche ein Oberhaupt zu geben, von welchem die Aufrechthaltung des Friedens mit der Kirche zu erwarten stand. Der Erzbischof Adalbert von Mainz traf daher schon bei dem Leichenbegängnisse Heinrichs V. mit den Fürsten, die sich zu demselben eingefunden, die nöthigen Vereinbarungen für die abzuhaltende Wahlversammlung und schrieb dieselbe auf den 24. August 1125 nach Mainz aus.

Am sichersten rechnete auf die Krone Herzog Friedrich von Schwaben, aus dem Hause der Hohenstaufen, nicht nur als Enkel Heinrichs IV. von dessen Tochter Agnes, sondern auch als der Erbe Heinrichs V., der ihm auf seinem Sterbebette die königlichen Güter übertragen und die Reichskleinodien übergeben hatte. Ueberdies war seine Gemahlin Judith die Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen von Baiern, des Sohnes und Nachfolgers Welfs V., und seine Mutter war in zweiter Ehe vermählt mit dem hochangesehenen Markgrafen Leopold III. von Oesterreich; auf die Unterstützung dieser beiden einflußreichen Fürsten glaubte er daher sicher zählen zu können. Aber seine nahe Verwandtschaft mit den beiden letzten Saliern und die Entschiedenheit, mit welcher er im Kampfe Heinrichs V. gegen die Kirche auf dessen Seite gestanden, gaben der Befürchtung Raum, daß er in die Fußstapfen desselben eintreten und dessen Politik zu der seinigen machen werde.

Ganz andere Bürgschaften für die Wahrung der Interessen des Reiches und der Kirche schien die Wahl Lothars von Sachsen zu bieten, der nicht nur am entschiedensten den Uebergriffen Heinrichs V. in die Rechte der Fürsten entgegengetreten, sondern auch im Kampfe mit demselben die Interessen der Kirche stets im Auge behalten hatte. Auf ihn waren daher auch besonders die Blicke des Erzbischofs Adalbert gerichtet, dem seine Stellung als Kanzler des

Reiches für Germanien einen hervorragenden Einfluß auf die vorzunehmende Wahl sicherte.

An dem festgesetzten Tage fanden sich zu Mainz so viele geistlichen und weltlichen Fürsten und Großen ein, daß ihr bewaffnetes Gefolge auf 60,000 Mann geschätzt wurde. Wie einst bei Konrads II. Wahl, lagerten die Fürsten zu beiden Seiten des Rheins. In dem Lager auf dem linken Ufer befand sich Herzog Lothar und in dem auf dem rechten Herzog Friedrich. Der Wahlakt, welchem, außer zwei päpstlichen Legaten, auch der Abt Suger von St. Denis als Gesandter Ludwigs VI. von Frankreich beiwohnte, wurde innerhalb der Stadt in einem Saale vorgenommen. Da weder herkömmlich, noch gesetzlich feststand, wer an der Königswahl Theil zu nehmen berechtigt sei, wurde auf Adalberts Vorschlag ein Ausschuß von vierzig, aus den Vornehmsten der vier Hauptstämme, Baiern, Franken, Schwaben und Sachsen, gewählten Männern ernannt, welche der Versammlung die der Krone würdigsten Fürsten bezeichnen sollten. Nach längerer Berathung erklärten sich dieselben für Lothar von Sachsen, Friedrich von Schwaben und den Markgrafen Leopold von Oesterreich. Einige gaben auch ihre Stimme dem Grafen Karl von Flandern, einem Sohne König Kanuts des Heiligen von Dänemark; da derselbe jedoch nicht in der Versammlung anwesend war, wurde seiner nicht weiter gedacht. Lothar und Leopold baten die versammelten Fürsten, sie mit der Wahl zu verschonen, und erklärten sich auf Adalberts Befragen bereit, Denjenigen, welchem die Mehrzahl der Stimmen zufallen werde, als das Oberhaupt des Reiches anzuerkennen; Friedrich von Schwaben dagegen, welcher in der auch an ihn gerichteten Frage des Erzbischofs ein abgekartetes Spiel argwöhnte, verweigerte die Beantwortung derselben mit der Bemerkung, daß er sich darüber vorher mit den Seinen berathen müsse, und zog sich voll Unmuth aus der Versammlung zurück. Sein stolzes Benehmen gab bei der am folgenden Tage (30. August 1125) vorgenommenen Wahl den Ausschlag zu Gunsten Lothars, der nach längerem Widerstreben sich zur Annahme der Krone bereit erklärte.

Lothar stand bereits im einundfünfzigsten Lebensjahre, als er den deutschen Königsthron bestieg. Ebenso maßvoll, gerecht und fromm, als thatkräftig und willensstark, war er vor Allem darauf bedacht, den Frieden mit der Kirche, in welchem er die stärkste Bürgschaft für die Ruhe und Wohlfahrt des Reiches erblickte, dauernd zu sichern; er gab daher gleich nach seiner Erwählung zum König den päpstlichen Legaten die eidliche Zusage, daß der Kirche die von ihr erstrebte Freiheit zu Theil werden solle. Zu diesem Ende leistete er, indem er das Wormser Konkordat treu zu halten versprach, auf seine persönliche Gegenwart bei den kirchlichen Wah-

len Verzicht und gelobte, daß er von den geistlichen Fürsten, statt des Vasalleneids, nur den Eid der Treue verlangen und die Belehnung mit dem Scepter erst nach der Konsekration vornehmen werde. Den kirchenfreundlichen Gesinnungen, die der König bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, entsprach sein ganzes späteres Wirken, dem stets das innigste Einverständniß mit der Kirche zu Grunde lag. Gern und freudig ertheilte Honorius II., der am 28. Dezember 1124 gewählte Nachfolger Calixtus' II., der Wahl Lothars die von diesem erbetene päpstliche Bestätigung.

Nachdem Lothar die Huldigung der Großen empfangen, bei welcher ihm die geistlichen Fürsten den Eid der Treue, die weltlichen dagegen den üblichen Vasalleneid leisteten, bestätigte er die Letzteren in dem Besitze ihrer Reichslehen. Friedrich von Schwaben, den das Fehlschlagen seiner Hoffnungen auf die Königskrone mit tiefem Mißmuth erfüllt hatte, erschien erst am dritten Tage, um dem erwählten König als Zeichen seiner Anerkennung den Lehenseid zu leisten. Lothar bestätigte auch ihn im Besitze seiner Lehen, verlangte jedoch die Herausgabe derjenigen von seinem Oheim Heinrich V. ihm übertragenen Güter und Besitzungen, die nicht der fränkischen Kaiserfamilie, sondern dem Reiche gehört und über die daher dem verstorbenen Kaiser keine Verfügung zugestanden. Da bei der Willkür, mit welcher Heinrich V. angeblich erledigte Lehen für sein Haus eingezogen, die Scheidung zwischen Familienbesitzungen und Reichsgütern in vielen Fällen schwer durchzuführen war, wies Friedrich Lothars Forderung mit Stolz zurück und erschien auf dem zur Erledigung dieser Angelegenheit anberaumten Reichstage zu Straßburg nicht; er wurde daher von den versammelten Fürsten für einen Reichsfeind erklärt und auf dem bald darauf zu Goslar abgehaltenen Fürstentag ein Reichskrieg gegen ihn beschlossen. Ehe derselbe jedoch begonnen wurde, unternahm Lothar einen Feldzug gegen Böhmen, um das von seinen Vorgängern geübte Recht der Verleihung der böhmischen Herzogswürde wieder zur Geltung zu bringen.

Obgleich der Herzog Bretislaw I. (s. Bd. III. S. 425 f.), um den Frieden Böhmens zu wahren, vor seinem Tode (1055) ein Erbfolgegesetz erlassen hatte, kraft dessen der erledigte Thron immer an das älteste männliche Glied des Herrscherhauses übergehen sollte, waren unter seinen Nachkommen mehrfach blutige Thronstreitigkeiten ausgebrochen, zuerst zwischen B o r z i w o i, einem Enkel Bretislaws I., und seinem Vetter Ulrich, dem Aeltesten der Familie, dann, nach der Verzichtleistung des Letzteren, zwischen Borziwoi und seinem gleichfalls älteren Vetter S w a t o p l u k. Nachdem Borziwoi, der dem Kaiser Heinrich IV. gegen seinen aufrührerischen Sohn Beistand leistete (s. Bd. III. S. 493), von Swatopluk vertrieben worden und dieser selbst

durch Meuchelmord geendet, erhoben die böhmischen Stände Borziwoi's Bruder Wladislaw auf den Thron, der nach seiner Anerkennung durch Heinrich V. (1110) die Regierung eine zeitlang freiwillig mit seinem Bruder Borziwoi theilte. Nach Wladislaws I. Tode (1125) wählten die böhmischen Großen seinen jüngeren Bruder Sobieslaw zu ihrem Herzog, obgleich Wladislaw selbst seinen Vetter Otto von Mähren, als den Aeltesten der Familie, zu seinem Nachfolger ernannt hatte. Da Otto entschlossen war, seine Ansprüche auf den böhmischen Fürstenstuhl mit den Waffen in der Hand aufrecht zu halten, drang Sobieslaw in Mähren ein und vertrieb ihn aus seinen Besitzungen. Hilfesuchend wandte sich Otto an Lothar, und dieser lud Sobieslaw, dessen Wahl er, weil ohne seine, des Königs, Mitwirkung erfolgt, für ungiltig erklärte, vor seinen Hof. Da Sobieslaw, der dem deutschen König nur das Recht der Bestätigung des von den böhmischen Großen gewählten Herzogs, nicht aber das der Betheiligung an der Wahl selbst zuerkennen wollte, nicht erschien, sondern sich damit begnügte, durch Gesandte dem König seine Bereitwilligkeit, ihn als Oberherrn anzuerkennen, ausdrücken zu lassen, und Otto dem König die Versicherung gab, daß das böhmische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit zu ihm halte und ihn mit offenen Armen empfangen werde, beschloß Lothar, gegen Sobieslaw zu Felde zu ziehen. Mit einem meist aus Sachsen bestehenden Heere, bei welchem sich auch Otto befand, drang er im Februar 1126 durch die Pässe des Erzgebirges in Böhmen ein; sein Heer erlag jedoch bei Kulm der Uebermacht Sobieslaws, und mit der Blüthe des sächsischen Adels fand auch Otto von Mähren in dem blutigen Treffen den Tod. Lothar, der sich mit einem kleinen Ueberreste seines Heeres auf einen Hügel zurückgezogen, wo er alsbald von den Böhmen eingeschlossen wurde, ließ seinem siegreichen Gegner Friedensunterhandlungen antragen, worauf Sobieslaw, den der errungene glänzende Erfolg nicht übermüthig gemacht, sofort zu dem König eilte und sich bereit erklärte, ihm, gegen die Anerkennung seiner Herzogswürde, den Lehenseid zu leisten und treue Erfüllung seiner Vasallenpflicht zu geloben. Da durch den Tod Otto's der Streit um die böhmische Krone zu Gunsten Sobieslaws entschieden war, zögerte Lothar nicht, die Wahl des Letzteren zu bestätigen. Er überreichte ihm die herzogliche Fahne Böhmens als Zeichen der Belehnung und empfing von ihm den Lehenseid, sowie die eidliche Gelobung unverbrüchlicher Treue.

Nach seiner Rückkehr aus Böhmen wandte Lothar seine Waffen gegen den in seiner Auflehnung verharrenden Friedrich von Schwaben. Um sich in dem Kampfe gegen denselben den Beistand des mächtigen Welfen Heinrich des Stolzen zu sichern, der eben seinem Vater, Heinrich dem Schwarzen, als Herzog von Baiern gefolgt

war, bot er demselben die Hand seiner Tochter Gertrude, seines einzigen Kindes, mit der Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen an, und Heinrich ging auf diesen Vorschlag, der ihm die glänzendste Zukunft in Aussicht stellte, um so bereitwilliger ein, als durch den gerade zu jener Zeit erfolgten Tod seiner Schwester Judith die Bande gelockert worden, die in der letzten Zeit die Häuser der Welfen und der Hohenstaufen mit einander verknüpft hatten. Wie die Welfen, so zog Lothar auch die Zähringer auf seine Seite, indem er dem Herzog Konrad [1]), dem zweiten Enkel und dritten Nachfolger jenes Berthold I., dem die Kaiserin Agnes, statt des von Heinrich III. ihm zugesagten Herzogthums Schwaben, das Herzogthum Kärnthen verliehen, das ihm durch Heinrich IV. wieder entzogen wurde (s. Bd. III. S. 452 u. 484), die allerdings erst zu erobernde Erzgrafschaft — später Freigrafschaft — Burgund verlieh, deren Inhaber, Graf Rainald, sich nach dem Tode Heinrichs V. unabhängig gemacht hatte, weil er mit dem Erlöschen des salischen Kaiserhauses auch die deutsche Herrschaft in Burgund für erloschen erachtete.

Unterdessen hatte auch Friedrich von Schwaben, im Verein mit seinem eben von einem Pilgerzuge nach dem heiligen Lande zurückgekehrten Bruder Konrad, umfassende Rüstungen angestellt, und beide Staufen leisteten den Kriegsschaaren Lothars erfolgreichen Widerstand. Durch die siegreiche Behauptung der mit ihnen verbündeten Stadt Nürnberg gegen Lothars Belagerungsheer stieg ihr Ansehen so bedeutend, daß viele Städte am Rhein, darunter selbst Aachen, sich für sie erklärten. Da Konrad bei Lothars Wahl abwesend gewesen war und ihm deßhalb nicht hatte huldigen können, nahm er selbst, mit Zustimmung mehrerer Fürsten, den königlichen Titel an und zog zur festeren Begründung seines Ansehens, dem Rufe der Lombarden folgend, nach Italien, wo er zu Mailand mit Jubel aufgenommen wurde und aus den Händen des dortigen Erzbischofs Anselm, eines Gegners des apostolischen Stuhles, am 29. Juli 1128 zu Monza die lombardische Krone empfing. Indessen hatte die Eifersucht vieler andern italienischen Städte gegen das emporblühende Mailand eine Verbindung gegen ihn veranlaßt, durch welche seine Stellung gefährdet wurde, und als Honorius II. den von den deutschen Bischöfen über ihn ausgesprochenen Bann bestätigte, sank die Zahl seiner Anhänger so sehr, daß er, statt den bereits beschlossenen Zug gegen Rom anzutreten, nach Deutschland zurückkehren mußte.

Auch hier hatten sich die Verhältnisse zum Nachtheil der Ho-

---

1) Ueber den Ursprung des Herzogstitels der Zähringer, der unter Konrads Bruder und Vorgänger Berthold III., dem Erbauer von Freiburg im Breisgau, zuerst urkundlich vorkommt, siehe Band III. Seite 492.

henstaufen gestaltet, und der Kampf würde wohl schon damals zu Gunsten Lothars entschieden worden sein, hätten diesen nicht die durch den Tod Honorius' II. entstandenen kirchlichen Wirren nach Italien gerufen.

Während des Kampfes zwischen Kaiser und Papst hatten mehrere römischen Adelsfamilien, besonders die der Frangipani, eine bedeutende Macht erlangt. Der Hauptgegner dieser Letzteren war der zu hohem Ansehen emporgestiegene Pier Leone, der Sohn eines reich gewordenen und zum Christenthum übergetretenen Juden. Nach dem Tode Honorius' II. (Februar 1130) wählten die besseren und tüchtigeren Kardinäle, auf deren Seite das Haus Frangipani stand, den Kardinaldiakon von St. Angelo, Gregor Parpareschi, einen würdigen, durchaus kirchlich gesinnten Mann, als Innocenz II., während die weltlich gesinnten den Sohn Pier Leone's, den mächtigen Petrus, der unter Calixtus II. die Würde eines Kardinalpriesters erlangt hatte, als Anaklet II. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Obgleich dieser Letztere durch Habsucht, schrankenlosen Ehrgeiz und ein üppiges Leben die Achtung der Römer verscherzt hatte, gewann er durch reiche Geldspenden einen so bedeutenden Anhang, daß Innocenz II. sich zur Flucht aus Rom genöthigt sah. Während sich derselbe über Pisa und Genua nach Frankreich begab, befestigte Anaklet II. seine Herrschaft in Rom, riß die Kostbarkeiten der Kirchen an sich, zwang die Frangipani zu seiner Anerkennung und sicherte sich den Beistand des Normannenherzogs Roger II., der nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Wilhelm von Apulien und Calabrien, seines Oheims (1127), dessen Länder ohne Rücksicht auf die Rechte des in Palästina weilenden Boemund an sich gerissen, durch die Vermählung desselben mit seiner Schwester und die Verleihung des Titels eines Königs von Sicilien.

Unterdessen hatte Ludwig VI. von Frankreich, in Uebereinstimmung mit den französischen Bischöfen, die Entscheidung der Frage, wer der rechtmäßige Papst sei, in die Hände des heiligen Bernhard gelegt, und dieser erklärte sich, nach eingehender unparteiischer Prüfung der Sachlage, für Innocenz II., da derselbe nicht nur seinem Wandel nach als ungleich würdiger erschien, sondern auch zuerst und rechtmäßig gewählt und von dem dazu berechtigten Kardinalbischof von Ostia konsekrirt worden, während Anaklet, der ehrgeizig nach dem Pontifikate gestrebt, nicht ohne Simonie und mit Verletzung der geltenden Bestimmungen widerrechtlich auf den Stuhl Petri erhoben worden. Dieser Entscheidung gemäß wurde Innocenz II. zunächst auf einer Synode zu Etampes und bald darauf auf verschiedenen andern französischen Synoden als das legitime Oberhaupt der Kirche proklamirt. Außer Frankreich erklärten sich auch England und Spanien, sowie die vornehmsten Kirchen Ita-

liens, mit Ausnahme von Mailand, für ihn. In Deutschland entfaltete insbesondere der heilige Norbert als Erzbischof von Magdeburg die äußerste Thätigkeit für die Anerkennung des rechtmäßigen Papstes.

Nachdem Innocenz II. im Januar 1131 zu Orleans eine Zusammenkunft mit Ludwig VI. und bald darauf zu Chartres eine solche mit Heinrich I. von England gehabt, traf er am 22. März, von dem heiligen Bernhard begleitet, zu Lüttich mit Lothar II. zusammen. Der König empfing ihn auf das Glänzendste und führte, um ihm vor den Augen des zahlreich versammelten Volkes seine Ehrfurcht zu beweisen, zu Fuß neben dem Papste einherschreitend, dessen weißen Zelter am Zügel, während er zugleich mit einem Stabe das Volk abwehrte. Dagegen erhielt er mit seiner Gemahlin Richenza in der Kirche des heiligen Lambertus aus den Händen des Papstes die Königskrone. Von Lüttich kehrte Innocenz nach Frankreich zurück, wo er auf einer großen Synode zu Rheims die Obedienz von Deutschland, Frankreich, England, Kastilien und Aragonien, sowie das bestimmte Versprechen Lothars empfing, im folgenden Jahre mit Heeresmacht nach Italien zu kommen, um ihn in den Besitz Roms zu setzen und mit bewaffneter Hand dem Schisma ein Ende zu machen. Hierauf kehrte er, nach einem kurzen Aufenthalte in dem Kloster Clairvaux, in Begleitung des heiligen Bernhard nach Italien zurück, wo er auf einer zu Ostern 1132 in Piacenza abgehaltenen Synode von der Mehrzahl der Bischöfe und Herren Oberitaliens als rechtmäßiger Papst anerkannt wurde.

Noch ehe Lothar den dem Papste zugesagten Heereszug über die Alpen antreten konnte, hatte er Gelegenheit, durch die erfolgreiche Einmischung in die in Dänemark ausgebrochenen Wirren die Oberlehensherrlichkeit der deutschen Krone auch über dieses Land auszudehnen. In Dänemark war auf Swen Astridson (s. Band III. S. 368), den Stammvater aller dänischen Könige, die dem oldenburgischen Hause vorangingen, im Jahr 1076 sein ältester Sohn **Harald** gefolgt, während der Vater den Thron seinem zweiten Sohne **Kanut** bestimmt hatte. Dieser verließ voll Unmuth das Land, wurde aber im Jahre 1080, nach dem Tode des kinderlosen Harald, zurückgerufen und als König anerkannt. Durch seinen Eifer für das Christenthum und sein strenges, enthaltsames Leben erwarb er sich den Beinamen des Heiligen; sein Bestreben, den Zehnten zu Gunsten der Kirche einzuführen, brachte jedoch einen Theil des Volkes gegen ihn auf, so daß er sich zur Flucht gezwungen sah, auf welcher er am 10. Juli 1086 in der Kirche zu Odensee an den Stufen des Altares ermordet wurde. Nachdem er im Jahre 1101 durch Paschalis II. unter die Helden der Kirche aufgenommen worden, wurde er allgemein als Schutzheiliger Dänemarks verehrt.

Sein mit ihm entflohener Sohn Karl, der von seinem Vetter, dem kinderlosen Grafen Balduin VII. von Flandern, zum Erben seines Landes eingesetzt und im Jahre 1125 auf der Wahlversammlung zu Mainz von Einigen als Kandidat für die deutsche Königswürde aufgestellt wurde, starb gleichfalls als Märtyrer für die Sache des Glaubens und der Kirche; auch er wurde im Jahre 1127 vor dem Altare zu Brügge ermordet. Kanuts Nachfolger auf dem dänischen Throne war sein kinderloser Bruder Olav, der wegen einer unter seiner Regierung ausgebrochenen furchtbaren Hungersnoth, in welcher die Dänen die Strafe des Himmels für die Ermordung ihres heiligen Königs erblickten, den Namen Hunger erhielt. Nach Olavs Tod (1095) gelangte der vierte Sohn Swen Astridsons, der fromme, volksbeliebte Erich mit dem Beinamen Eiegod (Immergut) zur Regierung, der im Jahre 1103 auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande auf der Insel Cypern einer Krankheit erlag. Da sein Sohn Kanut noch unmündig war, wurde sein jüngerer Bruder Nikolaus, von den Dänen Niels genannt, zum König gewählt. Kanut, der am Hofe des Sachsenherzogs Lothar freundliche Aufnahme gefunden und an demselben seine Kriegsschule durchgemacht, erhielt nach seiner Rückkehr nach Dänemark von seinem Oheim, wahrscheinlich auf Lothars Verwenden, das Herzogthum Schleswig; als er aber nach dem Tode der beiden Söhne des Obotritenkönig Heinrich, eines Enkels Swen Astridsons von dessen Tochter Sigride, in den Besitz des erledigten Obotritenreiches gekommen, erwachte in seinem Vetter Magnus, dem Sohne des Königs Nikolaus, die Besorgniß, daß seine Macht ihn verleiten könne, Ansprüche auf die dänische Krone zu erheben, und um sich die Thronfolge zu sichern, lockte er ihn, unter dem Vorwande wichtiger Besprechungen, an den königlichen Hof nach Roeskilde und ließ ihn auf dem Rückwege meuchlerisch ermorden (6. Januar 1131). Um die durch diese Frevelthat in ganz Seeland hervorgerufene Aufregung zu beschwichtigen, verbannte Nikolaus seinen Sohn von seinem Hofe; als er ihn jedoch bald darauf wieder zurückrief, sagten sich die Seeländer von ihm los und trugen Kanuts Stiefbruder Erich den Königstitel an, der ohne Zögern von ihm angenommen wurde. Da Nikolaus gegen ihn rüstete, rief Erich, nachdem er die Huldigung der Seeländer empfangen, die Hilfe Lothars an. Um die Ermordung Kanuts zu rächen, der nicht nur sein persönlicher Freund, sondern als König der Obotriten auch sein Vasall gewesen, rückte Lothar mit einem Heere von 6000 Mann in Schleswig ein und drang bis zum Danewirk vor, dessen Thore Magnus inzwischen bereits stark besetzt hatte. Hier erschien auch König Nikolaus mit einem bedeutenden, in Jütland gesammelten Heere; ehe es jedoch zum Kampfe kam, wurden Unterhandlungen angeknüpft, in Folge deren Magnus im Lager Lothars erschien, um

wegen der Ermordung Kanuts Abbitte zu thun, worauf Lothar ihm gegen die Zahlung einer bedeutenden Kriegsentschädigung und die Anerkennung der Oberlehensherrlichkeit des deutschen Reichs über die dänische Krone den nachgesuchten Frieden bewilligte. Dagegen bemühte sich Magnus vergebens, schon jetzt für den Todesfall seines Vaters von Lothar die Belehnung mit der Krone Dänemarks zu empfangen, da der König dies mit Rücksicht auf Erich verweigern zu müssen glaubte. Erst drei Jahre später, am 15. April 1134, verlieh ihm Lothar zu Halberstadt die dänische Krone als Lehen des deutschen Reichs.

Im Herbst 1132 trat Lothar, nachdem er für die Dauer seiner Abwesenheit seinem Schwiegersohne, Heinrich dem Stolzen von Baiern, die Verwaltung des Reiches übertragen, seinen Römerzug an, für welchen er jedoch wegen des fortdauernden Kampfes mit den Hohenstaufen keine bedeutenden Streitkräfte hatte zusammenbringen können, und traf im November in der Ebene von Roncaglia mit Innocenz II. zusammen. Beide brachen sogleich gegen Rom auf, während eine Flotte der durch den Papst mit einander ausgesöhnten Seestädte Genua und Pisa für denselben Civita Vecchia eroberte. Nachdem Innocenz und Lothar am 30. April 1133 ihren Einzug in Rom gehalten, besetzte der Letztere den Lateran und den Aventin, während Anaklet sich in der Engelsburg behauptete. Da derselbe auch die Peterskirche besetzt hielt, fand die Krönung Lothars und seiner Gemahlin in der Kirche St. Johann im Lateran statt (4. Juni 1133). Bezüglich der Mathildischen Güter, die nach dem Tode der Markgräfin als deren Schenkung dem päpstlichen Stuhle hatten zufallen sollen, von Heinrich V. jedoch, weil Allodien und Reichslehen schwer zu unterscheiden waren, in Besitz genommen worden, einigten sich Innocenz und Lothar dahin, daß dieselben dem Kaiser und seinem Schwiegersohne, Heinrich von Baiern, gegen einen Jahreszins von hundert Pfund Silber als Lehen auf Lebenszeit verbleiben, nach deren Tod aber an den apostolischen Stuhl zurückfallen sollten. Nur wegen dieser Güter, nicht aber wegen des Reiches, leistete Lothar dem Papste den Lehenseid.

Da Lothar nur mit geringen Streitkräften in Italien erschienen war, mußte er sowohl auf die Vertreibung Anaklets, der alle Ausgleichsvorschläge hartnäckig zurückwies, als auch auf den beabsichtigten Zug gegen Roger II. Verzicht leisten; er trat daher den Rückzug nach Deutschland an, um zunächst den Kampf gegen die Hohenstaufen mit aller Kraft fortzusetzen, nach deren Unterwerfung er zum andern Male über die Alpen zu ziehen gedachte. Nach seiner Rückkehr wandte das Kriegsglück den Staufen, denen es bis dahin günstig gewesen, entschieden den Rücken. Ulm, ihr Hauptwaffenplatz, wurde von Heinrich dem Stolzen genommen und in

Asche gelegt, und in dem von ihm und Lothar siegreich durchzogenen Schwaben fiel eine Burg nach der andern. Da erkannten die hohenstaufischen Brüder, daß ein längerer Widerstand ihre Sache nur verschlimmern könne; sie wandten sich daher an die Kaiserin Richenza, um durch ihre Fürbitte den Frieden zu erlangen. Lothar sagte ihnen Begnadigung zu, unter der Bedingung vollständiger Unterwerfung; als jedoch Friedrich auf dem Reichstage zu Bamberg im März 1135 vor dem Kaiser knieend Abbitte thun sollte, erwachte in ihm der ganze Stolz seines Hauses, und schon war er im Begriffe, die Versammlung zu verlassen, als der heilige Bernhard durch seine siegreiche Beredtsamkeit sein Herz zur Demuth stimmte und dadurch das Werk der Versöhnung zu Stande brachte. Lothar hob den vor ihm knieenden Gegner freundlich auf, gab ihm den Friedenskuß und belehnte ihn von Neuem mit dem Herzogthum Schwaben. Sechs Monate später unterwarf sich auch Konrad auf dem Reichstage zu Mühlhausen dem Kaiser; reumüthig legte er die Zeichen seiner angemaßten Königswürde nieder und wurde dagegen von Lothar zum Reichsbannerträger ernannt und im Besitze seines Herzogthums Franken bestätigt.

Nach der Beendigung des neunjährigen Kampfes mit den Hohenstaufen wurde auf einem Reichstage zu Magdeburg, auf welchem die Fürsten von Dänemark, Böhmen, Polen und Ungarn dem Kaiser ihre Huldigung darbringen ließen, ein Landfriede auf zehn Jahre beschworen. Auf dem im August des gleichen Jahres (1135) zu Merseburg abgehaltenen Reichstage erschienen griechische und venetianische Gesandte mit der Bitte um Beistand gegen die Normannen Siciliens. Auch Innocenz II., der sich bald nach Lothars Abzug von Rom, der Uebermacht Anaklets weichend, nach Pisa zurückgezogen, ließ den Kaiser durch den heiligen Bernhard zu einem neuen Heereszuge nach Italien mahnen, um dem dort noch immer fortbestehenden Schisma ein Ende zu machen und Süditalien der angemaßten Herrschaft Rogers zu entreißen. Bereitwillig sagte Lothar dem Papste die erbetene Hilfe zu und brach im August 1136 von Würzburg, wo sich die mächtigsten Fürsten des Reiches um ihn geschaart, mit einem glänzenden Heere zu seinem zweiten Römerzuge auf. Nachdem ihm die durch den heiligen Bernhard für den rechtmäßigen Papst gewonnenen Mailänder ihre Huldigung dargebracht und andere Sädte Oberitaliens zu derselben gezwungen worden, hielt er auf den ronkalischen Feldern einen großartigen Reichstag. Da auf demselben viele seiner Vasallen sich wegen nicht genügend geleisteten Zuzugs mit der Verarmung ihrer Lehensleute durch die Zersplitterung der Lehen zu entschuldigen suchten, erließ Lothar am 7. November ein Edikt, durch welches die Veräußerung und Theilung der Lehen bei Strafe des Verlustes derselben ver-

boten wurde. Hierauf zwang der Kaiser die widerspenstigen Städte Cremona, Pavia und Turin zur Unterwerfung und nahm Piacenza mit stürmender Hand. Bei Bologna, das sich erst nach längerer Vertheidigung ergab, theilte sich das deutsche Heer. Während Lothar mit dem Herzog Konrad, längs des adriatischen Meeres hinziehend, bis in das Herz von Apulien vordrang, schlug Heinrich der Stolze den Weg über den Apennin und durch Toskana ein und drang, nachdem er Florenz zur Ergebung gezwungen, an Rom vorüberziehend, wo Anaklet sich noch immer behauptete, bis Capua und Benevent vor. Da Rogers Herrschaft in Unteritalien noch wenig befestigt war, ergaben sich ihm beide Städte nach kurzem Widerstand, worauf er sich in Bari, wo unterdessen Innocenz mit Lothar zusammengetroffen, mit dem Hauptheere wieder vereinigte. Auch Melfi und Salerno wurden genommen, während die Pisaner und Genueser, die mit ihrer Flotte das Landheer unterstützten, dem wichtigen Amalfi, ihrer Nebenbuhlerin im Handel und Seewesen, so großen Schaden zufügten, daß dasselbe sich nicht mehr zu seiner früheren Blüthe erheben konnte. Roger, dessen Herrschaft über Unteritalien verloren schien, floh nach Sicilien; aber Unzufriedenheit und Meutereien im deutschen Heere, sowie verschiedene zwischen dem Papste und dem Kaiser aufgetauchten Streitfragen verhinderten die weitere Verfolgung der errungenen Vortheile. Lothar fühlte sich verletzt durch die Weigerung des Papstes, seinem Schwiegersohne Heinrich die Nachfolge im Reiche zu sichern, und beanspruchte die Lehensherrlichkeit über Apulien; doch einigten sich Beide in der Verleihung dieses Herzogthums an den Grafen Rainulf. Auch willigte der Kaiser in die Absetzung des dem Gegenpapste ergebenen Abtes Rainald von Monte Cassino, an dessen Stelle er den durch Gelehrsamkeit und Thatkraft nicht minder als durch ächte Frömmigkeit ausgezeichneten, der Kirche wie dem Reiche in gleicher Treue ergebenen Abt **Wibald von Stablo** ernannte, der jedoch bald die ihm übertragene Würde wieder niederlegte.

Unterdessen hatte Anaklet, hauptsächlich durch die fortgesetzten Bemühungen des heiligen Bernhard zu Gunsten des rechtmäßigen Papstes, nicht nur in Rom selbst, sondern auch im ganzen Kirchenstaate immer mehr an Boden verloren, sc daß Innocenz in Begleitung des Kaisers nach Rom zurückkehren und dort seinen Sitz nehmen konnte. Da Rogers Macht in Unteritalien als gebrochen gelten konnte und Anaklet mit derselben seine sicherste Stütze verloren hatte, durfte Lothar den Hauptzweck seines Zuges für erreicht erachten; doch noch ehe er den Rückzug über die Alpen angetreten, traf ihn zu Verona die Nachricht, daß Roger nach Apulien zurückgekehrt sei und dort aufs Neue bedeutende Fortschritte gemacht habe. Zu der gleichen Zeit überfiel ihn eine Krankheit, die ihn

zur Beschleunigung seiner Rückkehr nach Deutschland antrieb. Indessen war es ihm nicht vergönnt, sein Heimathland wieder zu sehen: in einer ärmlichen Bauernhütte des Dorfes Breitenwang, zwischen dem Inn und dem Lech, ereilte ihn am 11. September 1137 der Tod, nachdem er kurz zuvor noch seinen Schwiegersohn Heinrich mit dem Herzogthum Sachsen belehnt und ihm die Reichsinsignien übergeben hatte. Seine trauernde Gemahlin ließ seine Leiche nach Sachsen bringen, wo dieselbe durch den Bischof Rudolf von Halberstadt in dem Kloster Lutter beigesetzt wurde.

---

# Die Zeit der hohenstaufischen oder schwäbischen Kaiser.

(1138—1254.)

## I.

## Konrad III.

(1138—1152.)

Wie nach Heinrichs V. Tode sein Neffe und Erbe Friedrich von Hohenstaufen der sicheren Hoffnung gelebt, auf den deutschen Königsthron erhoben zu werden, so zweifelte auch nach dem Ableben Lothars dessen Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, nicht daran, daß die Krone ihm zufallen werde, da nicht nur sein Schwiegervater, indem er ihm auf seinem Sterbebette das Herzogthum Sachsen verliehen und die Reichskleinodien übergeben, ihn zu seinem Nachfolger bestimmt zu haben schien, sondern auch seine Macht, die von der Ostsee bis zum Mittelmeere reichte, die bedeutendste im deutschen Reiche war. Aber ebensowenig als die Hoffnung Friedrichs sollte die seinige in Erfüllung gehen; denn während sein Stolz die Fürsten verletzte, schien ihnen zugleich seine Macht gefahrdrohend für ihre eigene Stellung. Dagegen neigten sie sich dem Herzog Konrad von Hohenstaufen zu, der sich seit seiner Aussöhnung mit Lothar durch Milde und Leutseligkeit allgemein beliebt gemacht. Auch Innocenz II. gab demselben den Vorzug vor dem stolzen Baiernherzog, dessen anmaßendes Auftreten in Italien ihn selbst verletzt hatte, und beauftragte seinen Legaten Dietwin, für dessen Erhebung zu wirken. Dieser bewog den Erzbischof Albero von Trier, welchem, da das Erzbisthum Mainz eben durch den Tod Adalberts erledigt war und der neugewählte Erzbischof von Köln das Pallium noch

nicht erhalten hatte, die Leitung der Wahlangelegenheit oblag, schon vor dem allgemeinen Wahltag, der auf Pfingsten 1138 nach Mainz ausgeschrieben war, eine Wahlversammlung der hohenstaufischen Partei in Koblenz zu veranstalten. Auf derselben wurde Konrad einstimmig zum König ausgerufen, worauf derselbe am 13. März zu Aachen aus den Händen des päpstlichen Legaten die Königskrone empfing.

Trotz der Unregelmäßigkeit dieser Wahl, welche nur von einem Theile der geistlichen und weltlichen Fürsten ausgegangen, erfuhr dieselbe doch nur geringen Widerspruch, und auf dem Reichstage, den Konrad zur Entgegennahme der Huldigung aller Großen des Reiches auf Pfingsten nach Bamberg ausgeschrieben, erschienen die meisten derselben, selbst die sächsischen und baierischen Vasallen Heinrichs, obgleich dieser die Wahl seines Nebenbuhlers für ungiltig erklärt hatte. Angesichts der Einmüthigkeit, mit welcher Konrad als König anerkannt worden, entschloß sich Heinrich, seinen anfänglichen Widerstand aufzugeben und auf einem zweiten Reichstage zu Regensburg die Reichsinsignien auszuliefern, in der sicheren Hoffnung, nunmehr von Konrad im Besitze aller seiner Lehen bestätigt zu werden; er mußte sich jedoch mit der Erklärung begnügen, daß über diese Angelegenheit auf einem besonderen Reichstage zu Augsburg entschieden werden solle, da nach altem Herkommen die Vereinigung zweier Herzogthümer in einer Hand unzulässig sei. Heinrich fand sich zwar auf diesem Reichstage ein, doch, wie zu bewaffnetem Widerstand entschlossen, an der Spitze eines zahlreichen Heeres, das auf dem rechten Ufer des Lech sein Lager aufschlug. Konrad verlangte von ihm die Verzichtleistung auf Sachsen und zog sich, da Heinrich dieselbe verweigerte, vor dessen Kriegsmacht nach Würzburg zurück. Hier sprach er, im Beisein einer kleinen Zahl von Fürsten, mit Verletzung aller Rechtsformen über den Welfen die Acht aus.

Um sich für den Kampf mit Heinrich, der zum äußersten Widerstand entschlossen war, durch Bundesgenossen zu stärken, verlieh Konrad das Herzogthum Sachsen dem tapferen Grafen Albrecht dem Bären von Ballenstädt, dem Stammherrn des askanischen Fürstenhauses, den Lothar II. zur Belohnung treu geleisteter Dienste mit der Mark Nordsachsen — auch die Mark Salzwedel genannt, weil dieser Ort der Sitz der Markgrafen war — belehnt hatte und der, als Enkel des Sachsenherzogs Magnus von dessen Tochter Elike, ein Anrecht auf dieses Land zu haben glaubte. Mit dem Herzogthum Baiern, das gleichfalls Heinrich dem Stolzen abgesprochen worden, belehnte Konrad seinen Stiefbruder, den Babenberger Leopold IV. von Oesterreich.

Da Heinrich der Stolze wegen seiner durchgreifenden Herrschaft bei den baierischen Großen wenig beliebt war, fielen die meisten

derselben nach der über ihn ausgesprochenen Achtserklärung von ihm ab, und mit leichter Mühe konnte sich Leopold in den Besitz des Landes setzen. Günstiger gestalteten sich für Heinrich die Verhältnisse in Sachsen, wohin er mit nur vier Begleitern entflohen war. Sein Unglück hatte die Theilnahme der Sachsen erweckt, deren Gemüther er sich früher durch seinen Stolz entfremdet hatte. Alles erklärte sich für ihn, und Albrecht, der bereits den größten Theil des Landes besetzt hatte, mußte sich in seine Erbgüter zurückziehen, die von den ihm nacheilenden Sachsen verwüstet wurden.

Unterdessen hatte Konrads Neffe Friedrich, der nachmalige Kaiser Barbarossa, die Macht des mit Heinrich dem Stolzen verbündeten Herzogs Konrad von Zähringen gebrochen und denselben durch die Erstürmung seiner Vesten Zürich, Freiburg und Zähringen zur Unterwerfung gezwungen, so daß er mit seiner Heerschaar seinem Oheim zu Hilfe ziehen konnte, der mit seinen Kriegsvölkern an der Fulda lagerte, während Heinrich die seinigen an der Werra zusammengezogen hatte. Schon war Alles zu einer Schlacht vorbereitet, als es dem Erzbischof Albero von Trier gelang, einen Waffenstillstand zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln. Heinrich der Stolze erlebte den Ablauf desselben nicht: der jähe Uebergang von der Höhe des Glückes zu der tiefen Erniedrigung hatte seine Lebenskraft gebrochen; er starb zu Quedlinburg am 20. Oktober 1139, erst siebenunddreißig Jahre alt.

Mit dem Tode Heinrichs war der Kampf zwischen den Hohenstaufen und Welfen nicht zu Ende. Die Sachsen übertrugen ihre Anhänglichkeit auf Heinrichs neunjährigen Sohn, den nachmaligen Heinrich den Löwen, für dessen Rechte seine Großmutter Richenza und seine Mutter Gertrude, Beide hoch angesehen im ganzen Sachsenlande, sie zu begeistern wußten, und behaupteten sich im Kampfe für denselben gegen Albrecht den Bären; in Baiern dagegen kämpfte Heinrichs Bruder Welf VI. von Altorf mit Glück gegen Leopold. Um diesem zu Hilfe zu kommen, wandte sich Konrad wieder nach dem Süden, und bei Weinsberg, das vier Wochen lang vergebens von ihm belagert wurde, kam es mitten im Winter, am 21. Januar 1140, zwischen den Königlichen und dem zum Entsatze der Stadt heranrückenden Welf zur entscheidenden Schlacht. „Hie Welf!“ ertönte das Feldgeschrei der Welfen und „Hie Waiblingen“ das der Hohenstaufen. Den letzteren Schlachtruf hatte Konrads Neffe Friedrich aus Anhänglichkeit an die schwäbische Stadt Waiblingen gewählt, in deren Burg er seine Kinderjahre verlebt hatte. Von diesem Feldgeschrei erhielt die Partei der Hohenstaufen den Namen Waiblinger, italienisch Ghibellinen, der später in Italien, gleich dem der Welfen — hier Guelfen —, eine erweiterte Bedeutung erhielt, indem man mit

demselben die Anhänger des kaiserlichen Absolutismus, mit dem Namen Guelfen dagegen im Allgemeinen die Vertheidiger der Rechte der Kirche bezeichnete.

Da Konrad in dem blutigen Treffen Sieger blieb, mußte Weinsberg sich ihm ergeben. Nach der Erzählung eines spätern Chronisten gestattete er den Frauen und Jungfrauen der Stadt mit allem, was sie auf den Schultern forttragen könnten, frei abzuziehen, und mit Staunen sahen die Königlichen, wie die Frauen ihre Männer und die Jungfrauen ihre Brüder oder ihre Verlobten auf dem Rücken aus der Stadt trugen. Friedrich von Schwaben wollte gegen diese List Einspruch erheben; aber sein Oheim wies ihn zurück mit der Erklärung: eines Königs Wort dürfe man nicht drehen noch deuteln.

Da Leopold IV. schon im folgenden Jahre kinderlos starb, belehnte Konrad dessen Bruder Heinrich, der von seiner Lieblingsbetheuerung: „Ja, so mir Gott hilft!“ den seltsamen Beinamen Jasomirgott erhalten hatte, mit dem Herzogthum Baiern, beförderte jedoch zu gleicher Zeit, um eine friedliche Lösung des verderblichen Streites herbeizuführen, dessen Vermählung mit Heinrichs des Stolzen Wittwe Gertrude (1142). Diese gab hierauf ihre Ansprüche auf Baiern auf, wogegen ihr Sohn Heinrich Sachsen zurück erhielt, auf welches Albrecht der Bär gegen die Erhebung der ihm verbleibenden Nordmark zu einem selbstständigen Fürstenthum unter dem Namen Markgrafschaft Brandenburg Verzicht leistete. Welf VI., der Baiern für sich in Anspruch nahm, setzte zwar den Kampf gegen Heinrich Jasomirgott fort; doch unterlag er bald den Waffen seines Gegners.

Wie im Inneren des Reiches, so suchte Konrad auch in den östlichen Vasallenstaaten Böhmen und Polen das Ansehen der deutschen Krone aufrecht zu erhalten. Auf die Bitte des Böhmenherzogs Sobieslaw, der sich im Jahre 1138 auf dem Reichstage zu Bamberg persönlich zur Huldigung eingefunden, hatte Konrad dessen Sohn Wladislaw zum Voraus mit dem Herzogthum Böhmen belehnt; dessenungeachtet hatten die Böhmen bei dem Tode Sobieslaws, im Jahre 1140, um ihr Wahlrecht zu behaupten, nicht dessen Sohn, sondern seinen gleichnamigen Neffen, Wladislaws I. ältesten Sohn, der mit Konrads Stiefschwester Gertrude von Oesterreich vermählt war, als Wladislaw II., auf den böhmischen Fürstenstuhl erhoben. Derselbe war jedoch schon nach zwei Jahren wegen seiner strengen Regierung von dem wider ihn verschworenen Adel für abgesetzt erklärt und an seiner Stelle der Markgraf Konrad von Mähren gewählt worden. Wladislaw II. suchte Schutz und Beistand bei seinem Schwager Konrad III., und dieser führte ihn mit

Waffengewalt nach Prag zurück, worauf Konrad von Mähren in sein Land zurückkehrte.

In Polen hatte sich Boleslaw Smialy (der Kühne, 1058 bis 1081), der Sohn und Nachfolger Kasimirs I. (s. Bd. III. S. 425 f.) die Bedrängniß Heinrichs IV. benutzend, vom Reiche unabhängig gemacht und den Königstitel angenommen; er war jedoch im Jahre 1081 aus seinem Lande vertrieben worden, weil er den Bischof Stanislaus, der ihn wegen seiner ausschweifenden Lebensweise und seiner tyrannischen Herrschaft mit dem Banne belegt hatte, mit eigener Hand am Altare erschlagen, und hatte im Jahre 1083 als Flüchtling in Ungarn geendet. Sein jüngerer Bruder Wladislaw, der nach ihm den Thron bestieg, verzichtete auf den Königstitel, ertheilte der Kirche größere Rechte und Freiheiten und suchte den Frieden mit seinen Nachbarn aufrecht zu erhalten, sah sich aber dessenungeachtet in beständige Kämpfe mit den kriegerischen, unter mehreren Fürsten stehenden Pommern verwickelt. Wladislaws Sohn und Nachfolger Boleslaw III. (1102—1139), der Anfangs mit seinem Bruder Zbigniew gemeinschaftlich regierte, machte sich besonders um die Bekehrung dieses heidnischen Nachbarvolkes verdient, das er nach langen schweren Kämpfen seiner Herrschaft unterworfen hatte. Von ihm mit reichen Geldmitteln unterstützt, unternahm der heilige Otto, Bischof von Bamberg, der früher als Kaplan am polnischen Hofe gelebt, das große Werk, den heidnischen Gräueln unter den Pommern ein Ende zu machen, und es gelang ihm, durch Liebe und Milde das gesammte Volk für das Christenthum zu gewinnen. Nach Boleslaws Tod (1139) brach Zwist unter seinen vier Söhnen aus, unter welche er sein Reich mit der Bestimmung getheilt, daß der älteste, Wladislaw, als Herr von Krakau und Schlesien, den Titel Großherzog führen und eine Art Oberherrlichkeit über seine Brüder ausüben solle. Wladislaw, der diese Oberherrlichkeit über die ihr gezogenen Grenzen hinaus auszudehnen suchte, wurde von seinen Brüdern zur Flucht genöthigt und wandte sich um Beistand an Konrad III., mit dessen Stiefschwester Agnes er vermählt war. Dieser griff für seinen Schwager zu den Waffen und zog im Jahre 1140 mit ihm über die Oder; seine Erfolge blieben jedoch auf die Zusage der Brüder Wladislaws beschränkt, daß sie auf dem nächsten Reichstage erscheinen würden.

In Italien war unterdessen der Gegenpapst Anaklet II. am 25. Januar 1138 mit Tod abgegangen, und der von seinen Anhängern gewählte Viktor IV. hatte sich freiwillig dem rechtmäßigen Oberhirten unterworfen. Dagegen hatte Roger II. bald nach Lothars Abzug alle seine Besitzungen in Unteritalien wieder erobert und Innocenz II., der die Waffen gegen ihn ergriffen, im Kampfe besiegt und gefangen genommen. Indessen kam zwischen Beiden ein

Friede zu Stande, durch welchen Roger die Lossprechung von dem Banne, sowie die Anerkennung des Königstitels von Sicilien und die Belehnung mit Apulien und Capua erlangte, wogegen er dem Papste den Lehenseid leistete und sich zur Entrichtung eines jährlichen Zinses an denselben verpflichtete. Drei Jahre nach dem Abschluß dieses Friedens, am 22. September 1143, starb Innocenz, nachdem ein Aufstand der Römer seine letzten Lebenstage verbittert hatte. Unter seinen beiden würdigen Nachfolgern, Cölestin II., der nicht volle sechs Monate regierte, und Lucius II., wurde die Ruhe nicht nur in Rom, sondern in ganz Italien in der ernstesten Weise gestört durch das Auftreten Arnolds von Brescia, eines von schwärmerischen Ideen über Volksfreiheit erfüllten und durch eine ungewöhnliche Beredtsamkeit hervorragenden jungen Klerikers.

Nachdem Arnold auf der Rechtsschule seiner Vaterstadt Brescia seinen Geist mit den Ideen altrömischer Herrlichkeit genährt und sich mit den alten Klassikern vertraut gemacht, war er über die Alpen nach Frankreich gezogen und dort einer der eifrigsten Schüler und Bewunderer Abälards geworden. Voll Begierde, die Welt nach seinen Gedanken umzugestalten, kam er nach Oberitalien zurück, wo er zuerst in seiner Vaterstadt an dem Kampfe der Bürgerschaft gegen ihren Bischof Theil nahm, indem er jeden weltlichen Güterbesitz des Klerus für unchristlich und für die einzige Quelle des sittlichen Verfalles desselben erklärte und die Behauptung aufstellte, daß die Geistlichkeit nur vom Zehnten leben müsse und alle weltliche Gewalt der Gemeinde zukomme. Diese Ideen fanden in ganz Oberitalien einen umso günstigeren Boden, als die Freiheitsgelüste der aufstrebenden Städte, die in dem langen verderblichen Streite zwischen Papstthum und Kaiserthum eine große politische Selbstständigkeit erlangt hatten, besonders durch die bischöflichen Rechte beengt wurden. Nicht weniger als der feurige Redestrom, in welchem Arnold seine Ideen enthüllte, trug zu deren begeisterter Aufnahme das strenge Leben des schwärmerischen Sektirers bei, und bald wurden auch die Römer für dieselben gewonnen. Auf dem zehnten ökumenischen Concil, das Innocenz II. im April 1139 zu Rom abhielt, wurde dem kühnen Demagogen Stillschweigen auferlegt, worauf derselbe Italien wieder verließ, um erst in Frankreich, dann in Zürich eine Zufluchtsstätte zu suchen. Unterdessen trugen seine aufrührerischen Lehren in Rom die verhängnißvollsten Früchte. Die Volkspartei, von welcher diesmal die revolutionäre Bewegung ausging, verlangte von Lucius II., daß er dem von ihr zum Patricius ernannten Jordanus, einem Bruder des Gegenpapstes Anaklet, alle Regalien abtrete und sich mit dem Zehnten und den Opfergaben begnüge, und als hierauf der Papst, der vergebens den Bei-

stand Konrads III. angerufen, gegen sie die Waffen ergriff, fand er bei der Erstürmung des Kapitols den Tod (15. Febr. 1145).

Der zu seinem Nachfolger gewählte fromme Cistercienser Petrus Bernhard von Pisa, der den Namen Eugen III. annahm, mußte vorerst seinen Sitz in Viterbo aufschlagen, da der inzwischen nach Italien zurückgekehrte Arnold in Rom aufs Neue das Feuer der Empörung schürte. Von seiner beredten Schilderung der altrömischen Kaiserherrlichkeit hingerissen, erließ der Senat im Namen des römischen Volkes an Konrad III. eine Zuschrift, in welcher derselbe eingeladen wurde, nach Rom zu kommen, um von dieser Weltstadt aus Italien und Deutschland zu regieren, die Besitzungen des päpstlichen Stuhles in die Hand zu nehmen, die Zeiten Konstantins und Justinians zu erneuern und alle dem Kaiserreiche gebührenden Rechte und Güter sich ausliefern zu lassen. Aber Konrad ließ das prahlerische, von Gehässigkeiten gegen das Papstthum und dessen weltliche Macht strotzende Schreiben unbeantwortet.

Indessen bewogen endlich die ernsten Ermahnungen des heiligen Bernhard und der über den Patricius Jordanus ausgesprochene Kirchenbann, sowie der Beistand, den der Landadel im Vereine mit verschiedenen Städten dem Papste leistete, und der Widerstand der römischen Barone den Senat, im Dezember 1145 eine Vereinbarung mit dem Papste einzugehen, in Folge deren Eugen III. nach Rom zurückkehren konnte, wo er mit Jubel empfangen wurde; doch sah er sich schon im folgenden Jahre durch neu ausgebrochene Konflikte veranlaßt, Rom wieder zu verlassen und sich, nach einem kurzen Aufenthalte in Sutri und Viterbo, nach Frankreich zu begeben, wo er im Vereine mit seinem Lehrer Bernhard die segensreichste Wirksamkeit entfaltete. Erst im Jahre 1152 konnte er dauernd nach Rom zurückkehren, nachdem die im gesammten Kirchenstaate zur Herrschaft gelangte Anarchie hauptsächlich durch die rastlosen Bemühungen des heiligen Bernhard beseitigt worden.

Vergebens hatte auch Eugen III. durch den heiligen Bernhard die Hilfe Konrads III. angerufen. Es fehlte dem König zwar nicht an gutem Willen; aber die Verhältnisse hielten ihn in Deutschland zurück, und als er endlich daran denken konnte, sich zu seiner Romfahrt zu rüsten, gab die Nachricht von dem Falle Edessa's seiner Thätigkeit eine andere Richtung, die selbst von Eugen III. und dem heiligen Bernhard für wichtiger erachtet wurde, als die Herstellung vollständig geordneter Zustände in Rom und Italien.

## II.

# Der zweite Kreuzzug.

(1047—1194.)

Die Briefe, in welchen der König von Jerusalem und seine Barone die Gefahren schilderten, die der Fall von Edessa für die christliche Herrschaft im Morgenlande heraufbeschworen, drückten ein ganz besonderes Vertrauen auf die Bereitwilligkeit der tapferen französischen Ritterschaft aus, dem bedrohten Königreich Jerusalem zu Hilfe zu kommen, und weckten dadurch auch zunächst in Frankreich den größten Eifer für einen neuen Kreuzzug. Ganz besonders förderlich war diesem Unternehmen die bußfertige Stimmung König Ludwigs VII., der im Jahre 1137 seinem Vater Ludwig VI. auf dem Throne gefolgt war. Er hatte kurz vorher im Kampfe gegen seinen Vasallen, den Grafen Theobald von der Champagne, die Stadt Vitry mit Sturm genommen und dabei eine Kirche anzünden lassen, in deren Flammen dreizehnhundert Menschen, die sich in dieselbe geflüchtet, den Tod gefunden. Die ernsten Vorwürfe, die ihm der heilige Bernhard über diesen Frevel gemacht, hatten ihn bereits zu dem Entschluß bewogen, zur Sühne desselben einen Kreuzzug zu unternehmen, als der Abt von Clairvaux im Auftrage Eugens III. in Frankreich das Kreuz zu predigen begann. Auf einem großen Reichstage, der zu Ostern 1146 zu Vezelay, in der Grafschaft Nivernais, abgehalten wurde, erschien der König mit dem Kreuze geschmückt, und sein Beispiel, sowie die feurige Rede des heiligen Bernhard entzündeten in den Herzen aller Anwesenden eine so glühende Begeisterung, daß die Menge der bereit gehaltenen Kreuze nicht ausreichte und der heilige Bernhard, um dem fort und fort erschallenden Rufe: „das Kreuz, das Kreuz!“ zu genügen, sein eigenes Gewand zu Kreuzen zerschneiden mußte. Wie der König, so nahm auch seine Gemahlin Eleonore das Kreuz, und mit ihr legte die Mehrzahl der Großen und Ritter, sowie unzähliges Volk das Gelübde der Kreuzfahrt ab. Von Vezelay zog Bernhard weiter durch ganz Frankreich, von Stadt zu Stadt, und überall riß sein gewaltiges Wort die Herzen zur Begeisterung hin. Auf einer Versammlung zu Chartres verlangte man ihn selbst zum Führer des Zugs; er wies jedoch dies Ansinnen mit der Erklärung zurück: er sei ein schwacher Mann, der weder Heere zu befehligen, noch Schlachten zu leiten verstehe; von den beiden Schwertern des heiligen Petrus dürfe er nur das geistliche führen; das weltliche müsse er den Laien überlassen.

Nachdem Bernhard in Frankreich seine Aufgabe gelöst, eilte er

nach Deuschland, um auch dort die Fürsten und das Volk zu dem Kreuzzuge aufzurufen und durch eine allgemeine Friedensstiftung zwischen den vielfach entzweiten Großen die Hindernisse zu beseitigen, welche der Betheiligung der Deutschen an dem heiligen Kriege im Wege standen. Am Rheine fand er Alles in wilder Aufregung. Ein unverständiger Mönch, Radulf, der dort als Kreuzprediger aufgetreten, hatte die Volkswuth gegen die Juden, als die Feinde Christi, entfesselt und übte auf die fanatisirten Massen, die über die Wehrlosen herfielen und sie zu Tode marterten, eine solche Gewalt aus, daß alle Bemühungen der Bischöfe, der blutigen Judenverfolgung Einhalt zu thun, erfolglos blieben. Von dem Erzbischof von Mainz zu Rathe gezogen, erklärte sich Bernhard auf das Nachdrücklichste gegen das verwerfliche Treiben Radulfs. „Siegt die Kirche“, schrieb er ihm, „nicht weit herrlicher über die Juden, wenn sie dieselben täglich widerlegt oder bekehrt, als wenn sie alle auf einmal durch das Schwert vertilgt? Soll vergeblich sein jenes allgemeine Gebet der Kirche, das von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang für die ungläubigen Juden gehalten wird, daß Gott der Herr die Hülle von ihren Herzen nehmen, daß er sie aus ihrer Finsterniß zum Licht der Wahrheit erheben möge? Denn ohne die Hoffnung, daß die Ungläubigen einst zum Glauben gelangen werden, wird es überflüssig und vergeblich scheinen, für sie zu beten. Aber sie weiß, daß Gott den Blick seiner Gnade auf Diejenigen wendet, welche Böses mit Gutem, Haß mit Liebe vergelten.“

Bernhards energisches Einschreiten verschaffte den Verfolgten Ruhe. Während Radulf in sein Kloster zurückkehrte, führten die ernsten Mahnungen des Heiligen das leidenschaftlich erregte Volk zur Besonnenheit zurück und schützten Tausende vor einem martervollen Tode. Die Juden dieser Gegend priesen ihn als ihren Retter, als einen von Jehovah ihnen gesandten Schutzengel, und boten ihm reiche Geschenke an, die er jedoch zurückwies.

Auch in Deutschland zog der Ruf der Heiligkeit Bernhards, durch zahlreiche Wunder bekräftigt, das Volk in großen Schaaren zu seinen Predigten heran, und wo er erschien, wurde er mit Glockengeläute und heiligen Liedern empfangen. Da er der deutschen Sprache nicht mächtig war, diente ihm ein beider Sprachen kundiger Mönch als Dollmetscher; aber seine Erscheinung allein und der tief zum Herzen dringende Ton seiner Stimme genügten, seine Zuhörer zur Begeisterung hinzureißen.

Während viele Tausende freudig das Kreuz nahmen, schienen Bernhards Bemühungen, den König Konrad für den heiligen Krieg zu gewinnen, fruchtlos bleiben zu sollen. Die bei seinem ersten Zuge in das heilige Land gewonnene Kenntniß der Schwierigkeiten des Unternehmens und wahrscheinlich auch die Besorgniß, daß seine Ab-

wesenheit Veranlassung zu neuen, sein Ansehen schädigenden Zwistigkeiten im Reiche geben könne, machten ihn lange allen Mahnungen Bernhards unzugänglich, obgleich er für denselben eine so tiefe Verehrung hegte, daß er in der Domkirche zu Frankfurt nach beendigtem Gottesdienst den Königsmantel abwarf, um den Heiligen auf seinen Armen aus der Kirche zu tragen, damit er in dem Gedränge nicht erdrückt werde. Indessen gab Bernhard die Hoffnung nicht auf, daß der Herr das Herz des Königs rühren und seinen Mahnruf an denselben segnen werde. Diese Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Als Konrad zu Speier, wohin er einen Reichstag ausgeschrieben, im Kreise der zahlreich versammelten Fürsten und Großen das Weihnachtsfest feierte, hielt Bernhard in der von zahllosen Andächtigen angefüllten Domkirche das Hochamt. Nach der Beendigung desselben ergriff er das Wort, um in feuriger Rede die Bedrängniß der Christen im heiligen Lande zu schildern. Hierauf sprach er von dem jüngsten Gericht und von der schweren Verantwortung, die der Mensch auf sich lade, wenn er nicht Gott für die von ihm empfangenen Wohlthaten aus allen Kräften diene, und schilderte dann, sich unmittelbar an den König wendend, die Fülle der Gnaden, mit welchen Gott ihn gesegnet, indem er ihm mit der höchsten weltlichen Herrschaft irdische Güter und reiche Gaben der Seele und des Leibes verliehen, in so ergreifender Weise, daß Konrad tief erschüttert ausrief: „Ich erkenne die großen Gnadenbezeigungen Gottes und will mich fürderhin nicht undankbar finden lassen; ich bin bereit, mich seinem Dienst zu weihen, da er mich selbst dazu ermahnt hat.“ Als er hierauf unter dem lauten Jubel der Versammlung das Kreuz empfangen, nahm der heilige Bernhard die geweihte Fahne von dem Altare herab und überreichte sie dem König, damit er sie den Streitern Gottes vorantrage im Kampfe gegen die Ungläubigen.

Das Beispiel Konrads riß die meisten der anwesenden Großen zur Nachahmung hin. An den Stufen des Altares niederknieend, empfingen des Königs Bruder, der als der Geschichtschreiber seiner Zeit hochberühmte Bischof Otto von Freisingen, sein Neffe, der fünfundzwanzigjährige, in Kraft und Jugendschönheit strahlende Friedrich von Schwaben, die Bischöfe von Regensburg und Passau, die Herzoge Heinrich von Baiern und Wladislaw II. von Böhmen und viele anderen Fürsten und Herren aus Bernhards Hand das Kreuz. Versöhnt reichten sich zu den Füßen des Heiligen Ghibellinen und Welfen die Hand; selbst Welf VI. und Heinrich Jasomirgott vergaßen ihres Haders, um die Waffen, die sie vordem gegen einander geführt, vereint dem Dienste des Kreuzes zu weihen.

Damit während der Abwesenheit des Königs die Ruhe des Reiches nicht gestört werde, wurde im Februar des folgenden Jahres auf

einem Reichstage zu Frankfurt ein allgemeiner Landfriede verkündet und zugleich Konrads zehnjähriger Sohn, der reichbegabte Heinrich, von den Fürsten zu dessen Stellvertreter und Nachfolger ernannt. Nachdem derselbe am 30. März 1047 zu Aachen die Königskrone empfangen, wurde ihm als Rathgeber der umsichtige, um das Reich hochverdiente Abt Wibald von Stablo beigegeben.

Im Frühjahr 1147 brach Konrad III. an der Spitze eines glänzenden Heeres, das allein 70,000 schwer geharnischte Reiter zählte, von Regensburg, dem allgemeinen Sammelplatze, auf, um den Weg durch Ungarn und das griechische Reich einzuschlagen. In diesem letzteren traten den Kreuzfahrern die gleichen Schwierigkeiten entgegen, mit denen einst Gottfried von Bouillon und die übrigen Fürsten des ersten Kreuzzuges zu kämpfen gehabt. Der ebenso arglistige als argwöhnische Kaiser Manuel Komnenus (1143 bis 1180) schien keine andere Politik zu kennen, als die Abendländer durch Hemmnisse aller Art von ferneren Zügen nach dem Morgenlande abzuschrecken. Selbst ein griechischer Geschichtschreiber gesteht, daß sich kaum eine Bosheit denken lasse, die der Kaiser nicht gegen die Kreuzfahrer angewandt oder angeordnet, und daß die Griechen sich im Handel und Verkehr mit ihnen betrügerisch, falsch und arglistig gezeigt. Dafür übten allerdings die Deutschen das Vergeltungsrecht, indem sie, ohne zu zahlen, mit Gewalt hinwegnahmen, was ihnen zu theuer schien, und mit dem Schwerte dreinschlugen, wenn sie sich verkürzt glaubten, so daß es wiederholt zwischen ihnen und den Griechen zu blutigen Gefechten kam. Die beabsichtigte Zusammenkunft zwischen Konrad und Manuel unterblieb, weil der byzantinische Stolz dem Letzteren nicht erlaubte, dem König, wie dieser gefordert, aus seiner Hauptstadt entgegen zu kommen.

Nachdem endlich das Kreuzheer auf griechischen Schiffen nach Kleinasien übergesegelt war, entstand Zwiespalt über die Frage, ob man den kürzeren, aber beschwerlicheren und gefährlicheren Weg mitten durch Kleinasien über Ikonium, oder den längeren, aber bequemeren und sichereren längs der Meeresküste einschlagen solle. Konrad entschied sich, im Einvernehmen mit der Mehrzahl der Fürsten, für den ersteren. Aber bald gesellten sich zu den ungeahnten Beschwerden und Gefahren des Weges Verrath und Hinterlist der Griechen, die sich den Kreuzfahrern gegenüber noch tückischer zeigten als in Europa. In die Städte ließ man dieselben gar nicht ein. Die Lebensmittel, die meist schlecht und oft sogar mit Kalk vermischt waren, so daß sie den Kreuzfahrern den Tod brachten, wurden denselben an Stricken von der Mauer herabgelassen, nachdem vorher das Geld dafür hinaufgezogen worden, und bisweilen geschah es, daß, wenn das Geld oben war, die erkauften Lebensmittel gar

nicht herunterkamen und die hungernden Kreuzfahrer mit lautem Hohngelächter überschüttet wurden. Als man endlich nach unsäglichen Mühen, Entbehrungen und Leiden in die Nähe von Ikonium gekommen zu sein glaubte, waren eines Morgens alle griechischen Wegweiser verschwunden. Sie hatten die Kreuzfahrer verrätherischer Weise in ein ödes, wasserloses, von hohen Felsen umschlossenes Thal geführt, und als es denselben endlich nach langen vergeblichen Bemühungen gelungen, einen Ausweg aus dieser Wüstenei zu finden, sahen sie sich von allen Seiten durch zahllose Schwärme türkischer Reiter angegriffen, die, mit Allem wohl versehen und der Oertlichkeit kundig, über die erschöpften, durch Hunger abgezehrten Christen so sehr im Vortheil waren, daß innerhalb vierzehn Tagen, die in unausgesetzten Kämpfen verstrichen, das gesammte Kreuzheer fast vollständig aufgerieben wurde. Kaum der zehnte Theil entrann den blutigen Niederlagen. König Konrad führte diese traurigen Ueberreste seines glänzenden Heeres nach Nikäa zurück, wo bald darauf auch das von Ludwig VII. geführte französische Kreuzheer anlangte.

Dieses hatte, nachdem es nach Pfingsten in der Stärke von 100,000 Mann von Metz nach dem südlichen Deutschland aufgebrochen, den gleichen Weg eingeschlagen, wie das deutsche, und in Griechenland mit den nämlichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, wie dieses, bis endlich Ludwig VII. denselben durch den Abschluß einer Konvention mit dem Kaiser Manuel ein Ziel gesetzt, in welcher er gegen die Zusage der unverzüglichen Stellung der zur Ueberfahrt des französischen Heeres nöthigen Schiffe, alle asiatischen Besitzungen des ehemaligen griechischen Reiches, die man erobern werde, dem Kaiser zurückzustellen versprach.

Nachdem das französische Heer sich in Nikäa mit den Trümmern des deutschen vereinigt hatte, zogen beide längs der Küste über Smyrna nach Ephesus, von wo der erkrankte Konrad zur Herstellung seiner Gesundheit nach Konstantinopel zurückkehrte, während Ludwig nach dem Ueberschreiten des Mäander, bei welchem ein Theil seines Heeres sich auf kurze Zeit von dem anderen getrennt hatte, von den Türken angegriffen wurde und eine blutige Niederlage erlitt. Mit dem Ueberreste seines geschlagenen Heeres erreichte Ludwig Attalia, eine Seestadt in Pamphilien, wo er sich, da die Pferde auf dem Marsche meist zu Grunde gegangen, nach Antiochien einzuschiffen gedachte. Indessen erlaubte die Höhe des geforderten Ueberfahrtsgeldes nur den Reichen, den König zur See zu begleiten; die übrigen Kreuzfahrer sollten von den Griechen, einem mit denselben abgeschlossenen Vertrage gemäß, zu Lande nach jener Stadt geleitet werden. Diese verriethen jedoch die ihrer Führung Anvertrauten an die Türken oder plünderten sie aus und überließen

sie den Qualen des Hungers und der unter ihnen ausgebrochenen Krankheiten. Mehrere Tausende traten in ihrer Verzweiflung zum Islam über, von dessen Bekennern sie eine menschlichere Behandlung erwarten zu dürfen glaubten, als von der Tücke und Grausamkeit ihrer griechischen Glaubensgenossen.

Im März 1148 erreichte Ludwig VII. endlich Jerusalem, und wenige Tage nach ihm langte auch Konrad III. dort an. Nachdem die beiden Könige die heiligen Stätten mit Andacht besucht, beriefen sie sämmtliche Fürsten und Edle zu einem Kriegsrathe nach Ptolemais, und hier wurde im Einvernehmen mit Balduin II. ein Angriff auf das reiche und wichtige Damaskus beschlossen. Der Aufbruch dorthin erfolgte im Juni 1148 von Tiberias aus, wo die drei Könige ihre Streitkräfte zusammengezogen. Deutsche, Franzosen, Tempelherren und Johanniter wetteiferten bei der Belagerung der Stadt in der heldenmüthigsten Tapferkeit und Ausdauer; aber das Unternehmen wurde durch einen verrätherischen Rathschlag mehrerer syrischen Fürsten vereitelt, die aus selbstsüchtigen Gründen den Fall von Damaskus nicht wünschten. Die Belagerung der Stadt mußte aufgehoben und der Rückzug angetreten werden, auf welchen das christliche Heer durch ausgebrochene Krankheiten große Verluste erlitt.

Durch so viele traurigen Erfahrungen vollständig entmuthigt, beschlossen die abendländischen Könige, mit den Trümmern ihrer Heere in ihre Reiche zurückzukehren. Konrad, der schon im September 1148 von Palästina aufbrach, erreichte ungefährdet die Heimath; dagegen wurde Ludwig VII., der erst im folgenden Frühjahr die Rückfahrt angetreten, von einer griechischen Flotte, die zur Wiedereroberung der in die Hände der Sicilianer gefallenen Insel Korfu ausgelaufen, gefangen genommen und verdankte seine Befreiung nur dem gleichzeitigen Erscheinen der sicilischen Flotte, die ihn auf Rogers II. Befehl nach Frankreich zurückbegleitete. Hier wie in Deutschland hatte der unglückliche Ausgang des Kreuzzugs nicht nur gerechte Trauer erweckt, sondern auch dem heiligen Bernhard, der selbst den tiefsten Schmerz darüber empfand, als dem Haupturheber des Unternehmens, die bittersten Vorwürfe zugezogen. Er rechtfertigte sich in einer Schrift, in welcher er die Schuld des Mißlingens hauptsächlich der Uebereilung und Unerfahrenheit der Fürsten und den schlechten Sitten der Kreuzfahrer zuschrieb, deren Lasterhaftigkeit sie unwürdig gemacht, die Werkzeuge der göttlichen Rathschlüsse zu sein, und schloß seine Rechtfertigung mit den Worten: „Es ist mir das Geringste, gerichtet zu werden von Denen, die das Gute bös und das Böse gut nennen, das Licht in Finsterniß und die Finsterniß in Licht verkehren; denn so eines von beiden geschehen soll, so will ich lieber, daß die Menschen wider mich als wider Gott murren."

Konrad III. sah sich nach seiner Rückkehr aus Palästina von neuen Feindseligkeiten bedroht, da Welf VI., der schon vor ihm Palästina verlassen, im Vereine mit Heinrich dem Löwen zur Wiedergewinnung Baierns rüstete; doch gelang es seinem Neffen Friedrich, der noch vor dem Aufbruch nach Palästina durch den Tod seines Vaters in den Besitz des Herzogthums Schwaben gelangt war, im Jahre 1150, nachdem der Kampf bereits zum Ausbruch gekommen, einen Frieden zu vermitteln, in welchem Welf gegen die Zuerkennung eines Lehens seinen Ansprüchen auf Baiern entsagte.

In demselben Jahre hatte Konrad den Schmerz, seinen ältesten, hoffnungsvollen Sohn Heinrich ins Grab sinken zu sehen. Konrad selbst, der kränkelnd aus Palästina zurückgekehrt, starb am 15. Februar 1152, in seinem neunundfünfzigsten Lebensjahre zu Bamberg, als er eben im Begrifie stand, seinen Römerzug anzutreten.

## III.

# Kaiser Friedrich I. Barbarossa.

(1152—1190.)

## Friedrichs erste Regierungszeit.

Konrad III. hatte, da sein zweiter Sohn Friedrich erst sechs Jahre zählte und das Ansehen seines Hauses wie das Wohl des Reiches einen kraftvollen Herrscher erheischten, auf seinem Sterbebette den Fürsten seinen Neffen Friedrich von Schwaben zu seinem Nachfolger empfohlen, und da derselbe nicht nur wegen seiner glänzenden persönlichen Eigenschaften vor allen Andern der Krone würdig schien, sondern auch seine nahe Verwandtschaft mit dem Welfischen Hause — durch seine Mutter Judith, eine Tochter Heinrichs des Schwarzen — eine dauernde Versöhnung zwischen den Welfen und den Hohenstaufen hoffen ließ, wurde er am 5. März 1152 von einer kleinen Zahl dazu bestimmter Fürsten zu Frankfurt einstimmig gewählt und am 10. März zu Aachen durch den Erzbischof Arnold von Köln gekrönt.

Friedrich I., von den Italiern wegen seines röthlichen Bartes Barbarossa, der Rothbart, genannt, war dreißig Jahre alt, als er den deutschen Königsthron bestieg, und in jeder Beziehung eine imponirende Erscheinung. Eine königliche Heldengestalt, kräftig und schlank, mit ausdrucksvollen Zügen, blauen, geistvollen Augen, die heiter ins Leben schauten, und blondem Haare, das in kurzen, krausen Locken die stolz gewölbte Stirne umschattete, war er ein

Bild männlicher Schönheit. Der feste, stolze Gang und die ernste, würdevolle Haltung bekundeten den geborenen Herrscher und eine unbeugsame Willenskraft. Lebensfroh, doch voll Selbstbeherrschung und seiner Würde nie vergessend, war er rein in seinen Sitten, zugänglich und freundlich, gewandt in allen krigerischen Uebungen und erfüllt von Thatendurst und glühender Ruhmbegierde. Als Herrscher zeigte er sich gerecht, gegen Reuige versöhnlich, gegen Widerspenstige streng, fern von jeder Uebereilung, aber rasch in der Durchführung des reiflich erwogenen Entschlusses. Seine Rede war fließend und gefällig, seine Bildung eine vielseitige; auch für die Dichtkunst hatte er einen regen Sinn. Leider wurden diese glänzenden Eigenschaften, welche von seiner Regierung das Beste erwarten ließen, zu seinem eigenen und des Reiches Schaden durch große Fehler und namentlich durch eine maßlose Herrschsucht verdunkelt, die kein höheres Streben kannte, als die Erweiterung der Kaisergewalt, mit Vernichtung alles korporativen Lebens und selbst auf Kosten der Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche und ihrer wohlbegründeten Rechte.

Das Herrscherziel, das vor Friedrichs Seele schwebte, war die Herstellung der kaiserlichen Machtfülle, die einst Karl der Große besessen; daher waren seine Blicke zunächst auf Italien gerichtet, dessen Zusammenhang mit dem Reiche sich seit dem Tode Heinrichs III. bedeutend gelockert hatte. Die durch die Politik der Ottonen begründete und durch Konrads II. zu Gunsten der Valvassoren und Freien erlassene Konstitution mächtig geförderte Städtefreiheit Italiens war unter den langjährigen Wirren des Investiturstreites zur Vollendung gereift. Besonders hatten sich die durch Volkszahl, Reichthum und kriegerischen Muth der Bürgerschaft zu hohem Ansehen gelangten Städte der Lombardei zu vollständigen Republiken ausgebildet, deren Angelegenheiten durch einen von den Bürgern erwählten Rath unter der Oberleitung von Konsuln völlig selbstständig verwaltet wurden. In ihrem gesteigerten Selbstgefühl und dem stolzen Bewußtsein ihrer Stärke wollten sie von einem dem Oberhaupt des Reiches zu leistenden Huldigungseid und von den verschiedenen aus demselben entspringenden Verpflichtungen wenig mehr wissen, wie sie auch dem reichsfreien Adel des Landes gegenüber sich eine vollständig unabhängige Stellung zu erringen gewußt.

Die in Italien zu einem Schatten verflüchtigte kaiserliche Oberhoheit in ihrem vollsten Umfange herzustellen, war das nächste Ziel, das Friedrich seiner Herrscherthätigkeit gesteckt, und wie er in sich den Muth und die Kraft fühlte, den zu erwartenden Widerstand der stolzen Lombarden zu brechen, so glaubte er dazu auch die Macht und das Recht zu besitzen, weil er mit der römischen Kaiserkrone auch die altrömische Weltherrschaft verbunden glaubte. Dieses

Streben nach einer mit den neueren Verhältnissen Italiens unvereinbaren Machtvollkommenheit verwickelte ihn in einen langjährigen, verhängnißvollen Kampf mit den lombardischen Städten, der in seinem Verlaufe nicht nur ihn selbst weit abführte von der Bahn der Besonnenheit und Mäßigung, sondern auch der haßerfüllten Parteiung, welche die einzelnen lombardischen Städte von einander trennte, neue Nahrung und Gelegenheit zu den gräuelvollsten Ausschreitungen gab. Eben diese Zwietracht und Zerrissenheit war es auch, welche einzelne lombardische Städte, trotz ihrer eigenen freiheitlichen Bestrebungen, auf Friedrichs Seite führte. Am treuesten und ausdauerndsten standen zu ihm Pavia, Cremona und Lodi, während unter den feindlich gesinnten Städten sich besonders Mailand und Verona durch trotzigen Uebermuth hervorthaten.

Bald nach seiner Krönung hielt Friedrich I. einen glänzenden Reichstag zu Merseburg, auf welchem er einen zwischen den beiden dänischen Prinzen Swen, einem natürlichen Sohne Erichs II., und Kanut, dem Enkel des Königs Nikolaus, ausgebrochenen Thronstreit zu Gunsten Kanuts entschied, indem er ihm selbst die Krone aufsetzte und dafür von ihm den Lehenseid empfing. Auf dem in dem gleichen Jahre gehaltenen Reichstage zu Würzburg wurden die deutschen Fürsten zu einer Romfahrt verpflichtet. Ehe dieselbe angetreten wurde, schloß Friedrich auf dem Reichstag zu Konstanz (März 1153) mit den Abgeordneten des Papstes Eugen III. einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, die päpstliche Herrschaft im Kirchenstaate wieder herzustellen, die Gerechtsame des heiligen Petrus zu schützen, den Griechen keinen Besitz in Italien zu gestatten und ohne Einwilligung des Papstes weder mit dem König Roger, noch mit den Römern Friede zu schließen, wogegen der Papst versprach, den König als theuersten Sohn des heiligen Petrus zu ehren, ihm bei seiner Ankunft in Rom die Kaiserkrone zu verleihen und die Ansprüche des griechischen Hofes auf Italien zurückzuweisen. Der edle Eugen, den die Kirche unter den Seligen verehrt, erlebte indessen die Ankunft Friedrichs in Italien nicht; er starb schon am 8. Juli 1153. Ihm folgte der hochbetagte Anastasius IV., nach dessen kurzer Regierung der von Eugen III. wegen seiner Tugenden und Verdienste zum Kardinalbischof von Albano ernannte Engländer Nikolaus Breakspeare, der Sohn armer Eltern, als Hadrian IV. (1154—1159) auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde. Gleich nach seiner Inthronisation hatte derselbe gegen eine neue Auflehnung des römischen Senates zu kämpfen, der die Ausweisung des unverbesserlichen Unruhestifters Arnold von Brescia verweigerte; nachdem er jedoch das Interdikt[1]) über die Stadt ausgesprochen, zwangen

1) Das Interdikt war ein gegen einzelne Städte und Provinzen wie gegen ganze Länder in Anwendung gebrachtes kirchliches Strafmittel, durch

Klerus und Volk den Senat, sich ihm zu unterwerfen und die Ausweisung Arnolds zu verfügen, worauf der Papst das Interdikt aufhob.

Im Oktober 1154 brach Friedrich mit einem ansehnlichen Heere von Augsburg nach Italien auf. Auf den ronkalischen Feldern wurde, nach altem Brauch, der Königsschild auf hoher Stange aufgesteckt, zum Zeichen, daß der König gekommen sei, um die Huldigung der Großen und der Städte entgegen zu nehmen und als oberster Beschützer des Rechtes zu Gericht zu sitzen über Friedensbruch und Gewaltthätigkeiten. Die Mailänder, gegen welche schon auf dem Reichstage zu Konstanz Abgeordnete der durch sie zerstörten Stadt Lodi den Schutz des Königs angefleht, hatten kluge und beredte Männer gesandt, die das Verhalten ihrer Vaterstadt zu rechtfertigen suchten; die Thatsachen sprachen jedoch lauter, als ihre hinterlistige Vertheidigung. Friedrich erklärte daher den mailändischen Abgeordneten, daß er auf ihrem eigenen Gebiete die Sache prüfen und das Recht mit Nachdruck schützen werde. Zugleich erhielten die mailändischen Konsuln Befehl, das deutsche Heer nach Piemont zu geleiten und für dessen Verpflegung Sorge zu tragen; sie führten dasselbe jedoch durch gänzlich verwüstete Gegenden, in welchen bald alle Lebensmittel ausgingen.

So aufgebracht auch Friedrich über diese Treulosigkeit war, mußte er doch von einer sofortigen Züchtigung der tollkühnen Stadt absehen, da seine Streitkräfte denen der Mailänder nicht gewachsen waren. Dagegen wurden zu Anfang des Jahres 1155 die beiden Städte Chiari und Asti, welche sich gegen ihre Herren, den Markgrafen von Montferrat und den Bischof von Asti, aufgelehnt und Friedrichs Vorladung unberücksichtigt gelassen, geplündert und zerstört. Die gleiche Strafe traf Tortona, das im Bunde mit Mailand das kaiserlich gesinnte Pavia angegriffen und dessen Gebiet verwüstet hatte. Nach der Züchtigung von Tortona begab sich Friedrich nach dem treuen Pavia, wo er nach einem glänzenden Einzuge am 17. April 1155 aus den Händen des Bischofs unter dem Jubel des Volkes die eiserne Krone Lombardiens empfing.

Nach einem kurzen Aufenthalte zu Pavia brach Friedrich nach Rom auf. Bei seiner Annäherung sandte ihm Hadrian, der eben in Viterbo weilte, drei Kardinäle entgegen, um sich über seine freundlichen Gesinnungen Gewißheit zu verschaffen und das Nähere wegen der Krönung mit ihm zu verabreden. Zugleich verlangte er, daß der König die Auslieferung Arnolds von Brescia bewirke, der

---

welches die Spendung der Sakramente, mit Ausnahme der Taufe, der Firmung, der Buße und der hl. Kommunion an Sterbende, sowie die Abhaltung des öffentlichen Gottesdienstes und das kirchliche Begräbniß verboten wurden.

nach der Aussöhnung Hadrians mit den Römern flüchtig geworden und zuerst in die Hände des Kardinals Gerhard von St. Nikolaus gefallen, dann aber durch mehrere campanischen Grafen, seine warmen Verehrer, befreit worden war und seitdem auf einem campanischen Schlosse lebte. Friedrich, dem keine Entscheidung über die kirchlichen Vergehen Arnolds zustand und der dessen politische Bestrebungen ebenso sehr mißbilligte, als die Unabhängigkeitsgelüste der Römer, sagte die Erfüllung dieser Forderung bereitwillig zu und zwang mit leichter Mühe Arnolds Beschützer, denselben an die päpstlichen Bevollmächtigten auszuliefern. Arnold wurde nach Rom gebracht und schon am folgenden Tage auf Befehl des Stadtpräfekten als Volksaufwiegler und Meuterer hingerichtet, worauf der Leichnam verbrannt und die Asche in den Tiber gestreut wurde, um seinen fanatisirten Anhängern einen Gegenstand der Verehrung zu entziehen.

Nachdem Friedrich den päpstlichen Gesandten die feierliche Versicherung gegeben, daß er weder den Papst noch die Kardinäle in ihrer Freiheit, in ihren Rechten und Gütern schädigen werde, vielmehr sie in jeder Beziehung zu schützen entschlossen sei, fand am 9. Juli 1155 zu Sutri, wohin der Papst dem König entgegengezogen, die erste Zusammenkunft Beider Statt. Von den Fürsten in feierlicher Prozession zu dem Zelte des Königs geleitet, erwartete der Papst, daß Friedrich nach alter, durch die Reichsgesetze sanktionirter Sitte ihm den Steigbügel halten werde, und als Friedrich diese bedeutungsvolle symbolische Handlung unterließ, erkannte Hadrian IV. darin nicht mit Unrecht die Kundgebung einer die Rechte und das Ansehen der Kirche mißachtenden Gesinnung des Königs und verweigerte ihm deßhalb den Friedenskuß. Auf das Zureden der Fürsten entschloß sich Friedrich, nachdem ihm die Versicherung gegeben worden, daß auch Lothar II. dem Papste Innocenz II. die gleiche Ehre erwiesen, das Versäumte nachzuholen, indem er am folgenden Tage des Papstes Zelter einen Steinwurf weit am Zügel führte, worauf der versöhnte Hadrian ihm den Friedenskuß gab.

Nach längeren Berathungen über die Krönung und die zur vollständigen Herstellung der Ordnung in Rom zu ergreifenden Maßregeln, traten Hadrian und Friedrich gemeinsam den Zug nach Rom an. Auf dem Wege dahin kamen ihnen römische Gesandte entgegen, die dem König im Namen des Senates und Volkes von Rom mit pomphaften Worten die Kaiserkrone und mit derselben die Herrschaft über den Erdkreis zusagten, zugleich aber auch dafür, „daß das weltbeherrschende Rom, welches das unwürdige Joch der Priester abgeworfen, ihn, den Fremdling, zum römischen Bürger, den Ankömmling von jenseits der Alpen zum Fürsten mache," die Anerkennung aller ihrer alten Gewohnheiten und neuen Einrichtungen,

sowie die Zahlung von fünftausend Pfund Silber und die eidliche und urkundliche Zusage verlangten, daß er die Republik vor jedem Angriff und jeder Kränkung schützen werde. Friedrich ließ die Gesandten nicht zu Ende reden. Voll Zorn sich erhebend, warf er ihnen mit scharfen Worten ihre thörichte Anmaßung und das Ungeziemende ihrer Forderung vor, daß er, „der gekommen sei, wie ein Glücklicher zu Elenden, als ein Starker zu Schwachen, als ein Muthiger zu Entnervten, als ein Sicherer zu Geängstigten, nicht um irgend Etwas von ihnen zu empfangen, sondern um sie zu retten aus innerer und äußerer Zwietracht," von ihnen sein Eigenthum erkaufe und wie ein Gefangener, der in ihren Banden liege, mit Geld sich löse. „Ihr verlangt endlich," so schloß er, „in unbegreiflicher Verblendung, der König, dem alle Eide geleistet werden, solle euch, den Unterthanen, unzählige Einrichtungen, Gesetze, Begünstigungen und dergleichen mehr beschwören. Wahrlich, mein Wille ist unwandelbarer als eure Gesetze, und mein einfaches Wort mehr, als eure Eide." Ueberrascht und bestürzt ob solch' unerwarteter Zurechtweisung, kehrten die Gesandten nach Rom zurück.

Da von dem Trotz der Römer Schlimmes zu befürchten stand, ließ Friedrich, auf den Rath des Papstes, durch tausend auserlesene Ritter in der Nacht die Peterskirche und die Leonische Burg besetzen und brach erst am folgenden Morgen (18. Juni 1125), von seinem Heere gefolgt, nach der Stadt auf. Ungehindert gelangte er, Dank der getroffenen Vorsichtmaßregeln, durch das goldene Thor und die Leostadt bis zur Peterskirche, an deren Stufen ihn der Papst, der schon vor ihm nach Rom zurückgekehrt war, mit den Kardinälen erwartete. Nachdem er demselben eidlich gelobt, ohne Trug und Falschheit den heiligen Petrus und seine Nachfolger zu schirmen, empfing er unter dem lauten Jubel aller Anwesenden aus Hadrians Hand die Kaiserkrone und kehrte dann in das Lager zurück, das er vor den Thoren der Stadt hatte aufschlagen lassen. Während hier die Deutschen an wohlbesetzten Tafeln die Erhebung ihres Königs feierten, drangen plötzlich große Schaaren bewaffneter Römer in das kaiserliche Lager ein, um Rache dafür zu nehmen, daß der König ohne Wissen und Willen des Senates und Volkes die Kaiserkrone empfangen. Die überraschten Deutschen, die ihre Waffen abgelegt, waren Anfangs im Nachtheil, und Friedrich selbst, der von dem Krönungsmahle an die Spitze seines Heeres geeilt, gerieth in Lebensgefahr; doch blieb der schließliche Sieg den Deutschen. Von den Römern hatten über zweitausend theils von der Hand der Kaiserlichen, theils in den Fluthen des Tiber den Tod gefunden, und siebenhundert wurden als Gefangene dem Stadtpräfekten übergeben.

Trotz des errungenen Sieges ließ Friedrich schon am folgenden

Tage, ohne die Stadt wieder betreten zu haben, sein Lager abbrechen, weil die in ihrem Trotz verharrenden Römer keine Lebensmittel lieferten und Krankheiten im Heere, durch die den Deutschen verderbliche Sonnengluth erzeugt, sowie die Ungeduld der zur Heimkehr drängenden Großen, deren Dienstzeit ablief, den Kaiser zu raschem Aufbruch nöthigten. Nachdem er noch mit dem Papste zu Tivoli das Peter- und Paulsfest gefeiert, verabschiedete er sich von demselben und trat, während Hadrian an verschiedenen Orten, zuletzt in Benevent, seinen Aufenthalt nahm, den Rückweg nach Norden an. Nach der Züchtigung der Spoletiner, die nur einen Theil des ihnen auferlegten Zinses und selbst diesen in falscher Münze gezahlt und überdies einen aus Apulien zurückkehrenden kaiserlichen Gesandten in ihren Mauern gefangen hielten, wandte sich Friedrich nach Ankona, wo ein Theil der Großen sich mit seiner Zustimmung zu rascherem Aufbruch nach der Heimath von dem Hauptheere trennte; dann zog er weiter nach der Lombardei und erreichte zu Anfang September die Gegend von Verona.

Da die Veroneser auf Grund eines von früheren Kaisern ihnen gewährten Privilegiums dem kaiserlichen Heere den Durchzug durch ihre Stadt verweigerten, mußte Friedrich unterhalb Verona's die Etsch überschreiten. Um ihm bei dem Uebergang über diesen Fluß mit den Seinigen den sicheren Untergang zu bereiten, hatten die Veroneser, im Einvernehmen mit den Mailändern, die Brücke, zu deren Errichtung sie verpflichtet waren, äußerst fahrlässig gebaut und oberhalb derselben große Balken zu starken Flößen verbunden, die während des Ueberganges der Deutschen gegen die Brücke antreiben sollten. Die Schnelligkeit, mit welcher auf Friedrichs Befehl der Uebergang ins Werk gesetzt wurde, machte die verrätherische Absicht der Veroneser zu Schanden; denn erst als die Deutschen alle das jenseitige Ufer erreicht hatten, stürzte die Brücke unter dem gewaltigen Anprall der Flöße zusammen, wobei mehrere Lombarden, die dem kaiserlichen Heere gefolgt waren, in den Fluthen der Etsch den Tod fanden.

Nicht besser gelang ein zweiter, von den Lombarden zur Vernichtung des kaiserlichen Heeres ausgesonnener Anschlag. Mehrere hundert Veroneser hatten eine Burg besetzt, die an der engsten Stelle des Etschthales die Straße vollständig absperrte, und schleuderten, als Friedrich sie auffordern ließ, sich aus derselben zurückzuziehen, gewaltige Steine auf die Deutschen herab, wobei sie höhnend von jedem Ritter Harnisch und Pferd und von dem Kaiser ein hohes Lösegeld verlangten. Da unternahm der tapfere Pfalzgraf Otto von Wittelsbach das kühne Wagniß, mit zweihundert leicht bewaffneten Jünglingen unter unsäglichen Mühen und Gefahren einen die Burg überragenden Felsen zu erklettern, der, nackt

und zerklüftet, nur Vögeln zugänglich schien und daher von den Insassen der Burg nicht besetzt worden war. Indem Einer sich auf die Schultern des Andern stellte, aus Lanzen Leitern gefertigt und an einigen Stellen Stufen eingehauen wurden, gelang es, den Gipfel zu erreichen, von wo aus die Burg nach einem heißen Kampfe erstürmt wurde. Wer von der Besatzung dem feindlichen Schwerte entronnen, wurde zum Strange verurtheilt. Nachdem Friedrich mit den Seinigen auch dieser Gefahr glücklich entgangen, gelangte er ohne weitere Unfälle und Hemmnisse das Etschthal aufwärts nach Brixen.

Friedrichs erste Sorge nach seiner Rückkehr von seinem Römerzug galt der strengsten Handhabung der Gerechtigkeit Denen gegenüber, die während seiner Abwesenheit den Frieden des Reiches gestört. Auf dem Reichstage zu Worms wurden der Erzbischof Arnold von Mainz und der Pfalzgraf Hermann von Stahleck, die trotz der Abmahnungen des Kaisers durch eine blutige und verwüstende Fehde den Landfrieden gebrochen, mit ihren Genossen zu der seit langer Zeit nicht mehr in Anwendung gebrachten entehrenden Strafe des Hundetragens verurtheilt. Dem Erzbischof von Mainz wurde in Anbetracht seines Alters und seiner Stellung die Strafe nachgelassen; dagegen trugen der Pfalzgraf und zehn seiner vornehmsten Anhänger jeder einen Hund eine Meile weit auf dem Rücken. Der Pfalzgraf, der die erlittene Schmach nicht verwinden konnte, zog sich in das Kloster Eberach zurück, wo er bald darauf starb. Die erledigte Pfalzgrafschaft verlieh Friedrich seinem Bruder Konrad. Mit der gleichen Strenge, wie gegen die Friedensbrecher, ging Friedrich gegen die Raubritter vor, die besonders am Rheine ihr Unwesen trieben. Ihre Schlösser wurden gebrochen und die meisten der ritterlichen Uebelthäter zum Strange verurtheilt. Auch die ohne kaiserliche Genehmigung eingeführten Rheinzölle hob Friedrich auf und befreite dadurch den Handel und Verkehr von gesetzwidrigen Fesseln.

Schon im Jahre 1153 hatte Friedrich sich, während des Reichstags zu Konstanz, von seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter des Markgrafen von Vohburg, die ihm keine Kinder geboren, auf Grund zu naher Verwandtschaft scheiden lassen. Hierauf hatte er sich um die Hand der griechischen Prinzessin Maria beworben; das Vermählungsprojekt war jedoch an den übertriebenen Forderungen des Kaisers Manuel Comnenus gescheitert. Im Sommer 1056 vermählte er sich mit der sechzehnjährigen, durch Bildung, Schönheit und edle Sitte ausgezeichneten B e a t r i x, der Tochter und Erbin des Grafen Rainald von Burgund, der sich im Besitze der Erzgrafschaft zu behaupten gewußt, und brachte dadurch die alten Rechte des Reiches auf dieses Land wieder zur Geltung. Um den

auch von ihm anerkannten Ansprüchen des Zähringers Berthold IV. auf die dem Vater desselben von Kaiser Lothar verliehene burgundische Erzgrafschaft gerecht zu werden, übertrug er demselben die Schutzvogtei über die Bisthümer Lausanne, Genf und Sitten, nebst der Statthalterschaft diesseits des Jura.

Kurz nach seiner zu Würzburg im Beisein vieler Fürsten und Großen gefeierten Vermählung brachte Friedrich den noch immer fortdauernden Streit zwischen Heinrich dem Löwen und Heinrich Jasomirgott wegen des Besitzes von Baiern zur endgiltigen Entscheidung. Schon vor seiner Romfahrt hatte er, da er in den Welfen lieber Freunde als Feinde sehen wollte, auf dem Reichstage zu Goslar nicht nur Welf VI. durch die Belehnung mit der Markgrafschaft Tuscien und dem Herzogthum Spoleto auf seine Seite gezogen, sondern auch Heinrich dem Löwen Baiern zugesagt; Heinrich Jasomirgott hatte sich jedoch geweigert, seine Ansprüche auf ein Land aufzugeben, mit welchem er von Konrad III. rechtsgiltig belehnt worden. Auf dem Reichstage zu Regensburg (September 1156) gelang es endlich dem Kaiser, einen Ausweg zu finden, der die Zustimmung des Babenbergers erhielt. Friedrich verwandelte nämlich dessen Markgrafschaft Oesterreich, unter Hinzufügung des Landes ob der Ens, in ein unabhängiges, mit großen Vorrechten ausgestattetes Herzogthum, das, gegen die Regel der damaligen Zeit, auch in weiblicher Linie forterben sollte; dagegen gab Heinrich Jasomirgott Baiern an den Kaiser zurück, der es hierauf an Heinrich den Löwen übertrug, so daß dieser, gleich seinem Vater, in den Besitz zweier Herzogthümer kam.

Im Jahr 1157 unternahm Friedrich einen Feldzug gegen Polen, um den von seinem Bruder Boleslaw IV. vertriebenen Herzog Wladislaw wieder in Besitz des ihm zugehörigen Landestheiles zu setzen und zugleich die Oberherrschaft der deutschen Krone über Polen fester zu begründen. Boleslaw unterlag im Kampfe und that, barfuß und das entblößte Schwert am Halse, fußfällig vor dem Kaiser Abbitte, der ihm gegen die Zusage der Zurückgabe Krakau's und Schlesiens an seinen Bruder Wladislaw und der Auszahlung bedeutender Summen an den Kaiser, die Fürsten und die Kaiserin den Frieden bewilligte, für dessen Aufrechthaltung Boleslaw Geiseln stellen mußte. Dem tapferen und einsichtsvollen Herzog Wladislaw II. von Böhmen ertheilte Friedrich, zur Belohnung der Dienste, die ihm derselbe im polnischen Kriege geleistet, für seine Person die Königswürde.

Zu welchem Ansehen das Reich seit dem Regierungsantritte Friedrichs bei den Nachbarn gelangt war, zeigte sich besonders auf dem glänzenden Reichstage, den der Kaiser im September 1157 zu Würzburg abhielt. Auf demselben erschienen, außer sämmtlichen

deutschen Fürsten und Prälaten, Gesandte aus England, Dänemark, Frankreich, Burgund, Italien, Spanien und Griechenland. König Heinrich II. von England übersandte dem Kaiser die kostbarsten Geschenke mit einem Schreiben, worin er ihm sagte: „England und was sonst noch zu Unserer Herrschaft gehört, bieten Wir Euch dar, damit Alles nach Eurem Winke eingerichtet werde. Es sei zwischen unseren Völkern Einigkeit und sicherer Verkehr, doch so, daß Euch, als dem Größeren, der Befehl verbleibe, wogegen Uns der Wille zum Gehorsam nicht fehlen wird.“ Auf dem im Oktober desselben Jahres abgehaltenen Reichstag zu Besançon erschienen alle burgundischen Großen, geistlichen wie weltlichen Standes, um dem Kaiser zu huldigen, dessen Einfluß sich wieder über das gesammte arelatische Reich erstreckte.

Auf dem Reichstage zu Besançon trat zuerst die beginnende Spannung zwischen Friedrich und dem Papste Hadrian zu Tage. Dieser war bald nach des Kaisers Abzug in einen Streit mit dem König Wilhelm von Sicilien, Rogers II. Sohne, gerathen, der sich nach dem Tode seines Vaters, ohne die Einwilligung des Papstes, seines Oberlehensherrn, eingeholt zu haben, zum König hatte krönen lassen. Da Hadrian ihm deßhalb, zur Wahrung seiner Rechte, den königlichen Titel verweigerte, war er mit Heeresmacht in den Kirchenstaat eingefallen, worauf der Papst den Bann über ihn ausgesprochen. Um die Aufhebung desselben zu erzwingen, belagerte ihn Wilhelm im Jahre 1156 in Benevent und erlangte dadurch in der That einen Frieden, in welchem ihn der Papst, unter Lossprechung vom Banne, als König von Sicilien und Herzog von Apulien anerkannte und ihm die Investitur ertheilte, wogegen Wilhelm ihm den Eid als Vasall des römischen Stuhles leistete und sich zur Entrichtung eines jährlichen Tributs von 600 Goldgulden verpflichtete.

Dieser Friede, zu dessen Genehmigung den Papst nur die zwingende Macht der Verhältnisse hatte bewegen können, durchkreuzte den Plan des Kaisers, den König Wilhelm unter dem Vorwande der Kirchenfeindlichkeit zu bekämpfen, um die Krone von Sicilien mit der Kaiserkrone vereinigen zu können; er war daher über denselben im höchsten Grade mißstimmt und beschuldigte in seinem Unmuth den Papst der Verletzung des Konstanzer Vertrags, aus welchem er in vollständig unbegründeter Weise die Verpflichtung des Papstes herleiten wollte, nur im Einvernehmen mit ihm mit Sicilien Frieden zu schließen. Weit größere und besser begründete Vorwürfe hätte dagegen der Papst dem Kaiser zu machen gehabt; denn dieser verfügte nicht nur, unbekümmert um die Bestimmungen des Wormser Konkordats, ganz willkürlich über erledigte Bisthümer, sondern erlaubte sich auch in vielen andern Beziehungen

Eingriffe in die Rechte der Kirche und hatte überdies mit dem byzantinischen Hofe Unterhandlungen angeknüpft, durch welche die Interessen des apostolischen Stuhles in Apulien schwer gefährdet erschienen. So lange Wibald von Stablo der Erste gewesen im Rathe des Kaisers, hatte dieser sich der Kirche gegenüber noch in den Schranken der Mäßigung gehalten; aber der Einfluß dieses verdienstvollen Mannes war schon seit einiger Zeit in den Hintergrund gedrängt durch das wachsende Ansehen des zum kaiserlichen Kanzler ernannten sächsischen Grafen Rainald von Dassel, eines Mannes, der mit einer ungewöhnlichen geistigen Begabung, großer Gewandtheit, ausdauernder Thätigkeit und glänzender Beredtsamkeit einen schrankenlosen Ehrgeiz verband und durch seinen Einfluß auf Friedrich dessen Anschauungen von der kaiserlichen Machtvollkommenheit bis zur vollständigsten Mißachtung aller Rechte der Kirche steigerte.

Einen neuen Grund zur Unzufriedenheit gab Friedrich dem Papste dadurch, daß er, als der greise Erzbischof Eskill von Lund auf der Rückreise von Rom in Lothringen überfallen und unter schweren Mißhandlungen gefangen genommen worden, trotz der päpstlichen Ermahnungen weder zur Bestrafung dieses Frevels, noch zur Befreiung des völkerrechtswidrig in Haft gehaltenen Prälaten den geringsten Schritt that. Hadrian entsandte daher die Kardinäle Roland und Bernhard nach Besançon, um dem Kaiser ein päpstliches Schreiben zu überbringen, in welchem derselbe, unter dem Hinweis auf die ihm von dem Papste so vielfach bewiesenen freundlichen Gesinnungen, dringend um Abhilfe gebeten wurde. „Bedenke doch, glorwürdigster Sohn“, hieß es in demselben, „wie bereitwillig und freudig Deine Mutter, die heilige römische Kirche, Dich aufgenommen, mit welch' herzlicher Liebe sie Dich behandelt, welche Fülle der Würde und Ehre sie Dir übertragen, wie sie den Schmuck der Kaiserkrone Dir aufgesetzt und in ihrem Schooße Deine Hoheit zu fördern gesucht hat, indem sie durchaus nichts that, was Deinem Willen auch nur im Mindesten entgegen war. Auch reut es Uns nicht, Deine Wünsche in Allem erfüllt zu haben, sondern Wir würden Uns mit Recht freuen, wenn es möglich wäre, daß Deine Erhabenheit noch größere Wohlthaten (Beneficia) von Unserer Hand erhielte.“

Als der Kanzler Rainald der Versammlung dieses Schreiben verdeutscht vortrug und dabei das Wort Beneficia, unzweifelhaft mit hinterlistiger Absichtlichkeit, statt durch „Wohlthaten“, durch „Lehen“ übersetzte, entstand unter den Fürsten eine stürmische Bewegung, weil sie glaubten, der Papst habe durch dieses Wort andeuten wollen, daß er den Kaiser als einen Vasallen des römischen Stuhles betrachte. Noch größer wurde die Aufregung, als der

Kardinal Roland, der nachmalige Papst Alexander III., die hier vollständig berechtigte Frage aufwarf: „Von wem hat denn der Kaiser das Kaiserthum, wenn nicht vom Papste?" Außer sich vor Zorn, stürzte der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach mit gezogenem Schwerte auf den Legaten ein und würde ihm den Kopf gespalten haben, wäre er nicht von Friedrich zurückgehalten worden. Dagegen hörte der Kaiser schweigend zu, als der Kanzler und der Pfalzgraf die Legaten mit den heftigsten Schmähungen überhäuften. Er selbst entließ dieselben mit dem strengen Befehl, in der Frühe des nächsten Tages die Stadt zu verlassen und sofort auf dem kürzesten Weg nach Rom zurückzukehren.

Nach dem Schlusse des Reichstages erließ Friedrich ein Rundschreiben an die Stände des Reiches, worin er sich in bitteren Klagen über den Papst erging, welcher Zwietracht in Kirche und Reich ausstreue und ihm, der das Königthum und das Kaiserthum von Gott erhalten, Beleidigungen zufüge, die zugleich alle Fürsten schwer verletzten. „Weil wir aber", so schloß das kaiserliche Schreiben, „bis jetzt darnach getrachtet haben, die Ehre und Freiheit der Kirche, die seit Langem durch das Joch ungebührlicher Knechtschaft niedergedrückt war, den Händen ihrer Bedrücker zu entreißen, und alle ihre Würden und Rechte zu erhalten den Willen haben, so bitten Wir Euch, Ihr wollet ob der Uns und dem Reiche angethanen Schmach mit Uns Schmerz empfinden und nicht gestatten, daß die Ehre des Reiches gekränkt werde."

Hadrian überging die kaiserlichen Schmähungen mit Stillschweigen; dagegen richtete er an die deutschen Bischöfe die Aufforderung, für die seinen Legaten und ihm selbst wegen eines einzigen Wortes zugefügte schnöde Behandlung von dem Kanzler Rainald und dem Pfalzgrafen Otto die gebührende Genugthuung zu erwirken. Aber die Bischöfe fürchteten den mächtigen Monarchen, der außer seinem eigenen Rechte kein anderes anerkannte und im Vollgefühle seiner absoluten Kaisergewalt keinen Widerspruch duldete; daher antworteten sie ganz im Sinne Friedrichs, drückten ihr Befremden über das päpstliche Schreiben aus und baten um ein anderes, das geeignet sei, den Zorn des Kaisers zu besänftigen. Um den Ausbruch eines Konfliktes zu verhüten, der bei Friedrichs Macht und Gesinnung für die Kirche wie für das Reich gleich verderbliche Folgen hätte nach sich ziehen können, sandte Hadrian zu Ostern 1058 zwei andere Legaten nach Deutschland, um dem Kaiser, der eben zu Augsburg einen Reichstag hielt, ein neues, in versöhnlichem Tone abgefaßtes Schreiben zu überbringen. Der Papst erklärte in demselben ausdrücklich, daß die Deutung, die auf dem Reichstage zu Besançon dem von ihm gebrauchten Worte Beneficium gegeben worden, eine durchaus falsche und ungerechtfertigte gewesen,

da er dieses Wort, wie sich aus dem ganzen Zusammenhang klar ergebe, in seiner ursprünglichen und eigentlichen Bedeutung genommen und also nicht von Lehen, sondern von Wohlthaten geredet habe. Friedrich, dem für den Augenblick eine, wenn auch nur äußere Wiederherstellung des guten Einvernehmens mit dem Papste erwünscht war, erklärte sich befriedigt und entließ die Legaten mit reichen Geschenken.

Nach dem Schlusse des Augsburger Reichstags trat Friedrich seinen zweiten, schon seit längerer Zeit beschlossenen Zug nach Italien an, um den Trotz der Mailänder zu brechen, die nicht nur, dem Kaiser zum Hohn, das von ihm zerstörte Tortona wieder aufgebaut, sondern auch Lodi und Como mit neuen Verwüstungen heimgesucht, das Gebiet des Grafen von Montferrat, der ihrer wachsenden Macht entgegengetreten, mit Krieg überzogen und mehrere seiner Schlösser erobert und das kaiserlich gesinnte Pavia nach einer erlittenen Niederlage zu einem demüthigenden Vertrage gezwungen hatten. Nachdem das in fünf Kolonnen getheilte deutsche Heer, das glänzendste, das je von einem Kaiser über die Alpen geführt worden, auf verschiedenen Wegen die oberitalienische Ebene erreicht hatte, bezog Friedrich vor Brescia ein Lager, um den Mailändern Zeit zu lassen, des Reiches Gnade nachzusuchen. In der That erschienen in dem kaiserlichen Lager mailändische Abgeordnete, die ihre Vaterstadt zu rechtfertigen und den Kaiser durch klug geführte Unterhandlungen und reiche Geldspenden zu bewegen suchen sollten, des Reiches Rechte an dieselbe freiwillig aufzugeben. Friedrich verlangte jedoch Unterwerfung, und da die mailändischen Abgeordneten dieselbe verweigerten, wurde die Stadt in die Acht erklärt, zu deren Vollstreckung die der mailändischen Partei feindlich gesinnten Städte dem Kaiser freudig Beistand zusagten.

Am 6. August erschien das deutsche Heer vor den Mauern von Mailand, und schon nach wenigen Tagen war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Anfangs leisteten die Mailänder tapferen Widerstand; aber bald brach der Hunger ihren Trotz, und da überdies der höhere städtische Adel die Aufrechthaltung des kaiserlichen Ansehens wünschte, suchten sie durch die Vermittlung der deutschen Fürsten den Frieden zu erlangen. Der Kaiser erklärte sich bereit, ihnen denselben zu bewilligen, sofern sie geloben wollten, die Städte Lodi und Como fortan in ihren Rechten und Freiheiten auf keine Weise mehr zu kränken, dem Kaiser Treue zu schwören, eine kaiserliche Pfalz in ihren Mauern zu erbauen, dem Kaiser, seiner Gemahlin und den Ständen neuntausend Mark Silber in drei Terminen zu zahlen, dem Kaiser dreihundert Geiseln zu stellen und den angemaßten Hoheitsrechten, wie Münzen, Zölle, Hafen-, Fluß- und Brückengelder rc., zu entsagen. Das Recht, ihre Konsuln selbst zu

wählen, solle ihnen verbleiben, der Gewählte jedoch der kaiserlichen Bestätigung bedürfen.

Nachdem diese Bedingungen angenommen und beschworen worden, erschien am 8. September die gesammte Einwohnerschaft von Mailand, die Geistlichkeit, der Adel und die Konsuln barfuß, ohne Oberkleider und mit Schwertern auf dem Nacken, die Bürger mit Stricken um den Hals, vor dem Kaiser, für welchen zur Entgegennahme ihrer persönlichen Unterwerfung in einer gewissen Entfernung von der Stadt auf freiem Felde ein Thron erbaut worden. Alle fielen dem Kaiser zu Füßen, während der Bürgermeister Obertus ab Orto im Namen der Stadt Abbitte that. „Wir haben gesündigt," sprach er, „wir haben unrecht gehandelt; wir bitten um Verzeihung; wir legen unsere Schwerter vor Euch nieder und unser Leben in Eure Hand." Friedrich drückte den Gedemüthigten seine Freude darüber aus, daß sie ihn der Nothwendigkeit überhoben hätten, ihnen ferner Böses zuzufügen, und erklärte die über die Stadt ausgesprochene Acht für aufgehoben.

Nach der Unterwerfung von Mailand entließ Friedrich den größten Theil seines Heeres und schrieb für den November einen großen Reichstag nach der ronkalischen Ebene aus. Auf demselben sollten die vier berühmtesten Professoren der Rechtsgelehrsamkeit aus Bologna, die Doktoren Bulgarus, Martinus Gosia, Jakobus und Hugo (de Alberico) de Porta Ravennate, unter Zuziehung von achtundzwanzig Abgeordneten aus vierzehn italienischen Städten, die Verhältnisse des Königreichs Italien definitiv ordnen und die Rechte des Reiches den Lombarden gegenüber auf Grund eingehender Untersuchungen bestimmt feststellen. Die von denselben getroffenen und von Friedrich sanktionirten Bestimmungen sprachen dem Kaiser, außer allen Hoheitsrechten oder Regalien, als Münze Zölle, Wege-, Hafen-, Fluß- und Brückengelder, Fischereien, Salzquellen, Bergwerke, erledigte und eingezogene Güter, das Recht zu, mit Beistimmung des Volkes in allen Städten die Podesta (kaiserliche Landvögte), Konsuln und andere obrigkeitlichen Personen einzusetzen, die Herzogthümer, Markgrafschaften und Grafschaften zu vergeben, zum Heereszuge aufzurufen und alle Lieferungen zum Römerzuge, Spann- und Fuhrdienst zu Wasser und Land, zu fordern, erklärten alle Veräußerungen und Verpfändungen von Lehen ohne Beistimmung und zum Nachtheile des Lehensherrn für ungiltig und untersagten jede eigenmächtige Fehde, da Niemand sich selbst Recht verschaffen dürfe, sondern dasselbe vor dem Richter suchen solle.

Durch diese Bestimmungen, welche sogleich und in der Folge alle fünf Jahre auf's Neue von den Kapitanen [1]), Valvassoren und

1) Die Kapitani waren die größeren Lehensleute der Bischöfe, denen die Gerichtsbarkeit über kleinere Bezirke übertragen war.

allen Bürgern von achtzehn bis siebzig Jahren beschworen werden sollten, wurde nicht nur den längst ausgebildeten und befestigten Verhältnissen des oberen Italiens ein völliger Vernichtungskrieg erklärt und der Wille des Kaisers als die Quelle alles öffentlichen Rechtes bezeichnet, sondern auch das materielle Interesse der lombardischen Städte auf das Schwerste geschädigt. Berechneten doch die Lombarden den Verlust, den sie durch die Zurückgabe der von ihnen bisher ausgeübten Hoheitsrechte erlitten, jährlich auf nicht weniger als 30,000 Pfund Silber. Friedrich durfte daher auch kaum erwarten, daß die Lombarden und insbesondere die Mailänder, denen er das Recht der Wahl ihrer Konsuln ausdrücklich zugestanden, sich widerstandslos den ronkalischen Beschlüssen fügen würden, zu welchen die städtischen Abgeordneten auch wohl nur in der Hoffnung ihre Zustimmung gegeben, daß der Kaiser in der Durchführung derselben die Sonderrechte der einzelnen Städte fortbestehen lassen werde; er hielt jedoch seine Macht für zu fest begründet, um sich nicht der sicheren Hoffnung hinzugeben, daß es ihm ein Leichtes sein werde, jedweden Widerstand zu brechen.

Im Vollgefühle der errungenen Machtfülle zögerte Friedrich nicht, dem Papste mit der nämlichen Rücksichtslosigkeit entgegen zu treten, wie den Lombarden. Er schrieb auch im Kirchenstaate die gleichen Leistungen für das Heer aus, die ihm nach den ronkalischen Beschlüssen in der Lombardei zustanden, beanspruchte die Landeshoheit in Rom, da ohne dieselbe, wie er meinte, sein Kaisertitel ein hohler Name sei, belehnte seinen Oheim Welf VI. von Altorf mit dem gesammten Erbe der Markgräfin Mathilde, ohne Rücksicht auf deren testamentliche Bestimmungen zu Gunsten des apostolischen Stuhles, deren Giltigkeit noch durch Lothar II. ausdrücklich anerkannt worden, und ernannte, im Widerspruch mit den Bestimmungen des Wormser Konkordats, seinen Kanzler Rainald zum Erzbischof von Köln und den Sohn des mailändischen Grafen von Blandrata, seines Günstlings, zum Erzbischof von Ravenna. Die Weigerung Hadrians, diese Ernennungen zu bestätigen, sowie Friedrichs fortgesetzte rücksichtslose Willkür, gegen welche der Papst vergebens seine warnende Stimme erhoben, führten zu einem äußerst gereizten Schriftwechsel zwischen Hadrian und dem Kaiser, in welchem der Letztere schließlich in der Verletzung aller Formen des Anstandes und des Herkommens so weit ging, daß er in seinen Briefen seinen Namen dem des Papstes vorsetzte und diesen im Singular anredete, während er von sich selbst im Plural zu sprechen fortfuhr.

Dieser beständigen Reibungen müde, entsandte Hadrian zu Ostern 1159 mehrere Kardinäle an den Kaiser, um denselben aufzufordern, von seinen den Rechten des apostolischen Stuhles zu-

widerlaufenden Forderungen abzustehen und der römischen Kirche alle ihr entzogenen Besitzungen, einschließlich des Mathildischen Erbes, zurückzugeben. Statt dieser Aufforderung nachzukommen, erklärte Friedrich seine Forderungen für durchaus berechtigt und beschuldigte seinerseits den Papst der Nichtbeachtung seiner Kaiserrechte. Da unter diesen Umständen die begonnenen Unterhandlungen zu keinem Resultate führen konnten und Friedrichs ganzes Benehmen, insbesondere auch seine mit dem römischen Volke angeknüpften Verbindungen zur Genüge bekundeten, daß er vor einem vollständigen Bruche mit Hadrian nicht zurückschrecke, setzte sich dieser, von der Unabwendbarkeit des offenen Kampfes mit dem Kaiser überzeugt, mit den Lombarden in Verbindung und schien entschlossen, die von den eifrigeren Kardinälen schon längst geforderte Exkommunikation Friedrichs auszusprechen. Um noch einen letzten Versuch zur Herbeiführung einer Sinnesänderung bei dem Kaiser zu machen, richtete er an denselben im Juni 1159 von Palästrina aus, wohin er sich wegen der feindlichen Haltung der Römer zurückgezogen, ein Schreiben, worin er ihn nochmals an seine Sohnespflichten der Kirche gegenüber mahnte und ihn dringend bat, nicht weiter zu gehen auf dem Wege des Uebermuthes und des Stolzes. Dieser Schritt verfehlte jedoch vollständig die beabsichtigte Wirkung: Friedrichs Antwort übertraf an rücksichtsloser Schroffheit und stolzer Ueberhebung alles, was er sich bis dahin in seinen Briefen an den Papst erlaubt hatte. Seine Exkommunikation würde zweifellos erfolgt sein, wäre dieselbe nicht für den Augenblick durch den am 1. September 1159 zu Anagni eingetretenen Tod des Papstes verhindert worden.

Inzwischen war in der Lombardei der Kampf gegen Friedrich auf's Neue entbrannt. Die nächste Veranlassung dazu hatte ein in Mailand bei Gelegenheit der Durchführung der ronkalischen Beschlüsse ausgebrochener Volksaufstand gegeben, bei welchem die Konsuln nur mit Mühe die kaiserlichen Kommissarien vor dem Tode hatten schützen können. Der über diese Vorgänge und insbesondere über die seinen Gesandten zugefügte Unbill auf's Höchste erzürnte Kaiser war entschlossen, mit rücksichtsloser Strenge gegen die Mailänder vorzugehen; doch setzte er ihnen zuvor eine mehrmalige Frist zur Abbitte und Genugthuung. Nachdem sie diese unbenutzt hatten verstreichen lassen, wurde im April 1159 über ihre Stadt wegen Aufruhrs und Verraths zum anderen Male die Reichsacht ausgesprochen. Sofort begannen sie selbst die Feindseligkeiten und rissen auch andere Städte zur Auflehnung gegen den Kaiser hin.

Da Friedrichs Streitkräfte zu einem Angriff auf Mailand nicht ausreichten, wandte er sich zunächst gegen das mit demselben

verbündete Crema, bei dessen Belagerung die ganze Wildheit des entfesselten Hasses der kämpfenden Parteien in schaudererregender Weise zu Tage trat. Die Belagerten rissen kaiserliche Gefangene auf den Mauern in Stücke, und die Belagerer spielten mit den abgeschlagenen Köpfen der in ihre Hände gefallenen Cremenser wie mit Bällen. Um die Vertheidigung der Belagerten zu lähmen, ließ Friedrich eine Anzahl von Geiseln, darunter mehrere Kinder, an einen Belagerungsthurm binden und diesen gegen die Mauer vorrücken; die Cremenser ließen sich jedoch durch die Todesgefahr der Ihrigen nicht abhalten, ihre Wurfgeschosse gegen den Thurm zu richten, und priesen dabei laut das Loos Derer, denen statt eines ruhmlosen Lebens ein edler Tod für das Vaterland bestimmt sei; dann aber ermordeten sie voll Rachedurst alle in der Stadt befindlichen kaiserlichen Gefangenen.

Nach einer siebenmonatlichen heldenmüthigen Gegenwehr sahen sich die Cremenser, da ein Versuch der Mailänder, die Stadt zu entsetzen, mißlungen war, am 27. Januar 1160 zur Ergebung gezwungen. Friedrich gewährte ihnen freien Abzug; ihre Stadt wurde jedoch geplündert und zerstört.

## Papst Alexander III.

(1159—1181.)

Nach dem Tode Hadrians wurde von der überwiegenden Mehrzahl der Kardinäle der ebenso gelehrte und thatkräftige, als entschieden kirchlich gesinnte Kardinalkanzler Roland Bandinelli von Siena als Alexander III. auf den päpstlichen Stuhl erhoben; nur zwei von der kaiserlichen Partei gewonnene Kardinäle gaben ihre Stimmen dem Kardinal Oktavian, der schon längst insgeheim Friedrichs Zwecke zu fördern gesucht. Während Alexander III. nur durch das dringende Zureden seiner Wähler bewogen werden konnte, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, zeigte Oktavian, der sich Viktor IV. nannte, eine so unwürdige Hast, sich mit den Abzeichen seiner neuen Würde zu bekleiden, daß er seinem Gegner den päpstlichen Mantel gewaltsam entriß und sich unter dem Schutze seiner bewaffnet herzugeströmten Anhänger sofort inthronisiren ließ. Der Gewalt weichend, zog sich Alexander III., der durch die in Rom zahlreich vertretene kaiserliche Partei selbst sein Leben bedroht sah, mit seinen Freunden nach der Burg von St. Peter zurück. Von hier wurde er durch die für den Gegenpapst gewonnenen Senatoren als Gefangener in einen festen Thurm in Trastevere gebracht, doch schon nach wenigen Tagen durch die Frangipani und

das römische Volk, für welches Viktor IV. nach dem Bekanntwerden der Geschichte seiner Wahl ein Gegenstand des Hohnes und der Verachtung geworden, befreit und nach Nympha geleitet, wo er von dem allein rechtmäßigen Konsekrator, dem Kardinalbischof von Ostia, geweiht und mit der päpstlichen Tiara geschmückt wurde. Von Terracina aus, wohin er sich mit den Kardinälen begeben, sprach er über den Gegenpapst, nachdem derselbe die ihm zur Umkehr gesetzte Frist unbenutzt hatte verstreichen lassen, die Exkommunikation aus.

Obgleich Friedrich entschlossen war, dem Gegenpapst Viktor, von welchem er die vollständigste Unterstützung seiner kirchenfeindlichen Politik erwarten durfte, zum Siege zu verhelfen, wollte er doch den Schein der Unparteilichkeit wahren und zugleich diese Gelegenheit benützen, um seine „kaiserlichen Rechte“ geltend zu machen. Er schrieb deßhalb eine s. g. Synode nach Pavia aus und „befahl“ beiden Gewählten, dort zu erscheinen, um die kaiserliche Entscheidung darüber zu vernehmen, welcher von ihnen als rechtmäßiger Papst anzuerkennen sei. Dabei bekundete jedoch die abweichende Form der beiden Einladungsschreiben, von denen das eine an den „Kardinal Roland“ gerichtet war, während in dem andern Oktavion als „Papst Viktor“ angeredet wurde, zur Genüge, daß des Kaisers Entscheidung bereits fest stand.

Alexander III. lehnte die kaiserliche Einladung ab, indem er gegen die von dem Kaiser in Anspruch genommene Berechtigung zur Zusammenberufung eines Concils protestirte, das über das Oberhaupt der Kirche zu Gericht sitzen solle. „Wohl anerkenne er“, so erklärte er den Botschaftern Friedrichs, „ihren kaiserlichen Herrn, wie es die hohe, ihm übertragene Würde erheische, als Anwalt und Vertheidiger der heiligen römischen Kirche. Daher wünsche er ihn auch vor allen Fürsten der Erde auszuzeichnen, so weit dies unbeschadet der Ehre des Königs der Könige geschehen dürfe. Wo aber der Kaiser nur geehrt werden könne durch Beleidigung dieses himmlischen Königs, da sei dieser vielmehr zu fürchten, seine Ehre zu schützen. Ohne Wissen des Papstes habe der Kaiser eine Synode versammelt; wie ein Mensch, der Macht über ihn habe, ihn zu sich entboten. Und doch sei es gerade das dem heiligen Petrus selbst und der vor ihm gegründeten heiligen römischen Kirche übertragene Vorrecht, alle ihre Angelegenheiten durch ihre Autorität zu entscheiden, sich selbst aber keines Menschen Urtheil zu unterwerfen. Wenn daher der Kaiser, durch welchen dieses Vorrecht geschützt werden sollte, sich selbst eine Verletzung desselben erlaube; wenn er seiner geistlichen Mutter in einem gebieterischen Tone schreibe, wie einer Sklavin: so könne und dürfe er das nicht dulden. Das vom Kaiser berufene Concil zu besuchen, dessen Richterspruch anzuerkennen, er-

laube die kanonische Ueberlieferung, sowie das Ansehen der heiligen Väter nicht, und er würde des Himmels Strafe und der ganzen Kirche härtesten Tadel verdienen, wenn durch seine Unkenntniß, durch seinen Kleinmuth die durch Christi theures Blut erlöste Kirche, für deren Freiheit die frommen Väter selbst ihr Leben geopfert, wieder in Knechtschaft geriethe. Vielmehr müsse auch er, ihrem Beispiele nachfolgend, wenn die Bedrängniß der Zeit es erheische, das Aeußerste wagen."

Anders benahm sich der Gegenpapst, dem sowohl Friedrichs Anrede in dem an ihn ergangenen Einladungsschreiben, als das Benehmen der kaiserlichen Gesandten, die ihm dasselbe knieend überreichten, die Gewißheit gab, daß der Kaiser sich für ihn entschieden. Ohne Rücksicht auf die zu wahrenden Rechte des apostolischen Stuhles sagte er sein Erscheinen auf der kaiserlichen Synode mit freundlicher Bereitwilligkeit zu.

Indessen fanden sich zu Pavia, ungeachtet der an den Klerus aller christlichen Länder ergangenen Einladung zur Betheiligung an der von dem Kaiser ausgeschriebenen Synode, nur lombardische und deutsche Bischöfe ein, und selbst die Letzteren nur in geringer Zahl. Die am 5. Februar 1160 eröffnete Synode erkannte nach sechstägiger Berathung, bei welcher von Seiten Friedrichs und seines Kanzlers Rainald weder Versprechungen noch Drohungen gespart wurden, um die Widerstrebenden dem kaiserlichen Willen gefügig zu machen, Viktor IV. als das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche an, worauf derselbe in glänzender Prozession zu der Domkirche geführt wurde. Friedrich, der ihn im schimmernden Kaiserschmucke am Eingange derselben erwartete, hielt ihm den Steigbügel und warf sich, nachdem Beide, von der anwesenden Geistlichkeit und einer zahlreichen Volksmenge gefolgt, in die Kirche eingetreten, an den Stufen des Altares vor dem „legitimen Papste" zum Fußkusse nieder. Nachdem alle Anwesenden ihm in der gleichen Weise gehuldigt, belegte Viktor den „schismatischen Roland" und dessen Wähler mit dem Anathem.

Die Beschlüsse der kaiserlichen Synode ließ Friedrich sofort im ganzen deutschen Reiche, sowie in Burgund und dem kaiserlichen Italien verkündigen und bedrohte zugleich alle Diejenigen, die dem „rechtmäßigen Papste Viktor" die Anerkennung verweigern würden, mit den schwersten Strafen. Dagegen sprach Alexander III. am 24. März zu Anagni über Friedrich, nachdem er sich vergebens bemüht, denselben zu andern Gesinnungen zu bringen, den Kirchenbann aus.

Friedrichs nächste Sorge war darauf gerichtet, seinem scheinbar gelungenen Werke die Anerkennung der übrigen christlichen Länder Europa's zu erwirken, zu welchem Ende nicht nur kaiserliche Boten

in dieselben entsandt, sondern auch aller Orten falsche Berichte und Denkschriften zu Gunsten Viktors verbreitet wurden. Aber alle Bemühungen Friedrichs, seinem Papst die allgemeine Anerkennung zu verschaffen, blieben fruchtlos; denn auch Alexander III. war nicht unthätig geblieben, und seine Stimme hatte, als die der Wahrheit, überall den mächtigsten Nachhall gefunden. Mit ganz besonderem Eifer und entsprechendem Erfolge wirkten für seine Anerkennung die Cistercienser und die Karthäuser, vor Allen der heiligmäßige, allgemein verehrte Erzbischof Peter von Tarantaise, der frühere Abt des Cistercienserklosters Vauclair. Trotz aller drohenden Erlasse des Kaisers gegen die Anhänger Alexanders trat derselbe nicht nur in der Lombardei mit aller Entschiedenheit gegen den schismatischen Papst auf, sondern feuerte auch alle Brüder seines Ordens im übrigen Italien, in Burgund und vornehmlich in Frankreich an, das Gleiche zu thun. Auf der Synode zu Toulouse, im Herbste 1160, wurde Alexander von den Königen und Bischöfen von Frankreich und England einstimmig als rechtmäßiger Papst anerkannt; das Gleiche geschah bald darauf auch von Seiten Spaniens, Ungarns, Irlands und Norwegens. Selbst in Deutschland stießen die Beschlüsse von Pavia auf vielfachen Widerstand; insbesondere erklärte sich der muthige Erzbischof Eberhard von Salzburg entschieden für Alexander III.

Während dieses religiösen Streites, der in Wahrheit ein Streit um die Freiheit oder Knechtschaft der Kirche war, ruhte auch der politische Freiheitskampf der lombardischen Städte nicht und verschmolz, da Mailand, das Oberhaupt aller lombardischen Gegner Friedrichs, sich mit seinen Bundesgenossen für Alexander erklärt hatte, immer mehr mit jenem.

Friedrich hatte nach dem Falle von Crema einen großen Theil seines Heeres in die Heimath entlassen müssen; er konnte daher gegen das stark befestigte Mailand längere Zeit nichts Entscheidendes unternehmen; als jedoch im Frühjahr 1161 neue Zuzüge aus Deutschland eingetroffen, begann er die Einschließung der stolzen Stadt. Da eine eigentliche Belagerung und Berennung derselben bedeutende Schwierigkeiten dargeboten haben würde, beschloß er, sie durch Hunger und Bedrängnisse aller Art zur Ergebung zu zwingen. Zu diesem Ende wurde die ganze Umgegend verwüstet und durch die Befestigung der umliegenden Schlösser aller Verkehr abgesperrt, so daß der Stadt keinerlei Lebensmittel zugeführt werden konnten. In der That stieg die Noth in dem vollständig abgeschlossenen Mailand allmählich zu einer schreckenerregenden Höhe; dennoch wiesen die Belagerten alle Aufforderungen Friedrichs zur Ergebung beharrlich zurück. Erst nachdem das Uebermaß des Elends den Samen der Zwietracht unter der Bevölkerung ausgestreut, ergab sich die

Stadt, an der Möglichkeit eines längeren Widerstandes verzweifelnd, dem Kaiser, nachdem derselbe alle ihre Friedensanerbietungen zurückgewiesen, auf Gnade und Ungnade.

Am 1. März 1162 erschienen die mailändischen Konsuln mit entblößten Schwertern auf dem Nacken vor Friedrich, erklärten sich des todeswürdigen Verbrechens der Beleidigung der kaiserlichen Majestät für schuldig und thaten Abbitte, indem sie zugleich sich und die Stadt bedingungslos der Macht des Siegers überantworteten und ihm den Eid der Treue leisteten. Das Gleiche thaten drei Tage später dreihundert der vornehmsten Einwohner Mailands, welche dem Kaiser die Schlüssel und die Hauptfahnen der Stadt überbrachten, und am 6. endlich kam die ganze Bürgerschaft, mit Stricken um den Hals, Asche auf den Häuptern und Kreuzen in den Händen, um sich vor dem Kaiser zu demüthigen. Friedrich saß bei Tische, als der unabsehbare Zug unter strömendem Regen sich näherte. Erst nach beendigtem Mahle erschien er auf erhöhter Stelle, umgeben von sämmtlichen Fürsten des kaiserlichen Lagers. In diesem Augenblick senkten sich, unter dem Klange der Posaunen, die das Sterbelied der Freiheit anzustimmen schienen, sämmtliche Fahnen. Lautlos zogen die unabsehbaren Schaaren an dem Kaiser vorüber, und jede Abtheilung legte Fahne und Posaune zu seinen Füßen nieder. Endlich nahte auch das Carrocio, der Fahnenwagen der Stadt, auf hochaufgerichtetem Maste das Bild des heiligen Ambrosius tragend. Als er dem Kaiser gegenüber stand, senkte sich der Baum mit seinem Bilde, wie dahinsterbend, zu Boden, worauf er auf des Kaisers Wink mit Axthieben zertrümmert wurde. Bei diesem Anblick sprengte der langverhaltene Schmerz des Volkes seine Fesseln: unter lautem Wehklagen stürzten Alle, um Erbarmen flehend, zu Boden. Tiefe Rührung ergriff die versammelten Fürsten, und kein Auge blieb thränenleer; nur des Kaisers Antlitz verrieth, kalt und unbeweglich, keine Regung des Mitleids. Erst als der Kanzler Rainald die Urkunde der Uebergabe der Stadt vorgelesen und das Volk derselben, Punkt für Punkt, in vorgeschriebenen Antworten zugestimmt, erhob sich Friedrich und erklärte den von der ängstlichsten Spannung Gefolterten: das Leben, das sie Alle nach dem Gesetze verwirkt, wolle er ihnen schenken und nur solche Maßregeln ergreifen, die es ihnen unmöglich machen würden, künftig ähnliche Verbrechen zu begehen. Nicht ohne die ernstesten Besorgnisse kehrten die Mailänder in ihre Stadt zurück; doch keiner ahnte, wie schwer des Kaisers Strafe sie treffen sollte. Die Entscheidung ihres Schicksals erfolgte auf einem Reichstage zu Pavia, auf welchem die unversöhnlichsten Feinde der Mailänder über die unglückliche Stadt zu Gericht saßen. „Mailand soll leer und wüste sein", so lautete der Spruch der Versammlung. „Binnen acht Tagen ver-

lassen die Einwohner die Stadt, um sich an vier verschiedenen Orten anzubauen, von denen jeder zwei Meilen weit von dem andern entfernt ist." Als dieser furchtbare Spruch in Mailand bekannt wurde, verließen die meisten Einwohner, um nicht Zeuge der Vollstreckung desselben zu sein, unter lautem Jammer ihre Vaterstadt.

Am 26. März hielt der Kaiser mit seinem Heere durch eine in die Mauer gebrochene Bresche voll Siegesstolz seinen Einzug in die gefallene Stadt und ließ dann die Thore, Thürme, Mauern und Festungswerke schleifen und die Gräben ausfüllen. Wie weit sich das Vernichtungswerk über die eigentliche Stadt ausgedehnt, darüber weichen die Nachrichten von einander ab. Nach lombardischen Berichten wurde sie vollständig zerstört und über den wüsten Boden der Pflug gezogen; sicher ist jedoch, daß die meisten Kirchen verschont blieben.

Unter der reichen aus Mailand ausgeführten Beute befanden sich auch die in drei Särgen aufbewahrten Reliquien der heiligen drei Könige. Der Kaiser schenkte dieselben seinem Kanzler Rainald, der sie bei seiner Rückkehr nach Deutschland in seine Metropole Köln brachte, wo sie unter großen Feierlichkeiten in der erzbischöflichen Kathedrale niedergelegt wurden.

Nach dem Falle Mailands entsank auch den übrigen lombardischen Städten, die sich bisher noch der Durchführung der ronkalischen Beschlüsse widersetzt, der Muth zu fernerem Widerstand. Brescia, Piacenza, Imola, Faenza, Bologna und mehrere anderen unterwarfen sich dem Kaiser, meist auf harte Bedingungen. Sie mußten alle ihre Festungswerke zerstören, dem Kaiser Kriegsentschädigungen zahlen, ihm unbedingten Gehorsam geloben und sich den ronkalischen Beschlüssen in allen Punkten fügen. Dagegen erhielten die dem Kaiser befreundeten Städte, namentlich Pavia, Lodi und Cremona, mehrfache Vergünstigungen, insbesondere das wichtige Recht, ihre Obrigkeiten selbst zu wählen. — An den Sieg der kaiserlichen Gewaltherrschaft in der nördlichen Hälfte Italiens sollte sich auch ein zweiter in der südlichen anreihen. Zu diesem Ende verband sich Friedrich mit den Gennesern und Pisanern, mit deren Hilfe er die Länder und Schätze König Wilhelms von Sicilien zu erobern hoffte.

Inzwischen war Alexander III., nachdem er im Juni 1161 in Rom hatte einziehen können, durch die Streitkräfte, die Friedrich nach dem Kirchenstaate entsandt, so sehr in Gefahr gerathen, daß er sich, nachdem er in verschiedenen Städten vergebens eine sichere Zufluchtsstätte gesucht, nach Genua einschiffte, dessen Bewohner ihn festlich empfingen. Da nach dem Falle Mailands auch Genua für ihn kein sicherer Aufenthalt mehr war, begab er sich nach Frank-

reich, wo er auf einer im Mai 1162 zu Montpellier abgehaltenen Nationalsynode nochmals feierlich als rechtmäßiger Papst anerkannt wurde.

Indessen war Friedrich eifrig bemüht, seinem großen Gegner auch in Frankreich den Boden unter den Füßen wegzuziehen, und in der That gelang es ihm, ein Bündniß mit König Ludwig VII. anzubahnen; der Abschluß desselben wurde jedoch durch den Uebermuth Friedrichs, der sich mit seinem Kanzler Rainald und dem Gegenpapste nach Burgund begeben hatte, um durch eine persönliche Zusammenkunft mit Ludwig VII. den Streit der beiden Päpste zu Gunsten Viktors IV. zur Entscheidung zu bringen, sowie durch die besonnene Klugheit Alexanders III. und das entschlossene Auftreten Heinrichs II. von England vereitelt.

Ehe Friedrich Burgund verließ, hielt er im Dome zu Besançon eine Versammlung von Fürsten und Prälaten, in welcher Rainald offen seine kirchenpolitischen Grundsätze enthüllte, indem er dem Kaiser allein das Recht zusprach, den Streit der beiden Päpste zu entscheiden, und die Einmischung der Könige von Frankreich und England in diese Angelegenheit für vermessene Anmaßung und eine Beleidigung der kaiserlichen Hoheit erklärte. Wäre es Friedrich gelungen, diese Grundsätze seines Kanzlers, die viel zu sehr mit seinen Anschauungen von der kaiserlichen Machtvollkommenheit im Einklang standen, als daß er sie nicht zu den seinigen hätte machen sollen, zur Geltung zu bringen, so würde die abendländische Kirche, gleich der byzantinischen, eine Sklavin des Kaiserthums geworden sein. In dem *kaiserlichen* Rom wäre der Papst nichts Anderes mehr gewesen, als ein kaiserlicher Bischof, dessen Wahl in der gleichen Weise dem ausschließlichen Einflusse des Kaisers unterstanden hätte, wie die der übrigen Bischöfe des Reiches. Mit der freien Wirksamkeit der Kirche wäre unter solchen Verhältnissen aber auch ihre Einheit vernichtet gewesen; denn weder Frankreich noch England, noch irgend ein anderer selbstständiger Staat würde sich einem solchen kaiserlichen Papste unterworfen haben.

Als Friedrich im Herbst 1162 aus Burgund nach Deutschland zurückkehrte, war dort die sofortige Ausübung seines kaiserlichen Richteramtes, den mannigfachen während seiner langen Abwesenheit eingerissenen Unordnungen gegenüber, zur dringenden Nothwendigkeit geworden. Ganz besonders erheischten die in Mainz ausgebrochenen Unruhen sein strenges Einschreiten. Der Erzbischof Arnold von Seelenhofen hatte den größten Theil der Mainzer Bürgerschaft gegen sich, weil er im Verdachte stand, die im Jahre 1153 erfolgte Absetzung seines Vorgängers, des Erzbischofs Heinrich, durch die Begünstigung falscher Anklagen befördert zu haben, und die Strenge, mit welcher er den widerspenstigen Sinn seiner Untertha-

nen zu brechen suchte, hatte nur dazu beigetragen, seine Unbeliebtheit zu erhöhen. Nachdem es bereits mehrmals zu stürmischen Auftritten gekommen, bei welchen sogar die erzbischöfliche Pfalz und die Martinskirche erstürmt und geplündert und zugleich mehrere Geistlichen mißhandelt und verwundet worden waren, eilte Arnold im November 1159 nach Italien, um den Schutz des Kaisers anzurufen, worauf alsbald auch Abgeordnete der Mainzer Bürgerschaft zu deren Vertheidigung erschienen. Der Kaiser gebot den Mainzern, unter den Gehorsam ihres Erzbischofs zurückzukehren und ihm für die ihm zugefügte Unbill und Schädigung Genugthuung und Ersatz zu leisten. Kaum war jedoch der über die Alpen zurückgekehrte Erzbischof Arnold am Johannistage 1160 vor den Thoren der dumpf gährenden Stadt angelangt und im St. Jakobskloster abgestiegen, als seine rührigen Feinde die Menge durch frevelhafte Reden so sehr aufstachelten, daß dieselbe beim Anbruch der Nacht das Kloster stürmte und den Erzbischof mit seinem Bruder ermordete.

Um an dem kaiserlichen Hofe einen einflußreichen Vertreter zu gewinnen, der durch seine Fürsprache die Strafe für den begangenen Frevel von der Stadt abwende, wählten die Mainzer Rudolf von Zähringen, den Bruder Herzog Bertholds IV., zum Erzbischofe, während der Pfalzgraf Konrad bei Rhein, der Landgraf Ludwig von Thüringen und mehrere anderen mächtigen Vasallen des Erzstiftes den Probst des Merseburger Stiftes, Christian von Buch, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben. Friedrich verwarf, im Einvernehmen mit seinem Gegenpapste, der ihn nach Deutschland begleitet hatte, beide Wahlen und ernannte zu Arnolds Nachfolger Konrad von Wittelsbach, den Bruder des Pfalzgrafen Otto. Die Untersuchung und Bestrafung des begangenen Frevels erfolgte auf einem im Frühjahr 1163 zu Mainz abgehaltenen Reichstage. Von den an dem Morde des Erzbischofs Betheiligten hatten sich die meisten durch die Flucht gerettet; diejenigen, die noch ergriffen werden konnten, wurden hingerichtet und ihre Güter eingezogen. Der Abt des Jakobsklosters, auf welchem der Verdacht der Mitschuld haftete, wurde abgesetzt und aus dem Reiche verwiesen, das Kloster aber niedergebrannt. Die Stadt selbst verlor alle ihre Rechte und Privilegien und wurde durch das Niederreißen ihrer Mauern und Festungswerke in einen offenen Ort verwandelt.

Auf dem Reichstage zu Mainz wurde auch der Polenherzog Boleslaws IV., welcher die meisten der gegen Friedrich eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt gelassen, dazu bewogen, den Söhnen seines inzwischen verstorbenen Bruders Wladislaw einen Theil ihres väterlichen Erbes herauszugeben, und zwar das heutige Schlesien, das unter ihnen in Folge ihrer eigenen, durch ihre Mutter Agnes

geleiteten deutschen Erziehung immer mehr für deutsche Bildung und deutsche Staatseinrichtungen gewonnen wurde.

Im Herbste 1163 kehrte Friedrich mit seiner Gemahlin Beatrix nach Italien zurück, wo unterdessen die von den kaiserlichen Podesta verübten Gewaltthätigkeiten, sowie die Last der Zölle und neuen Abgaben den Unmuth gegen die deutsche Herrschaft zur wildesten Erbitterung gesteigert hatten. Vergebens suchte der Kaiser durch strengere Ueberwachung seiner Vögte und möglichste Ausgleichung der geschehenen Ungebühr die Lombarden mit der kaiserlichen Herrschaft auszusöhnen; es gelang ihm dies um so weniger, als der Grund des Uebels nicht sowohl in einzelnen Persönlichkeiten, als vielmehr in dem Gegensatze lag, zu welchem sich die deutsche und die italienische Nationalität im Laufe der Zeit ausgebildet hatten.

Während Friedrich, angesichts der in den lombardischen Städten immer deutlicher zu Tage tretenden Gährung, sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß die Erneuerung des Freiheitskampfes der Lombarden nur noch eine Frage der Zeit sei, starb Viktor IV. im April 1164 zu Lucca. In Friedrichs Umgebung erhoben sich gewichtige Stimmen für einen Ausgleich mit Alexander, und Friedrich selbst schien zu einem solchen geneigt; aber während er noch schwankte, hatte sein Kanzler Rainald, der eben in Lucca weilte, bereits für eine Neuwahl Sorge getragen. Mit der rücksichtslosesten Außerachtlassung aller kirchlichen Bestimmungen hatte er durch zwei kaiserlich gesinnte Kardinäle den Bischof Guido von Crema zum Papste wählen und, mit der gleichen Mißachtung aller Formen und alles Herkommens, durch den Erzbischof von Lüttich als P a s c h a l i s III. konsekriren lassen. Der schnöde Hohn, der hier mit der päpstlichen Würde getrieben wurde, erregte allerwärts die gerechteste Entrüstung, und selbst von den Anhängern des vorigen Gegenpapstes wurden dadurch viele für die Anerkennung Alexanders III. gewonnen. Besonders groß war die Mißstimmung in Deutschland, wo Alles sich nach der Beendigung der unheilvollen Kirchenspaltung sehnte, zu welchem der Tod Viktors dem Kaiser eine so günstige Gelegenheit geboten hatte.

Inzwischen waren die Städte Verona, Padua, Vicenza und Treviso auf den Betrieb Venedigs zu einem gegen die Willkürherrschaft der kaiserlichen Beamten gerichteten Bunde zusammengetreten, in welchen bald darauf auch Venedig selbst eintrat. Entschlossen, diesen Bund, den er vergebens aufzulösen gesucht, mit allen Kräften des Reiches zu bekämpfen, kehrte Friedrich im Spätsommer 1164 nach Deutschland zurück. Hier waren jedoch abermals während seiner Abwesenheit so viele Friedensstörungen vorgekommen, daß er die beabsichtigten Vorkehrungen zu einer neuen Heerfahrt über die Alpen

vertagen mußte. Heinrich der Löwe, dem er gestattet hatte, seine sächsischen Besitzungen nach Norden auszudehnen, lag in vollem Kampfe mit seinen slavischen Nachbarn. Die Bischöfe von Münster, Minden und Paderborn bekriegten den Grafen von Arensberg, weil er seinen Bruder in widerrechtlicher Haft hatte umkommen lassen. Der Landgraf Ludwig von Thüringen und der junge Herzog Friedrich von Rothenburg, Konrads III. Sohn, dem Friedrich das Herzogthum Schwaben übertragen, waren, im Vereine mit dem Pfalzgrafen Konrad, Friedrichs Bruder, in die Länder des Erzbischofs Rainald von Köln eingefallen, der sie während der Belagerung von Mailand schwer gekränkt hatte, und in Schwaben war wegen geringfügiger Veranlassung zwischen dem Pfalzgrafen von Tübingen und Welf VII., Welfs VI. Sohn, ein erbitterter Kampf ausgebrochen, in welchen sich bald so viele schwäbischen Fürsten und Großen, theils für den Pfalzgrafen, theils für Welf, einmischten, daß die alte Welfenfehde wieder aufzuleben drohte. Gegen alle diese frevelhaften Eigenmächtigkeiten schritt Friedrich mit starker Hand ein, bestrafte die Friedensbrecher und brachte eine Versöhnung zwischen Konrad und Rainald zu Stande, indem er ihnen auf dem Reichstage zu Bamberg in ernsten Worten vorstellte, daß es die erste Pflicht seines Bruders, wie seines Kanzlers sei, in der Aufrechthaltung des Friedens allen übrigen Fürsten des Reiches mit gutem Beispiel voranzugehen.

Neben der Herstellung des Friedens in Deutschland beschäftigte den Kaiser ganz besonders die Sorge für die Anerkennung Paschalis' III. Um den König Heinrich II. von England, der eben durch einen Streit mit dem Erzbischof Thomas Becket von Canterbury zu Alexander III. in ein gespanntes Verhältniß gekommen, für den Gegenpapst zu gewinnen, sandte er den Kanzler Rainald an den in Rouen weilenden englischen Hof, mit dem Auftrage, für des Kaisers erst vor wenigen Monaten gebornen Sohn, den nachmaligen Heinrich VI., um Heinrichs II. jüngere Tochter Eleonore zu werben, die damals erst drei Jahre zählte, und zugleich für Heinrich den Löwen, der sich im Jahre 1162, nicht ohne Beeinflussung von Seiten des Kaisers, von seiner Gemahlin Clementia, der Tochter Bertholds IV. von Zähringen, angeblich wegen zu naher Verwandtschaft, hatte scheiden lassen, die Hand der neunjährigen englischen Prinzessin Mathilde zu erbitten. Die Verlöbnisse wurden in der That abgeschlossen; doch kam nur die Verbindung Heinrichs des Löwen mit der Prinzessin Mathilde zu Stande, die am 1. Februar 1168 zu Minden vollzogen wurde. Auch der eigentliche Zweck der Sendung des Kanzlers schien erreicht; denn Heinrich II. verpflichtete sich in einem geheimen Vertrage, zu dem auf Pfingsten in Würzburg zu eröffnenden Reichstage zwei Gesandte zu schicken, die den

Bund gegen Alexander beschwören und für den König von England den Eid des Kaisers entgegennehmen sollten.

Auf dem Reichstage zu Würzburg, der am Vorabende des Pfingstfestes 1165, noch vor der Rückkehr des kaiserlichen Kanzlers, von Friedrich eröffnet worden, war die Stimmung der anwesenden Fürsten und Prälaten so entschieden für eine Verständigung des Kaisers mit Alexander III., daß die Anhänger des Letzteren sich der Hoffnung hingeben durften, den Kaiser für eine solche zu gewinnen. Diese Hoffnung wurde jedoch durch das Erscheinen Rainalds vereitelt, der am folgenden Tage mit zwei englischen Gesandten in Würzburg eintraf. Von dem Selbstgefühl berauscht, welches das Gelingen seiner Mission ihm eingeflößt, verwarf er jeden Gedanken an eine Versöhnung und verlangte, daß alle Anwesenden durch einen feierlichen Eid gelobten, niemals Alexander III. oder einen andern von dessen Partei gewählten Papst anzuerkennen, dagegen Paschalis III., als dem rechtmäßigen Papste, Gehorsam und die ihm gebührende Ehre zu erweisen und nach dessen Ableben Keinen als Papst anzuerkennen, der nicht von der Partei desselben gewählt worden. Der gleiche Eid sollte innerhalb sechs Wochen auch von sämmtlichen Klerikern und Laien des Reiches geleistet und die Verweigerung desselben bei den Ersteren durch Absetzung, bei den Letzteren durch den Verlust ihrer Allodien und Lehen bestraft werden.

Da die meisten der anwesenden Bischöfe wohl erkannten, daß der von ihnen geforderte Eid, der keinen andern Zweck hatte, als die Verewigung des Schisma's, neben den Interessen der Kirche auch ihre eigene Stellung gefährde, verlangten sie, daß Rainald, der bis dahin weder die Priesterweihe, noch die bischöfliche Konsekration erhalten, nicht nur mit der Eidesleistung vorangehe, sondern auch eidlich gelobe, daß er sich durch Paschalis werde weihen lassen. Anfangs suchte Rainald unter nichtigen Vorwänden sich dieser Forderung der Bischöfe zu entziehen; als ihn jedoch Friedrich in heftigem Zorne der Verrätherei beschuldigte, gab er dem allgemeinen Verlangen nach; doch erwirkte er zuvor von dem König, der zuerst den Eid leistete, zu seiner Sicherstellung die Zusage, daß er alle Diejenigen, welche durch Paschalis III. oder einen anderen von dessen Partei gewählten Papst die Weihe erhalten würden, in ihren Ehren und Würden schützen werde. Die meisten der anwesenden Bischöfe fügten sich aus Furcht vor Friedrichs Zorn dem kaiserlichen Machtgebot, nachdem sie vergebens versucht, sich durch Verzichtleistung auf die Regalien von dem Eide loszukaufen. Der Erzbischof Konrad von Mainz hatte sich der Eidesleistung durch heimliche Flucht entzogen; Hillin von Trier und Konrad von Salzburg waren gar nicht auf dem Reichstage erschienen. Von den größeren

weltlichen Fürsten waren nur Heinrich von Sachsen, Albrecht von Brandenburg, Pfalzgraf Konrad und Ludwig von Thüringen anwesend, von denen keiner die Eidesleistung verweigerte.

Die Beschlüsse des Würzburger Reichstags wurden sofort im ganzen deutschen Reiche verkündet und alle Diejenigen, welche sich denselben widersetzen würden, mit der Strafe der Gütereinziehung und Verbannung bedroht. Den Erzbischof Konrad von Mainz, der sich zu Alexander III. nach Frankreich begeben, erklärte Friedrich für abgesetzt und übertrug dessen Erzbisthum dem kriegslustigen Christian von Buch, einem Manne ohne jede priesterliche Gesinnung. Die Länder des Erzbischofs Konrad von Salzburg, der gleichfalls abgesetzt worden, wurden verwüstet, die Klöster geplündert und die Mönche vertrieben. Auch über die Gebiete derjenigen weltlichen Fürsten, welche den Würzburger Beschlüssen ihre Zustimmung versagten, wurde die Geißel der Verwüstung geschwungen.

Durch diese rücksichtslose Strenge gelang es allerdings, der Sache des Gegenpapstes, die in Deutschland fast gänzlich darnieder gelegen, wieder etwas aufzuhelfen. Um derselben auch die Sympathien des Volkes zuzuwenden, veranlaßte Friedrich den Gegenpapst, die Heiligsprechung Karls des Großen anzuordnen, die derselbe am 29. Dezember 1165 durch den erst vor Kurzem geweihten Rainald von Köln vollziehen ließ.

So kräftig auch Friedrich gleich bei seiner Rückkehr aus Italien gegen die überall herrschende Fehdelust eingeschritten, verlief doch das ganze Jahr 1165, ohne daß der Friede genügend hergestellt worden, um für den beabsichtigten neuen Römerzug auf die ungetheilte Kraft des Reiches rechnen zu können; erst nachdem es dem Kaiser in der Fastenzeit 1166 auf dem Reichstage zu Ulm gelungen war, dem neu ausgebrochenen Kampfe in Schwaben ein Ziel zu setzen, konnte er ernstlich an den Aufbruch nach Italien denken, zu welchem auf dem Reichstage zu Nürnberg der Beschluß gefaßt wurde.

Nachdem bereits im Oktober 1166 die Erzbischöfe Christian von Mainz und Rainald von Köln mit mehreren Truppenabtheilungen über die Alpen gegangen, folgte Friedrich im November mit dem Hauptheere nach, hielt einen Reichstag zu Lodi und feierte das Weihnachtsfest zu Pavia. Seine Blicke waren diesmal zunächst auf Rom gerichtet, wohin Alexander III. im November 1165 unter dem Jubel der Bevölkerung zurückgekehrt war. Ihn von dort zu vertreiben und die Anerkennung des kaiserlichen Gegenpapstes im gesammten Kirchenstaate zu erwirken, erschien ihm als das Wichtigste; dann sollte Unteritalien, wo kurz vorher König Wilhelm I. mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes, Wilhelms II., gestorben war, erobert und so die kaiserliche Herrschaft über ganz Italien ausgedehnt werden. Ganz von diesem großen Plane er-

füllt, suchte er die laute Unzufriedenheit der Lombarden über die Willkür seiner Beamten durch persönliche Freundlichkeit und durch die Zusage zu beschwichtigen, daß er nach seiner Rückkehr ihren Klagen abhelfen und die Strenge der Gesetze mildern werde, und brach dann, während der Kanzler Rainald und der Erzbischof von Mainz durch Tuscien vordrangen, über Bologna, Imola, Faenza und Forli zur Belagerung von Ankona auf, das der griechische Kaiser Manuel, als Bundesgenosse Alexanders III., mit einer starken Besatzung versehen hatte.

Unterdessen hatte die wachsende Unzufriedenheit der Lombarden zu dem Abschluß eines zweiten, dem veronesischen ähnlichen Bündnisses geführt, zu welchem im April 1167 die Städte Cremona, Bergamo, Brescia, Mantua, Ferrara und andere zusammengetreten. Von den verbündeten Städten unterstützt, begannen auch die Mailänder den Wiederaufbau ihrer Stadt. So heftig erzürnt auch Friedrich über diese Vorgänge war, bewogen ihn doch die Fortschritte, welche die beiden Erzbischöfe von Mainz und Köln in dem Kirchenstaate gemacht, von seinem ursprünglichen Feldzugsplane nicht abzugehen. Nachdem er vor den Mauern von Ankona, das er nicht zu bezwingen vermocht, eine kostbare Zeit verloren, hob er endlich, gegen die Entrichtung einer bedeutenden Geldsumme und die Auslieferung von Geiseln von Seiten der Stadt, die Belagerung auf, um seinen Zug gegen Rom fortzusetzen, in dessen Nähe inzwischen der Erzbischof von Mainz über ein römisches Heer einen bedeutenden Sieg errungen.

Trotz des allgemeinen Schreckens, den die erlittene Niederlage in Rom verbreitet hatte, verlor Alexander III. den Muth nicht. Von König Wilhelm II. von Sicilien mit namhaften Summen unterstützt, traf er sofort die nöthigen Vorkehrungen zur Vertheidigung Roms und verzagte selbst dann nicht, als ein heranziehendes apulisches Hilfsheer von Friedrich zurückgeschlagen worden. In der That leisteten die Römer dem Kaiser so hartnäckigen Widerstand, daß es demselben erst nach achttägigem heißem Kampfe gelang, sich in den Besitz der Leonischen Stadt zu setzen. Um die Besatzung der in eine Festung verwandelten Peterskirche zur Ergebung zu zwingen, wurde Feuer an das Gotteshaus gelegt, und selbst in dem Heiligthume des Apostelfürsten floß das Blut in Strömen. Nachdem die Peterskirche von den Deutschen besetzt worden, verließ Alexander, der sich auf das jenseitige Ufer des Tiber hatte zurückziehen müssen, mit seinen Anhängern in aller Stille die Stadt und entkam ungefährdet nach Benevent. Nach seiner Entfernung wurde der in Viterbo weilende Paschalis III. unter festlichem Gepränge nach Rom abgeholt und in die Peterskirche geführt, um feierlich von dem päpstlichen Stuhle Besitz zu nehmen. Nachdem die Römer ihm den

Eid der Treue geleistet, krönte er am 1. August in St. Peter unter großer Prachtentfaltung Friedrichs Gemahlin Beatrix als Kaiserin.

Friedrich schwelgte in dem Gedanken, seinen Gegner vollständig zu Boden geworfen zu haben, und in der That schien er am Ziele seines Strebens zu stehen; aber seinem Glücke war ein jäher Sturz beschieden. Ein lang anhaltender Regen, der auf eine glühende Hitze gefolgt, hatte in den Umgebungen von Rom schädliche Dünste entwickelt, die besonders den an das Klima des mittleren Italiens nicht gewöhnten Deutschen verderblich wurden. Es brach unter ihnen eine pestartige Krankheit aus, welche die davon Betroffenen so rasch hinwegraffte, daß, nach den Worten eines Augenzeugen, „wer zu Pferde sitzen wollte, todt niederstürzte, und wer einen Andern begrub, entseelt mit in die Gruft fiel." Unter den Opfern dieser verhängnißvollen Seuche, welcher innerhalb acht Tagen der größte Theil des Heeres erlag, befand sich, neben vielen andern Bischöfen, auch der mächtige Erzbischof Rainald von Köln. Auch viele weltlichen Fürsten wurden von derselben hinweggerafft, unter ihnen Herzog Welf VII. und der dreiundzwanzigjährige, wegen seines ritterlichen Sinnes und der Anmuth seiner Erscheinung allgemein beliebte Herzog Friedrich von Schwaben, nach seiner Residenz auch Friedrich von Rothenburg genannt, Konrads III. Sohn, der sich erst kurz vorher mit Gertrud, der Tochter Heinrichs des Löwen und Clementia's von Zähringen, vermählt hatte. Da er kinderlos verstarb, fielen seine reichen fränkischen Besitzungen an den Kaiser, der dieselben später seinem dritten Sohne Konrad überwies.

Dem Kaiser blieb nach diesem furchtbaren Schicksalswechsel, in welchem man ein Strafgericht Gottes für den am Grabe des Apostelfürsten verübten Frevel erblickte, Nichts übrig, als unter Verzichtleistung auf alle weiteren Eroberungspläne schleunigst den Rückzug anzutreten. Am 6. August brach er mit den Trümmern seines Heeres von Rom auf und setzte, nachdem er den Gegenpapst mit einer kleinen Bedeckung zu Viterbo zurückgelassen, in größter Eile den Zug nach Norden fort. Allein der Todesengel folgte dem Heere auf dem Fuße nach und machte in demselben noch eine so reiche Beute, daß Friedrich, der sich auf seinem Zuge überall von lauernden Feinden umgeben sah, mit seinem fast gänzlich aufgeriebenen Heere nur unter großen Gefahren das treu gebliebene Pavia erreichte. Hier sprach er am 21. September 1167 über alle lombardischen Städte, mit alleiniger Ausnahme von Pavia, Lodi und Cremona, die Reichsacht aus. Die Folge davon war, daß die beiden bereits bestehenden Städtebündnisse sich unter dem Beitritt von Piacenza, Parma, Modena und Bologna zu dem großen Lombardenbunde vereinigten, in welchem sie sich zur gemeinsamen Verthei-

gung aller derjenigen Rechte und Freiheiten verpflichteten, die sie von Heinrichs III. Zeit bis zu Friedrichs Thronbesteigung besessen. Zur Leitung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten wurde ein Kollegium von Deputirten der einzelnen Städte gebildet, dem auch die Schlichtung etwaiger Streitigkeiten unter den Gliedern des Bundes obliegen sollte.

Friedrich, der wohl einsah, daß er mit seinen geringen Streitkräften den Kampf gegen den mächtigen Lombardenbund nicht aufnehmen könne und bei längerem Verweilen in Pavia Gefahr laufe, dort eingeschlossen zu werden, brach im März 1168 in aller Stille mit einem kleinen Gefolge nach Savoyen auf, um über Burgund nach Deutschland zurückzukehren, da die meisten deutschen Gebirgspässe von seinen lombardischen Gegnern besetzt waren. Um die ihn verfolgenden Lombarden von weiterem Nachsetzen abzuhalten, befahl er, mehrere der ihm überlieferten lombardischen Geiseln an Bäumen aufzuknüpfen, und ließ bekannt geben, daß alle übrigen das gleiche Loos treffen werde, falls man seinen Rückzug noch ferner zu stören suche. In Susa erklärten die Bürger, daß sie den Kaiser nur gegen die Freigebung aller italienischen Geiseln weiter ziehen lassen würden, und da Friedrich diese Forderung zurückwies, beschlossen sie, ihn in der Nacht zu überfallen und im Schlafe zu ermorden. Der Anschlag wurde jedoch verrathen, und ein schwäbischer Ritter, Hermann von Siebeneichen, der dem Kaiser an Gestalt ähnlich war, rettete denselben, indem er sich in dessen Bett legte, während Friedrich, als Knappe verkleidet, mit nur fünf Begleitern, im Dunkel der Nacht aus der Stadt entkam. Als die Verschworenen in das Schlafgemach des Kaisers drangen und des Betruges inne wurden, ehrten sie die Treue des Dienstmannes und ließen ihn frei abziehen.

Kaum hatte Friedrich Italien verlassen, als die triumphirenden Lombarden sich beeilten, jede Spur seiner Herrschaft zu vertilgen. Alle deutschen Beamten wurden abgesetzt, alle kaiserlichen Besatzungen aus den italienischen Städten vertrieben. Der Lombardenbund, der sich bald über den größten Theil von Italien verbreitete, unterstützte auf's Eifrigste die Wiederbefestigung von Mailand und erbaute an der Grenze von Montferrat, dessen Markgraf zum Abfall vom Kaiser gezwungen wurde, eine feste Stadt, welche zu Ehren des großen Gegners Friedrichs den Namen Alessandria erhielt. Paschalis III., dessen Ansehen mehr und mehr gesunken war, starb schon im September 1168; aber die Hoffnung auf eine endliche Beilegung des unseligen Schisma's sollte auch durch seinen Tod der Verwirklichung nicht näher geführt werden; denn seine Anhänger wählten sogleich in der Person des Abtes Johann von Struma einen Gegenpapst, der den Namen Calix-

tus III. annahm und von Friedrich ohne Zögern anerkannt wurde, in Italien jedoch kaum irgend welchen Anhang fand.

So gern auch Friedrich, der trotz der erlittenen Demüthigungen und Verluste die Hoffnung auf die vollständige Herstellung seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit in Italien nicht aufgab, sogleich einen neuen Römerzug angetreten hätte, erkannte er doch die Nothwendigkeit, den durch die schweren Verluste des letzten Feldzugs erschöpften Kräften des Reiches die nöthige Zeit zu neuer Stärkung zu gönnen. Ueberdies war seine Gegenwart in Deutschland durch neue Friedensstörungen dringend nöthig geworden. Hauptsächlich galt es, eine große Fehde zu schlichten, die sich gegen Heinrich den Löwen erhoben hatte. Dieser ebenso unermüdliche als tapfere Kriegsheld, nächst dem Kaiser der mächtigste Fürst in Deutschland, war seit der Zerstörung von Mailand nicht mehr in Italien gewesen, sondern hatte seine Thätigkeit ausschließlich der Erweiterung seiner sächsischen Länder durch unausgesetzte Kämpfe gegen die wendischen Völker in Mecklenburg und Pommern zugewandt, und das Glück war ihm dabei unverbrüchlich treu geblieben. Nach vollständiger Besiegung aller heidnischen Slavenstämme in jenen Gegenden wurde mit Hilfe der Dänen auch die Insel Rügen, das letzte Bollwerk des slavischen Heidenthums, erobert und der Tempel des Götzen Swantewit zerstört. Seinem großen zusammeneroberten Reiche gab Heinrich eine fast unabhängige Einrichtung, und wie er in kirchlichen Dingen ganz eigenmächtig vorging, so errichtete er auch eine nur von ihm abhängige neue Markgrafschaft Schwerin. Die den Slaven abgenommenen, durch den langen verheerenden Krieg verödeten Besitzungen wurden mit festen Burgen versehen, und die Herbeiziehung zahlreicher Kolonisten aus Holland und Flandern verschaffte ihnen eine Menge fleißiger Bebauer. Auch die Stadt Lübeck, deren Abtretung er von dem Grafen Adolf von Schaumburg durch Versprechungen und Drohungen erlangt hatte, erhob er durch treffliche Einrichtungen zu rascher Blüthe.

Von Natur hart und rücksichtslos und im stolzen Bewußtsein seiner Macht zu Gewaltthätigkeiten geneigt, hatte Heinrich seine Vasallen in Sachsen, wie in Baiern, vielfach gegen sich aufgebracht, und da die immer weitere Ausdehnung seiner Herrschaft sie noch schwerere Bedrückungen befürchten ließ, verbanden sie sich zu seiner Bekämpfung mit seinen Nachbarn, die sich gleichfalls durch seine wachsende Macht bedroht sahen. Seine Hauptgegner waren die Bischöfe von Lübeck und Hildesheim, die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, die Markgrafen Albrecht der Bär von Brandenburg und Otto von Meißen, der Landgraf Ludwig der Eiserne von Thüringen und der Pfalzgraf Albrecht von Sachsen. Der mächtige Bund schreckte indessen den kühnen Herzog nicht. Nachdem er, um sich den

Rücken zu decken, Mecklenburg dem von ihm besiegten tapferen Obotritenfürsten Pribislaw als sächsisches Lehen übertragen, unter der Bedingung, daß er die Kirche und das Christenthum schütze und die eingewanderten Kolonisten in ihren Rechten und Besitzungen belasse, vertrieb er den Bischof von Lübeck aus seinem Sitze, nöthigte dann den Erzbischof von Bremen durch einen verwüstenden Einfall in dessen Gebiet zur Flucht nach Magdeburg und stand eben im Begriffe, in gleicher Weise gegen die übrigen Verbündeten vorzugehen, als der inzwischen zurückgekehrte Kaiser sämmtliche Streitenden zur Verantwortung auf einen Reichstag nach Bamberg beschied. Hier wurde ihnen für die gesuchte Selbsthilfe eine strenge Rüge, und Alle mußten geloben, das im Kampfe Eroberte herauszugeben und fortan Frieden zu halten.

Auf mehreren rasch aufeinander folgenden andern Reichstagen wurden ähnliche Zwistigkeiten ausgeglichen, verschiedene Lehen eingezogen und anderweitig vergeben und für begangene Gewaltthätigkeiten Strafen ertheilt. Auf einem derselben, der im Jahre 1169 gleichfalls zu Bamberg gehalten wurde, ließ Friedrich seinen ältesten Sohn Heinrich, obgleich dieser noch nicht ganz fünf Jahre zählte, zum römischen Könige wählen, worauf derselbe noch in dem nämlichen Jahre zu Aachen durch den Erzbischof Philipp von Köln gekrönt wurde. In der Folge verlieh er seinem zweiten Sohne Friedrich das seit dem Tode seines Vetters Friedrich von Rothenburg erledigte Herzogthum Schwaben, dessen reiche fränkische Besitzungen aber seinem dritten Sohne Konrad, während der vierte, Otto, die Grafschaft Burgund, das Erbe seiner Mutter, und der jüngste, Philipp, den er ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt hatte, verschiedene geistliche Güter erhielt.

So sehr Friedrich auch das Anwachsen der Macht Heinrichs des Löwen begünstigt hatte, weil er aus derselben bei seinen italienischen Unternehmungen Nutzen zu ziehen hoffte, entstand doch zu jener Zeit zwischen Beiden ein gespanntes Verhältniß. Schon die Enennung des jungen Heinrich zum römischen König hatte Heinrich den Löwen unangenehm berührt, da er sich selbst mit der Hoffnung getragen, dereinst durch die Wahl der Fürsten auf den deutschen Königsthron erhoben zu werde; in ungleich höherem Grade jedoch war er über den Kaiser erbittert, als es diesem gelungen, sich das Erbe seines Oheims Welf VI. zu sichern, der außer seinem in Rom verstorbenen Sohne, Welf VII., keine Kinder hatte; denn auf dieses Erbe hatte Heinrich der Löwe, der ja gleichfalls Welfs VI. Neffe war, mit Sicherheit gezählt. Seine Erbitterung über Friedrich war wohl mit ein Grund, weßhalb er im Jahre 1172 mit einem glänzenden Gefolge eine Wallfahrt nach Jerusalem unternahm; denn er mochte wünschen, dem Kaiser bei dessen längst beabsichtigtem neuen

Römerzug unter einem annehmbaren Vorwand seine persönliche Mitwirkung entziehen zu können.

Diesen längst geplanten und auf mehreren Reichstagen besprochenen Römerzug konnte Friedrich erst im Jahre 1174 antreten. Nachdem auch diesmal der kriegserfahrene Erzbischof Christian von Mainz, der nach dem Tode Rainalds kaiserlicher Kanzler geworden, mit einer bedeutenden Heeresabtheilung über die Alpen vorangegangen, brach der Kaiser selbst im September mit der Hauptmacht von Burgund auf, um den Weg über den Mont Cenis einzuschlagen. Als er im Oktober im Westen der lombardischen Ebene angelangt war, ließ er zuerst das von seinen Bewohnern verlassene Susa niederbrennen, um Rache zu nehmen für die Schmach, die ihm dort widerfahren, und wandte sich dann, nachdem der Markgraf von Montferrat und verschiedene andere Dynasten, die dem Lombardenbunde nur gezwungen beigetreten, sich ihm wieder angeschlossen hatten, gegen Alessandria, das er um so rascher erobern zu können hoffte, als die Befestigungswerke der Stadt noch nicht vollendet waren. Diese Hoffnung wurde jedoch, theils durch die Ungunst der Witterung, die nicht nur im kaiserlichen Heere Noth und Krankheiten hervorrief, sondern auch das Eintreffen der aus Deutschland erwarteten Zuzüge verzögerte, theils durch die tapfere Vertheidigung der Bewohner von Alessandria zu Schanden gemacht. Nachdem der ganze Winter in nutzlosen Bemühungen, den Widerstand der Stadt zu brechen, vorübergegangen, rückte ein lombardisches Heer zum Entsatze von Alessandria heran, so daß der Kaiser nach einem letzten vergeblichen Sturm sein Lager abbrechen mußte, um dem Feinde entgegen zu ziehen. Als beide Heere unweit Pavia einander nahe gekommen, gaben die Lombarden ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich unter billigen Bedingungen dem Kaiser als ihrem Oberherrn zu unterwerfen, worauf Friedrich in den Abschluß eines Waffenstillstandes willigte, der am 15. April zu Montebello zu Stande kam. Die angeknüpften Friedensunterhandlungen führten jedoch zu keinem Resultate, indem der Kaiser von den ronkalischen Beschlüssen nur Einzelnes aufgeben wollte, die Lombarden dagegen Forderungen stellten, die einer vollständigen Beseitigung derselben gleichkamen.

Nachdem der Kaiser zu der Ueberzeugung gelangt war, daß eine friedliche Einigung mit den Lombarden nicht zu erzielen sei, sandte er dringende Briefe nach Deutschland, um das Eintreffen neuer Zuzüge zu beschleunigen; die Fürsten zeigten sich jedoch im Allgemeinen wenig zu der verlangten Hilfeleistung geneigt. Am schmerzlichsten berührte den Kaiser die Nachricht, daß Heinrich der Löwe, der längst aus Palästina zurückgekehrt war, ihm jeden Zuzug verweigere, und zwar aus Gründen, die in keiner Weise genügen

konnten, seine Weigerung in den Augen des Kaisers zu rechtfertigen. Heinrich schützte die Last des Alters vor — und doch stand er erst im siebenundvierzigsten Lebensjahre — sowie schwere Bedenken, die ihm bezüglich der Exkommunikation des Kaisers aufgestiegen, auf welche er doch sechszehn Jahre lang keine Rücksicht genommen, und endlich die Gefahren, von welchen er sich durch die feindlichen Gesinnungen seiner Nachbarn bedroht sehe. Der wahre Grund seiner Weigerung lag wohl in dem Groll, den er gegen den Kaiser wegen des Welfischen Erbes im Herzen trug, und in der Erwägung, daß es vortheilhafter für ihn sei, Zeit und Kräfte auf die Erweiterung und Befestigung seiner Herrschaft im Norden zu verwenden, als des Kaisers Pläne in Italien zu fördern, die ihm überdies bei seinen veränderten Gesinnungen gegen Friedrich in einem andern Lichte erscheinen mochten, als früher.

In der Hoffnung, den Herzog durch eine persönliche Unterredung umstimmen zu können, lud ihn Friedrich zu einer Zusammenkunft ein, die nach Einigen zu Chiavenna am Comersee, nach Andern zu Partenkirchen in Baiern stattgefunden haben soll. Vergebens wandte er alle Mittel der Ueberredung an, um von Heinrich die Hilfe zu erlangen, die ihm gerade in diesem Augenblicke unentbehrlich schien; selbst seine Bitten vermochten nicht Heinrichs stolzes Herz zu rühren. Da soll Friedrich sich vor ihm niedergeworfen und flehend seine Füße umfaßt haben, worauf der bestürzte Herzog ihn zwar aufzuheben gesucht, aber dennoch seine Weigerung aufrecht erhalten habe, die Kaiserin aber zu ihrem Gemahle herangetreten sei mit den Worten: „Lieber Herr, stehet auf; Gott wird Euch Hilfe leisten, wenn Ihr einst dieser Stunde und dieses Hochmuthes gedenkt.“ Um eine schmerzliche Erfahrung reicher, kehrte Friedrich zu seinem Heere zurück, während Heinrich den Rückweg nach Sachsen einschlug.

Erst im Frühjahre 1176 langten neue Zuzüge aus Deutschland an, geführt von den Erzbischöfen von Köln, Trier und Magdeburg, den Bischöfen von Münster und Worms und dem Grafen Philipp von Flandern. So verstärkt, glaubte Friedrich den Entscheidungskampf mit den Lombarden aufnehmen zu können. Indessen wünschte er, bevor er zum Angriff schreite, das Eintreffen des Erzbischofs von Mainz abzuwarten, der mit Truppen aus Spoleto, Tuscien, der Romagna und Ankona im Anzuge war und sich zur wirksameren Unterstützung des Kaisers noch mit dem Markgrafen von Montferrat und anderen treu gebliebenen Reichsvasallen vereinigen sollte; es kam jedoch schon vorher in der Nähe von Legnano, wo Friedrich sein Lager aufgeschlagen hatte, zwischen ausgesandten kaiserlichen Kundschaftern und einer Abtheilung des heranziehenden Lombardenheeres zu einem Gefechte, das sich durch beiderseitige

Unterstützung der Kämpfenden zu einer allgemeinen Schlacht entwickelte (29. Mai 1176).

Obgleich die Lombarden an Zahl den Deutschen überlegen waren, schien sich der Sieg für die Letzteren entscheiden zu wollen, die des Kaisers heldenmüthiges Beispiel zur höchsten Tapferkeit entflammt hatte; denn nach kurzem Kampfe wandten sich die aufgelösten lombardischen Reihen zur Flucht. Als jedoch das deutsche Heer sich in der Verfolgung des geschlagenen Feindes zu vertheilen begann, brach eine Schaar junger Mailänder, die geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben, so rasch und unerwartet aus dem Hintertreffen hervor, in welchem sie von der Verwirrung der Ihrigen unberührt geblieben, daß des Kaisers Bannerträger getödtet wurde und die Reihen der Deutschen in Unordnung geriethen. Während Friedrich selbst sich in das dichteste Kampfgewühl stürzte, suchten andere kaiserliche Heerführer die dem Feinde Nachsetzenden zurückzuhalten und den gestörten Zusammenhang in den Reihen der Deutschen herzustellen. Da plötzlich erscholl die Kunde, der Kaiser, dessen Roß man hatte stürzen sehen, sei gefallen, und als zu gleicher Zeit ein von den Brescianern gelegter Hinterhalt auf die schwankenden kaiserlichen Heerhaufen einbrach, hörte jeder geordnete Widerstand auf, und bald stob Alles in verworrener Flucht auseinander. Das Lager der Deutschen fiel mit allen Vorräthen und mit des Kaisers Standarte und Schild in die Hände der siegreichen Lombarden. Obgleich Friedrichs Leiche nicht aufgefunden werden konnte, zweifelte Niemand an seinem Tode, und schon hatte die zu Como zurückgebliebene Kaiserin Wittwentrauer angelegt, als er am vierten Tage nach der Schlacht zur großen Freude der Seinen in Pavia eintraf.

Die Niederlage bei Legnano hatte Friedrichs stolze Träume von einer durch keine Schranke gehemmten kaiserlichen Machtvollkommenheit für immer vernichtet; aber die erlittene Demüthigung gereichte ihm zum Heile, denn sie führte ihn zu der Erkenntniß, daß er bisher auf den Pfaden einer falschen und unheilvollen Politik gewandelt, und in dieser Erkenntniß faßte er den Entschluß, den Kampf gegen die mächtige nationale Bewegung in Italien aufzugeben, vor Allem aber durch einen aufrichtigen Frieden mit Alexander III. sich mit der Kirche auszusöhnen. Zu diesem Zwecke sandte er im Herbst 1176 von Pavia aus die Erzbischöfe Christian von Mainz und Wichmann von Magdeburg und den Bischof von Worms nach Anagni, um mit dem dort weilenden Papste über den Frieden zu unterhandeln. Alexander wies die kaiserlichen Vorschläge nicht zurück, und nach vierzehntägigen Unterhandlungen hatte man sich über die Grundlagen des Friedens zwischen der Kirche und dem Kaiser geeinigt. Indessen bestand der Papst darauf, daß der Friede

auch auf die Lombarden, sowie auf seinen Lehensträger, den König von Sicilien, ausgedehnt werde, und bot dafür dem Kaiser seine Vermittlung an, zu welchem Ende er, trotz seines hohen Alters, nach Oberitalien zu kommen versprach. Nachdem mit Zustimmung der Lombarden der Beschluß gefaßt worden, daß die Friedensunterhandlungen in **Venedig** gepflogen werden sollten, schiffte sich der Papst mit mehreren Kardinälen dorthin ein und erreichte die Stadt am 24. März 1177. Von dem Kaiser waren sieben deutsche Fürsten, von den lombardischen Städten sieben Konsuln und von dem König von Sicilien zwei Abgeordnete zum Abschluß des Friedenswerkes dahin entsandt worden.

Nach dem Wunsche des Papstes sollte zuerst ein Ausgleich mit den Lombarden versucht werden; es tauchten dabei jedoch so viele verwickelten Fragen auf, daß man auf den Vorschlag Alexanders dahin übereinkam, vorerst, statt eines förmlichen Friedens, nur einen sechsjährigen Waffenstillstand zu schließen, während dessen die Streitfragen eingehend untersucht werden sollten, damit nach dem Rechte darüber entschieden werden könne.

Da zu dem Abschluß des Friedenswerkes die Gegenwart des Kaisers wünschenswerth erschien, entband Alexander, nachdem Friedrich durch seine Bevollmächtigten die entworfenen Friedensbedingungen hatte beschwören lassen, den Dogen und den Magistrat von Venedig von dem Eide, durch welchen sie sich auf das Verlangen der Lombarden verpflichtet hatten, dem Kaiser während der Dauer der Friedensunterhandlungen das Betreten ihrer Stadt nicht zu gestatten, und lud den Kaiser ein, nach Venedig zu kommen. Nachdem derselbe, von zahlreichen Prälaten, Fürsten und Edlen begleitet, am 23. Juli in der Lagunenstadt angelangt war und in dem vor der Stadt gelegenen Kloster San Nicolo sein Absteigequartier genommen hatte, begaben sich in der Frühe des folgenden Morgens sechs Kardinäle im Auftrage des Papstes zu ihm, um von ihm und seiner Umgebung die Obedienzerklärung entgegen zu nehmen und sie nach abgelegtem offenen Bekenntniß ihrer Schuld von dem Banne loszusprechen, worauf der Kaiser seinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt. An den Pforten der Markuskirche erwartete ihn der Papst, auf einem Throne sitzend und von den Kardinälen umgeben, und als Friedrich sich zum Fußkusse vor ihm niedergeworfen, hob er unter Thränen den Gedemüthigten empor, gab ihm den Friedenskuß und besiegelte durch seinen Segen die bereits ertheilte Absolution, worauf Beide unter den feierlichen Klängen des Te Deum Hand in Hand in die Kirche eintraten. Am folgenden Morgen feierte der Papst in der Markuskirche das Hochamt, nach dessen Beendigung der Kaiser ihm den Steigbügel hielt und den Zelter des Papstes eine Strecke weit am Zügel führte.

Die feierliche Verkündigung des Friedens erfolgte am 1. August in der Schlußversammlung, in welcher der Kaiser zur Rechten und der Erzbischof Romuald von Salerno, als Vertreter des Königs von Sicilien, zur Linken des Papstes saß. Alexander eröffnete die Feierlichkeit mit einer Rede, in welcher er seiner Freude über die Rückkehr des Kaisers zur Kirche, „über das Wiederfinden des Verlorenen, die Auferweckung des Gestorbenen zu neuem Leben“, Ausdruck verlieh. Hierauf erhob sich Friedrich, um vor der Versammlung ein offenes Bekenntniß seiner Schuld abzulegen und sein Bedauern darüber auszusprechen, daß durch ihn, den der Rath schlechter Menschen in Unwissenheit gehüllt und von der Bahn der Gerechtigkeit abgelenkt, „des Herrn Jesu Christi ungenähtes Kleid getheilt und durch Ketzerei und Kirchenspaltung befleckt worden.“ — „Aber, weil die göttliche Milde,“ so schloß er, „Uns zu Unserer Besserung eine Zeit lang irren lassen wollte, so mögen die Gläubigen hier erkennen, daß Wir den Irrthum verworfen haben und zur Wahrheit, vom Schisma zur Einheit und zum Schooße Unserer Mutter, der hochheiligen römischen Kirche, zurückkehren, den Herrn Alexander und dessen Nachfolger als katholischen Papst anerkennen und ihm, als dem Vater, die schuldige Ehrfurcht zu erweisen bereit sind. Wir geben Unseren Frieden der Kirche, dem Könige von Sicilien und den Lombarden wieder, so wie er unter uns angeordnet und festgesetzt worden ist.“

Nachdem der stürmische Jubel, den die Worte des Kaisers in der Versammlung hervorgerufen, sich gelegt hatte, wurde zuerst der zwischen dem Papste und dem Kaiser geschlossene Friede in der üblichen Weise beschworen; dann geschah das Gleiche für die zwischen Friedrich und den Abgeordneten des Königs von Sicilien getroffenen Vereinbarungen, nach welchen zwischen beiden Herrschern ein fünfzehnjähriger Friede bestehen sollte, und endlich auch für den mit den Lombarden auf sechs Jahre abgeschlossenen Waffenstillstand.

In dem mit dem Papste eingegangenen Frieden entsagte der Kaiser für sich und die Seinigen dem Schisma, erkannte Alexander als rechtmäßigen Papst an und versprach, die der Kirche entrissenen Besitzungen zurückzugeben, wogegen ihm die Einkünfte der Mathildischen Güter noch fünfzehn Jahre lang verbleiben sollten. Außerdem sagten sich Papst und Kaiser gegenseitige Unterstützung zu. Dem Gegenpapste wurde eine Abtei zugewiesen. Derselbe suchte Anfangs das Schisma fortzusetzen, unterwarf sich jedoch im folgenden Jahre dem rechtmäßigen Papste und wurde von demselben zum Statthalter von Benevent ernannt. Die Erzbischöfe Christian von Mainz und Philipp von Köln wurden, mit Rücksicht auf die Verdienste, die sie sich um die Herstellung des Friedens erworben, in ihren Stellen belassen. Auch gegen die meisten übrigen schismati-

schen Bischöfe, die persönlich die Lossprechung und apostolische Bestätigung nachgesucht, bewies sich Alexander äußerst nachsichtig. Der frühere Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, der von Alexander zum Kardinalbischof ernannt worden, erhielt das Erzbisthum Salzburg, nachdem der Inhaber desselben, der böhmische Prinz Adalbert, auf dasselbe Verzicht geleistet.

Alexander III. überlebte die Wiederherstellung des Friedens und den glorreichen Sieg der Kirche über die Anmaßungen des Kaiserthums nur um vier Jahre; er starb am 30. August 1181 zu Civita Castellana, nachdem er bis an sein Lebensende in unermüdlicher, aufreibender Thätigkeit für das Wohl der Kirche gewirkt. Nicht minder siegreich, als gegen den Kaiser, hatte er die Rechte der Kirche gegen Heinrich II. von England vertheidigt, und mit Recht nennt ihn seine Grabschrift „das Licht des Klerus, die Zierde der Kirche, den Vater der Stadt und der Welt." Daß seine großen Eigenschaften auch von protestantischen Historikern anerkannt worden, zeigt das Urtheil, das Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" über ihn fällt. „Er (Alexander III). war", so sagt er, „ohne Zweifel einer der größten Päpste. Seine Standhaftigkeit riß ihn nie zu leidenschaftlichen, übereilten Schritten fort; seine Demuth ließ ihn nie die Würde eines Hauptes der Christenheit vergessen; sein Stolz auf diese Würde ward im Glücke nicht zum Uebermuth; seine Feindschaft gegen den Kaiser erschien nie als ein gemeiner persönlicher Haß, sondern als eine Pflicht, die ihm sein erhabener Beruf auferlegte."

Zum Nachfolger Alexanders III. wurde der hochbetagte Kardinalbischof Hubald von Ostia erwählt, der den Namen Lucius III. annahm.

## Friedrich I. nach seiner Aussöhnung mit der Kirche.

Nach dem Abschluß des Friedens von Venedig begab sich der Kaiser über Ravenna und Spoleto nach Tuscien und von dort nach Genua. Von hier zog er im Sommer des folgenden Jahres (1178) über die Alpen nach Burgund, wo er sich am 30. Juli zu Arles mit seiner Gemahlin feierlich krönen ließ und dann auf einem Reichstage zu Besançon die burgundischen Angelegenheiten ordnete. Hierauf kehrte er nach Deutschland zurück und hielt noch im Spätjahre einen Reichstag zu Speier. Auf demselben erschien auch Heinrich der Löwe, um Klage gegen seine Widersacher zu führen, die im Vertrauen auf den durch den Frieden von Venedig herbeigeführten Umschwung der Dinge den Kampf gegen ihren Bedränger aufs Neue begonnen hatten. Diese erhoben jedoch gegen ihn so ge-

wichtige Beschuldigungen, daß der Kaiser die Entscheidung der ganzen Angelegenheit auf einen anderen Reichstag verwies, den er für den Januar 1179 nach Worms ausschrieb. Heinrich erschien jedoch weder auf diesem, noch auf einem zweiten, zu dem gleichen Zwecke nach Magdeburg anberaumten Reichstag, sondern bat den Kaiser um eine persönliche Zusammenkunft zu Hadersleben, auf welcher er denselben zu versöhnen und auf seine Seite zu ziehen hoffte. Friedrich bewilligte ihm dieselbe und erklärte sich bereit, ihm gegen die Entrichtung einer Geldbuße von fünftausend Mark die durch die Verletzung seiner Lehenspflicht verwirkte Strafe nachzulassen, unter der Bedingung, daß er sich in dem Streite mit seinen Gegnern seiner kaiserlichen Entscheidung ohne Widerspruch unterwerfe. Da Heinrich diese Bedingung zurückwies und auch einer dritten Vorladung zu einem Reichstage nach Goslar keine Folge leistete, wurde von den versammelten Fürsten der Spruch gefällt, daß er als Beleidiger der kaiserlichen Majestät und widerspenstiger Vasall der Reichsacht verfallen und aller seiner Ehren und Würden, seiner Herzogthümer und andern Besitzungen verlustig zu erklären sei.

Noch immer hoffte der Kaiser, Heinrich werde im Hinblick auf die unausbleiblichen Folgen seines starren Trotzes sich zur Umkehr und zum Nachgeben entschließen; deßhalb zögerte er mit der Bestätigung des über ihn gefällten Urtheils und lud ihn noch einmal zur Verantwortung vor den auf den Anfang des folgenden Jahres nach Würzburg ausgeschriebenen Reichstag. Da jedoch Heinrich in dem neu ausgebrochenen Kampfe mit seinen Gegnern bedeutende Erfolge errungen, war er weniger als je zur Unterwerfung geneigt und erschien daher auch in Würzburg nicht. Solcher Halsstarrigkeit gegenüber konnte der Kaiser nicht umhin, den Spruch der Fürsten zu bestätigen. Noch immer blieb dem Verurtheilten die gesetzliche Frist von sechs Wochen, um sich aus der Acht zu ziehen; allein er ließ auch diese unbenutzt verstreichen, und so wurde am 13. April 1180 auf dem Reichstage zu Gelnhausen der zu Würzburg gefällte Spruch für unwiderruflich erklärt und über Heinrichs Lehen und Besitzungen anderweitig verfügt. Das Herzogthum Sachsen erfuhr eine ähnliche Zersplitterung wie früher Franken; doch durfte der Graf Bernhard von Askanien, Albrechts des Bären Sohn, dem der östliche Theil desselben zugesprochen wurde, den Titel eines Herzogs von Sachsen fortführen. Die herzoglichen Rechte in Westfalen und Engern wurden den Erzbischöfen von Köln und Bremen, sowie den Bischöfen von Minden, Münster und Osnabrück verliehen. Der Erzbischof von Magdeburg und die Bischöfe von Verden, Hildesheim und Halberstadt erhielten gleichfalls in ihren Stiftsgebieten herzogliche Rechte und wurden reichsfrei. Das Herzogthum Baiern

verlieh Friedrich dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, dessen Geschlecht noch jetzt in diesem Lande herrscht; doch wurden auch hier anderen Herren, namentlich den Bischöfen von Salzburg, Passau und Regensburg, sowie dem Pfalzgrafen von Steiermark, in ihren Gebieten herzogliche Rechte und Unabhängigkeit von Baiern zuerkannt.

Entschlossen, der Vollziehung der über ihn ausgesprochenen Reichsacht mit bewaffneter Hand entgegenzutreten, begann Heinrich der Löwe selbst den Kampf, und das Glück schien ihn begünstigen zu wollen. Er erstürmte die kaiserliche Reichsstadt Goslar, zersprengte das Heer des Erzbischofs von Köln, besiegte den Herzog Bernhard, drang siegreich in Thüringen vor, verbrannte Nordhausen und Mühlhausen und nahm die Landgrafen Bernhard und Ludwig von Thüringen gefangen. Aber sein Stern begann zu erbleichen, als Friedrich selbst im Sommer 1180 mit einem großen Heere gegen ihn zu Felde zog. Die auf einem Reichstage zu Werle allen zu ihm haltenden Fürsten und Herren angedrohte Reichsacht verfehlte ihre Wirkung nicht: einer nach dem andern sagte sich von ihm los. Doch so einsam es auch bald um den Geächteten wurde, blieb doch sein Muth ungebeugt; er versah seine bedeutenderen Städte mit starken Besatzungen, wählte Lübeck zum Hauptwaffenplatz und letzten Zufluchtsort und zog sich nach der Elbe zurück.

Ohne irgend welchen ernstlichen Widerstand zu finden, drang Friedrich an der Spitze des Reichsheeres durch das sächsische Gebiet vor und stand gegen Mitte Juli 1181 vor der stark befestigten Hauptstadt Braunschweig. Ohne sich mit der Belagerung derselben aufzuhalten, eilte er dem zurückweichenden Herzog so rasch nach, daß dieser, fast von Allen verlassen, bei Nacht und Nebel über die Elbe nach Stade flüchten mußte. Statt ihm dahin zu folgen, rückte Friedrich gegen Lübeck vor; da jedoch die Bürger zum äußersten Widerstand entschlossen waren und es dem Kaiser an Schiffen fehlte, um ihnen die Verbindung mit dem Meere und damit den Zufluß reicher Hilfsmittel aller Art abzuschneiden, blieb die Belagerung der Stadt erfolglos, bis es Friedrich gelang, den König Waldemar I. von Dänemark auf seine Seite zu ziehen. Nachdem ihm derselbe mit einer stattlichen Flotte zu Hilfe gekommen, entsank den Belagerten der Muth. Da jedoch die Stadt Heinrich dem Löwen ihre ganze Blüthe verdankte, waren die Bürger entschlossen, sich nur mit dessen Zustimmung dem Kaiser zu ergeben. Friedrich bewilligte ihnen daher, auf die Bitte des Bischofs, einen Waffenstillstand, während dessen die Bürgerschaft Gesandte an den Herzog abordnete, um dessen Willensmeinung zu vernehmen. Heinrich, der sich aller Mittel beraubt sah, den bedrängten Lübeckern zu Hilfe zu kommen, ermächtigte den Magistrat, dem Kaiser die Thore der Stadt zu öffnen.

Friedrich erhob Lübeck zur Reichsstadt, bestätigte der Bürgerschaft ihre bisherigen Rechte und Handelsfreiheiten und bewilligte ihnen außerdem mehrere neuen Privilegien.

Nach der Uebergabe von Lübeck wandte sich Friedrich, indem er die Belagerung Heinrichs in Stade den Fürsten überließ, gegen Lüneburg, wo sich die Gemahlin des Herzogs mit ihren Söhnen bis dahin behauptet hatte. Da endlich gab der stolze Welfe jeden ferneren Widerstand auf und suchte Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser anzuknüpfen. Dieser verwies ihn jedoch an die Entscheidung des Reiches, die auf einem Fürstentage zu Erfurt erfolgen sollte.

Als Heinrich, der unter dem sicheren Geleite des Erzbischofs von Magdeburg in Erfurt eingetroffen, in die Versammlung der Fürsten trat, warf er sich dem Kaiser, um Gnade bittend, zu Füßen. Friedrich war so tief ergriffen, daß Thränen seinen Augen entströmten; er hob ihn auf mit den Worten: „Du bist das eigene Werkzeug Deines Falles,“ umarmte ihn und versprach ihm, für ihn zu thun, „was Gerechtigkeit und Freundschaft forderten.“ In der That fiel die Entscheidung minder streng für ihn aus, als seine Gegner erwartet haben mochten. Er blieb zwar seiner Lehen verlustig; dagegen wurde ihm sein väterliches Erbgut, die braunschweigischen und lüneburgischen Lande, belassen, jedoch unter der Bedingung, daß er auf sieben Jahre das Reich meide. Auf die Fürbitte des Papstes wurde später seine Verbannungszeit auf drei Jahre herabgesetzt.

Im Frühlinge 1182 verließ der einst so mächtige Herzog seine Heimath, um sich mit seiner Familie zu seinem in der Normandie weilenden Schwiegervater, dem König Heinrich II. von England, zu begeben, an dessen Hofe er mit allen seinem Range gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen wurde. Später begleitete er Heinrich II. nach England, und auch hier fand die verbannte Fürstenfamilie die ehrenvollste Aufnahme, wenn auch Niemand ahnen konnte, daß England in dem von seiner glänzenden Höhe herabgestürzten Welfen den Stammvater eines Geschlechtes aufnahm, dem nach sechs Jahrhunderten die Herrschaft über das mächtige Inselreich zufallen sollte.

Nachdem durch die Unterwerfung Heinrichs des Löwen der Friede in Deutschland hergestellt worden, kam im Jahre 1183, in welchem der zu Venedig mit den Lombarden abgeschlossene sechsjährige Waffenstillstand zu Ende ging, auf dem Reichstage zu Konstanz auch ein dauernder Friede zwischen dem Kaiser und den lombardischen Städten zu Stande, in welchem denselben beinahe alles zugestanden wurde, was ihnen fünfundzwanzig Jahre früher auf den ronkalischen Feldern so entschieden abgesprochen worden war. Die Hauptbedingungen des Konstanzer Friedens waren die folgenden: „Alles Vergangene wird gegenseitig vergeben und ver-

gessen. Den Städten verbleiben diejenigen Rechte und Einnahmen, welche ihnen von Alters her zugestanden. Ueber zweifelhafte Rechte und Einnahmen wird durch unparteiische Männer unter dem Vorsitze des Bischofs eine Untersuchung angestellt; doch kann sich die betreffende Gemeinde durch die Uebernahme einer jährlichen Zahlung von 2000 Mark an die kaiserliche Kammer von dieser Untersuchung loskaufen. Wo der Bischof bisher den Konsul einsetzte oder bestätigte, bleibt diese Einrichtung fortbestehen; in den übrigen Städten ertheilt der Kaiser den von der Bürgerschaft gewählten Beamten die Bestätigung. Alle Vasallen und Magistrate schwören dem Kaiser den Lehenseid, alle Bürger vom siebzehnten bis zum siebzigsten Jahre den Eid der Treue, der alle zehn Jahre erneuert wird. Zu den italienischen Feldzügen des Kaisers stellen die Lombarden Wege und Brücken her und liefern hinreichende Lebensmittel für Menschen und Thiere; dagegen verspricht der Kaiser, um die Last gleichmäßiger zu vertheilen, sich nicht allzu lange in einer Stadt aufzuhalten. Die Lombarden dürfen ungehindert Bündnisse schließen und ihre Städte befestigen; aber sie schwören, die jetzt festgesetzten kaiserlichen Besitzungen und Rechte überall zu schützen und zu erhalten."

So konnte sich endlich das Reich diesseits wie jenseits der Alpen eines vollständig hergestellten Friedens erfreuen, und der Kaiser beschloß, diese Zeit der Ruhe zur Abhaltung eines großen Reichsfestes zu benutzen, durch welches die Verleihung des Ritterschlages an seine beiden ältesten Söhne Heinrich und Friedrich verherrlicht werden sollte. Zu demselben versammelten sich auf Pfingsten des Jahres 1184, der Einladung des Kaisers folgend, zu M a i n z die Fürsten und Großen des Reiches, begleitet von einer zahlreichen Ritterschaar, um sich drei Tage lang als des Kaisers Gäste an Kampfspielen und Festlichkeiten aller Art zu vergnügen. Auch aus Illyrien, Frankreich, England, Italien, selbst aus Spanien strömten, auf die Kunde von den großartigen Vorbereitungen zu dem Kaiserfeste, ganze Schaaren von Rittern und Edlen nach dem alten Mainz, so daß die glänzende Versammlung aus 40,000 Personen ritterlichen Standes bestanden haben soll. Die Volksmenge, welche der Glanz des Festes herbeigelockt, zählte nach Hunderttausenden.

Auf der weiten Ebene, die sich von den Ufern des Rheins und Mains bis zu den Höhen des Taunus hinzieht, war ein Lustschloß für den Kaiser mit einer geräumigen Kapelle errichtet, rings umgeben von den Wohnungen der Fürsten, an welche sich eine unabsehbare Menge reich geschmückter, in bunter Farbenpracht schillernder Zelte für die Ritter und Edlen reihte, so daß neben der alten Stadt wie durch Zauber eine neue, größere und schönere entstanden zu schein schien, in welcher das regste Leben auf- und niederwogte. Für die Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel war in

der umfassendsten Weise Sorge getragen: so weit das Auge reichte, war der Rhein mit Schiffen bedeckt, die Speise und Wein herbeigeführt. Auch für geistige Genüsse war gesorgt. Schauspiele ergötzten die Menge, und die Lieder der zahlreich erschienenen Sänger erfüllten das Herz mit Lust. Heinrich von Veldeck, der älteste der deutschen Minnesänger, der das Fest mitgefeiert, hat die Herrlichkeit desselben besungen, und neben ihm gedenken viele anderen Dichter jener Zeit in ihren Schilderungen der glanzvollen Tage des Mainzer Reichsfestes rühmend der Hoheit des Kaisers, der Herablassung der Kaiserin, der Schönheit der Frauen, der Prachtentfaltung der Ritter, der Mannigfaltigkeit der Spiele und Gesänge. Nie sei, so meinte man, in der Christenheit ein ähnliches Fest gefeiert worden.

Kurz nach dem Mainzer Reichsfest zog Friedrich zum sechsten Male nach Italien, wo er diesmal in den versöhnten lombardischen Städten mit Jubel empfangen wurde. In Verona hatte er eine Zusammenkunft mit Papst Lucius III., auf welcher über die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands und Italiens berathen werden sollte. Diese Berathungen führten jedoch zu keinem Ergebniß, da sich Beide über die Hauptpunkte derselben nicht einigen konnten. Lucius III. verweigerte nicht nur die von Friedrich geforderte Bestätigung mehrerer während des Schisma's von den Gegenpäpsten geweihten Prälaten, weil er nicht ohne die Zustimmung der Kardinäle von den Bestimmungen des Friedens von Venedig abgehen dürfe, sondern lehnte auch die Forderung des Kaisers, den jungen König Heinrich schon jetzt zum römischen Kaiser zu krönen, mit der Erklärung ab, daß das Reich ebensowenig wie die Kirche zwei Oberhäupter haben könne. Dagegen war Friedrich nicht zu bewegen, bezüglich der Mathildischen Güter in eine den Rechten der Kirche entsprechende Auseinandersetzung zu willigen. Die gegenseitige Mißstimmung wurde erhöht durch die Erörterungen über den Trierischen Wahlstreit. In Trier war nämlich bei dem Tode des Erzbischofs Arnold von einem Theile des Kapitels der Domdechant Volkmar, von einem andern der Dompropst Rudolf von Wied gewählt worden, und Friedrich, der den Letzteren investirt hatte, verlangte von dem Papste dessen Bestätigung; dagegen klagte Lucius über des Kaisers eigenmächtiges Einschreiten in dieser Angelegenheit und wies dessen Forderung um so entschiedener zurück, als er eine genauere Untersuchung der Wahlvorgänge für nöthig hielt.

Während Kaiser und Papst zu Verona über alle diese streitigen Punkte verhandelten, verfolgte Friedrich zugleich einen Plan, der den Papst mit den ernstlichsten Besorgnissen erfüllen mußte. Da die Ehe König Wilhelms II. von Sicilien mit Johanna, der Tochter Heinrichs II. von England, kinderlos geblieben, ging das

Erbrecht in dem Normannenreiche auf dessen Tante Konstantia, König Rogers nachgelassene Tochter, über; Friedrich suchte daher die Hand derselben für seinen ältesten Sohn Heinrich zu gewinnen, um auf diesem Wege seinem Hause den längst erstrebten Besitz der sicilischen Staaten zu sichern. Der römische König Heinrich war zwar nahezu elf Jahre jünger als die für ihn ausersehene Braut; aber er hatte frühe gelernt, seine Wünsche und Neigungen den Zwecken der Politik unterzuordnen, und da er die Entwürfe seines Vaters in ihrer vollen Tragweite zu würdigen wußte, blieb die Verwirklichung derselben das bevorzugte Ziel seines ehrgeizigen Strebens.

Der Gewandtheit der kaiserlichen Unterhändler gelang es, an dem sicilischen Hofe alle Bedenken gegen die geplante Verbindung zu beseitigen und den König Wilhelm vollständig für dieselbe zu gewinnen. Nachdem schon am 20. Oktober 1184 zu Augsburg durch sicilische Gesandte die Verlobung Konstantia's mit dem König Heinrich vollzogen worden, hielt die dreißigjährige Braut, die an der Grenze des Normannenreiches von den fürstlichen Abgesandten König Heinrichs und einem zahlreichen Gefolge von Rittern auf das Glänzendste empfangen worden, gegen das Ende des Jahres 1185 ihren feierlichen Einzug in Mailand, dessen Bürger sich von dem Kaiser als Beweis des wiederhergestellten Friedens und Vertrauens die Gunst erbeten hatten, daß die Vermählungsfeier in ihren Mauern stattfinde. Friedrich hatte zu derselben Einladungen an alle Fürsten, Großen und Herren des Reiches ergehen lassen, und so zahlreich fanden sich die Geladenen zu dem prunkvollen Feste ein, daß die Stadt zu ihrer Aufnahme nicht ausreichte und außerhalb derselben hölzerne Wohnungen in großer Menge errichtet werden mußten. Alle Pracht und Herrlichkeit der glanzvollen Tage von Mainz war neu erstanden, und als am 27. Januar 1186 das Brautpaar in der Kirche des heiligen Ambrosius vermählt und von dem Patriarchen von Aquileja gekrönt wurde, da fehlte nichts, was die Majestät des kaiserlichen Namens, der Glanz des Ritterthums und der Reichthum und Bürgerstolz der lombardischen Städte zur Verherrlichung des Festes bieten konnten. Friedrich glaubte durch die geschlossene Verbindung die Herrschaft seines Hauses über die ganze italienische Halbinsel angebahnt und damit zugleich dessen Macht und Größe dauernd gesichert zu haben; — er ahnte nicht, daß er mit derselben nur den Grund gelegt hatte zu dem tragischen Untergang seines Geschlechtes.

Papst Lucius III. hatte die Vermählung Heinrichs mit Konstantia, durch welche dem apostolischen Stuhle der sichere Rückhalt entzogen wurde, den derselbe bis dahin im Kampfe für seine Unabhängigkeit an dem südlichen Normannenreiche gefunden, nicht mehr

erlebt; noch ehe die zu Verona gepflogenen Verhandlungen zum Abschluß gekommen, hatte ihn am 25. November 1185 der Tod ereilt. Unter seinem thatkräftigen Nachfolger, dem Erzbischof Humbert Crivelli von Mailand, der den Namen Urban III. annahm, wuchs in Folge zahlreicher neuer Eingriffe Friedrichs in die Rechte der Kirche die Spannung zwischen dem Kaiser und dem apostolischen Stuhle in so bedenklichem Grade, daß ein abermaliger Bruch unvermeidlich schien. Schon war es so weit gekommen, daß der Kaiser, erbittert über Urbans energisches Vorgehen in der Wahrung der päpstlichen Rechte und insbesondere über dessen Entscheidung in der streitigen Wahl des Trierer Erzstiftes zu Gunsten Volkmars, allen Verkehr zwischen dem Papste und den deutschen Bischöfen durch Sperrung der Alpenpässe abschneiden ließ, während sein Sohn Heinrich den Kirchenstaat mit schweren Verwüstungen heimsuchte; auch stand Urban III. seinerseits im Begriff, den Bann über Friedrich auszusprechen, als der Tod ihn dahinraffte. Dem erschütternden Eindruck erliegend, den die Trauerkunde von der Eroberung Jerusalems durch Saladin auf ihn hervorgebracht, starb er am 21. November 1187 zu Ferrara, wohin er sich aus dem aufgeregten Verona hatte zurückziehen müssen.

Zum Nachfolger Urbans III. wurde der Kardinalkanzer Albert Mora von Benevent erwählt, der am 21. November 1187 als Gregor VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg. Dieser zeigte sich um so geneigter zu einer friedlichen Verständigung mit dem Kaiser, dem er früher sehr ergeben gewesen, als er die Christen des Abendlandes für einen neuen Kreuzzug zu gewinnen wünschte, und da auch Friedrich in die Bahn der Versöhnung einlenken zu wollen schien, gestaltete sich das Verhältniß desselben zu dem apostolischen Stuhle wieder friedlicher.

## IV.

# Der dritte Kreuzzug.

(1189—1192.)

Nach dem erfolglosen Ausgange des zweiten Kreuzzugs war das Königreich Jerusalem durch inneren Zwiespalt und fortgesetzte Angriffe von Außen immer machtloser geworden. Eine Zeit lang hatten zwar Balduin III. und sein Bruder Amalrich, der ihm im Jahre 1162 auf dem Throne gefolgt, gegen den tapferen Nureddin, den Eroberer von Edessa, dessen Vater Zenki sich zum Beherrscher von Mosul emporgeschwungen, nicht ganz ohne Glück

gekämpft; als sich jedoch zu diesem gefürchteten Gegner in dem berühmten Saladin ein zweiter gesellte und auf Amalrich, der im Jahre 1173 starb, in seinem Sohne Balduin IV. (1173—1185) und dessen Neffen Balduin V. (1185—1186) zwei unmündige Herrscher folgten, stieg die Gefahr für das Königreich Jerusalem auf's Aeußerste.

Jussuf Saladin, ein junger Kurde, der im Dienste Nureddins rasch emporgestiegen, war im Jahre 1163 mit seinem Oheim Schirkuh, den Nureddin mit einem Heere nach Aegypten gesandt, um einen vertriebenen und zu ihm entflohenen Vezir der Fatimiden wieder einzusetzen, in dieses Land gekommen und hatte, als Schirkuhs Nachfolger in der Führung des Heeres, die von diesem begonnene Eroberung Aegyptens vollendet. Obgleich er den Namen eines Statthalters Nureddins beibehielt, war er thatsächlich der selbstständige Gebieter des Reiches, und als nach dem Tode Nureddins, dem keine Zeit mehr geblieben, seine Oberherrschaft über Aegypten sicher zu stellen, in dessen Hause Zwistigkeiten ausbrachen, gelang es ihm, nach und nach dessen gesammte Länder an sich zu ziehen, so daß vom Jahre 1176 an seine Herrschaft sich von Kairo bis nach Aleppo erstreckte und im Halbkreise den schmalen Küstenstrich des Reiches von Jerusalem umschloß. Gleich ausgezeichnet als Herrscher wie als Feldherr und allgemein beliebt wegen seiner Gerechtigkeitsliebe, Freigebigkeit und Großmuth, wurde er bald der eigentliche Held des Islams, als dessen eifrigster Vorkämpfer er sich erwies.

Gegen einen so gefährlichen Feind hätten die morgenländischen Christen sich nur durch das einmüthigste Zusammengehen unter dem Aufgebot aller Kräfte des Landes schützen können; daran hinderten sie jedoch die inneren Streitigkeiten der Vasallen, sowie die eingetretene sittliche Erschlaffung, und so blieb Saladin im Kampfe gegen sie, trotz des Heldenmuthes, den die Christen in einzelnen Gefechten entwickelten, im Ganzen im Vortheil. Im Jahre 1184 kam es zu einem Waffenstillstand, während dessen Balduin IV. und Balduin V. starben und des Letzteren Stiefvater, Guido (Veit) von Lusignan, durch die Ränke seiner Gemahlin Sibylla, einer Tochter Amalrichs, auf den Thron erhoben wurde. Kaum hatte derselbe die Regierung angetreten, als durch eine freche Gewaltthat des Ritters Rainald von Chatillon der Friede mit Saladin aufs Neue gestört wurde. Rainald überfiel die Mutter Saladins, die im Vertrauen auf die herrschende Waffenruhe durch das christliche Gebiet reiste, um sich von Aegypten nach Damaskus zu begeben, raubte ihre Schätze und tödtete ihre Begleiter. Saladin forderte Genugthuung, und da Guido dieselbe verweigerte, rückte der Sultan mit einem Heere von 90,000 Mann in Palästina ein. Bei Hiddin oder Tiberias

kam es am 4. Juli 1187 zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Christen nach tapferem Kampfe erlagen. Saladin reichte dem König Guido, der mit seinem Bruder Amalrich, Rainald von Chatillon, dem Großmeister der Tempelherren und vielen anderen Edlen in seine Hände gefallen, in seinem Zelte den Becher der Gastfreundschaft; dagegen empfing Rainald von Chatillon von seiner eigenen Hand den Todesstreich. Den gefangenen Tempelherren und Johannitern ließ Saladin die Wahl zwischen dem Uebertritt zum Islam und schmachvoller Hinrichtung, und da sie erklärten, daß sie freudig für Christum sterben würden, war der Märtyrertod ihr Loos.

Der Tag von Hiddin war entscheidend für das Schicksal des christlichen Morgenlandes. Rasch nahmen Saladins Reiterschaaren alle bedeutenderen Städte: Sidon, Joppe, Berytus, sogar das wichtige Akkon; dann fiel auch das von Saladin selbst belagerte Jerusalem. Mangel an Lebensmitteln und die Schwäche der Besatzung nöthigten die Stadt zur Kapitulation; sie ergab sich am 2. Oktober nach einem Vertrage, welcher den Einwohnern gegen die Entrichtung eines Lösegeldes, das auf zehn Goldstücke für den Mann, fünf für das Weib und eins für das Kind festgesetzt war, der Abzug mit Hab und Gut gestattete. Wer dieses Lösegeld nicht aufbringen konnte, sollte als Gefangener zurückbleiben. Die Kirche des heiligen Grabes und das Hospital des heiligen Johannes, für welche Saladin seinen besonderen Schutz zusagte, verblieben den Christen und der Besuch des heiligen Grabes sollte ihnen gegen Erlegung eines Goldstückes gestattet sein.

Nachdem Saladin am 3. Oktober seinen Einzug in die Stadt gehalten, wurde unter dem Klagegeschrei der Christen das vergoldete Kreuz von der prachtvollen Kirche auf Moria herabgestürzt, an Stricken durch die Straßen gezogen und an den Kalifen von Bagdad gesandt. Die Kirche selbst ließ Saladin, nachdem alle christlichen Geräthe entfernt worden, mit Rosenwasser auswaschen und mit Ambra durchräuchern, worauf sich die Gläubigen zur Danksagung in derselben versammelten. Uebrigens hielt Saladin, seiner Zusage gemäß, strenge Mannszucht und gestattete seinen Soldaten erst dann, die Stadt zu betreten, nachdem die Christen aus derselben abgezogen; auch schenkte er allen Denjenigen, die ihre Armuth nachweisen konnten, die Freiheit ohne Lösegeld.

Die Kunde von dem Verluste Jerusalems rief unter der gesammten abendländischen Christenheit Bestürzung und tiefe Trauer hervor und weckte zugleich unter den Fürsten und Rittern den seit dem unglücklichen Ausgang des zweiten Kreuzzugs erschlafften Eifer für die Sache des heiligen Grabes wieder auf. Gregor VIII. beauftragte den Erzbischof Wilhelm von Tyrus, der aus Palästina

herübergekommen war, um die Hilfe des Abendlandes anzurufen, in Frankreich und Deutschland das Kreuz zu predigen, während er selbst nach Pisa reiste, um diese Stadt mit Genua zu versöhnen und von beiden Republiken die zur Ueberfahrt der Kreuzfahrer nöthigen Schiffe zu erlangen. Indessen war es ihm nicht beschieden, selbst die Früchte seiner Bemühungen für den neuen Kreuzzug zu sehen: er starb schon am 17. Dezember 1187 zu Pisa. Sein Nachfolger, Clemens III., der zwei Tage später auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, war von dem gleichen Eifer für die Wiedereroberung Jerusalems beseelt und förderte das Zustandekommen des dritten Kreuzzugs besonders dadurch, daß er den Trierischen Wahlstreit im Einvernehmen mit Friedrich durch die Beseitigung der beiden Nebenbuhler und die Verleihung des Erzbisthums an den kaiserlichen Kanzler Johannes erledigte, indem dadurch nicht nur der Friede in den Rheinlanden hergestellt, sondern auch das Interesse des versöhnten Kaisers dem geplanten großen Unternehmen in erhöhtem Grade zugewandt wurde. Auch die Könige Philipp August von Frankreich, Ludwigs VII. Sohn und Nachfolger, und Heinrich II. von England, die seit längerer Zeit durch eine Fehde entzweit waren, wurden auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Gisors durch den päpstlichen Legaten, den Kardinalbischof Heinrich von Albano, unter Mitwirkung des gleichfalls anwesenden Erzbischofs Wilhelm von Tyrus bewogen, ihren Streit ruhen zu lassen, um vereint das Kreuz zu nehmen (21. Januar 1188).

In Deutschland wurde die wichtige Frage des Kreuzzugs auf einem allgemeinen Reichstage entschieden, den Friedrich auf den Sonntag Laetare (27. März) 1188 nach Mainz ausgeschrieben. Auf demselben empfing der greise Kaiser selbst das Kreuz aus den Händen des Bischofs von Würzburg, und seinem Beispiele folgten, außer seinem Sohne Friedrich von Schwaben, die Bischöfe von Würzburg, Münster, Meißen, Lüttich, Bamberg, Freising, Regensburg, Passau, Osnabrück, Verden, Basel und Straßburg; die Herzoge Berthold von Meran und Theobald von Böhmen; der Landgraf Ludwig V. von Thüringen und der Markgraf Hermann IV. von Baden; die Grafen von Holland, Cleve, Luxemburg, Geldern, Sayn, Berg, Nassau, Salm, Jülich, Holstein, Kyburg u. A., sowie viele Tausende von Rittern.

Da Friedrich durch eigene Erfahrung alle Schwierigkeiten eines Heerzugs nach dem Morgenlande kennen gelernt, ging er bei der Ausführung des beschlossenen Unternehmens mit der größten Vorsicht zu Werke. Nachdem man sich auch diesmal für den Landweg entschieden, sandte er den Erzbischof Konrad von Mainz nach Ungarn, um mit dem König Bela III. über den Durchzug des Kreuzheeres und die Lieferung von Lebensmitteln eine Vereinbarung

zu treffen, während andere Gesandte zu dem gleichen Zwecke an den griechischen Kaiser und an den Sultan von Ikonium abgeordnet wurden. Sie alle kehrten mit günstigen Nachrichten nach Deutschland zurück. Dem Sultan Saladin selbst ließ der Kaiser durch den Grafen Heinrich von Diez nach Ritterweise Feindschaft und Krieg ansagen, falls er sich weigere, seine Eroberungen in Palästina herauszugeben. Um von dem Kreuzheere alles beutelustige Gesindel fern zu halten, wurde verordnet, daß mit Ausnahme von Dienst- und Werkleuten Niemand an dem Zuge Theil nehmen dürfe, der nicht waffengeübt und in der Lage sei, die Kosten der Kreuzfahrt für die Dauer von zwei Jahren zu bestreiten; doch ermöglichte Friedrich Vielen die Ausführung ihres frommen Wunsches durch eine Steuer, welche den Wohlhabenden auferlegt wurde. Damit die Ruhe und Ordnung in Deutschland während der Abwesenheit des Kaisers nicht gestört werde, wurde ein strenges Gesetz über den Landfrieden, Friedebrief genannt, erlassen und die Zerstörung verschiedener Raubschlösser angeordnet. Da das Treiben Heinrichs des Löwen, der im Jahre 1185 mit des Kaisers Erlaubniß nach Deutschland zurückgekehrt war und in Sachsen wieder zahlreichen Anhang gefunden hatte, Besorgniß erregte, ließ ihm Friedrich die Wahl, entweder gegen Wiederherstellung eines Theiles seines früheren Besitzstandes allen weiteren Ansprüchen zu entsagen oder auf Kosten des Kaisers an dem Kreuzzug Theil zu nehmen, in welchem Falle ihm nach der Rückkehr vollständige Entschädigung zu Theil werden solle, oder endlich mit seinen Söhnen in die Verbannung zurückzukehren. Er wählte das Letztere und begab sich zu Anfang des folgenden Jahres aufs Neue nach England.

Nachdem Friedrich am Ostertage (15. April) 1189 zu Hagenau Muschel und Pilgerstab empfangen, begab er sich nach Regensburg, das er zum allgemeinen Sammelplatze für die Kreuzfahrer bestimmt hatte. Hier bestieg er am 11. Mai mit seinem Gefolge das reich geschmückte Schiff, das ihn die Donau hinab tragen sollte, während das Heer, das über 20,000 Ritter zählte, den Strom entlang zog. In Wien, wo der Herzog Leopold VI. für einen glänzenden Empfang Sorge getragen, erhielt das Kreuzheer neuen Zuwachs durch einzelne Abtheilungen, die bereits früher auf verschiedenen Wegen nach dem Osten aufgebrochen. In Preßburg, das vor dem Pfingstfeste erreicht wurde, übertrug der Kaiser seinem Sohne Heinrich, der ihm bis dahin gefolgt, feierlich die Verwaltung des Reiches und erließ verschärfte Gesetze über Mannszucht, die auch bald darauf, zum abschreckenden Beispiel für Alle, an zwei elsässischen Edlen, welche den Heeresfrieden gebrochen, durch öffentliche Hinrichtung zur Anwendung gebracht wurden. In Gran wurde der Kaiser von dem König Bela III. von Ungarn, der ihm mit einem glänzenden

Gefolge entgegen gezogen, auf das Ehrenvollste empfangen, und zum Zeichen gegenseitiger Freundschaft Friedrich von Schwaben mit einer Tochter Bela's verlobt, was viele Ungarn bewog, sich den Kreuzfahrern anzuschließen.

Nachdem das Kreuzheer, das jetzt 50,000 Ritter und außerdem eine große Menge streitfähiger Mannschaft zählte, ohne besondere Unfälle die Morawa erreicht hatte, wo die von Regensburg mitgebrachten Schiffe dem König von Ungarn überlassen wurden, überschritt dasselbe, in vier Kolonnen getheilt, die Grenze von Bulgarien. Hier sahen sich die Kreuzfahrer von Feindseligkeiten aller Art umgeben, und da mehrere bulgarischen Gefangenen das Geständniß ablegten, daß sie durch die Griechen gegen das Kreuzheer aufgehetzt worden, schickte Friedrich Gesandte nach Konstantinopel, um sowohl hierüber als über die mangelhafte Erfüllung der von dem griechischen Kaiser eingegangenen Verpflichtungen Rechenschaft zu verlangen.

Kaiser Isaak Angelus, ein ebenso grausamer als charakterloser Fürst, der im Jahre 1185 durch eine blutige Palastrevolution, die der Herrschaft der Komnenen ein Ende machte, auf den Thron gelangt war, lebte in dem Wahne, Friedrich gehe auf die Eroberung des griechischen Reiches aus, und hatte sich daher, ungeachtet des mit dem Kaiser geschlossenen Vertrages, insgeheim mit Saladin verbündet. Seine Macht überschätzend und von schrankenlosem Dünkel aufgebläht, wagte er es, dem Kaiser zu trotzen, indem er dessen Gesandte in den Kerker werfen ließ. Als Friedrich hierauf mit seinem unaufhaltsam vorwärts rückenden Heere Philippopolis besetzte und das Land als ein feindliches behandelte, wurden seine Gesandten freigegeben, doch beharrten die Griechen in ihren feindseligen Gesinnungen gegen die Kreuzfahrer. Der Patriarch von Konstantinopel predigte sogar in der Sophienkirche vor dem kaiserlichen Hofe und im Beisein vieler Abendländer, daß ein Grieche, der hundert Kreuzfahrer tödte, dadurch Nachlaß für zehn andere Mordthaten verdiene. Isaak richtete seinerseits an den Kaiser ein mit lächerlichen Prahlereien angefülltes Schreiben, worin er verlangte, daß derselbe ihn für freien Handel und friedlichen Durchzug als seinen Oberlehensherrn anerkenne. Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, rückte Friedrich, die griechischen Truppen fast mühelos vor sich herscheuchend, gegen Konstantinopel vor, nahm Adrianopel und Demotika und einige anderen festen Plätze und stand bald in der Nähe der griechischen Hauptstadt. Jetzt endlich erkannte Isaak die Nothwendigkeit, in friedlichere Bahnen einzulenken. Er entsagte seinen lächerlichen Ansprüchen und bequemte sich zu einem neuen Vertrage, in welchem er sich verpflichtete, dem Durchzug des Kreuzheeres keine weiteren Hindernisse in den Weg zu legen, vielmehr dasselbe mit allem Nöthigen zu versehen, allen den Kreuzfahrern

zugefügten Schaden zu ersetzen und dem Kaiser die zur Ueberfahrt nach Asien nöthigen Schiffe zu stellen, wogegen Friedrich versprach, allenthalben strenge Manneszucht zu halten, damit Niemand geschädigt werde. Zur Besiegelung des geschlossenen Friedens wurde des Kaisers Sohn Philipp mit der griechischen Prinzessin Irene, der Tochter Isaaks, verlobt.

Die Ueberfahrt des Kreuzheeres begann am 23. März 1190 und dauerte sechs Tage. Friedrich selbst blieb am europäischen Ufer, bis Alle eingeschifft waren. In Asien hatten die Kreuzfahrer durch mannigfache Feindseligkeiten der Griechen zu leiden, bis sie bei Laodikea das türkische Gebiet betraten. Hier führte ihr Weg sie Anfangs durch ein fruchtbares Land; bald aber kamen sie in wüste, wasserlose Gegenden, in denen eine Unzahl von Menschen und Pferden dem Hunger erlag und die ermatteten Kreuzfahrer sich unausgesetzt den Angriffen leichter türkischer Reiterschaaren preisgegeben sahen, die, aus den Bergschluchten hervorbrechend, das christliche Heer unvermuthet überfielen, ohne selbst zum Kampfe Stand zu halten. Trotz dieser unabläßigen Drangsale zeigte das Heer unter der vorsorgenden und umsichtigen Führung des greisen Kaisers eine bewunderungswürdige Geduld und Ausdauer.

Bei Philomelium, ungefähr neun Stunden von Ikonium, stießen die Kreuzfahrer auf ein seldschuckisches, von Malek, dem Schwiegersohne des Sultans von Ikonium, geführtes Heer, dessen Stärke auf 300,000 Mann geschätzt wurde. Beim Anblick dieser gewaltigen Streitmassen entsank Vielen der Muth; als jedoch der Kaiser sie daran erinnerte, daß nur Derjenige, der die Gefahr fürchte, darin umkomme, während der Tapfere stets auf Rettung hoffen dürfe, kehrte ihr Selbstgefühl zurück, und unter den Klängen des deutschen Krieggesangs bereiteten sie sich voll Siegeszuversicht zum Kampfe vor. Im Vertrauen auf seine Ueberzahl gab Malek Befehl zum Angriff; allein die Christen leisteten so tapferen Widerstand, daß er sich mit einem Verluste von 10,000 Mann auf Ikonium zurückziehen mußte.

Nach einem abermaligen, an Beschwerden aller Art überreichen Zuge durch eine öde, wasserlose Gegend, in welcher sich zu der Pein des Hungers die Qualen des brennendsten Durstes gesellten, gelangten die Kreuzfahrer in die Nähe von Ikonium. Hier kamen ihnen Gesandte Maleks entgegen, welche dem Kaiser gegen die Zahlung von dreihundert Centnern Goldes Friede und Lebensmittel anboten. „Es ist nicht Sitte in unserm Vaterlande," erwiderte ihnen Friedrich, „noch Sitte bei den Kriegern des Kreuzheeres, sich mit Gold einen Weg zu eröffnen. Unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi werden wir uns mit dem Schwerte Bahn brechen."

Malek ließ hierauf das ganze türkische Heer vor Ikonium Aufstellung nehmen, in der sicheren Hoffnung, das erschöpfte Kreuzheer durch seine Uebermacht zu erdrücken. Schrecken ergriff die Christen bei dem Anblick der unabsehbaren Schaaren, und bei dem gewaltigen, sturmartigen Angriff des Feindes begannen sie zu weichen. Da rief Friedrich den Entmuthigten mit weithin schallender Stimme zu: „Warum zögert ihr, und warum seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß der Feind uns endlich zum Kampfe steht. Ihr habt euer Vaterland verlassen, um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen: — seht, jetzt ist der rechte Augenblick dazu gekommen. Auf, folget mir! Christus siegt! Christus herrscht!“ —

Mit diesen Worten warf er sein Roß im Kreise herum, damit er Raum gewönne, und sprengte dann mit hochgeschwungenem Schwerte mitten in die dichtesten feindlichen Haufen. Mit lautem Kriegsgeschrei stürzten seine Mannen ihm nach, so daß Alles rechts und links unter ihren schweren Waffen niedersank oder unter der Wucht ihrer gewaltigen Rosse zertreten wurde. Bald war das feindliche Heer zersprengt, und in wilder Flucht eilten die aufgelösten Schaaren davon, um hinter den Mauern von Ikonium Schutz zu suchen (18. Mai 1190.) Aber dieser Schutz sollte ihnen nicht werden; denn schon hatte Herzog Friedrich von Schwaben, der vor der Schlacht mit einer Abtheilung des Kreuzheeres gegen Ikonium selbst aufgebrochen, die Stadt erstürmt, und von den Thürmen derselben wehten die christlichen Fahnen.

Nachdem sich die Kreuzfahrer, denen in dem eroberten Ikonium eine unermeßliche Beute an Gold, Silber und anderen Kostbarkeiten, sowie Vorräthe aller Art zugefallen, in den prachtvollen Gärten des Sultans, in welchen sie ihr Lager aufgeschlagen, von den erlittenen Anstrengungen und Drangsalen erholt und mit allem Nöthigen für die Fortsetzung ihres Zuges versehen hatten, brachen sie nach dem kilikischen Armenien auf, von dessen christlichen Bewohnern freundliche Aufnahme und Unterstützung jeder Art zu erwarten stand. Von den Abgeordneten des armenischen Fürsten Leo geleitet, erreichten sie ungefährdet die Hauptstadt Seleukia, von wo nach kurzer Rast der Zug nach Syrien fortgesetzt werden sollte. Am 10. Juni brach das Kreuzheer von Seleukia auf. Der Zug ging über den an der Stadt vorüberfließenden Kalykadnus oder Saleph. Da die über denselben führende Brücke sehr schmal war und das Heer sich daher auf derselben nur langsam fortbewegen konnte, wollte der Kaiser, der die Hinterhut befehligte, schwimmend übersetzen. Der Warnungen der Seinigen nicht achtend, spornte er sein Pferd und sprengte mit jugendlichem Muthe in den Strom. Aber die Wellen ergriffen den allzukühnen Greis, und er wurde als Leiche an das Ufer zurückgebracht.

Unbeschreiblich war die Bestürzung wie die Trauer, die Friedrichs Tod in dem ganzen Heere hervorrief. Mit dem kaiserlichen Führer, der Allen zugleich ein Vater gewesen, schien den Meisten jede Hoffnung für einen glücklichen Ausgang des Kreuzzuges entschwunden; daher kehrten Viele sogleich in die Heimath zurück, während Andere sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuten. Mit dem Ueberreste des Heeres zog Friedrich von Schwaben nach Antiochien und von da, nach der feierlichen Beisetzung der kaiserlichen Leiche, über Tyrus nach Ptolemais, das seit dem 26. August 1189 von dem aus seiner Haft entlassenen König Guido mit zahlreichen zu Schiffe angekommenen Kreuzfahrern, Dänen, Friesen, Flandrern, Thüringern, Franzosen und Italienern, belagert wurde. Hier erlag Friedrich von Schwaben am 20. Januar 1191 einem hitzigen Fieber, worauf die auf 5000 Streiter zusammengeschmolzenen Reste des deutschen Kreuzheeres sich unter die Führung Herzog Leopolds VI. von Oesterreich stellten.

Während der greise Barbarosse im ruhmvollen Kampfe für den christlichen Glauben seine letzte Lebenskraft hingab, verzögerte ein neuer Streit zwischen Heinrich II. und Philipp August den Aufbruch beider Könige, zu welchem bereits umfassende Vorkehrungen getroffen worden. Erst nachdem Heinrich II. am 6. Juli 1189 ins Grab gesunken und sein Sohn Richard, dem später seine tollkühne Tapferkeit den Beinamen Löwenherz erwarb, ihm auf dem Throne gefolgt war, trat die Frage des Kreuzzugs wieder in den Vordergrund. Diesem nach Ritterehre dürstenden Helden lag der Zug nach dem Morgenlande so sehr am Herzen, daß er, um für denselben das nöthige Geld zu beschaffen, Ländereien, Schlösser, Städte, Würden und Aemter und alle nur denkbaren Vorrechte verkaufte und selbst Gewaltthätigkeiten nicht scheute, um rascher zum Ziele zu kommen.

Nachdem mit dem Könige Philipp August die nöthigen Vereinbarungen wegen des gemeinsamen Aufbruchs getroffen worden und der Letztere am Johannistage 1190 in der Abtei zu St. Denis die Oriflamme [1]), den Pilgerstab, die Pilgertasche und den Segen mit der dort aufbewahrten Dornenkrone des Heilandes empfangen, stießen die beiden Könige mit ihren Kriegsschaaren zu Vezelay zusammen und zogen dann, nachdem sie zur Aufrechthaltung der Ordnung strenge Heergesetze erlassen, die Rhone hinunter bis Lyon. Hier mußten sie sich wegen Mangels an Lebensmitteln trennen. Richard begab sich

1) Die Oriflamme, das Reichspanier Frankreichs — eigentlich die Kirchenfahne der Abtei St. Denis — bestand aus einem Stücke feuerrothen Taffets, das an einer vergoldeten Stange befestigt und unten in drei Spitzen ausgezackt war, an welchen grüne seidene Quasten hingen.

nach Marseille, wo er, da das Eintreffen seiner Flotte sich verzögerte, Schiffe zur Ueberfahrt nach Italien miethete; Philipp August dagegen zog über die Alpen, um sich in Genua einzuschiffen, das gleich den übrigen italienischen Seestädten seine Fahrzeuge für solche Zwecke den Fürsten bereitwillig zur Verfügung stellte, da die Ueberfahrt und Versorgung der Kreuzheere dem Handel und der Betriebsamkeit einen mächtigen Aufschwung verliehen.

Im September 1190 trafen beide Könige in Messina wieder zusammen; doch wurde die Weiterfahrt durch aufkommende Zwistigkeiten, die theils in den gänzlich verschiedenen Charakteren beider Fürsten, theils in dem Nationalhaß beider Völker ihren Grund hatten, bis zum kommenden Frühjahr verzögert. Endlich, am 30. März 1191, segelte Philipp auf genuesischen Schiffen ab und gelangte ungefährdet nach Ptolemais. Dagegen wurde die Flotte Richards, die am 10. April ausgelaufen, durch Stürme zerstreut, so daß der König, um die einzelnen Schiffe wieder zu sammeln, bei der Insel Cypern anlegen mußte, die, obgleich zum byzantinischen Reiche gehörend, von dem Komnenen Isaak durchaus selbstständig beherrscht wurde. Da derselbe gestrandete Engländer gefangen genommen hatte und die von Richard geforderte Genugthuung verweigerte, erzwang der König die Landung, eroberte innerhalb vierzehn Tagen in raschem Siegeslaufe die ganze Insel, nahm Isaak gefangen und setzte zwei englische Ritter zu Statthaltern ein, indem er die Bewohner der Insel nöthigte, die Hälfte ihres Grundeigenthums für die zurückbleibenden englischen Kriegsleute herauszugeben, denen die Vertheidigung des Landes und die Bewachung der Festen übergeben wurde. Nachdem er auf diese Weise den Besitz der Insel gesichert, setzte er seine Fahrt fort und landete am 20. Juni bei Ptolemais.

Fast zwei Jahre lang waren alle Bemühungen Guido's von Lusignan, diese Stadt den Türken zu entreißen, an der tapferen Vertheidigung der Belagerten gescheitert; den vereinten Anstrengungen der Engländer und Franzosen, die, in der Bestürmung der Stadt täglich abwechselnd, in Tapferkeit und Todesverachtung wetteiferten, gelang es jedoch, den Widerstand der türkischen Besatzung zu brechen. Am 12. Juli 1191 ergab sich die Stadt, die Saladin vergebens zu zu entsetzen gesucht, auf die Bedingung freien Abzugs der Besatzung, doch mit Zurücklassung ihrer Habe.

Nachdem die Sieger in die Stadt eingezogen, theilten sich Philipp und Richard in dieselbe, sowie in die vorgefundene Beute, und als Herzog Leopold VI. von Oesterreich, der an der Spitze der deutschen Kreuzfahrer sich bei der Belagerung äußerst thätig erwiesen hatte, seine Fahne auf einen Thurm gepflanzt, ließ der stolze Richard sie herunterreißen und in den Koth treten. Zu schwach, um Wider-

stand zu leisten, verließ der schwer gekränkte Herzog, die Rache auf gelegenere Zeit verschiebend, mit seinen Deutschen die Stadt, um vor den Thoren sein Lager aufzuschlagen. Auch Philipp August mochte nicht länger den Despotismus des übermüthigen Richard ertragen, mit welchem er sich über keine einzige wichtige Frage einigen konnte, und der Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, kam in ihm um so rascher zur Reife, als Richards wachsender Ruhm, der den seinigen völlig in Schatten stellte, seine Eifersucht erregt hatte. Unter dem Vorwande, daß das morgenländische Klima seine Gesundheit gefährde, die in der That während der Belagerung von Ptolemais schwer gelitten hatte, schiffte er sich am 30. Juli, mit Zurücklassung des größten Theiles seines Heeres, nach Frankreich ein, nachdem er vorher vor allem Volke auf das Evangelium den Schwur abgelegt, daß er während Richards Abwesenheit weder diesen selbst, noch seine Länder und Leute irgendwie schädigen, vielmehr Friede und Freundschaft mit dem König von England halten und dessen Interesse schützen werde.

So war Richard alleiniger Oberbefehlshaber des Kreuzheeres, und die Streitkräfte, die ihm zu Gebote standen, waren, trotz aller erlittenen Verluste, noch immer groß genug, um den Kampf mit Saladin zur Befreiung Jerusalems und zur Herstellung der christlichen Macht im Oriente mit Aussicht auf Erfolg aufnehmen zu können. Aber Richard war, bei all seiner löwenmuthigen Tapferkeit, kein Feldherr. Ihm galt es mehr, durch tollkühne Todesverachtung und ungewöhnliche Thaten die Welt in Staunen zu setzen, als zu Gunsten des Kreuzes dauernde Erfolge zu erringen. Inmitten des Kampfes voll stürmischer Thätigkeit, war er nach demselben erschlafft und in entscheidenden Momenten unentschlossen und ohne Ausdauer, so daß die Früchte seiner Siege stets verloren gingen. Wie er in dieser Beziehung weit zurückstand hinter dem Begründer der christlichen Herrschaft in Palästina, dem ebenso umsichtigen als frommen Gottfried von Bouillon, so war er auch an Charakter demselben durchaus unähnlich; denn bei allem Glanze seiner ritterlichen Thaten fehlte ihm der Adel der ritterlichen Gesinnung. Dies bewies er besonders vor seinem Aufbruch von Ptolemais, indem er die 2500 Türken, die als Geiseln zurückbehalten worden — Männer, deren Heldenmuth die Belagerer zur Bewunderung hingerissen — ohne Erbarmen niedermetzeln ließ, weil Saladin die zur Zahlung ihres Lösegeldes festgesetzte Frist nicht eingehalten hatte.

Nachdem Richard die Befestigungswerke von Ptolemais wieder hatte herstellen lassen, brach er zum Kampfe gegen Saladin auf und erfocht über denselben am 7. September 1191 bei Arsuf, zwischen Cäsarea und Joppe, einen glänzenden Sieg. Statt denselben jedoch zur sofortigen Belagerung von Jerusalem zu benutzen, zog er nach Joppe,

um die durch die Türken zerstörten Mauern dieser Stadt wieder herstellen und die umliegenden Schlösser befestigen zu lassen. Im Januar 1192 brach er gegen Jerusalem auf, das inzwischen durch Saladin stärker befestigt worden, kehrte jedoch, fast im Angesichte der heiligen Stadt, wieder um und wandte sich nach Askalon, um auch dort die zerstörten Festungswerke neu herzurichten. Im Juni erschien er zum anderen Male vor Jerusalem; doch auch diesmal ließ er sich durch seinen Kriegsrath zur Umkehr bestimmen, ohne auch nur einen Versuch zur Eroberung der Stadt gemacht zu haben. Abermals zog er gegen Joppe, das eben in die Hände der Türken gefallen, erstürmte dasselbe im ersten Anlaufe, ließ die beschädigten Mauern herstellen und bezog ein Lager vor der Stadt. Hier wurde er am 5. August in der Frühe von der zahlreichen Reiterei Saladins überfallen, während dessen Fußvolk einen heftigen Sturm auf die Stadt begann. Obgleich seine Kriegsschaar kaum tausend Mann zählte und es fast gänzlich an Pferden mangelte, hielt er der Uebermacht Stand. Sechsmal versuchten die Türken, die festgeschlossene Schaar zu sprengen, und sechsmal wurden sie zurückgetrieben. Dann gab Richard selbst Befehl zum Vorrücken und durchbrach, Alles vor sich niederwerfend und auseinandersprengend, siegreich die feindlichen Reihen. Von einem türkischen Haufen dicht umringt, hieb er einem der Feinde mit einem einzigen Schlage seines Schwertes, trotz der starken Rüstung, Kopf, Schulter und Arm herunter. Mitten im heißesten Kampfe erhielt er die Botschaft, die Türken seien in die Stadt eingedrungen. Sogleich sprengte er, nur von seinem Bannerträger und fünf Rittern gefolgt, durch das Thor und verbreitete, indem er gleich in der ersten Straße drei Türken niederstieß, unter dem eingedrungenen Feinde solchen Schrecken, daß, wie ein Augenzeuge berichtet, „Alle vor ihm flohen, wie die Thiere des Feldes vor dem hungrigen Löwen.“ Nachdem er die Türken aus der Stadt getrieben, führte er die Besatzung zur Erneuerung des Kampfes vor das Thor und sah sich am Abend im Besitze des Schlachtfeldes.

Unterdessen waren ungünstige Nachrichten aus England eingetroffen, die den König zur Rückkehr drängten, und da überdies Krankheiten im Heere wütheten und die wachsende Zerwürfniß zwischen den Franzosen und Engländern, sowie die allgemeine Unzufriedenheit über Richards Kriegführung das ganze Unternehmen hemmten, knüpfte der König Friedensunterhandlungen mit Saladin an, die im September 1192 zum Abschluß eines dreijährigen Waffenstillstandes führten. Kraft der getroffenen Vereinbarungen blieben die Christen im Besitze aller Seestädte von Tyrus bis Joppe und des Landes von der Küste bis Ramla und Lidda und durften ungehindert zum heiligen Grabe wallfahrten. Schon früher hatte Richard dem Guido von Lusignan die Insel Cypern als englisches

Lehen zuerkannt, während Graf Heinrich von der Champagne, ein Neffe Richards und Philipp Augusts, zum König von Jerusalem bestimmt worden war.

Am 9. Oktober 1192 schiffte sich Richard Löwenherz nach Europa ein; aber der Ruhm seiner Thaten lebte fort im Morgenlande. Noch lange schreckten türkische Mütter ihre weinenden Kinder mit dem Rufe: „König Richard kommt!", und Reiter fragten ihr scheues Pferd: „Siehst du König Richard?" Auf seiner Rückfahrt wurde er im adriatischen Meere durch einen Sturm an die Küste von Aquileja geworfen. Während er, als Pilger verkleidet, die Reise zu Land fortsetzte, fiel er dem von ihm so schwer beleidigten Herzog Leopold von Oesterreich in die Hände, der ihn als Gefangenen auf die Feste Dürrenstein bringen ließ, später aber an den Kaiser Heinrich VI. auslieferte. Nachdem er von diesem längere Zeit auf der Feste Trifels in strenger Haft gehalten worden, wurde sein Aufenthalt, wie die Sage berichtet, durch seinen treuen Sänger Blondel entdeckt, worauf dieser nach England zurückeilte, um für des Königs Befreiung zu wirken.

Fünf Monate nach Richards Entfernung aus dem Morgenlande, am 4. März 1193, starb auch Saladin. Von seiner Denkungsweise legen die Ermahnungen Zeugniß ab, die er auf seinem Sterbebette seinem Sohne Malek ad daher gab. „Verehre den höchsten Gott", so sprach er zu ihm, „und befolge seine Gebote; das wird dir Heil bringen. Hüte dich, Blut zu vergießen; denn vergossenes Blut schläft nicht. Gewinne die Herzen deines Volkes und sorge für seine Wohlfahrt; es ist dir von Gott und mir anvertraut. Beleidige Niemanden; Menschen versöhnen sich erst nach vollbrachter Rache, nur Gott, welcher gnädig ist, verzeiht der Reue allein." Der Beherrscher Aegyptens, Arabiens und Syriens hinterließ nur ein Goldstück und einige wenige Silbermünzen.

## V.

## Der deutsche Ritterorden.

Der dritte Kreuzzug gab Veranlassung zur Gründung eines neuen Ritterordens, der, den beiden bereits bestehenden in Zweck und Einrichtung ähnlich, in der Folge eine ungleich umfassendere Wirksamkeit entfalten sollte.

Schon im Jahre 1128 hatte ein frommer Deutscher, dessen Namen die Geschichte uns nicht aufbewahrt hat, zu Jerusalem ein besonderes Haus zur Aufnahme und Pflege armer und kranker

deutscher Pilger eingerichtet, das sich unter der Mitwirkung mehrerer von gleicher Gesinnung beseelter deutscher Edelleute zu einem ansehnlichen Hospitale erweitert hatte. Die Gründer desselben waren bereits zu einer Art Ordensverbindung unter dem Schutze der heiligen Mutter Gottes zusammengetreten, als Jerusalem in Saladins Hände fiel, und da nur eine beschränkte Zahl der „Brüder des St. Marienhospitals“ in der heiligen Stadt bleiben durfte, wandten sich die meisten nach dem von Drangsalen aller Art, Hungersnoth und Seuchen schwer heimgesuchten christlichen Lager vor Ptolemais, um sich dort, wo Templer und Johanniter für Franzosen und Italiener sorgten, der Pflege der fast gänzlich verlassenen Deutschen zu widmen. Im Vereine mit einigen reichen Bürgern aus Bremen und Lübeck errichteten sie aus Schiffssegeln ein großes Zelt, das als Krankenhaus diente.

Ihre menschenfreundlichen Bemühungen erweckten die Aufmerksamkeit Herzog Friedrichs von Schwaben, und er beschloß, zur dauernden Abhilfe der unter den deutschen Pilgern im heiligen Lande herrschenden Noth aus den Brüdern des deutschen Spitals nach dem Vorbilde des Johanniter- und des Tempelherrenordens einen deutschen Ritterorden zu gründen. Unter der Mitwirkung des Patriarchen von Jerusalem, sowie der Großmeister der beiden andern Orden, wurden Statuten für denselben entworfen, bei welchen die Regel der Tempelherren maßgebend war für den Kampf gegen die Ungläubigen, die der Johanniter dagegen für die Pflege der Armen und Kranken. Die Mitglieder der neuen Ordensverbindung wurden Deutschherren oder „Ritter unserer lieben Frau“, auch Marianer, genannt. Auf seinem Sterbebette vermachte Friedrich dem neuen Orden einen großen Theil seines Vermögens und empfahl denselben der besonderen Fürsorge seines Bruders Heinrich VI. Sowohl dieser als Papst Clemens III. ertheilten dem Orden die nachgesuchte Bestätigung, und Cölestin III., Clemens' III. Nachfolger, gewährte demselben alle Privilegien der Templer und Johanniter.

Der neue Orden, in welchen nur Deutsche aufgenommen wurden, zerfiel in Ritter, Priester und dienende Brüder. Die Ordensgelübde legten den deutschen Rittern, außer der persönlichen Armuth, der Ehelosigkeit und dem unbedingten Gehorsam, die Verpflichtung zum unablässigen Kampf gegen die Feinde Christi und zur Beschirmung der Kirche, sowie zur Vertheidigung der Wittwen und Waisen und zur Pflege der Kranken und Leidenden auf. Das Ordensgewand war ein weißer Mantel mit schwarzem, silberberandetem Kreuz. Wer in den Orden aufgenommen werden wollte, mußte mindestens vierzehn Jahre alt, gesund und frei von körperlichen Gebrechen, ritterlichen Standes, von reinem Wandel, reinen Sitten

und unbescholtenem Namen sein. War er nach abgelegtem Ordensgelübde in den Orden aufgenommen worden, so begann für ihn ein Leben des Kampfes und der Entsagung. Gebet, Gottesdienst und Werke der Menschenliebe füllten in Friedenszeiten seine Tage aus; im Kriege war rastloser, heldenmüthiger Kampf seine Aufgabe. Wie die Kleidung, so war auch die einfache Lebensweise für Alle gleich. Im gemeinsamen Speisesaale genossen die Ordensritter ohne Ausnahme dieselbe einfache Hausmannskost, und nur die Stimme des Vorlesers unterbrach das allgemeine Schweigen. Die gleiche Stille herrschte im gemeinsamen Schlafgemache, in welchem die Ritter auf rauhem Lager nur die nothdürftigste Erholung von den Mühen und Anstrengungen des Tages suchten. Im gegenseitigen Verkehr galt Liebe und brüderliche Eintracht als erste Pflicht; in allen übrigen Stücken sollte der Deutschritter ein Muster sein von Zucht und Rechtschaffenheit und der beständige Wohlthäter der Armen und Kranken.

In der That machten sich auch die deutschen Ordensritter bald durch einen untadelhaften Lebenswandel und thätige Menschenliebe ebenso allgemein beliebt, als sie durch heldenmüthige Tapferkeit sich Ruhm erwarben. Daher wurde auch der Orden von allen Seiten mit Vermächtnissen und Schenkungen so reich bedacht, daß er in kurzer Zeit in den Besitz ausgedehnter Ländereien, nicht nur im Orient, sondern auch in Italien, Ungarn, Deutschland und Siebenbürgen gelangte. Daneben erhielt er von Päpsten und Kaisern so zahlreiche Privilegien, daß er auch in dieser Beziehung den beiden andern Ritterorden ebenbürtig zur Seite stand.

Zu ganz besonders hohem Ansehen erhob sich der deutsche Ritterorden, der unter seinem ersten Großmeister, dem rheinischen Ritter Heinrich Walpot von Bassenheim (1190—1200), nur vierzig Ritter gezählt, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, unter dem vierten Ordensmeister, dem trefflichen, durch staatsmännische Klugheit und Thätigkeit nicht minder als durch ritterliche Tapferkeit und hochstrebenden Sinn ausgezeichneten thüringischen Ritter Hermann von Salza (1210—1239). Bei der Belagerung von Damiette im Jahre 1219 verrichtete Hermann mit seinen Ordensrittern solche Wunder der Tapferkeit, daß der damalige König von Jerusalem, Johann von Brienne, ihm die Erlaubniß ertheilte, neben dem schwarzen Kreuz das goldene Kreuz von Jerusalem zu tragen. Nachdem durch Hermanns Vermittlung eine Aussöhnung zwischen Papst Gregor IX. und Kaiser Friedrich II. zu Stande gekommen, verlieh ihm der Letztere den schwarzen Adler für seinen Schild und seine Ordensfahne und ertheilte ihm für sich und seine Nachfolger die Reichsfürstenwürde, worauf er den von da an für die Vorsteher des Ordens üblich gebliebenen Titel Hoch- und

Deutschmeister annahm. Auch der Papst zeichnete ihn durch das Geschenk eines kostbaren Ringes aus, der fortan einen Hochmeister nach dem anderen schmückte.

Unter Hermann von Salza eröffnete sich für den deutschen Ritterorden, welcher in Folge der im Oriente eingetretenen Veränderungen seine Blicke mehr nach dem Abendlande gerichtet hatte, im fernen Norden, an der Küste der Ostsee, ein neues Feld der Thätigkeit, auf welchem sich derselbe durch die Unterwerfung der heidnischen Preußen um die Kirche und den christlichen Glauben die größten Verdienste erwarb und sich selbst für mehrere Jahrhunderte eine ruhmvolle Existenz gründete.

## VI.

## Kaiser Heinrich VI.

(1190—1197.)

Heinrich VI., der im Alter von fünfundzwanzig Jahren den deutschen Königsthron bestieg, vereinigte in sich alle Eigenschaften eines vollendeten Staatsmannes. Mit raschem, sicherem Blick und klarem, durchdringendem Verstande Menschen und Verhältnisse durchschauend, schwang er sich zu den kühnsten Entwürfen empor und schreckte in der Ausführung derselben vor keinem Hinderniß zurück. Heinrich VI. kannte nur eine Leidenschaft: die zu herrschen; dieser einen Leidenschaft war bei ihm Alles untergeordnet, und wo es ihre Befriedigung galt, scheute er selbst die empörendste Treulosigkeit und Grausamkeit nicht. In seiner Jugend hatte ihn die Dichtkunst angezogen, und die Manessische Sammlung bewahrt von ihm Lieder in deutscher und provençalischer Sprache; aber die Politik, in die er frühe eingeweiht worden, hatte alle zarteren Regungen seiner Seele in den Hintergrund gedrängt, und je weiter wir ihn voranschreiten sehen auf seiner Herrscherbahn, desto mehr tritt er uns als heuchlerischer, gefühlloser Staatsmann entgegen.

Als im November 1190 die Kunde von dem Tode Kaiser Friedrichs nach Deutschland kam, befand sich ganz Sachsen in kriegerischer Bewegung. Heinrich der Löwe war, unbekümmert um sein gegebenes Wort, bald nach dem Aufbruch des Kreuzheeres aus England zurückgekehrt, um seine verlorene Macht wieder zu gewinnen, und mit dem Erzbischof Hartwich von Bremen waren viele anderen sächsischen Großen auf seine Seite getreten. Auch schien das Glück sein kühnes Beginnen begünstigen zu wollen: Bardewyk, das sich geweigert, ihm die Thore zu öffnen, wurde erstürmt und zerstört,

Lauenburg, die Feste Herzog Bernhards, erobert und das eingeschüchterte Lübeck durch die Bestätigung aller von Friedrich I. den Bürgern bewilligten neuen Rechte und Freiheiten zu freiwilliger Unterwerfung bewogen. Da erschien König Heinrich mit Heeresmacht und zwang den Herzog zu einem Vertrage, in welchem derselbe sich verpflichtete, die Mauern von Lauenburg und Braunschweig zu schleifen, sich mit seinem Stammlande und der Hälfte des Gebietes von Lübeck zu begnügen und zur Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Friedens seinen Sohn Lothar als Geisel zu stellen.

Gleich nach der Erledigung dieser Angelegenheit brach Heinrich zum Empfang der Kaiserkrone nach Italien auf. Zur Beschleunigung seiner Romfahrt trieb ihn hauptsächlich der Wunsch, seine Ansprüche auf das sicilische Reich geltend zu machen, das durch den am 16. November 1189 erfolgten Tod König Wilhelms II. erledigt war. Da derselbe kinderlos und ohne Hinterlassung eines Testaments verstorben, hätte die Verfügung über das Königreich nach dem Lehensrechte dem apostolischen Stuhl zufallen müssen; aber die Mehrzahl der Barone hatte, aus Furcht vor der verhaßten Fremdherrschaft, im Einvernehmen mit dem Volke den Grafen Tankred von Lecce, einen natürlichen Enkel König Rogers II., auf den Thron erhoben. Die Rücksicht auf die Gefahren, welche für die Unabhängigkeit des apostolischen Stuhles aus der Vereinigung des sicilischen Reiches mit der ohnehin so ausgedehnten Macht der Hohenstaufen erwachsen mußten, bewog den Papst Clemens III., dem erwählten König, der im Januar 1190 zu Palermo gekrönt worden, die nachgesuchte Belehnung zu ertheilen.

Als Heinrich VI. im November 1190 nach Italien kam, hatte er zuerst einen Streit der lombardischen Städte zu schlichten, wobei es ihm gelang, Pisa und Genua zu der Zusage zu bewegen, ihm ihre Flotten nach Sicilien zu senden. Dann brach er rasch nach Rom auf, wo eben der fünfundachtzigjährige Cölestin III. als Nachfolger des kurz vorher verstorbenen Clemens III. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte. Um die Römer zu seinen Gunsten zu stimmen, gab der König das von ihnen schwer angefeindete Tusculum ihrer Rache preis, indem er die deutsche Besatzung aus demselben zurückzog, worauf sie die Stadt anzündeten und unter der Bevölkerung ein schauerliches Blutbad anrichteten. Die wenigen Ueberlebenden erbauten auf den Trümmern ihrer zerstörten Vaterstadt Hütten aus Baumzweigen (frasche), weßhalb der wiederhergestellte Ort den Namen Frascati erhielt.

Unterdessen hatte Heinrich VI. am Osterfeste (14. April) 1191, nachdem er die üblichen Eide geleistet, mit seiner Gemahlin Konstantia aus der Hand Cölestins III. die Kaiserkrone empfangen und war dann, trotz der Abmahnungen des Papstes, nach Apulien ge-

zogen, wo sich sogleich die Anhänger seines Hauses um ihn schaarten. Aber während er im Begriffe stand, die Belagerung von Neapel zu eröffnen, brach in seinem Heere eine furchtbare Seuche aus, welcher auch viele Großen erlagen. Der König selbst wurde von derselben ergriffen und mußte sich nach Capua bringen lassen. Während ihm der Rest des Heeres dorthin folgte, wurde seine in Salerno weilende Gemahlin von den Bürgern an Tankred ausgeliefert; dieser entließ sie jedoch auf das dringende Verlangen des Papstes, dessen Vermittlung Heinrich angerufen.

Ohne irgend welche Aussicht, in den erstrebten Besitz des sicilischen Reiches zu gelangen, mußte Heinrich nach Deutschland zurückkehren, und auch hier sah er sich bald durch die Feindschaft der meisten Fürsten von schweren Gefahren bedroht. Der Erzbischof Konrad von Mainz, die Herzoge Berthold von Zähringen und Bernhard von Sachsen, der Landgraf Hermann von Thüringen, Albrecht von Meißen und Ottokar von Böhmen hatten sich mit dem König Kanut VI. von Dänemark gegen ihn verbündet, und schon dachte man daran, Heinrich den Löwen oder einen von dessen Söhnen unter der Mitwirkung des auf der Rückfahrt von Palästina begriffenen Königs Richard von England, welcher Tankred als König von Sicilien anerkannt, auf den deutschen Thron zu erheben, als Richards Gefangennehmung die Pläne der Verbündeten durchkreuzte. Während der König von Dänemark durch den Bischof Waldemar von Schleswig im Schach gehalten wurde, kehrte von den deutschen Fürsten einer nach dem anderen unter den Gehorsam des Kaisers zurück. Auch Heinrich der Löwe, der die eingegangenen Friedensbedingungen unerfüllt gelassen, hatte in dem wiederbegonnenen Kampfe kein Glück mehr und suchte auf's Neue eine Aussöhnung mit dem Kaiser. Ein unerwartetes Ereigniß bot zu derselben die gewünschte Gelegenheit. Sein ältester, gleichnamiger Sohn war schon frühe mit Agnes, dem einzigen Kinde des Pfalzgrafen Konrad bei Rhein, des Bruders Friedrichs I., verlobt worden; der durch den Abfall Heinrichs des Löwen von seinem Kaiser zwischen den beiden Fürstenhäusern herbeigeführte Bruch hatte jedoch störend in dieses Vermählungsprojekt eingegriffen, und als König Philipp August von Frankreich sich um die Hand der reichen Erbtochter bewarb, begünstigte Heinrich VI. dessen Werbung. Dieser Verbindung war jedoch Konrads Gemahlin Irmengard im Stillen abgeneigt, und als ihre Tochter ihr erklärte, daß ihr Herz für immer ihrem früheren Verlobten angehöre, ließ sie denselben heimlich zu sich entbieten. Er eilte, als Pilger verkleidet, im Dunkel der Nacht nach der Burg Stahleck, wo sofort in aller Stille seine Vermählung mit Agnes vollzogen wurde. Als der Pfalzgraf am folgenden Tage, vom Hoflager des Kaisers zurückkehrend, durch seine Gemahlin von dem Geschehenen in Kennt-

niß gesetzt wurde, erschrak er heftig; denn er fürchtete den Zorn seines Neffen; nichtsdestoweniger wies er die Forderung des Kaisers, den geschlossenen Bund aufzulösen, unter eidlicher Betheuerung seiner Unschuld, mit der Erklärung zurück, daß er die Ehre seiner Tochter nicht beschimpfen lassen werde. Heinrich selbst fand bei näherer Erwägung der Sachlage, daß es gerathener sei, die stattgehabte Verschwägerung der Hohenstaufen und Welfen zur Herstellung eines allgemeinen Friedens zu benutzen. Auf einem Fürstentage zu Dulletha bei Kyffhausen söhnte er sich mit dem alten Welfen aus und schloß mit ihm einen Frieden, in welchem dem jungen Heinrich die Belehnung mit der wichtigen Pfalzgrafschaft seines Schwiegervaters zugesagt wurde. Durch Alter und Unglück milder gestimmt und nur noch nach Frieden sich sehnend, gab Heinrich der Löwe alle seine stolzen Pläne auf und zog sich nach Braunschweig zurück, wo er, sich mehr und mehr von allem Weltlichen abwendend, hauptsächlich frommen Uebungen lebte. Hier setzte im folgenden Jahre (1195) nach einer schmerzlichen Krankheit, in welcher kein Laut der Klage über seine Lippen kam, der Tod seinem vielbewegten Dasein ein Ziel. Er hatte ein Alter von sechsundsechzig Jahren erreicht.

Kurz nach dem Tage von Dulletha erfolgte auch die Freilassung König Richards, den Heinrich trotz aller Bitten und Warnungen des Papstes in strengem Gewahrsam zurückbehalten, um ein möglichst hohes Lösegeld von ihm zu erpressen. Nachdem Richard auf einem Fürstentag zu Hagenau die Grundlosigkeit der von Heinrich VI. wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen, nach welchen er sich nicht nur mit König Tankred gegen ihn verbündet, sondern auch das Königreich Cypern unrechtmäßiger Weise in Besitz genommen und den an dem Markgrafen von Montferrat begangenen Meuchelmord angestiftet haben sollte, überzeugend nachgewiesen und sich durch einen Vertrag verpflichtet hatte, außer der sogleich für seine Befreiung zu entrichtenden Summe von 100,000 Mark Silber nach Ablauf von sieben Monaten weitere 30,000 Mark an den Kaiser und 20,000 Mark an den Herzog Leopold von Oesterreich zu zahlen und für die pünktliche Erfüllung dieser Zusage Geiseln zu stellen, wurde am 11. Februar 1194 seine Haft von dem Kaiser aufgehoben. Trotz der eben herrschenden Stürme schiffte er sich, aus Furcht vor einem etwaigen Umschlage in des Kaisers Gesinnungen, sofort nach England ein, an dessen Küste er am 30. März unter dem lauten Jubel seines Volkes landete.

Fast zu der gleichen Zeit, in welcher König Richard nach nahezu vierzehnmonatlicher Haft die Freiheit zurückerhielt, starb zu Palermo König Tankred aus Kummer über das frühe Ableben sei-

nes ältesten, hoffnungsvollen, bereits zu seinem Nachfolger gekrönten Sohnes Roger, und da sein zweiter Sohn Wilhelm noch ein Kind war, eröffneten sich für den Kaiser günstigere Aussichten für den Erwerb des sicilischen Reiches; er traf daher sofort die nöthigen Vorkehrungen zu einem zweiten Zuge nach Italien und langte schon im Juni mit einem zahlreichen Heere in der Lombardei an. Nachdem er sich die Unterstützung der Seestädte Genua und Pisa durch die weitgehendsten Versprechungen gesichert, die nicht zu halten er im Voraus entschlossen war, drang er, ohne Rücksicht auf die ernsten Abmahnungen des greisen Cölestin, nach Apulien vor, wo eine Stadt nach der anderen, mit alleiniger Ausnahme von Salerno, das erstürmt werden mußte, ihm auf die erste Aufforderung ihre Thore öffnete und die angesehensten Barone ihm huldigend entgegen kamen. Durch seine raschen Fortschritte nicht minder als durch seine schweren Strafandrohungen geschreckt, unterwarfen sich ihm auch die Sicilianer fast widerstandslos, unbekümmert um das Schicksal der Wittwe Tankreds, der unglücklichen Königin Sibylle, und ihres bereits zum Könige gekrönten Sohnes Wilhelm, für welchen sie die Regierung führte. Schon am 20. November konnte Heinrich seinen Einzug in das festlich geschmückte Palermo halten, und am folgenden Tage setzte er sich selbst in der dortigen Domkirche die Königskrone auf. Fast von Allen verlassen, sah sich die Königin gezwungen, mit dem siegreichen Gegner einen Vertrag einzugehen, in welchem ihrem Sohne gegen die Verzichtleistung auf seine Thronansprüche die angestammte Grafschaft Lecce und das Fürstenthum Tarent, allen ihren Anhängern aber Sicherheit der Person und des Eigenthums zugesagt wurde.

Heinrich sah sich am Ziele; aber das Glück, das sein Unternehmen in so ungewöhnlicher Weise begünstigt hatte, vermochte nicht sein Herz für ein edleres Fühlen zu erwärmen. Nachdem er die Bitte der Genueser um Erfüllung seiner Zusagen unter nichtigen Vorwänden zurückgewiesen, sie auf spätere Zeiten vertröstend, trat er um Weihnachten in einer Versammlung der sicilischen Großen zu Palermo mit der Behauptung auf: er habe sichere Kunde von einer gegen ihn gerichteten weit verzweigten Verschwörung erhalten, welche sein strengstes Einschreiten erheische. Sofort wurde ein Blutgericht eingesetzt, das über die Angeschuldigten aburtheilen sollte. Erzbischöfe, Bischöfe, Grafen und Edle wurden als Verräther eingekerkert und viele derselben nach kurzem Verhöre geblendet, Andere gehängt oder gespießt, verbrannt oder lebendig begraben. Den jungen König Wilhelm ließ Heinrich blenden und zu lebenslänglicher Haft nach Deutschland abführen; die Königin Sibylle endete mit ihren drei Töchtern im Kloster Hohenburg im Elsaß. Die Gräber Tankreds und seines Sohnes Roger wurden erbrochen und den

todten Fürsten, als unrechtmäßigen Königen, die Kronen vom Haupte gerissen.

Ob die aufgefangenen Briefe, auf welche Heinrich seine Anklagen stützte, ächt oder untergeschoben, darüber waren die Ansichten getheilt; ein Beweis für ihre Aechtheit, wie Recht und Gesetz ihn verlangten, wurde nicht geführt. Aber gesetzt auch, die Sicilianer hätten sich wirklich nochmals gegen die ihnen aufgedrungene Fremdherrschaft unter einander verbündet, so hätte Heinrich umsomehr die Milde walten lassen müssen, als es sich nur um politische Parteiungen, nicht aber um gemeine Verbrechen handelte; er hätte insbesondere nicht schuldlose Kinder in seine Anklagen und viel weniger noch in seine Bestrafung einschließen dürfen. Unter allen Umständen erscheint sein Verfahren als ein entsetzenerregendes und er selbst im Lichte eines blutgierigen Despoten.

An dem nämlichen Tage, an welchem Palermo der Schauplatz so vieler blutigen Gräuel war — am 26. Dezember 1194 — wurde dem König sein einziger Sohn Friedrich Roger, der nachmalige Kaiser Friedrich II., geboren — nach Raumers treffender Bemerkung, eine furchtbare Vorbedeutung für sein eigenes Geschlecht.

Mit einer unermeßlichen Beute, zugleich aber auch mit dem Fluche allgemeinen Abscheus beladen, kehrte Heinrich aus seinen sicilischen Staaten zurück. Cölestin III. drohte ihm wegen seiner Eingriffe in die kirchlichen Gerechtsame und seiner verübten Frevelthaten mit dem Banne; Heinrich aber achtete dies nicht und schaltete im Kirchenstaat mit der gleichen Willkür, wie vordem sein Vater. Seinem Bruder Philipp verlieh er Tuscien, nebst den Mathildischen Gütern, während er anderen deutschen Großen die Verwaltung der Hoheitsrechte in den Gebieten von Spoleto, Ravenna und Ankona übertrug.

Nach seiner Rückkehr in die Heimath legte Heinrich auf dem Reichstage zu Würzburg (1195) den Fürsten einen Plan von unberechenbarer Tragweite vor, der zumeist auf die Erhöhung der Macht seines Hauses zielte. Deutschland sollte aufhören ein Wahlreich zu sein und die erbliche Kaiserwürde dem hohenstaufischen Hause zuerkannt werden; dagegen wollte er Neapel und Sicilien dem Reiche einverleiben, die Erblichkeit aller Lehen, auch in weiblicher Linie, einführen und auf das sogenannte Spolienrecht Verzicht leisten, nach welchem die Kaiser unter vielfachem Widerspruch der Kirche bei Erledigung eines Bisthums die bewegliche Habe des Bischofs einzogen. Schon waren fünfundfünfzig Fürsten für diesen Vorschlag gewonnen, als der Widerspruch der übrigen den ganzen Plan zum Scheitern brachte. Dagegen erlangte Heinrich auf dem im folgenden Jahre abgehaltenen Fürstentage zu Worms die Wahl

seines zweijährigen, mit der Mutter in Palermo zurückgebliebenen Sohnes Friedrich zum römischen König.

Ueber die Zukunft seines Hauses in Deutschland beruhigt, kehrte Heinrich nach Sicilien zurück, wo er aufs Neue mit der rücksichtslosesten Strenge auftrat, gleichsam als wolle er selbst mit der Zuneigung des Volkes die sicherste Stütze seines Thrones gewaltsam zerstören und den Nationalhaß der Italiener gegen die Deutschen zum Aeußersten steigern. Dabei trug er sich mit den großartigsten Plänen zur Erhöhung der Kaisergewalt, wie zur Erweiterung der Macht seines Hauses. Der Besitz des südlichen Normannenreichs gewährte ihm einen sicheren Stützpunkt zur Begründung der erstrebten Herrschaft über das Mittelmeer. Von hier aus sollten die Hebel zum Sturze des byzantinischen Reiches angesetzt werden, durch dessen Wiedervereinigung mit dem abendländischen Kaiserthum er den Grund zu einem Weltreich zu legen gedachte, das an Ausdehnung und Machtfülle das altrömische übertroffen haben würde. Im Interesse dieses Riesenplanes begünstigte er das Zustandekommen eines neuen Kreuzzugs, wodurch er zugleich den Papst zu beschwichtigen und auf seine Seite zu ziehen hoffte; allein indem er alle Kräfte des Reiches zur Eroberung der asiatischen Küstenländer aufbieten zu wollen schien, war er selbst nicht gewillt, an dem Zuge nach dem Morgenlande Theil zu nehmen, da er es für wichtiger erachtete, zur Sicherung seiner Macht im Westen in Italien zu bleiben. Aber mitten unter seinen weit ausschauenden Entwürfen ereilte ihn ein unerwarteter Tod: er starb am 28. September 1197 zu Messina, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, an den Folgen eines kalten Trunkes nach übermäßiger Erhitzung auf der Jagd. Sein Hinscheiden wurde von den Apuliern und Sicilianern als eine Erlösung aus unerhörter Tyrannei mit unverhohlener Freude begrüßt.

## VII.

# Papst Innocenz III.

(1198—1216.)

Ungefähr drei Monate nach Heinrich VI., am 8. Januar 1198, sank auch der zweiundneunzigjährige Cölestin III. ins Grab. Der apostolische Stuhl befand sich damals in äußerster Bedrängniß; aber Christus wachte über seine Kirche, indem er ihr, statt des altersschwachen Greises, dessen ermatteten Händen in seiner Hauptstadt bereits die Zügel der Regierung entrissen worden, einen Mann

der That zum Oberhaupte gab, durch dessen erleuchtetes Wirken der Stuhl Petri die ihm gebührende Machtstellung zum Heile der Christenheit wieder erlangen sollte.

Innocenz III. — so nannte sich der im Alter von siebenunddreißig Jahren zum Nachfolger Cölestins erwählte Kardinal Lothar, der Sohn des Grafen Trasmondi von Segni — war unstreitig einer der größten Päpste aller Zeiten. Ausgerüstet mit den glänzendsten Geistesgaben und reich an Kenntnissen, die er sich in Paris, Bologna und Rom durch eifriges Studium der Rechte wie der Theologie erworben, mit einem seltenen praktischen Takt die höchste Charakterfestigkeit verbindend und mit klarem Blick die Zeitverhältnisse überschauend, erfaßte er alle Aufgaben seines erhabenen Amtes mit dem gleichen Ernste und der gleichen Tiefe wie einst Gregor VII., und wie dieser war auch er entschlossen, in rastlosem Wirken für das Wohl der Kirche die ganze Kraft seines reichen Geistes und seines starken Willens dafür einzusetzen, daß dem Christenthum die ihm gebührende Herrschaft über die Welt gesichert werde. „Es ist Unseres Amtes“, so erklärte er gleich in seinem ersten Schreiben, „die Religion in die Kirche Gottes zu pflanzen und, wo sie gepflanzt ist, sie zu schützen. Das Christenthum soll blühen, so lange Wir leben, und die Ordensanstalten müssen mehr und mehr gedeihen. Weder Tod noch Leben wird Uns von der Gerechtigkeit scheiden; denn Wir wissen, daß Uns obliegt, über die Rechte Aller zu wachen. Keine Gunst, gegen wen es immer sei, soll Uns von diesem Pfade ablenken. Wir sind über Völker und Reiche gesetzt, nicht Unseres Verdienstes wegen, sondern als Gottes Knecht.“

Seine nächste Sorge wandte Innocenz III. der Reform des päpstlichen Hofes und der inneren Angelegenheiten Roms zu. Aus seinem Palaste wurde aller überflüssige Prunk entfernt; statt der bisherigen Edelknaben bedienten Ordensleute die päpstliche Tafel, auf welcher nur drei Gerichte erschienen. Von seinen Untergebenen forderte Innocenz die strengste Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit; Käuflichkeit war in seinen Augen eine giftige Seuche, von welcher Rom geheilt werden müsse. Damit Jedermann sein Recht bei ihm suchen könne, ertheilte er dreimal wöchentlich öffentliche Audienzen, bei denen er alle Eingaben auf das Eingehendste und mit seltenem Scharfsinn prüfte und seine Entscheidung ohne jedwede persönliche Rücksicht nach der strengsten Gerechtigkeit traf. In Rom, wo noch immer die Ideen Arnolds von Brescia gährten, machte er der Volksherrschaft wie dem kaiserlichen Einfluß durch die Herstellung der rechtmäßigen päpstlichen Gewalt ein Ende, indem er selbst den Präfekten in Eid und Pflicht nahm und das Volk bewog, auf die Wahl des Senates Verzicht zu leisten, der fortan von ihm eingesetzt und verpflichtet wurde, für die persönliche Sicherheit

des Papstes und der Kardinäle Sorge zu tragen und die Rechte des heiligen Petrus zu schirmen.

Nachdem Innocenz in Rom selbst die weltliche Herrschaft des apostolischen Stuhles dauernd gesichert, schritt er zu deren Herstellung im Kirchenstaate, in welchem durch Heinrichs VI. Despotismus alle Bande der Zusammengehörigkeit mit dem Stuhle Petri gelockert worden. Da die von Heinrich in den Gebieten von Spoleto, Ravenna und Ankona eingesetzten deutschen Statthalter mit ihren Unterbeamten sich durch Erpressungen verhaßt gemacht, erblickte die Bevölkerung in Innocenz ihren Befreier und erhob sich allenthalben für ihn, als die von ihm zur Entgegennahme der Huldigung ausgesandten Kardinäle ihr die Versicherung gaben, daß sie nicht mehr von dem päpstlichen Stuhle getrennt werden solle. Vergebens suchten die kaiserlichen Statthalter, der elsässische Ritter Markwald von Annweiler und Graf Konrad von Uerslingen, sich durch die Anerkennung der päpstlichen Oberhoheit und die Zusage eines jährlichen Zinses in ihrer Stellung zu behaupten: Innocenz, der allen Grund hatte, ihnen zu mißtrauen, bestand auf der gänzlichen Räumung des Landes.

Die nationale Stimmung, die der Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate so günstig gewesen, ergriff auch Toskana, und wenn auch in einem Theile der Mathildischen Güter der Adel zu dem Herzog Philipp stand und diesen im Besitze derselben sicherte, so huldigten doch die Städte, mit Ausnahme von Pisa, das durch die Verleihung von Handelsvorrechten für die Hohenstaufen gewonnen worden, dem Papste und schlossen unter seinem Protektorate einen Bund, in welchem sie sich verpflichteten, ihre Freiheiten zu vertheidigen, ihre Zwistigkeiten unter sich beizulegen, die Kirche zu schützen und ohne Genehmigung des Papstes keinen Kaiser anzuerkennen. Im Verlaufe eines Jahres hatte Innocenz das ganze Patrimonium Petri wiedergewonnen, dessen Bevölkerung sich unter seiner milden, väterlichen Regierung glücklich fühlte.

Auch in die Angelegenheiten des sicilischen Reiches griff Innocenz in einer Weise ein, die mit den Interessen der Kirche zugleich die Rechtszustände und den Frieden dieses Landes sicherte. Bald nach dem Tode Heinrichs brachen in Sicilien Aufstände aus, welche die verwittwete Kaiserin durch die Entfernung der verhaßten Deutschen, besonders des aus den Marken vertriebenen Markwald von Annweiler und seiner Genossen, zu beschwichtigen suchte. Da jedoch die Abziehenden Anhänger zurückließen, dauerten die Unruhen fort, und der Verwirrungen ward kein Ende. Konstantia fühlte, daß sie, um ihrem bereits zum König gekrönten Sohne Friedrich das Reich zu erhalten, einer festen Stütze bedürfe, und diese suchte und

fand sie in Innocenz. Nachdem sie feierlich die Lehensabhängigkeit der sicilischen Krone von dem apostolischen Stuhle anerkannt und auf die meisten jener die Interessen der Kirche in so hohem Grade benachtheiligenden Privilegien Verzicht geleistet, welche Wilhelm I. dem Papste Hadrian abgezwungen, ertheilte Innocenz dem jungen König die nachgesuchte Belehnung. Kaum war jedoch diese Angelegenheit geordnet, als die Kaiserin schwer erkrankte. Die Nähe ihres Todes fühlend, verfaßte sie ein Testament, in welchem sie dem Papste die Vormundschaft über ihren Sohn, sowie die obere Leitung der Verwaltung des Landes übertrug. Nach ihrem Tode (27. November 1198) bot Innocenz, der sich mit den testamentlichen Bestimmungen Konstantia's einverstanden erklärt hatte, Alles auf, um seines Mündels Rechte gegen die ehrgeizigen Bestrebungen Markwalds von Annweiler und anderer deutscher Barone zu wahren, was ihm jedoch erst nach schweren Kämpfen gelang. Zugleich ließ er dem jungen König eine seinem Stande angemessene, sorgfältige Erziehung geben und sorgte für eine geordnete Verwaltung des sicilischen Vasallenstaates. Nachdem Friedrich sein vierzehntes Lebensjahr zurückgelegt, überließ er ihm die Regierung des Landes, befestigte durch den Landtag von San Germano (1208) den Frieden des Reiches und vermittelte im folgenden Jahre die Vermählung des jungen Königs mit Konstanze, der Schwester Peters II. von Aragonien und Wittwe des Königs Emmerich von Ungarn.

Auch in die Verhältnisse der übrigen Staaten griff Innocenz III., bald Friede stiftend, bald das Recht gegen Vergewaltigung schützend, bald die Interessen des Glaubens und der christlichen Weltordnung wahrend, mit starker Hand, aber immer mit ruhiger Besonnenheit ein, und Fürsten wie Völker beugten sich vor seinen Entscheidungen und schiedsrichterlichen Aussprüchen.

Die gleiche Thätigkeit, wie für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des apostolischen Stuhles und für die Ordnung staatlicher Angelegenheiten, entfaltete Innocenz in der Leitung der christlichen Kirche. Alle Einmischung der weltlichen Macht in die kirchlichen Wahlen wies er mit der nachdrücklichsten Entschiedenheit zurück; nur wirkliches Verdienst, Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sollten bei der Verleihung der höheren geistlichen Würden berücksichtigt werden. Dem von den Fürsten so lange geübten Spolienrecht machte er ein Ende. Mit unermüdlichem Eifer wachte er über die Reinheit des Glaubens und die sittliche Haltung des Klerus und mahnte unablässig die Geistlichen zu ernster und treuer Amtsführung, zu der gewissenhaftesten Erfüllung der hohen Pflichten ihres Berufes, worin er selbst Allen ein leuchtendes Vorbild war.

## VIII.

## **Philipp von Schwaben** (1198—1208) und **Otto IV.** (1198—1218.)

Während nach dem Tode des greisen Cölestin unter seinem großen Nachfolger Innocenz III. für die Kirche eine Zeit neuer Erhebung und großartiger Kraftentfaltung begann, hatte das plötzliche Ableben des in der Blüthe seiner Jahre dahingerafften Kaisers für das deutsche Reich die verhängnißvollsten Nachwirkungen. Die Frage der Thronfolge schien zwar erledigt, indem die Fürsten Heinrichs Sohn Friedrich bereits zum römischen Könige gewählt hatten; da derselbe jedoch erst drei Jahre zählte und Niemand in Deutschland anwesend war, der die Rechte des kaiserlichen Kindes hätte vertreten können, indem von den beiden allein noch lebenden Söhnen Barbarossa's der Pfalzgraf Otto von Burgund mit dem Adel seines Landes in Fehde lag und Philipp von Schwaben in Italien weilte, wurde seiner und seiner Ansprüche kaum mehr gedacht. Philipp begab sich zwar, sobald die Kunde von seines Bruders Ableben zu ihm gelangt, sofort auf den Weg nach Deutschland, um seinem Neffen die Nachfolge zu sichern; er konnte jedoch bei dem durch Heinrichs VI. Tod in seiner ganzen Kraft entfesselten Haß der Italiener gegen die Hohenstaufen nur unter großen Gefahren und Mühseligkeiten die Reise durch die Lombardei und über die Alpen zur Ausführung bringen und kam erst in Deutschland an, als die Fürsten bereits den Beschluß gefaßt, einen neuen König zu wählen, da das Reich ein Oberhaupt bedürfe, das mit starker Hand Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten im Stande sei.

Um die Krone wenigstens seinem Hause zu erhalten, opferte Philipp die Ansprüche seines Neffen, und nachdem er die Mehrzahl der Fürsten für sich gewonnen, wurde er auf dem von seinen Anhängern nach Mühlhausen ausgeschriebenen Fürstentag zum König gewählt. Dagegen erklärten die Erzbischöfe von Köln und Trier, denen, da der Erzbischof von Mainz im Morgenlande weilte, die Leitung des Wahlgeschäftes oblag, die Erhebung Philipps für ungesetzlich und wählten, im Vereine mit den übrigen Gegnern des hohenstaufischen Hauses, auf dem von ihnen nach Andernach ausgeschriebenen Wahltage den Herzog Berthold V. von Zähringen (1. März 1198.) Als dieser jedoch zu Gunsten Philipps auf die Krone Verzicht leistete, trugen sie dieselbe dem Herzog Bernhard von Sachsen an, und da auch er die Annahme verweigerte, erhoben sie Heinrichs des Löwen zweiten Sohn Otto, den Vetter und besonderen

Liebling des englischen Königs Richard Löwenherz, auf den deutschen Königsthron.

Otto, der bisher abwechselnd in England und in den französischen Besitzungen Richards gelebt, eilte sogleich nach Deutschland und wurde am 12. Juli zu Aachen durch den Erzbischof von Köln gekrönt. Dagegen ließ sich Philipp, der im Besitze der Reichskleinodien war, am 8. September zu Mainz, wohin der Erzbischof Konrad noch nicht zurückgekehrt, durch den Erzbischof von Tarantaise die rechte Krone aufsetzen. Für Otto war hauptsächlich das mittlere und nordwestliche, für Philipp dagegen das südliche Deutschland. Einen mächtigen Bundesgenossen fand der Letztere in dem Herzog Ottokar von Böhmen, den er durch die Verleihung der erblichen Königswürde auf seine Seite zog. Auch Philipp August von Frankreich sagte ihm seine Unterstützung zu, während Otto auf den Beistand Englands zählen konnte.

Von entscheidender Wichtigkeit war es, auf wessen Seite der Papst treten werde, welchen Otto sogleich um die Anerkennung seiner Wahl gebeten, während Philipp ihm die seinige einfach angezeigt hatte. Anfangs lehnte der Papst jede Einmischung in die deutschen Angelegenheiten ab, da er auf eine Beilegung des Streites durch die Fürsten selbst hoffte, an welche er zu diesem Zwecke die ernstesten Ermahnungen ergehen ließ. Als diese jedoch fruchtlos blieben und der Bürgerkrieg in immer verheerenderer Weise durch die deutschen Gauen tobte, trat die Nothwendigkeit an ihn heran, im Interesse der Wiederherstellung des Friedens sich für einen der beiden Prätendenten zu entscheiden. Gewichtige Gründe, insbesondere die kirchenfeindliche Politik der Hohenstaufen und ihr Bestreben, das Kaiserthum in ihrem Hause erblich zu machen, sowie auch Philipps feindseliges Auftreten im Kirchenstaate und der dieserhalb von Cölestin III. über ihn verhängte Bann bewogen ihn, Otto IV., für welchen überdies die größere Gesetzmäßigkeit seiner Wahl und seine Krönung an dem durch das Herkommen bestimmten Orte und durch den dazu berechtigten Erzbischof von Köln sprachen, am 1. März 1201 als römisch-deutschen König anzuerkennen, worauf derselbe, nachdem er eidlich gelobt, die Besitzungen, Ehren und Rechte der römischen Kirche zu schützen und ihr die ihr entrissenen Güter zurückzustellen oder zur Wiedererwerbung derselben zu verhelfen, durch den päpstlichen Legaten Kardinal Guido als König und künftiger Kaiser proklamirt wurde. Auf die von den Anhängern Philipps erhobene Klage über Beeinträchtigung ihrer Rechte erließ der Papst eine Vertheidigungsschrift in Betreff seines Vorgehens, in welcher er das Recht der deutschen Fürsten, ihren König zu wählen, vollständig anerkannte, dagegen aber seinerseits die Befugniß in Anspruch nahm, den Gewählten, welcher zugleich auf die kaiserliche Würde Anspruch erhob,

als Kaiser und Schutzherrn der Kirche anzunehmen oder zu verwerfen. Bei einer streitigen Königswahl, so erklärte er weiter, habe der Papst die deutschen Fürsten zur Eintracht zu ermahnen, damit sie sich auf einen Kandidaten vereinigten; blieben diese Ermahnungen fruchtlos, so könne er entweder als freigewählter Schiedsrichter oder auch von sich aus, damit die Kirche nicht zu lange eines Beschützers entbehre, für einen der Prätendenten entscheiden und den Ausschlag geben, wie der apostolische Stuhl einst durch die Kaiserkrönung sich für Lothar gegen den 1128 in Monza gekrönten Konrad entschieden habe. Für den heiligen Stuhl müsse von zwei Gewählten der den Vorzug verdienen, der ein besserer Vertheidiger der Kirche zu werden verspreche.

Indessen dauerte auch nach der Anerkennung Otto's durch den Papst der Bürgerkrieg in Deutschland fort, indem die meisten weltlichen Fürsten der Sache Philipps treu blieben, obgleich der päpstliche Legat die über denselben ausgesprochene Exkommunikation erneuert hatte. Von dem Elsaß und dem Niederrhein, wo der Kampf zuerst entbrannt war, hatte er sich nach Sachsen und Thüringen gezogen, wo Landgraf Hermann erst für Otto, dann für Philipp kämpfte. Auch nach dem südlichen Deutschland wälzten sich die Kriegesgräuel, und so ungescheut wurden bei der allgemeinen Auflösung aller Bande des Rechtes und der Ordnung Gewaltthätigkeiten jeder Art verübt, daß selbst der Bischof Konrad von Würzburg, der den argen Freveln Einhalt thun wollte, auf dem Wege zur Kirche von adeligen Reichsmannen angefallen und ermordet und der Leichnam furchtbar verstümmelt wurde.

Bis zum Jahre 1204 war im Allgemeinen Otto IV. im Vortheile geblieben; von dieser Zeit an begann jedoch sein Stern zu erbleichen. Durch sein stolzes, hochfahrendes Wesen verletzt, fiel einer seiner Anhänger nach dem andern von ihm ab; selbst sein eigener Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, und der Erzbischof Konrad von Köln, der Haupturheber seiner Erhebung, gingen zu Philipp über. Nichtsdestoweniger erkannte dieser die Nothwendigkeit, zur dauernden Befestigung seines Thrones eine Aussöhnung mit dem Papste zu suchen. Er ordnete zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft an denselben ab, worauf Innocenz durch zwei Kardinäle Unterhandlungen mit ihm anknüpfen ließ (1207). Philipp sagte den päpstlichen Legaten, die von ihm zu Speier auf das Ehrenvollste empfangen wurden, ausreichende Genugthuung zu und wurde hierauf vom Banne losgesprochen. Die Bemühungen der päpstlichen Gesandten, eine Verständigung zwischen den beiden kriegführenden Parteien zu vermitteln, hatten jedoch kein anderes Resultat, als den Abschluß eines Waffenstillstandes, während dessen Philipp einerseits seinen Gegner durch die glänzendsten Anerbietungen zur Verzicht-

 

leistung auf die Krone zu bewegen suchte und andererseits seine Unterhandlungen mit dem Papste auf das Eifrigste fortsetzte. Schon waren die letzteren einem befriedigenden Abschlusse nahe, als der Streit der beiden Gegenkönige durch die Ermordung Philipps eine unerwartete Lösung fand.

Wenige Tage vor dem Ablauf des Waffenstillstandes hatte sich Philipp nach Bamberg begeben, in dessen Nähe seine Streitkräfte sich zum letzten Entscheidungskampfe sammeln sollten. Hier vermählte er am 21. Mai 1208 seine Nichte Beatrix, die einzige Tochter und Erbin seines im Jahre 1200 verstorbenen Bruders, des Pfalzgrafen Otto von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran. Nachdem er selbst die Braut im höchsten Gepränge zum Altare geführt und nach beendigter Festlichkeit dem jungen Paare eine Strecke weit zu Pferde das Geleite gegeben, pflegte er in einem Zimmer der bischöflichen Pfalz, in traulichem Gespräche mit dem Bischof von Speier und dem Truchseß Heinrich von Waldburg, der Mittagsruhe. Da trat unangemeldet der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, des Herzogs von Baiern Vetter, mit entblößtem Schwerte in das Zimmer. „Hier ist kein Ort zu Fechterspielen!“ rief ihm der nichts Arges ahnende König entgegen. „Zum Spiele nicht, aber zur Strafe deines Verrathes!“ entgegnete der Pfalzgraf und stürzte sich, noch ehe des Königs Begleiter ihm den Weg vertreten konnten, auf seinen wehrlosen Herrn, indem er ihm mit dem Schwerte einen Hieb in den Hals versetzte. Anscheinend nur leicht verwundet, wollte Philipp zurückweichen; aber schon im nächsten Augenblicke stürzte er entseelt zu Boden: des Pfalzgrafen Hieb hatte ihm die Pulsader durchschnitten. Vergebens suchte der Truchseß mit eigener Lebensgefahr dem Mörder die Thüre zu versperren: mit dem Schwerte in der Hand brach sich derselbe Bahn und entkam auf dem zur Flucht bereit gehaltenen Rosse, in Begleitung des Bischofs Egbert von Bamberg und des Markgrafen von Istrien, Heinrich von Andechs, der Brüder des eben vermählten Herzogs Otto von Meran, ungehindert aus der Stadt.

Am folgenden Tage wurde der ob seiner Milde und Leutseligkeit wie seines gewinnenden Wesens viel betrauerte König im Dome zu Bamberg zur Ruhe bestattet; fünf Jahre später ließ ihn sein Neffe Friedrich II. neben seinen Ahnen, den fränkischen Kaisern, in der Gruft zu Speier beisetzen. Als Philipps Gemahlin Irene die Trauerkunde vernahm, entfloh sie auf die Burg Staufen; aber nur zwei Monate dauerte ihr Wittwenleid: schon am 28. August vereinte der Tod sie aufs Neue mit dem heißgeliebten Gatten. Für die Sicherheit der vier nachgelassenen Töchter Philipps sorgte der Bischof von Speier.

Was den Pfalzgrafen zu seiner schwarzen That getrieben, ist

nie genügend ermittelt worden. Daß derselben kein politisches Motiv zu Grunde lag und der Welfische Gegenkönig rein war von jeder Mitschuld, steht außer allem Zweifel; nur persönlicher Rachedurst konnte dem Mörder das Schwert gegen seinen Herrn und König in die Hand gegeben haben, dem er bis dahin in dem Kampfe um die Krone als tapferer Mitstreiter treu zur Seite gestanden. Es wird erzählt, Philipp habe ihm — sei es um ihn für geleistete Dienste zu belohnen oder um ihn zu erhöhtem Eifer anzuspornen — seine älteste Tochter Beatrix zur Gemahlin versprochen, später aber, wegen Otto's roher, zu blutigen Gewaltthaten geneigter Sinnesart, sein Wort unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft zurückgenommen. Darauf habe sich Otto um Gertrude, die Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien und der heiligen Hedwig, beworben und den König um einen Empfehlungsbrief an den Herzog gebeten; Philipp aber habe in diesem Briefe des Pfalzgrafen wilde, leidenschaftliche Gemüthsart offen dargelegt, weil er, wie der Chronist — der zeitgenössische Cistercienserabt Arnold in Lübeck — sagt, nicht gewollt, „daß die edle Jungfrau, die Otto zu heirathen gedachte und die mütterlicherseits mit den Hohenstaufen verwandt war, einen so unverständigen, grausamen und gottlosen Mann zum Gemahl bekomme.“ Diesen Brief habe Otto, der Verdacht geschöpft, durch einen Vertrauten öffnen lassen und sei über den Inhalt desselben so in Wuth gerathen, daß er auf nichts Anderes mehr gesonnen, als auf den Tod des Königs.

So sagenhaft auch diese Erzählung in ihren Einzelnheiten erscheint, so entbehrt sie doch sicher nicht jeder Begründung. Otto, der wohl schon dem König wegen seines zurückgenommenen Wortes gegrollt, mag ihn immerhin auch für den Störer seines zweiten Vermählungsprojekts gehalten haben, und wäre es auch nur darum gewesen, weil ihn Philipp wegen eines an einem baierischen Edelmann verübten Todtschlags vor ein Fürstengericht gezogen und durch dasselbe hatte verurtheilen lassen. Bei einem Menschen von so ungebändigter Leidenschaft, wie Pfalzgraf Otto war, der Diebe um eines Hellers Werth aufhängen ließ und von dem die Rede ging, daß er, wenn er ausreite, immer eine Anzahl Stricke mit sich führe, um die Missethäter gleich auf der Stelle bestrafen zu können, hätte auch der bloße Verdacht von Verrath hingereicht, um seine Rachsucht zu entflammen und ihn zu blutiger Frevelthat fortzureißen.

Viel schwerer dürfte die Frage zu beantworten sein, welchen Antheil der Bischof Egbert von Bamberg und Heinrich von Andechs an Philipps Ermordung gehabt. Der Umstand, daß Beide zugleich mit dem Pfalzgrafen entflohen waren, hatte den Verdacht der Mitschuld wecken müssen, und in der That wurden sie von den

Zeitgenossen der Mitwissenschaft und Hilfeleistung an Otto's schwarzer That für überführt erachtet, obgleich keiner von Beiden zu dem Staufer in irgend welchem feindlichen Verhältnisse gestanden hatte.

Nach der Ermordung Philipps, die von sämmtlichen deutschen Fürsten, selbst von Otto IV., ganz besonders aber von dem Papste als eine verruchte und verabscheuungswürdige That tief betrauert wurde, mahnte Innocenz die deutschen Fürsten, keine neue Spaltung aufkommen zu lassen, und seine Mahnungen fanden eine um so willigere Aufnahme, als die Sehnsucht nach dem Frieden den Parteihaß überwog. Um eine dauernde Versöhnung zwischen den Welfen und den Hohenstaufen zu begründen, verlobte sich Otto mit Philipps ältester Tochter Beatrix, worauf er von sämmtlichen Fürsten auf dem am 11. November 1208 zu Frankfurt eröffneten Reichstage als König anerkannt wurde.

Auf diesem Reichstage erschien die zehnjährige Beatrix, von dem Bischof von Speier geführt, im Kreise der versammelten Fürsten und bat unter strömenden Thränen um Bestrafung der Mörder ihres Vaters. Hierauf sprach Otto, nach gemeinsamem Beschluß der Fürsten, über den Pfalzgrafen und den Markgrafen Heinrich von Andechs, welche als die Mörder König Philipps bezeichnet wurden, die Acht aus und erklärte sie aller ihrer Lehen und Besitzungen verlustig. Die gleiche Strafe traf den nach Ungarn entflohenen Bischof Egbert; nach einer späteren, durch Innocenz III. auf Verwenden des Königs Andreas von Ungarn angeordneten Wiederaufnahme seines Prozesses wurde er jedoch von Friedrich II. freigesprochen. Auch sein Bruder, der Markgraf Heinrich, der auf seine Aechtung hin nach dem heiligen Lande in den Kampf gegen die Ungläubigen gezogen, erhielt unter Friedrich II. Verzeihung und gelangte in den Wiederbesitz seiner Lehen.

Schwerer mußte der Mörder selbst sein Verbrechen büßen. Nachdem auf einem zweiten Reichstage zu Augsburg (1209) noch einmal nach baierischem Rechte über ihn Gericht gehalten und der zu Frankfurt gefällte Spruch bestätigt worden, fiel der Herzog Ludwig von Baiern, um den Flecken abzuwaschen, der auf die Ehre des Wittelsbachischen Hauses gekommen, in das Gebiet seines geächteten Vetters ein und ließ dessen Schlösser niederreißen; sogar die alte Burg Wittelsbach blieb nicht verschont: Herzog Ludwig zerstörte selbst die Wiege seines Geschlechtes und ließ an ihrer Stelle der heiligen Jungfrau eine Kapelle erbauen, die er dem deutschen Ritterorden übergab. Otto von Wittelsbach aber, der inzwischen ruhelos umhergeirrt, wurde von den ihm nachstellenden Anhängern Philipps in der Nähe von Regensburg, in einer den Mönchen von Oberndorf gehörenden Scheune versteckt gefunden und von Philipps treuem Marschall Heinrich von Kalentin niedergestoßen. Das abgeschlagene

Haupt des Mörders warfen die Vollstrecker der Reichsacht in die vorüberfließende Donau; der Rumpf blieb unbeerdigt liegen, bis nach sieben Jahren die Mönche des nahen Klosters Oberndorf die Erlaubniß erhielten, ihn zu bestatten.

Nachdem Otto IV. auf dem Reichstage zu Speier (1209) sich dem Papste gegenüber feierlich verpflichtet hatte, sich aller Einmischung in die freie Wahl der Prälaten und in kirchliche Angelegenheiten zu enthalten, dem Spolienrechte zu entsagen und die römische Kirche im ruhigen Besitze ihrer Rechte und Güter zu erhalten, lud ihn Innocenz ein, zum Empfang der Kaiserkrone nach Rom zu kommen. Im August 1209 zog er über die Alpen und hatte zu Viterbo eine zweitägige Zusammenkunft mit dem Papste, worauf dieser ihm nach Rom vorauseilte. Am 2. Oktober erschien Otto mit zahlreichem bewaffneten Gefolge vor den Thoren von Rom, und zwei Tage später fand in der Peterskirche die feierliche Kaiserkrönung statt.

Kaum hatte jedoch Otto die Kaiserkrone empfangen, als er die Maske abwarf, unter welcher er sich des Papstes Vertrauen erschlichen. Uneingedenk der feierlichen Zusagen, die er demselben gegeben, wie des Dankes, den er ihm schuldete, griff er die Güter der römischen Kirche an, verheerte die ihm widerstrebenden Provinzen, theilte päpstliche Gebiete als Lehen unter seine Getreuen aus und fiel sogar, gleich den Hohenstaufen nach der Eroberung von ganz Italien strebend, in Apulien ein, um dem jungen Friedrich sein Erbe zu entreißen. Da alle Warnungen und Mahnungen des Papstes fruchtlos blieben, sprach derselbe am Gründonnerstag 1210 über ihn und seine Anhänger den Bann aus. Nachdem derselbe in Deutschland verkündet worden, wo Otto längst durch Stolz, Härte und Habsucht sich die Herzen entfremdet hatte, traten die Fürsten zu einer Berathung in Nürnberg zusammen, und hier wurde der Kaiser durch die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Magdeburg, den Landgrafen von Thüringen und andere geistliche und weltliche Große seiner Würde verlustig erklärt und der Beschluß gefaßt, Heinrichs VI. Sohn, den siebzehnjährigen Friedrich, zum Empfange der Königskrone einzuladen, die ihm schon bei Lebzeiten seines Vaters zuerkannt worden. Friedrich erklärte sich zur Annahme derselben bereit und trat, nachdem er seiner Gemahlin Konstanze die Regierung des sicilischen Reiches übertragen und dem Papste die Versicherung gegeben, daß er jedem Gedanken an die Vereinigung Deutschlands und Siciliens unter einem Scepter entsage und das letztere Land seinem kurz vorher geborenen Sohne Heinrich abtreten werde, sobald er selbst die deutsche Königskrone erhalten, seinen Zug nach Deutschland an.

Noch vor ihm war Otto IV. dahin zurückgeeilt, um seine Krone

zu retten; er fand jedoch so geringen Anhang, daß er sich in seine Erbländer zurückziehen mußte, während Friedrich auf den Fürstentagen zu Frankfurt (Dez. 1212) und Eger (Juli 1213) von sämmtlichen Fürsten und Großen als deutscher König anerkannt wurde. Vergebens suchte Otto seiner Sache durch die Betheiligung an dem zwischen seinem Vetter Johann ohne Land von England, dem Bruder und Nachfolger König Richards, und Philipp August von Frankreich, dem Bundesgenossen Friedrichs, ausgebrochenen Kriege aufzuhelfen. Die Niederlage, die er am 25. Juli 1215 mit den übrigen Verbündeten Johanns bei Bouvines erlitt, brachte ihn um den letzten Rest seines Ansehens in Deutschland. Er konnte sich nur noch in Sachsen behaupten und nicht verhindern, daß Friedrich im Juli 1219 zu Aachen feierlich zum König gekrönt wurde. Fast von allen seinen früheren Anhängern verlassen, starb er am 19. Mai 1218 auf der Harzburg, nachdem er sich auf seinem Todesbette mit der Kirche ausgesöhnt.

## IX.

## Der vierte Kreuzzug und das lateinische Kaiserthum.

(1204—1261.)

Obgleich nach dem Tode Saladins, dem bald auch der Sultan von Ikonium ins Grab gefolgt war, die Verhältnisse im Morgenlande für die Wiederherstellung der christlichen Herrschaft sich günstiger gestaltet hatten, blieb der von Cölestin III. angeregte und von Heinrich VI. im eigenen Interesse begünstigte neue Kreuzzug ohne jeglichen Erfolg. Zwar war es den Kreuzfahrern, unter welchen sich auch der Erzbischof Konrad von Mainz befand, im Oktober 1197 gelungen, Berytus zu erobern; aber Streitigkeiten mit dem König Heinrich von Jerusalem und dessen Nachfolger, Amalrich II. (seit 1198), sowie mit den Ritterorden, und schließlich Zwistigkeiten unter ihren eigenen Führern verhinderten jeden weiteren Erfolg, und auf die Kunde von dem Tode Heinrichs VI. kehrte das Kreuzheer ruhmlos nach Europa zurück.

Voll Eifer für den Wiedergewinn des heiligen Landes, erließ Innocenz III. gleich im Beginne seines ruhmreichen Pontifikats zahllose Briefe an die Fürsten des Abendlandes, um sie zu neuen Anstrengungen für die Sache des heiligen Grabes anzuspornen, und opferte selbst einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte für diesen Zweck, während er den gesammten Klerus anfeuerte, seinem

Beispiele zu folgen. Der hinreißenden Beredtsamkeit Fulco's, eines Kaplans der Kirche zu Neuilly, welchen Innocenz zum Kreuzprediger für Frankreich bestellt hatte, gelang es, unter der Bevölkerung dieses Landes eine so glühende Begeisterung wach zu rufen, daß im Jahre 1202 ein neues, zahlreiches Kreuzheer sich zusammenfand. Die Führer desselben waren der tapfere Markgraf **Bonifacius von Montferrat** und der Graf **Balduin IX. von Flandern**, welchen sich die Grafen Thibaud IV. von Champagne und Brie und Ludwig von Blois und Chartres, Beide nahe Verwandte des Königs und gefeierte Helden, nebst vielen Baronen und Rittern anschlossen.

Nachdem man sich für den Seeweg entschieden, wurden wegen der Ueberfahrt Unterhandlungen mit Venedig angeknüpft, das bereits zur ersten Seemacht emporgestiegen war und gleich Genua und Pisa im Interesse seines Handels an den Zügen nach dem heiligen Lande den lebhaftesten Antheil nahm, und dem Dogen dieser Republik, dem schlauen **Dandolo**, gelang es, das zur Wiedereroberung Jerusalems ins Werk gesetzte Unternehmen für die Zwecke seiner Vaterstadt auszubeuten. Nachdem zwischen den Kreuzfahrern und der Republik ein Vertrag zu Stande gekommen, in welchem die Venetianer gegen Zahlung von 85,000 Mark Silber die Verpflichtung übernahmen, die zur Ueberfahrt des Kreuzheeres nöthigen Schiffe zu stellen, und zugleich versprachen, sich mit fünfzig weiteren Kriegsschiffen an dem Zuge zu betheiligen, stellte sich der vierundachtzigjährige, des Augenlichtes beraubte Dandolo selbst mit jugendlicher Kühnheit an die Spitze der venetianischen Hilfsflotte, worauf das Kreuzheer sich zunächst, den mit dem Dogen getroffenen Vereinbarungen gemäß, gegen das von Venedig abgefallene Zara in Dalmatien wandte, das mit Sturm genommen und dem Dogen übergeben wurde.

In Zara erschien vor den Kreuzfahrern der griechische Prinz Alexius, um deren Hilfe zur Wiedereinsetzung seines Vaters Isaak Angelus zu erflehen, der durch seinen Bruders Alexius III. vom Throne gestürzt, geblendet und in ein Kloster gesperrt worden. Ungeachtet der Abmahnungen des Papstes und der dringenden Forderung vieler Kreuzfahrer, sofort nach Palästina geführt zu werden, ließen sich die Fürsten durch Dandolo bewegen, dem griechischen Prinzen die erbetene Hilfe zuzusagen, nachdem derselbe sich verpflichtet hatte, ihnen 200,000 Mark Silber zu zahlen, die griechische Kirche wieder mit dem Mittel- und Einheitspunkte, dem Papste, zu vereinigen und selbst an dem Kreuzzuge Theil zu nehmen.

Nachdem die venetianische Flotte den Peloponnes umfahren, legte sie am 23. Juli 1203 Konstantinopel gegenüber an der asiatischen Küste vor Anker. Von hier ließen die Kreuzfahrer an die

Griechen die Aufforderung ergehen, den König Alexius vom Throne zu stoßen und den gefangenen Isaak auf denselben zurückzuführen. Da dieser Aufforderung keine Folge geleistet wurde, segelten sie über den Bosporus, drängten die Heeresmacht des Kaisers in die Stadt zurück, sprengten die Kette, welche den Hafen abschloß, steckten einen Theil der griechischen Schiffe in Brand, bemächtigten sich der übrigen und besetzten den Hafen. Hierauf begann die Belagerung der Stadt, bei welcher die Kreuzfahrer auf größere Schwierigkeiten stießen, als sie erwartet hatten. Mitten im heißesten Kampfe ließ sich der blinde Dandolo mit der Fahne von St. Markus von seinem Schiffe ans Land bringen, und bald wehte dieselbe von einem nahen Thurme herab. Während die Venetianer die nächstgelegenen Straßen in Brand steckten, entfloh Alexius III. mit dem kaiserlichen Schmuck und zehn Centnern Goldes. Das über seine Feigheit entrüstete Volk holte den blinden Isaak aus seinem Kerker und führte ihn auf den Thron zurück, worauf derselbe seinen Sohn Alexius zum Mitkaiser annahm. Der Kampf mit den Kreuzfahrern wurde eingestellt, und Isaak anerkannte in einem mit denselben geschlossenen Vertrage die von seinem Sohne gegen sie eingegangenen Verpflichtungen.

Aber während die Kreuzfahrer in ihrem Lager bei Galata der Erfüllung dieser Verpflichtungen harrten, schlug in Konstantinopel die Stimmung der Bevölkerung rasch um. Die Abneigung der schismatischen Griechen gegen die Wiedervereinigung mit dem päpstlichen Stuhle wuchs unter dem aufreizenden Einfluß ihrer Geistlichen zur entschiedenen Widersetzlichkeit, und als zur Beschaffung der den Kreuzfahrern zugesagten Summe die kostbarsten Kirchengeräthe eingezogen und sogar die heiligen Gefäße aus der Sophienkirche eingeschmolzen wurden, erreichte die Gährung in der Hauptstadt eine solche Höhe, daß der Kaiser mit seinem Sohne in die äußerste Gefahr gerieth. Ein ungeheures Brandunglück beschleunigte den Ausbruch der Katastrophe. Einzelne französischen Kreuzfahrer wollten in mißverstandenem Glaubenseifer die Moschee zerstören, welche Isaak den türkischen Kaufleuten in Konstantinopel zu erbauen gestattet hatte, und als die Moslemin Widerstand leisteten, kamen ihnen die Griechen zu Hilfe. Um ihren Rückzug zu decken, warfen die Franken Feuer in das nächste Haus. Von einem Sturme begünstigt, verbreitete sich dasselbe rasch nach verschiedenen Seiten. Trotz aller Löschversuche wüthete das entfesselte Element acht Tage lang mit solcher Gewalt, daß der vierte Theil der Stadt mit den prachtvollsten Palästen, den großartigsten Kunstwerken und den werthvollsten Handschriften in Asche gelegt wurde und Viele in den Flammen den Tod fanden. Die Erbitterung des Volkes gegen die Franken wie gegen die beiden mit denselben

befreundeten Kaiser kannte keine Grenzen mehr; es rottete sich am 25. Januar 1204 zusammen und verlangte einen andern Herrscher. In seiner Bedrängniß wandte sich Alexius an die Kreuzfahrer; aber noch ehe diese ihm zu Hilfe kommen konnten, wurde er durch einen seiner Verwandten, den ebenso treulosen als thatkräftigen und kühnen Alexius Dukas, wegen seiner zusammengewachsenen Augenbrauen Murzuphlos genannt, vom Throne gestoßen, in Ketten gelegt und bald darauf im Kerker erdrosselt, während Schrecken und Gram seinem Vater den Tod brachten.

Nach dieser blutigen Gewaltthat, nach welcher Murzuphlos sich als Alexius V. auf den Thron geschwungen, brach der lang verhaltene Haß der Kreuzfahrer gegen die Griechen, die sich seit dem Beginne der Kreuzzüge stets als Verräther an dieser heiligen Sache bewiesen, in hellen Flammen aus, und sie beschlossen, Konstantinopel zu erstürmen und dem griechischen Reiche ein Ende zu machen. Nachdem sich Franzosen und Venetianer durch einen Vertrag über die Theilung der Beute und die künftige Gestaltung des Reiches geeinigt, begannen sie am 9. April den Angriff. Der erste Sturm wurde zwar von der den Kreuzfahrern an Zahl um das Doppelte überlegenen Besatzung der Stadt abgeschlagen; aber schon am dritten Tage erstiegen französische Ritter von ihren Schiffen aus die Mauer und öffneten die Thore. So groß war der Schrecken der Einwohner, daß, wie selbst griechische Berichte zugeben, ein einzelner Ritter Tausende vor sich her trieb. Die allgemeine Verwirrung wurde durch eine neue Feuersbrunst erhöht, die abermals ein ganzes Stadtviertel in einen Schutthaufen verwandelte. Murzuphlos selbst entfloh, und während die griechischen Großen über die Wiederbesetzung des erledigten Thrones beriethen, verbreiteten sich die Sieger in der Stadt und schändeten das Kreuz, das ihre Schulter schmückte, durch zügelloses Wüthen. Trotz der Bemühungen der Heerführer, Zucht und Ordnung herzustellen, tobten Mordlust, Plünderungssucht und Zerstörungswuth durch die unglückliche Stadt. Selbst der heiligen Stätten wurden nicht geschont und sogar die vollständig ausgeraubte Sophienkirche durch Orgien entweiht. Von den der Zerstörung entrissenen Kunstwerken wurden mehrere nach dem Abendlande gebracht, so die Thore der Sophienkirche, welche noch jetzt die Markuskirche in Venedig schmücken, und die vier, gleichfalls den Venetianern zugefallenen vielbewunderten bronzenen Pferde, die dem griechischen Bildhauer Lysippus zugeschrieben werden.

Nachdem es endlich den Heerführern gelungen, durch schwere Strafandrohungen die vollständig aufgelöste Kriegszucht herzustellen, wurde die gemachte Beute, dem geschlossenen Vertrage gemäß, zwischen Franzosen und Venetianern getheilt. Sie war so bedeutend, daß den Franzosen, außer ihrem Antheil an den vor-

gefundenen reichen Stoffen und anderen Kostbarkeiten, nach Abzug der den Venetianern geschuldeten 85,000 Mark, 300,000 Mark Silber zufielen.

Auf die Theilung der Beute folgte die Wahl eines neuen Reichsoberhauptes, welche einer Versammlung von sechs Venetianern und sechs fürstlichen Heerführern übertragen wurde. Nachdem sämmtliche Stimmen sich auf den tapfern Grafen Balduin von Flandern vereinigt, wurde derselbe in der Sophienkirche als Kaiser von Romanien gekrönt. Er erhielt als Krongut den vierten Theil des Landes und zwar, außer dem Gebiet von Konstantinopel, Nikomedia in Asien und die Inseln Lesbos, Chios, Lemnos und Skyros. Der Markgraf von Montferrat, dem anfänglich die asiatischen Provinzen bestimmt gewesen, zog Makedonien mit dem übrigen Griechenland vor und nannte sich nach seiner Hauptstadt König von Saloniki. Das ihm gleichfalls zugefallene Kreta (Kandia) verkaufte er an die Venetianer, welche für sich den ganzen Küstenstrich am adriatischen und ägäischen Meere, sowie ein Stück des Peloponnes und zahlreiche Inseln als den für sie vortheilhaftesten Theil in Anspruch genommen und erhalten hatten. Der Rest des Reiches wurde in mehrere kleineren Herrschaften für die übrigen Fürsten des Kreuzheeres zersplittert. Alle diese verschiedenen Besitzungen sollten Lehen des Kaiserreichs Romanien sein.

Balduin I. zeigte dem Papste seine Erhebung an, mit der Bitte um dessen Anerkennung. Innocenz war Anfangs entrüstet darüber, daß die Kreuzfahrer, statt gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, ein christliches Reich erobert hatten, und bedrohte die Heerführer mit dem Banne; da jedoch das Geschehene nicht mehr zu ändern war und überdies Balduins Berichte nicht nur die Wiedergewinnung der Griechen für die kirchliche Einheit und eine bessere Förderung der künftigen Unternehmungen in Palästina durch das neue lateinische Kaiserthum von Konstantinopel hoffen ließen, sondern auch die Eroberung der griechischen Hauptstadt als eine Strafe für den Stolz der Griechen und als eine Fügung Gottes darstellten, beglückwünschte er den neuen Kaiser und entsandte Legaten nach Konstantinopel zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse. Als er jedoch von den durch die Kreuzfahrer verübten Frevelthaten Kunde erhielt, rief er aus: er müsse mit Scham und Trauer bekennen, daß das scheinbar zum Vortheil der Kirche Vollbrachte ihr zum Nachtheil werde und die an den Lateinern wahrgenommenen Werke der Finsterniß die Griechen an der Rückkehr zur Einheit des apostolischen Stuhles hinderten.

Indessen trug das neue lateinische Kaiserthum von Konstantinopel bereits die Keime des Untergangs in sich. Die unter Zu-

grundelegung der zum Gesetzbuch des Landes erhobenen Assisen von Jerusalem auf einem durchaus fremdartigen Fundamente auferbaute Lehensverfassung erhöhte die Schwierigkeiten, mit welchen die verhältnißmäßig nur mit geringen Streitkräften versehenen Eroberer in der Behauptung des Landes zu kämpfen hatten. Ueberdies war das byzantinische Reich nur zum Theil erobert. In Asien gründete der von den Griechen zum Nachfolger des Murzuphlos erwählte Theodor Laskaris ein Reich, das nach dem Herrschersitze das Kaiserthum Nikäa genannt wurde, während ein Nachkomme der Komnenen ebendaselbst das Trapezuntische Reich errichtete und ein unehelicher Abkömmling des Hauses Angelus in Epirus und Anatolien eine unabhängige Herrschaft behauptete. Das neu eingeführte Recht vermochte umsoweniger dem Staate eine sichere Grundlage zu geben, als es von den Rittern selbst, die hauptsächlich auf ihren eigenen Vortheil bedacht waren, wenig beobachtet wurde. Auch der Klerus war uneinig, und die Patriarchen zeigten sich, obgleich von dem päpstlichen Stuhle eingesetzt, mehr geneigt, orientalischen Despotismus zu üben, als sich den päpstlichen Vorschriften unterzuordnen.

Umgeben von einer feindlich gesinnten Bevölkerung und von argwöhnischen Baronen überwacht, hatten die lateinischen Kaiser Mühe, sich zu behaupten. Balduin I. gerieth schon im zweiten Jahre seiner Regierung in bulgarische Gefangenschaft, als er den Bulgarenkönig Kalojohannes (1196—1207), der von Innocenz III. nach der Wiedervereinigung Bulgariens mit dem apostolischen Stuhle die Königskrone erlangt hatte, durch die Zurückweisung eines Bündnisses mit demselben und die Forderung der Herausgabe einiger dem byzantinischen Kaiser entrissenen Städte am Hämus zum Kriege gereizt, und starb in derselben, nachdem der Papst sich vergebens bemüht hatte, seine Freilassung zu erwirken. Unter Balduins Bruder Heinrich, dem zweiten lateinischen Kaiser, der im Jahre 1216 vergiftet wurde, hörte die Verbindung Bulgariens mit dem apostolischen Stuhle wieder auf, weil der Verkehr mit Rom theils durch die Venetianer, theils durch die abendländischen Dynasten allzusehr gestört wurde. Der dritte Kaiser, Peter von Courtenay, Graf von Auxerre, der Schwager Balduins und Heinrichs, die Beide kinderlos geblieben, fiel in griechische Gefangenschaft und starb in derselben. Unter der kurzen Regierung seines Sohnes Robert (1221—1228) schmolz das lateinische Kaiserthum so sehr zusammen, daß es unter seinem Bruder und Nachfolger Balduin II., dem letzten lateinischen Kaiser, nur noch die Hauptstadt und einige Seeplätze umfaßte, während das lateinische Patriarchat auf drei Bisthümer beschränkt war. Balduin II. mußte im Jahre 1261 vor dem griechischen Kaiser von Nikäa, Michael Paläo-

logus, entfliehen, welcher Konstantinopel eroberte und das byzantinische Kaiserthum herstellte.

So war die Schöpfung, um derentwillen die Kreuzfahrer ihr eigentliches Ziel, die Wiedereroberung Palästina's, vollständig aus den Augen verloren hatten, wieder in das Nichts zurückversunken. Die Venetianer allein zogen aus der neuen Gestalt, welche der vierte Kreuzzug dem byzantinischen Reiche gegeben, einen dauernden Vortheil, indem sie im Besitze des größten Theiles der gemachten Eroberungen blieben und dieselben durch angelegte Kolonien im Interesse ihres Handels so klug auszubeuten wußten, daß Genua und Pisa, ihre früheren Rivalen im Handelsverkehr mit der Levante, fast vollständig aus diesem Lande verdrängt wurden.

Unterdessen war Innocenz III. unablässig bemüht, neue Kämpfer für die Sache des heiligen Landes zu gewinnen; aber der Eifer für dieselbe schien unter den Fürsten des Abendlandes erloschen zu sein. Daß er unter dem christlichen Volke noch fortlebte, beweist der sogenannte Kinderkreuzzug. In der sicheren Erwartung, daß Gottes wunderbare Hilfe dem Flehen der Unschuld nicht fehlen werde, nahmen im Jahre 1212 viele Tausende von Kindern das Kreuz, um zur Eroberung des heiligen Landes auszuziehen. Während die Einen sich zur Einschiffung nach Marseille wandten, zogen die Andern über die Alpen nach Italien; aber die Ersteren fielen meist habgierigen Kaufleuten in die Hände, die sie, statt nach Palästina, nach Afrika brachten und dort an die Sarazenen verkauften; die Letzteren erlagen zum größten Theile in Italien dem Hunger und den Anstrengungen, und nur Wenige konnten in die Heimath zurückkehren. Erst nach dem Tode Innocenz' III. unternahm König Andreas II. von Ungarn, von dem Herzog Leopold VI. von Oesterreich, Otto von Meran und vielen deutschen Bischöfen begleitet, wieder einen geordneten Kreuzzug, indem er sich im Jahre 1217 in Spalatro einschiffte und über Cypern nach Ptolemais segelte. Er errang jedoch nur geringe Vortheile und kehrte bald, durch die Uneinigkeit der morgenländischen Christen entmuthigt, über Konstantinopel in seine Heimath zurück.

# X.

# Der Kampf des Christenthums und des Islams auf der pyrenäischen Halbinsel.

## Das moslemische Spanien.

Seitdem das moslemische Spanien im Jahre 755, nach seiner Losreißung von dem großen arabischen Hauptreiche, unter dem Omijaden Abderrahman als Kalifat von Kordova ein selbstständiger Staat geworden, erfreute sich das Land, trotz vielfacher Regentenzwistigkeiten, bürgerlicher Unruhen, Empörungen der Statthalter und steter Kämpfe mit der christlichen Bevölkerung des nördlichen Spaniens, einer ungewöhnlichen Blüthe, die unter den Kalifen Abderrahman III. (912—961) und seinem Sohne Hakem II. (961—976) ihren Höhepunkt erreichte. Unter beiden Herrschern soll das Reich, außer den sechs großen Städten, in welchen die sechs Landeshauptmannschaften ihren Sitz hatten, achtzig Städte mittleren und dreihundert geringeren Ranges gezählt haben. Außerdem bedeckten zahllose Flecken, Dörfer, Schlösser und Meierhöfe die Thäler und Höhen des Landes; in dem Flußgebiete des Guadalquivir allein sollen sich deren über 12,000 befunden haben. Von dem Herrschersitz Kordova heißt es, er habe damals in einem Umfange von vier Stunden 200,000 Häuser, 600 Moscheen, 50 Spitäler, 80 öffentliche Schulen und 900 Bäder besessen. Die jährlichen Staatseinkünfte aus den gesetzlich vorgeschriebenen Abgaben und dem reichen Ertrage des mit ebensoviel Eifer als Einsicht betriebenen Bergbaus beliefen sich auf zwölf Millionen Golddinare (der Golddinar = $6^1/_2$ Gulden rheinisch). Das Heerwesen war trefflich organisirt. Den Kern desselben bildete die Reiterei, die theils mit Lanze und Schwert, theils mit Lanze und Armbrust bewaffnet war.

In ganz besonderem Flor stand der Ackerbau, der wissenschaftlich betrieben wurde und seine eigene Literatur besaß. Auch die vornehmsten Männer verschmähten es nicht, mit eigenen Händen ihre Gärten zu bebauen. Selbst bis hoch hinauf in die Sierras erstreckten sich die Anpflanzungen, nachdem Ackererde hinaufgebracht und durch ausgedehnte Wasserleitungen für hinreichende Bewässerung Sorge getragen worden. Ganz Spanien glich einem großen Garten. Außer Getreide, Reis und Gemüsen wurden Oliven, Feigen, Mandeln, Granaten, Lorbeeren und Myrthen, Pomeranzen und Citronen, Zuckerrohr und Maulbeerbäume gepflanzt. Selbst der Weinbau stand in Blüthe, obschon der Koran den Genuß des Weines verbot.

Wie der Ackerbau, so blühten auch Gewerbe und Handel.

Weltberühmt waren die in den spanischen Fabriken verfertigten Waffen; Porzellanvasen und glasirte Ziegel wurden nirgends in solcher Vollkommenheit hergestellt, wie in dem arabischen Spanien, und wie hoch die Kunst der Lederbereitung gestiegen war, zeigen noch heute die Namen Corduan und Marokkan. Die mit dem Maulbeerbaume nach Spanien verpflanzte Seidenraupe gedieh unter dem milden Himmel dieses Landes so vortrefflich, daß die Seidenmanufaktur für viele Flecken und kleineren Städte die Haupterwerbsquelle bildete und prachtvolle Seidenstoffe in großer Menge ausgeführt wurden. Die Kunst, Papier zu bereiten, welche die Araber von den Persern in Samarkand erlernt hatten, wurde in Spanien weiter ausgebildet; in der Mitte des elften Jahrhunderts verfertigte man dort vorzügliches Papier aus Flachs. Ganz besonders gefördert wurde die Industrie der Mauren durch ihre reichen Kenntnisse in der Chemie. Auch das Schießpulver und die Magnetnadel waren ihnen bekannt. Den Handel begünstigten hauptsächlich die Nähe des Meeres und die große Zahl trefflicher Häfen.

Einer besonderen Pflege erfreuten sich in dem spanischen Kalifate auch Kunst und Wissenschaft. Um berühmte Lehrer zu hören, um philologische Forschungen anzustellen, um Jurisprudenz, Medicin, Mathematik, Astronomie und Philosophie zu studiren, reisten spanische Mauren bis nach Bochara und Samarkand, und so groß war der Ruf der Akademien von Kordova, Sevilla, Toledo, Valencia, Almeria, Malaga und Jaen, daß zu denselben sogar aus dem fernen Asien zahlreiche Besucher herzuströmten.

Von den Herrschern, die aus Neigung wie aus Politik in der Begünstigung der Literatur mit den Kalifen von Bagdad wetteiferten und von denen mehrere sich als Schriftsteller einen Namen erworben haben, machten sich um die Hebung der Wissenschaft besonders Abderrahman III. und Hakem II. verdient. Von dem Letzteren erzählt ein arabischer Geschichtschreiber: „Alhakem war seit seiner blühenden Jugend ein solcher Liebhaber der schönen Künste und Wissenschaften, daß es eine Leidenschaft bei ihm geworden, sich die kostbarsten Bücher über Künste und Wissenschaften und die ausgesuchtesten Sammlungen im Fache der Dichtkunst und Beredtsamkeit, sowie jede Art von Werken und Denkschriften über Geschichte und Geographie zu verschaffen, und er scheute dafür weder Mühe noch Kostenaufwand. Von allen Orten her ließ er sich das Beste bringen und hatte zu diesem Ende in allen vorzüglicheren Städten von Afrika, Aegypten, Syrien, Iraka und Persien eigene Abgesandte, welche ihm die besten Werke aufkaufen und sammeln mußten. Von diesen Werken war der Palast Meruan so angefüllt, daß man zu glauben versucht wurde, er enthalte Nichts als Bücher, und es hat noch kein muselmännischer Prinz gelebt, der mit mehr Begierde

Bücher aufgehäuft hatte, als Alhakem. Er besaß alle Genealogien der arabischen Stämme aus Afrika und Arabien, nebst der Geschichte ihrer früheren Begebenheiten und Auswanderungen. Sein Haus stand allen gelehrten und verständigen Männern offen, von denen er die unterrichtetsten und scharfsinnigsten reisen ließ, um durch sie neue auserlesene Erwerbungen zu machen. Seine Bibliothek war mit besonderer Unterscheidung der Künste und Wissenschaften geordnet; alle Säle und Schränke enthielten zierliche Inschriften, worauf die Bücher, die sich darin befanden, verzeichnet und die Künste oder Wissenschaften, von denen sie handelten, genannt waren. In seinen Hauptverzeichnissen waren die Werke, die Namen der Verfasser, ihre Herkunft, ihr Geburtsort, das Jahr ihrer Geburt und ihres Todes angegeben, Alles mit der größten Genauigkeit. Ueberhaupt war er darin sehr unterrichtet und wißbegierig und hatte mit der größten Weitläufigkeit und Anstrengung die Genealogien der Araber von allen Gegenden Spaniens selbst verfertigt."

Wie im arabischen Mutterlande, so bildete auch im spanischen Kalifate die Poesie den Mittelpunkt des gesammten geistigen Lebens. „Die Höchsten wie die Niedrigsten", sagt Schack in seinem Werke über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien, „kultivirten die Poesie. Die Frauen in den Harems stritten mit den Männern um den Preis des Liedes; Gedichte, in vielfachen Verschlingungen um Wände und Säulen sich windend, bildeten einen Hauptschmuck der Paläste, und selbst in den Staatskanzleien spielte die Dichtkunst eine Rolle. Kein noch so trockener Chronist oder Geschichtschreiber konnte sich enthalten, die Seiten seiner Bücher mit einzelnen metrischen Fragmenten zu schmücken. Männer aus den niedrigsten Ständen stiegen durch ihr poetisches Talent zu den höchsten Ehrenstellen, zu fürstlichem Ansehen empor. Verse gaben das Signal zu blutigen Kämpfen und entwaffneten ebenso auch wieder den Zorn des Siegers; die Poesie mußte ihr Gewicht in die Wagschale legen, um diplomatischen Verhandlungen mehr Nachdruck zu verleihen, und eine glückliche Improvisation sprengte oft den Kerker des Gefangenen oder rettete das Leben des zum Tode Verurtheilten."

Uebrigens pflegten die spanischen Mauren nur die Lyrik; weder das Drama noch das Epos haben in ihrer poetischen Literatur eine Stelle gefunden. Ihre Dichtungen zeichnen sich durch eine prachtvolle Sprache und durch kühne und glänzende Bilder aus; doch liegt in den letzteren oft etwas Gesuchtes. Die maurischen Dichter feiern die Liebe in Liedern, von denen viele an Zartheit und Innigkeit denen der Minnesänger zu vergleichen sind; sie verherrlichen Schlachten und Siege, mahnen in feurigen Versen zum heiligen Kriege und besingen die Naturschönheiten Spaniens, für welche die Mauren

schwärmten, das Murmeln des Baches, den Gesang der Vögel, das Blumenkleid, mit dem der Lenz das Land bedeckt, die Flüsse, die wie Silberstreifen sich hindurchziehen, die schattigen Wälder, die blumenreichen Gärten. Die Loblieder auf die Herrscher sind selten frei von Schwulst und Uebertreibung; doch fehlt es auch nicht an Hohn- und Spottgedichten voll Freimuth und Schärfe. Das Schönste hat die maurische Poesie in der Elegie geleistet; auch an sinnigen Epigrammen ist sie reich.

Neben der Dichtkunst wurden auch die übrigen Künste von den spanischen Mauren mit Vorliebe gepflegt, namentlich die Baukunst, um deren Ausbildung sich besonders Abderrahman III. durch die herrlichen Schöpfungen verdient machte, mit welchen er Kordova und dessen Umgebungen schmückte. Von welchem Gesichtspunkte er bei seinen großartigen Bauunternehmungen ausging, sagt er selbst in den folgenden Versen:

„Ein Fürst, der Ruhm begehrt, muß Bauten gründen,
Die nach dem Tode noch sein Lob verkünden.
Du siehst, aufrecht noch stehn die Pyramiden,
Und wie viel Kön'ge sind dahingeschieden!
Ein großer Bau, auf festem Grund vollbracht,
Gibt Kunde, daß sein Gründer groß gedacht."

Hatte unter Hakem II. das Kalifat von Kordova die höchste Stufe seiner Macht und seines Glanzes erreicht, so begann schon unter seinem Sohne Hischam, der als zehnjähriger Knabe zum Kalifen ausgerufen wurde, der allmähliche Verfall des spanischen Araberreiches. Unter einer ununterbrochenen Reihe kraftloser Regenten wurde es den obersten Staatsbeamten leicht, alle Macht an sich zu reißen, und unter fortdauernden Empörungen und Gewaltthätigkeiten zersplitterte sich das Reich so sehr, daß es beim Erlöschen der Omijadischen Dynastie (1037) fast ebenso viele Herrscher als größere Städte zählte.

## Das christliche Spanien.

In dem gleichen Maße, in welchem die Herrlichkeit des spanischen Maurenreiches sank, stieg die Macht und das Ansehen der christlichen Reiche, die sich, von kleinen Anfängen ausgehend, im Laufe der Zeit im Norden der Halbinsel gebildet hatten und deren Ursprung sich zum Theil ins Sagenhafte verliert. Das älteste derselben war das Königreich Asturien, nach seiner Hauptstadt auch Oviedo genannt, durch Alfons I. (gest. 777) gegründet, dessen Vater Pelayo (Pelagius) von der spanischen Sage als der Führer jener tapferen Gothen bezeichnet wird, die sich nach der blutigen

Entscheidungsschlacht bei Xeres de la Frontera nach dem äußersten Norden der Halbinsel zurückgezogen, um in den asturischen Gebirgen neue Kraft zu sammeln zur Rache und zur Bekämpfung der Feinde ihres Glaubens. Neben diesem ersten christlichen Königreiche, das in der Folge nach seiner neuen Hauptstadt den Namen Leon erhielt, bildete sich an den Quellen des Ebro und der Pisuerga die gleichfalls später zum Königreich erhobene Grafschaft Burgos oder Kastilien (so genannt nach ihren zahlreichen Kastellen). Zwei weitere unabhängige Herrschaften, das Königreich Navarra, dessen Fürsten sich anfangs Grafen von Pampeluna nannten, bis Sancho I. (gest. 926) den Königstitel annahm, und die Grafschaft Barcelona, das spätere Fürstenthum Katalonien, gingen aus der von Karl dem Großen gegründeten spanischen Mark hervor. Durch die Theilung des Reiches Sancho's III. des Großen von Navarra, der durch Heirath auch in den Besitz von Kastilien gekommen, entstand im Jahre 1035 ein neues Königreich, das nach dem Flusse Aragon den Namen Aragonien erhielt. Wie dieses Königreich, das Sancho III. seinem Sohne Ramiro I. überwiesen, während von seinen beiden anderen Söhnen Ferdinand und Garcias der Erstere Kastilien und der Letztere Navarra erhalten hatte, sich im Jahre 1151 mit Katalonien zu einem mächtigen Gesammtreiche vereinigte, das durch Erbschaft sogar in den Besitz verschiedener Landstriche jenseits der Pyrenäen gelangte, so wurde später Kastilien, dessen König Alfons VI., Ferdinands I. Sohn, seine Herrschaft bis an die Sierra Morena ausgedehnt und im Jahre 1085 das von ihm zur Unterwerfung gezwungene, durch Natur und Kunst gleich feste Toledo zu seinem Herrschersitze gemacht, durch die dauernde Vereinigung mit Leon der eigentliche Hauptstaat des christlichen Spaniens.

In den unaufhörlichen Kämpfen, die alle diese Staaten mit den Mauren führten, schwankte das Kriegsglück hin und her; aber in dem unermüdlichen Ringen um den Wiederbesitz des Landes und den Sieg des Kreuzes wich die frühere Erschlaffung der romanisirten Gothen einer neu gestählten Kraft, die sich in zahllosen Heldenthaten glorreich bewährte, und unter dem Einfluß der steten Kampfbereitschaft für die Sache des christlichen Glaubens, der südlichen Sonne und des Freiheitsstolzes, der in den Bergen sich entfaltet, erhielt das spanische Ritterthum eine eigenthümliche nationale Färbung, die ihm auch durch die nachfolgenden Jahrhunderte geblieben ist.

Schon war die christliche Herrschaft, obgleich allzu oft durch innere Streitigkeiten unter den einzelnen Reichen in ihren Fortschritten gehemmt, bis tief in das Innere Spaniens vorgedrungen, als eine neue Gefahr über sie hereinbrach. In Afrika war in der Mitte des elften Jahrhunderts die von verjüngter Begeisterung für

den Islam durchdrungene Sekte der Morqbethen oder Almoraviden entstanden, deren Oberhaupt Abu Bekr im Jahre 1070 den mächtigen Staat Marokko gegründet hatte. Von dem Emir von Sevilla gegen Alfons VI. von Kastilien zu Hilfe gerufen, der nach der Eroberung von Toledo siegreich gegen Süden vordrang, setzte Jussuf, Abu Bekr's Nachfolger, im Jahre 1086 mit einer so ungeheuren Streitmacht nach Spanien über, daß das moslemische Heer, das von Sevilla zum Kampfe gegen die Kastilier auszog, 400,000 Mann zählte. Inzwischen hatten auch die Könige Sancho I. von Aragonien und Ramon Berengar II. von Katalonien ihre Streitkräfte mit denen Alfonso's vereinigt, und furchtlos rückte das christliche Heer zum entscheidenden Kampfe aus. Auf der buschreichen Ebene von Salakka stießen am 23. Oktober 1086 die beiden Heere zusammen, und trotz der erdrückenden Uebermacht der Moslemin schien der Sieg sich den Christen zuzuwenden. Die spanischen Araber wurden von König Alfons zurückgeschlagen, der an Geistesgegenwart und Todesverachtung mit dem tapferen Jussuf wetteiferte; aber an der afrikanischen Kernschaar des Letzteren brachen sich alle Anstrengungen der Christen. Nachdem in blutigem Ringen die tapfersten Krieger des christlichen Heeres gefallen, wandten sich die drei Könige beim Einbruch der Nacht mit den Trümmern ihres Heeres zur Flucht und entkamen unter dem Schutze der Dunkelheit ihren Verfolgern. Jussuf, der mit seinen siegreichen Schaaren auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde übernachtete, ließ am folgenden Morgen den gefallenen Christen die Köpfe abschlagen, deren nach arabischen Berichten 180,000 gezählt wurden, und aus denselben in Spanien und Afrika Thürme als Siegesdenkmäler aufrichten.

So sehr auch der errungene Sieg die Moslemin zu erhöhter Streitlust entflammte, verlor Alfons VI. den Muth nicht. Von zahlreichen Rittern aus Frankreich und dem südwestlichen Deutschland unterstützt, die auf die Nachricht von dem Schreckenstage bei Salakka ihren bedrängten Glaubensbrüdern jenseits der Pyrenäen zu Hilfe geeilt, setzte er den Kampf mit unermüdlicher Ausdauer fort, und die Furcht der arabischen Emire vor dem mächtigen Jussuf, der mit dem Plane umging, Spanien für sich zu erwerben, unterstützte seine Anstrengungen. So wurde nicht nur die drohende Gefahr abgewendet, sondern auch ein Theil der verlorenen Eroberungen zurückgewonnen. Mit den Kastilianern wetteiferten die Aragonesen in erfolgreicher Bekämpfung der Moslemin, und ihrem König Alfons I. gelang es im Jahre 1118, ihnen Saragossa zu entreißen, das nunmehr die Hauptstadt Aragoniens wurde.

## Der Cid.

Unter den spanischen Helden jener Zeit hat keiner höheren Ruhm erlangt als der Kastilianer Don Rodrigo Diaz, Graf von Vivar, nach dem Ehrennamen Sid al battal (Herr der Schlacht), den die Araber ihm gegeben, der Cid und von den Kastilianern Campeador (Kampfheld) genannt. Auf seinen Namen haben die Spanier alles übertragen, was Glaubenskühnheit und Heldenmuth in dem vielhundertjährigen Kampfe der Christen gegen die Mauren Großes und Glänzendes vollbracht. Der historische Kern der zahllosen Romanzen und Volkslieder, in welchen die Spanier die Schicksale und Thaten ihres Lieblingshelden gefeiert, läßt sich kurz in dem Folgenden zusammenfassen.

Don Rodrigo Diaz de Vivar, der Sohn des reich begüterten kastilianischen Ritters Diego Lainez, war in der Mitte des elften Jahrhunderts zu Burgos geboren und hatte seine Jugend an dem Hofe König Sancho's II. von Kastilien vollbracht, dessen Vater Ferdinand I., König von Kastilien, Leon und Galizien, sein Reich unter seine fünf Kinder getheilt hatte. Sancho, seinen Brüdern an Geist und Ehrgeiz überlegen, suchte diesen die ihnen zugefallenen Landestheile zu entreißen, um das ganze Reich seines Vaters wieder unter seinem Scepter zu vereinigen, und Rodrigo leistete ihm in den dadurch entstandenen Kämpfen durch Umsicht und Heldenmuth die wichtigsten Dienste. Als Sancho nach mehrfachen Siegen durch einen Ueberläufer, der sich in sein Vertrauen einzuschleichen gewußt, ermordet worden, beschlossen die Kastilianer, seinem Bruder Alfons als König zu huldigen, wenn sich derselbe durch einen Eid von dem Verdachte der Mitschuld an Sancho's Ermordung reinige; aber Niemand als Rodrigo hatte den Muth, ihm diesen Eid abzufordern. Alfons leistete den verlangten Eid, bewahrte aber in seinem Herzen wegen der erlittenen Demüthigung tiefen Groll gegen Rodrigo. Dessenungeachtet bewilligte er ihm, um den kastilischen Adel auf seine Seite zu ziehen, die Hand Ximenens, einer seiner Anverwandten. Rodrigo kämpfte hierauf siegreich gegen die Mauren; nichtsdestoweniger befahl ihm König Alfons im Jahre 1076, seine Staaten zu meiden.

Zwölf Jahre lang führte der Cid in den kleinen maurischen Reichen das Leben eines Condottiere, zog tapfer kämpfend von Stadt zu Stadt und erwarb Ehre und Reichthum. Als er im Jahre 1088 nach Kastilien zurückkehrte, nahm ihn Alfons freundlich auf und feuerte ihn zu neuen Kämpfen gegen die Mauren an, indem er ihm zum Voraus alle Burgen und Ortschaften, die er denselben entreißen werde, als steuerfreies Eigenthum überwies. Rodrigo fiel hierauf in das Gebiet von Valencia ein, verdrängte

den Grafen Berengar von Barcelona, der eben diese Stadt belagerte, und machte den Beherrscher derselben zinspflichtig. Als die Morabethen in Spanien eingerückt, rief ihn Alfons zur Heeresfolge auf; ein Mißverständniß verhinderte jedoch sein rechtzeitiges Eintreffen. Der erzürnte König verbannte ihn sofort aufs Neue aus seinen Staaten, zog seine Güter ein und nahm seine Gattin und seine Kinder gefangen. Vergebens erbot sich Rodrigo, Jedem, der ihn des Verrathes beschuldige, zum Zweikampf zu stehen: alles, was er erlangen konnte, war die Freilassung Ximenens und ihrer Kinder.

Bald darauf wurde der Cid von dem Grafen Berengar, der ihm Valencia nicht vergessen konnte, in dem Gebiete von Albarracia angegriffen, und der glänzende Sieg, den er über denselben erfocht, bewog die Königin Konstanze, die briefliche Bitte an ihn zu richten, ihrem Gemahle gegen die Morabethen beizustehen, wodurch er sicher dessen Gnade wiedergewinnen werde. Sogleich brach Rodrigo auf, um mit seinen Mannen zu dem königlichen Heere zu stoßen; als er jedoch seinen Lagerplatz in der Ebene vor dem des Königs nahm, reizten seine Neider, indem sie ihn der Anmaßung beschuldigten, den Zorn des Königs aufs Neue, und dieser überhäufte ihn mit den gehässigsten Vorwürfen. In der Besorgniß, daß man ihn gefangen nehmen werde, verließ er das königliche Lager und zog abermals in das Gebiet von Valencia, wo bald alle kleineren Fürsten sich ihm unterwarfen. Während er hierauf einen Einfall in das Gebiet des Grafen Don Garcias Ordonnez, seines erbittertsten Feindes, machte, der den Haß des Königs gegen ihn immer aufs Neue angeschürt, eroberten die Morabethen Valencia. Sogleich brach er dahin auf, um ihnen diese Stadt wieder zu entreißen. Nach längerer Belagerung fiel Valencia, durch Hunger bezwungen, und alle Bemühungen der mit verstärkter Heeresmacht zurückgekehrten Morabethen, die Stadt wieder zu gewinnen, waren erfolglos. Der Cid, der die moslemischen Bewohner von Valencia durch religiöse Duldung und strenge Kriegszucht mit seiner Herrschaft ausgesöhnt, blieb bis zu seinem Tode (1099) im Besitze der Stadt. Als drei Jahre später die Morabethen aufs Neue gegen dieselbe heranrückten, erschien Alfons VI., von Rodrigo's Wittwe zu Hilfe gerufen, mit Heeresmacht; da er jedoch die Unmöglichkeit erkannte, die Stadt zu behaupten, ließ er sie in Brand stecken, indem er den christlichen Theil der Bevölkerung nach Kastilien führte. Die Leiche Rodrigo's wurde in das Kloster Cardegna bei Burgos gebracht. Von den beiden Töchtern, die der Cid hinterlassen, war die eine mit dem Infanten von Navarra, die andere mit dem Grafen von Barcelona vermählt; sein einziger Sohn hatte schon frühe auf dem Schlachtfelde den Tod gefunden.

## Die Riesenschlacht bei Navas de Tolosa.

(16. Juli 1212.)

Die Gefahr, welche den christlichen Reichen Spaniens durch die Morabethen drohte, hatte für eine Zeitlang ihren gegenseitigen Streitigkeiten ein Ziel gesetzt, und ihre Eintracht war in den schweren Kämpfen erstarkt, die sie gegen dieselben zu bestehen hatten. Kastilien hatte sich unter seinem heldenmüthigen König Alfons VI., dem „Schild Spaniens“, zu einer so bedeutenden Macht emporgeschwungen, daß Alfons VII., der im Jahre 1109 seinem Großvater Alfons VI. als König von Kastilien und Leon auf dem Throne gefolgt war, sich im Jahre 1135 auf einer feierlichen Versammlung zu Leon zum Kaiser von Spanien ausrufen lassen konnte. Allein das von keiner auswärtigen Macht anerkannte Kaiserthum hatte nur kurzen Bestand. Schon unter Alfons VII., der im Jahre 1149 sein Reich unter seine beiden Söhne getheilt, indem er dem älteren, Sancho III., Kastilien und dem jüngeren, Ferdinand II., Leon überwiesen, begannen die Streitigkeiten unter den einzelnen Staaten aufs Neue und hemmten ihre Fortschritte in der Bekämpfung der Mauren. Selbst als die Almohaden, eine neue moslemische Sekte, die in Afrika die Macht der Morabethen gebrochen und ihrem Reiche Marokko ein Ende gemacht, unter ihrem Führer Almansor in Spanien erschienen, um ihre Herrschaft auch über dieses Land auszudehnen, hinderten die Uneinigkeiten der christlichen Königreiche ein gemeinsames Vorgehen gegen diesen Feind, und so erlitten die Kastilier unter ihrem König Alfons VIII., Sancho's III. Sohn, der im Jahre 1158 als dreijähriger Knabe unter der Vormundschaft seines Oheims Ferdinand II. von Leon den Thron bestiegen, gegen denselben im Jahre 1195 bei Alarkos eine blutige Niederlage.

Durch diesen Erfolg der moslemischen Waffen zu erhöhtem Glaubenseifer angefeuert, setzte Almansors Nachfolger Muhammed im Jahre 1211 mit einem Heere, dessen Stärke auf eine halbe Million Streiter angegeben wird, nach Spanien über. Zum Glücke hatten in der Zwischenzeit die christlichen Fürsten der Halbinsel unter einander Friede geschlossen, so daß sie mit vereinten Kräften dem Feinde entgegenziehen konnten, und auch von auswärts fehlte die Hilfe nicht. Papst Innocenz III., an welchen König Alfons VIII. von Kastilien den Bischof Gerhard von Segovia mit der Bitte entsandt, die Fürsten und Völker Europa's zu einem Kreuzzuge gegen die Almohaden aufzurufen, erließ sofort eine dringende Aufforderung an das gesammte Abendland, das Kreuz zu nehmen gegen die Bedränger Spaniens, und Tausende von Streitern ver-

ließen Familie und Heimath, um jenseits der Pyrenäen ihr Leben in die Schanze zu schlagen für den Sieg des Kreuzes über den Islam, der zum andern Male den Westen Europa's zu überfluthen drohte.

Um den Segen des Himmels herabzuflehen auf die Waffen der christlichen Streiter, ordnete Innocenz für den 23. Mai 1212 zu Rom einen allgemeinen Bittgang an, „damit Gott Sieg verleihe Allen, die in Spanien kämpften, und nicht zulasse, daß über sie herrschten die Heiden." Er selbst nahm, barfuß wie alle Andern, an der Prozession Theil und ermahnte in den eindringlichsten Worten die Anwesenden zum eifrigsten Gebete für den Sieg Derer, die in Spanien stritten für die heilige Sache des Glaubens.

Unterdessen hatten sich in Spanien zahlreiche Franzosen und Burgunder zum Kampfe eingefunden; auch aus dem fernen Oesterreich war Herzog Leopold VII. der Glorreiche mit einem starken Heere aufgebrochen, um an dem Kreuzzuge gegen die Mauren Theil zu nehmen. Mit den „Ultramontanen" — den von jenseits des Gebirges Herangekommenen —, deren Zahl auf 10,000 Ritter und 100,000 Mann Fußvolk angeschlagen wurde, und den portugiesischen Hilfstruppen vereinigten sich um Pfingsten zu Toledo, dem allgemeinen Sammelplatze, die gesammten Streitkräfte des christlichen Spaniens: die Bischöfe, die Ritter, die Bürger der Städte, die spanischen Ordensritter [1]), unter den Fahnen Alfons' VIII. von Kastilien, Pedro's II. von Aragonien und Sancho's VII. von Navarra.

1) Auch in Spanien hatte der Kampf für den Glauben drei geistliche Ritterorden ins Leben gerufen: die Orden von San Jago de Kompostella, von Kalatrava und von Alkantara. Der erste, hauptsächlich zum Schutze der Pilger gegründet, die zu dem Grabe des heiligen Jakob nach Kompostella wallfahrteten, wurde im Jahre 1175 von Alexander III. bestätigt. Das Ordenskleid der Ritter, die zugleich das Gelübde des beständigen Kampfes gegen die Ungläubigen ablegten, bestand, wie das der Tempelherren, in einem weißen Mantel mit rothem Kreuze. Die gleichfalls von Alexander III. bestätigten Orden von Alkantara und von Kalatrava, von denen der erstere im Jahre 1156, der letztere zwei Jahre später gegründet wurde, nahmen die Cistercienserregel an, mit der Verpflichtung zum immerwährenden Kampfe gegen die Moslemin, und hatten gleichfalls als Ordenskleid einen weißen Mantel, auf welchem sich bei den Rittern von Kalatrava ein auf der linken Seite angebrachtes rothes, lilienförmiges Kreuz befand, während die von Alkantara als besonderes Abzeichen einen schwarzen Pilgerkragen mit Kapuze und ein bis zum Gürtel herabhängendes schwarzes Skapulier trugen. Nur die beiden letzteren Orden legten das Gelübde der Ehelosigkeit ab, das jedoch für beide im Jahre 1540 aufgehoben wurde. Jeder dieser drei Orden, deren Glieder in heldenmüthiger Tapferkeit wetteiferten, war frei von bischöflicher Gerichtsbarkeit und verfügte über eine gewisse Anzahl von Städten, Besten und Pfründen. — Eine Nachbildung dieser spanischen Ritterorden war der portugiesische der Ritter von Evora, der im Jahre 1162 nach der Eroberung dieser Stadt gegründet wurde. Nachdem später der Sitz desselben nach Avis verlegt worden, erhielt er den Namen des Ordens der Ritter von Avis.

Am 20. Juni erfolgte der Aufbruch nach Süden, und schon am vierten Tage wurde von den Ultramontanen die Festung Malagon erstürmt. Hierauf wandte sich das Heer gegen das stark befestigte Kalatrava, dessen Besatzung sich nach kurzem Kampf unter der Bedingung freien Abzugs zur Uebergabe der Festung bereit erklärte. Obgleich die Ultramontanen gegen die Annahme dieses Vorschlags protestirten, weil sie nach dem Blute der Ungläubigen dürsteten und durch die Erstürmung der Festung in den Besitz großer Schätze zu gelangen glaubten, ging der König Alfons auf denselben ein und nahm die Abziehenden in seinen Schutz. Darob grollten ihm die Franzosen so sehr, daß sie, mit Ausnahme eines kleinen, von dem Erzbischof von Narbonne geführten Häufleins, unter dem Vorwande, das heiße Klima Spaniens nicht vertragen zu können, sich von dem Heere trennten und den Heimweg einschlugen.

Zum Glück entmuthigte ihr Abzug die Spanier nicht. Voll unverminderter Kampfbegier und Siegeszuversicht setzten sie ihren Zug fort und gelangten bald in den Engpaß Muradal, den sie durchziehen wollten, um dem jenseits des Gebirges lagernden Feind die Entscheidungsschlacht anzubieten. Sie erstürmten die auf der Höhe gelegene Burg Ferral; als sie jedoch herabsteigen wollten, fanden sie alle Engen und Schluchten von den Mauren besetzt. Da sie wegen Wassermangels nicht auf der Höhe bleiben konnten und auch der Rückweg ihnen abgeschnitten war, befanden sie sich in der mißlichsten Lage. Aus derselben rettete sie ein der Gegend kundiger Hirte, der ihnen das Anerbieten machte, ihnen einen Weg zu zeigen, auf welchem sie sicher und ohne von dem Feinde bemerkt zu werden, die Ebene erreichen könnten. Um sich von der Wahrheit seiner Aussagen zu überzeugen, gab ihm König Alfons drei tapfere Ritter mit, und da diese Alles fanden, wie der Hirte gesagt, zog am folgenden Tag das ganze christliche Heer hinüber und schlug im Angesichte der überraschten Mauren, die den Feind auf der Flucht geglaubt, in der Nähe von Navas de Tolosa sein Lager auf.

Noch an dem gleichen Tage bot Muhammed seinen Gegnern eine Schlacht an; die christlichen Heerführer hielten es jedoch für nöthig, ihren ermatteten Kriegern einige Ruhe zu gönnen. Der folgende Tag war ein Sonntag, und da die Christen den Tag des Herrn nicht durch Blutvergießen entweihen wollten, blieben sie in ihrem sorgfältig verschanzten Lager. Um Mitternacht aber verkündeten die Herolde, daß mit Tagesanbruch zur Schlacht geschritten werden solle. Beim ersten Morgengrauen — es war der 16. Juli 1212 — lasen die Prälaten die heilige Messe und reichten den Kriegern den Leib des Herrn, um sie zu stärken für die heiße Blutarbeit. Dann wurde das Heer in Schlachtordnung auf-

gestellt. Die Vorhut bildeten die kastilischen Gebirgsbewohner unter dem heldenmüthigen Diego Lopez de Haro; dann folgten die Ritterorden nebst den Bannern einiger Städte unter dem Grafen Gonzalo Nunnez de Lara, dem Bannertäger Alfons' VIII. Das Centrum befehligte der König von Kastilien, in dessen Umgebung sich der Erzbischof von Toledo und mehrere anderen Bischöfe aus Kastilien und Leon mit ihren Mannschaften befanden. Den linken Flügel nahm König Sancho mit seinen tapferen Navarresen ein, an welche sich die galizischen und portugiesischen Truppen, sowie die kleine Schaar französischer Ritter angeschlossen, die unter dem Erzbischof von Narbonne zurückgeblieben: den rechten Flügel bildeten unter König Pedro die aragonischen Kriegsvölker.

Muhammed hatte sein Heer in fünf Schlachtreihen aufgestellt, in deren Mitte sein rothes Zelt aufgeschlagen war. Hier saß er auf einem Schilde in dem schwarzen Kriegsmantel des almohadischen Stammvaters Abdolmumim, in der einen Hand den Säbel, in der anderen den Koran haltend, während sein Pferd vor dem Zelte in Bereitschaft stand. Ihn umringten, Gebete sprechend, seine Gesetzeskundigen. Sein Zelt umstand im Halbkreise, eine undurchdringliche Mauer von Lanzen bildend, seine aus Mauren und Negern bestehende Leibwache.

Kaum war das Zeichen zur Schlacht gegeben, als Diego Lopez und die Ritterorden mit ihren Schaaren todesmuthig auf den Feind einstürmten; zu der gleichen Zeit setzten sich auch die beiden Flügel in Bewegung. Vor dem gewaltigen Anprall der christlichen Streiter wichen die moslemischen Freiwilligen, die das Vordertreffen bildeten, in Unordnung und mit großem Verluste zurück; dagegen leistete das feindliche Mitteltreffen, aus den Kerntruppen Muhammeds, den eigentlichen Almohaden gebildet, so tapferen Widerstand, daß die vorgedrungenen Christen in Unordnung geriethen. König Alfons sandte den Zurückweichenden seine tapfersten Kriegsschaaren zu Hilfe, denen das Kreuz des Herrn und das königliche Hauptbanner mit dem Bildnisse der heiligen Jungfrau, „der Beschützerin Toledo's und Spaniens", vorgetragen wurden. Während die so verstärkten Schaaren Haro's mit den Ritterorden aufs Neue gegen das Mitteltreffen vordrangen und voll kühner Todesverachtung mit den Almohaden in heißem Ringen um den Preis des Tages stritten, wandte sich plötzlich der rechte Flügel der Sarazenen zur Flucht. Dadurch geriethen auch die Berbern, die den linken Flügel bildeten, in Verwirrung, und so konnte sich die ganze Wucht des christlichen Heeres auf die almohadische Hauptmacht und den eisernen Ring werfen, der Muhammeds Zelt umschloß. König Sancho war der Erste, der mit seinen Navarresen den gewaltigen Kreis durch-

brach; dann drangen auch der Graf von Lara mit einer kastilianischen Reiterschaar und König Pedro an der Spitze seiner Aragonesen von zwei andern Seiten in denselben ein.

Während in dem fürchterlichen Gemetzel Leichen sich auf Leichen häuften, saß Muhammed noch immer unbeweglich in seinem Zelte; erst als der größte Theil seiner Leibwache niedergehauen war und ein auf ihn zusprengender Araber ihm die Kunde brachte, daß die Moslemin im Kampfe erlegen seien, warf er sich auf sein Pferd und eilte in unaufhaltsamer Flucht nach Sevilla. Furchtbar wüthete das Schwert der Christen unter den zersprengten Schaaren der Moslemin; denn es war Befehl gegeben, keine Gefangenen zu machen, sondern Alles niederzuhauen. Erst die einbrechende Nacht setzte dem schauerlichen Gemetzel ein Ziel. Als die Sieger, von der heißen Tagesarbeit erschöpft, sich auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde gesammelt, stimmte der Erzbischof von Toledo mit den übrigen Prälaten das Te Deum an, und wie tausendfacher Donner hallte der Gesang der Sieger durch die Nacht.

Der Verlust der Sarazenen war, nach arabischen wie nach christlichen Berichten, ein ungeheurer. Nach einigen der ersteren sollen von den 600,000 Streitern, die Muhammed ins Feld geführt, nur 100,000 entkommen sein. Die Berichte von Augenzeugen sprechen von 200,000 Sarazenen, die auf der Ebene von Tolosa dem christlichen Schwerte erlegen. Der Verlust der Christen wird dagegen als ein unverhältnißmäßig kleiner bezeichnet. Der Größe des besiegten Heeres entsprach der Reichthum der Beute, die den Christen in dem feindlichen Lager an Gold und Silber, geprägten Münzen, kostbaren Gewändern, Seidenstoffen, Teppichen und werthvollen Gefäßen, sowie an Pferden und Kameelen in die Hände fiel. Die Menge der erbeuteten Lanzen und Wurfspieße war so groß, daß die Hälfte derselben genügte, um mehrere Tage lang die Feuerung zu unterhalten. In den nächsten Tagen wurden noch Baeza und Ubeda zur Ergebung gezwungen; dann aber nöthigten Mangel an Lebensmitteln und eine in dem christlichen Heere ausgebrochene pestartige Krankheit die Sieger zur Rückkehr. In Kalatrava stießen sie auf das Heer des Herzogs Leopold von Oesterreich, der mit Schmerz vernahm, daß er zum Tage der Entscheidung zu spät gekommen.

Nachdem die Sieger ihren Einzug in Toledo gehalten, traf König Alfons die Verordnung, daß der Jahrestag der Schlacht für alle Zukunft durch ein großes Dankfest, der Triumph des Kreuzes genannt, gefeiert werden solle. Dem Papste sandte Alfons mit einem Siegesberichte das seidene Zelt Muhammeds und das Hauptbanner der Mauren, Pedro von Aragonien dagegen die Lanze des Beherrschers der Almohaden. Innocenz III. hielt ein

feierliches Dankfest und mahnte die siegreichen Könige, nicht sich, sondern Gott die Ehre zu geben, dessen Macht allein so Großes gethan. Ganz Europa begrüßte die Siegesbotschaft mit lautem Jubel; denn Jeder fühlte, daß auf der Ebene von Tolosa nicht für Spanien allein, sondern für das gesammte christliche Abendland gekämpft und gesiegt worden.

Die Riesenschlacht bei Tolosa hatte nicht nur der Herrschaft der Almohaden in Spanien den Todesstoß versetzt, sondern auch die Macht des spanischen Araberreichs für immer gebrochen. Zur vollständigsten Bedeutungslosigkeit herabgedrückt wurde die letztere durch die Siege Ferdinands III. des Heiligen, der, durch seine Mutter König von Kastilien und nach dem Tode seines Vaters Alfons IX. auch Beherrscher von Leon, die beiden mehrfach vorübergehend zu einem Ganzen verbundenen Reiche aufs Neue und dauernd vereinigt hatte. Im Jahre 1236 mußte sich ihm Kordova nach hartnäckigem Widerstand ergeben, und zwölf Jahre später zog er auch als Sieger in Sevilla ein, das ihm nach sechzehnmonatlicher tapferer Vertheidigung, durch Hunger bezwungen, die Thore hatte öffnen müssen. Die maurischen Bewohner der Stadt, deren Zahl auf 300,000 angegeben wird, durften mit ihrer Habe abziehen und wandten sich theils nach den übrigen arabischen Gebieten, theils nach Afrika. Nachdem König Ferdinand in seinem fortgesetzten Siegeslaufe auch Xeres de la Frontera, Medina Sidonia, Kadix und mehrere anderen Plätze zur Unterwerfung gezwungen und König Jakob I. von Aragonien die Balearen und das Königreich Valencia erobert hatte, blieb den Mauren von ihren gesammten Besitzungen in Spanien nur noch das Königreich Granada.

## Portugal.

Auch der westliche Theil der Pyrenäenhalbinsel, das heutige Portugal, stand lange unter der Herrschaft der Mauren, bis die Spanier von Galizien aus in dasselbe eindrangen und das Land bis zu den Ufern des Montejo in Besitz nahmen. Dieses Gebiet gab König Alfons VI. von Kastilien im Jahre 1095 seinem Schwiegersohne, dem Grafen Heinrich von Burgund, der mit vielen andern französischen Rittern über die Pyrenäen gezogen, um an dem Kampfe gegen die Mauren Theil zu nehmen, unter dem Namen Grafschaft Portugal — so genannt nach der Hafenstadt Porto Cale am Duero — als kastilisches Lehen, mit der Befugniß, alles Land, das er den Mauren entreißen werde, mit derselben zu vereinigen. Nach dem Tode seines Schwiegervaters suchte sich Heinrich, der inzwischen in tapferem Kampfe gegen die Mauren seine

Grafschaft bedeutend erweitert hatte, durch kluge Benutzung der in der kastilischen Königsfamilie ausgebrochenen Streitigkeiten der Oberherrschaft Kastiliens zu entziehen und schaltete in der That in seinem Gebiete wie ein unabhängiger Landesherr. Da bei seinem Tode (1112) sein Sohn Alfonso Henriquez erst drei Jahre zählte, führte seine Wittwe Theresia, eine Frau von männlichem Geiste und leidenschaftlicher Herrschsucht, für denselben die vormundschaftliche Regierung bis zum Jahre 1128, wo Alfons I., da ihr die Absicht zugeschrieben wurde, ihrem Liebling, dem Grafen Perez von Trastamare, den Thron zuzuwenden, ihr gewaltsam die Herrschaft entriß.

Alfons I. setzte die Bestrebungen seines Vaters mit noch größerem Erfolge fort. Er verweigerte dem König Alfons VII. von Kastilien die Huldigung und den Treueid, und als derselbe durch Waffengewalt seine Oberlehensherrschaft über Portugal aufrecht zu halten suchte, vertheidigte er sich mit ebensoviel Umsicht als Tapferkeit. Im Kampfe gegen die Mauren erfocht er im Jahre 1139 bei Ourique, an der Grenze von Algarbien, einen herrlichen Sieg, durch welchen der Grund zu dem Königreich Portugal gelegt wurde. Fünf Emire waren mit furchtbarer Kriegsmacht gegen ihn ausgezogen, in der sicheren Zuversicht, ihn mit ihrer gewaltigen Uebermacht zu erdrücken; aber in der Nacht erschien ihm Christus am Kreuze und verhieß ihm den Sieg, und die Kunde von dieser himmlischen Erscheinung begeisterte die christlichen Streiter zu solchem Todesmuthe, daß der Feind ihnen nicht Stand halten konnte und nach heißem Ringen in wilder Flucht das Weite suchte. Ermuthigt durch diesen glänzenden Erfolg nahm Alfons, den das Heer schon auf dem Schlachtfelde zum König ausgerufen, den königlichen Titel an, in der Hoffnung, daß derselbe trotz der zu erwartenden Einsprache des Königs von Kastilien die päpstliche Bestätigung erhalten werde, und hielt im Jahre 1143 einen feierlichen Reichstag zu Lamego, auf welchem, nachdem der Erzbischof von Braga ihn zum König von Portugal gekrönt, im Einvernehmen mit der höheren Geistlichkeit, den Großen des Landes und den Abgeordneten der Städte, über die Thronfolge, sowie über die Verhältnisse und Rechte des Adels eine Reihe von Gesetzen erlassen und die Grundsätze festgestellt wurden, nach welchen das Land regiert werden sollte. Die Anerkennung der Selbstständigkeit des portugiesischen Staates von Seiten des apostolischen Stuhles erfolgte indessen erst nach dem Tode Alfons' VII. von Kastilien. In Anbetracht der großen Verdienste, die Alfons I. sich durch die erfolgreiche Bekämpfung der Mauren um die Sache des christlichen Glaubens erworben, anerkannte Papst Alexander III. dessen Königswürde, nahm sein Reich und alle Orte, die er den Ungläubigen noch entreißen werde, in seinen Schutz und bedrohte Jeden mit dem Banne, der seine Be-

sitzungen angreifen werde. Alfons bekundete dem Papste seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von tausend Goldstücken und verpflichtete sich außerdem zur Entrichtung einer jährlichen Steuer an den apostolischen Stuhl.

Inzwischen war Alfons I. unablässig bemüht gewesen, durch fortgesetzte Eroberungen seine Macht und den Glanz seiner Krone zu erhöhen, und günstige Umstände vereinigten sich mit seiner Klugheit und seinem kühnen Unternehmungsgeiste, um ihm die glänzendsten Erfolge zu sichern. Nachdem er im Jahre 1140 den Mauren das wichtige Santarem — sogenannt von der Märtyrin St. Irene — durch einen nächtlichen Ueberfall entrissen, griff er Lissabon an; doch seine Macht reichte zur Erstürmung der umfangreichen und stark befestigten Stadt nicht aus. Als jedoch im Jahre 1147 Kreuzfahrer aus Westfalen und Niedersachsen an der Mündung des Tejo landeten, bewog sie Alfons, ihren frommen Eifer für die Bekämpfung der Ungläubigen schon in seinem Lande zu bethätigen, und nach viermonatlicher Belagerung mußte sich Lissabon ergeben (27. Oktober 1147). Den maurischen Bewohnern wurde gestattet, mit Zurücklassung der Waffen abzuziehen oder gegen die Entrichtung einer mäßigen Abgabe und des Zehntens von den Früchten in der Stadt zu bleiben. Den Zurückbleibenden stellte der König einen eigenen Schutzbrief aus; ihre Rechtsstreitigkeiten sollten durch einen aus ihrer Mitte gewählten Alkalden geschlichtet werden. Die gleiche Behandlung erfuhren die Mauren in allen übrigen Städten, die Alfons seiner Herrschaft unterwarf.

Auf die Eroberung von Lissabon, das sich bald zum Hauptorte des Landes und zu einer mächtigen Seestadt erhob, folgte im Laufe der nächsten zwanzig Jahre die Unterwerfung von Almada, Palmella, Alcacer do Sal, Beja und Evora; später wurden noch zahlreiche anderen festen Plätze den Mauren entrissen.

Alfons' I. Sohn und Nachfolger Sancho I. (1185—1211), welchem seine Bemühungen, der durch die beständigen Kriege sowie durch Hungersnoth und Krankheiten herbeigeführten Entvölkerung Portugals durch die Herbeiziehung neuer Ansiedler entgegenzutreten, den Beinamen „der Bevölkerer" (El poplador) verschafften, setzte die Eroberungen seines Vaters fort. Dagegen trat unter seinem Sohne Alfons II. (1211—1223) und seinem Enkel Sancho II. (1223—1245) ein Stillstand in denselben ein, da ihre ganze Regierung durch Streitigkeiten mit der Geistlichkeit ausgefüllt war, was für den Ersteren den Kirchenbann und für den Letzteren die Absetzung durch Innocenz IV. zur Folge hatte. Erst unter des Letzteren Bruder Alfons III. (1245—1279) wurde durch die gänzliche Eroberung von Algarbien die Befreiung Portugals von der Maurenherrschaft vollendet.

# XI.

# Frankreich unter Ludwig VII. und Philipp II. August.

## Ludwig VII.

(1137—1180.)

Ludwig VII., der Jüngere genannt, mochte ungefähr sechzehn Jahre zählen, als ihn der Tod seines Vaters auf den französischen Königsthron rief. Was ihm bei seiner Jugend an Erfahrung abging, wurde reichlich ersetzt durch die staatsmännische Gewandtheit und den hohen Sinn des Abtes Suger, den er als Rathgeber beibehielt. Als er sich im Jahre 1147 zur Theilnahme an dem zweiten Kreuzzuge entschlossen, ernannte er denselben für die Dauer seiner Abwesenheit zum Reichsverweser; doch konnte Suger, der aus Gründen der Politik dem Könige gerathen, sein Reich nicht zu verlassen, nur durch den bestimmten Befehl Eugens III. bewogen werden, dieses Amt zu übernehmen. Mit sicherer Hand führte er die Zügel der Regierung. Von den Bischöfen unterstützt und von dem Papste mit der Vollmacht ausgestattet, Jeden, der sich seinen Anordnungen widersetzen werde, mit dem Banne zu belegen, trat er allen Versuchen der Mächtigen zur Unterdrückung und Beraubung der Schwächeren mit erfolgreicher Entschiedenheit entgegen, hielt Ruhe, Ordnung und Sicherheit im Reiche aufrecht und verwaltete die königlichen Einkünfte mit solcher Umsicht, daß er nicht nur allen Geldforderungen, die Ludwig von Palästina aus an ihn stellte, genügen konnte, sondern auch Mittel fand, die königlichen Gebäude, sowie die verfallenen Mauern und Thürme der Städte und Flecken wieder herzustellen und einen nicht unbedeutenden Staatsschatz anzusammeln. Als Ludwig VII. bei seiner Rückkehr aus Palästina die treffliche Ordnung sah, die Suger im ganzen Lande geschaffen, drückte er ihm seine Dankbarkeit durch die Verleihung des Ehrennamens eines „Vaters des Vaterlandes“ aus, und der ungetheilte Beifall, den diese Auszeichnung bei den Großen wie bei dem Volke fand, bewies, wie wohl verdient dieselbe war.

Indessen war es dem trefflichen Abte nur noch kurze Zeit beschieden, seinem Könige als treuer und erleuchteter Rathgeber zur Seite zu stehen; denn schon im Jahre 1151 setzte der Tod seinem verdienstvollen Wirken ein Ziel. Von dieser Zeit an begann Ludwigs VII. Ansehen, wie im eigenen Reiche, so auch im Auslande zu sinken. Am verhängnißvollsten wurde für ihn die Scheidung von seiner Gemahlin Eleonore.

Ludwigs Verhältniß zu seiner von ihm früher sehr geliebten Gemahlin, die ihm zwei Töchter geboren, war seit seinem Zuge nach Palästina durch das leichtfertige Benehmen der lebenslustigen Königin, die der offenen Untreue gegen ihren Gemahl beschuldigt wurde, so sehr getrübt worden, daß der König ernstlich an eine Scheidung von ihr dachte, die von Eleonore selbst gewünscht wurde. Der Abt Suger, den Ludwig schon von Palästina aus über diese Angelegenheit zu Rathe gezogen, war einer Scheidung umsomehr entgegen, als dieselbe für den König den Verlust der durch seine Vermählung mit Eleonore erworbenen Provinzen Poitou, Guyenne und Gascogne zur Folge haben mußte. Nichtsdestoweniger ließ Ludwig nach dem Tode Sugers, die Rücksichten der Staatsklugheit seinem häuslichen Glücke unterordnend, im März 1152 durch eine zu Beaugency abgehaltene Synode französischer Bischöfe seine Ehe mit Eleonore auf Grund zu naher Verwandtschaft auflösen. Noch in dem nämlichen Jahre reichte die geschiedene Königin ihre Hand dem Herzog von der Normandie, Heinrich Plantagenet, dem Sohne des Grafen Gottfried von Anjou und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. von England, dem sie schon früher ihr Herz geschenkt. Da derselbe bereits außer der Normandie, seinem mütterlichen Erbe, auch die von seinem Vater ererbten Grafschaften Anjou, Maine und Touraine besaß, sah er sich in Folge dieser Verbindung im Besitze des gesammten westlichen, wie des größten Theiles des nördlichen Frankreichs.

Um die Bildung dieses großen, für Frankreich gefährlichen Vasallenstaates zu verhindern, ergriff Ludwig die Waffen gegen den Herzog, unter dem Vorwande, daß dessen Ehe mit Eleonore ohne seine lehensherrliche Erlaubniß geschlossen worden; Heinrich vertheidigte sich jedoch mit solcher Umsicht, daß Ludwig sich zum Abschluß eines Waffenstillstandes genöthigt sah. Noch mehr schwand für ihn die Aussicht auf den Wiedererwerb der verlorenen Provinzen, als Heinrich im Jahre 1154 den Thron von England bestieg, da demselben fortan zur Behauptung seiner französischen Lehen die ganze Macht dieses Königreichs zu Gebote stand.

Um an dem Kaiser Friedrich I. eine Stütze gegen seinen übermächtigen Vasallen zu gewinnen, ließ Ludwig demselben im Jahre 1158 ein Bündniß gegen Heinrich II. antragen; doch kam dasselbe nicht zu Stande. Indessen wußte Heinrich, der seinem Lehensherrn an Entschlossenheit und Klugheit weit überlegen war, dessen Unmuth durch den Vorschlag einer Familienverbindung zu beschwichtigen: sein ältester Sohn Heinrich sollte mit Ludwigs Tochter Margarethe aus dessen zweiter Ehe mit Konstanze, einer Tochter Alfons' VII. von Kastilien, vermählt werden. Nichtsdestoweniger kam der Krieg zwischen beiden Königen aufs Neue zum Ausbruch,

als Heinrich II. die Rechte seiner Gemahlin auf die Grafschaft Toulouse geltend zu machen suchte, die der Graf Wilhelm IV., der Großvater Eleonorens durch deren Mutter Philippa, weil er keine Söhne hatte, an seinen Bruder Raimund IV. käuflich abgetreten. Ebensowohl um die Ausdehnung der Herrschaft Englands über den Süden Frankreichs zu verhüten, als um seinen Schwager, den Grafen Raimund V. von Toulouse, Raimunds IV. Enkel, im Besitze seines Landes zu schützen, ergriff Ludwig die Waffen; die Feindseligkeiten wurden jedoch bald durch einen von der Geistlichkeit beider Theile vermittelten Waffenstillstand unterbrochen, auf welchen im Dezember 1159 der Abschluß des Friedens folgte. Heinrich II. trat seine Ansprüche auf Toulouse an seine Tochter Johanna ab, die mit dem Sohne des Grafen Raimund verlobt wurde. Zur dauernden Befestigung des Friedens zwischen Frankreich und England wurde auf einer Zusammenkunft beider Könige im Oktober 1164 eine zweite Familienverbindung vereinbart, indem Heinrichs zweiter Sohn Richard mit Ludwigs jüngster Tochter Alix verlobt wurde.

Indessen machten Heinrichs unablässige Bestrebungen, seine Besitzungen in Frankreich immer weiter auszudehnen, ein dauerndes Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Königen unmöglich. In der That kam es im Jahre 1167 zu einem neuen Kriege, in welchem Ludwig durch zahlreiche Barone aus der Normandie und der gleichfalls von Heinrich II. erworbenen Bretagne unterstützt wurde. In dem im Jahre 1169 erfolgten neuen Frieden erlitt Heinrichs Macht insofern eine Schwächung, als er sich zur Abtretung seiner französischen Besitzungen, mit Ausnahme der Normandie, an seine Söhne bequemen mußte.

Nachdem im Jahre 1177 der Ausbruch eines neuen Krieges, den Heinrichs Vergrößerungssucht herbeizuführen drohte, durch das vermittelnde Dazwischentreten des Papstes Alexander III. verhindert worden, der die beiden Könige zu dem Versprechen gegenseitiger Freundschaft und einer gemeinschaftlichen Kreuzfahrt bewog, war Ludwigs Sorge besonders darauf gerichtet, seinen einzigen vierzehnjährigen Sohn Philipp als seinen Nachfolger krönen zu lassen. Dies geschah am Feste Allerheiligen 1179, im Beisein aller Großen des Reiches, zu Rheims durch den dortigen Erzbischof Wilhelm, den Bruder der dritten Gemahlin Ludwigs, Adelheid von Champagne. Im folgenden Jahre starb Ludwig VII. nach einer dreiundvierzigjährigen, vielbewegten Regierung. Wenn er auch aus Mangel an Muth und Thatkraft das Interesse Frankreichs den gefährlichen Plänen des Königs von England gegenüber nicht zu wahren gewußt, so verdienen doch sein frommer Sinn und sein Eifer für die durch die Ketzerei der Albigenser schwer bedrohte Reinheit des Glaubens und die Wiederherstellung der verfallenen Kirchenzucht,

sowie seine Herzensgüte, seine Anspruchslosigkeit und Leutseligkeit und seine eifrige Fürsorge für das Wohl seiner Unterthanen alle Anerkennung.

## Philipp II. August.

(1180—1223.)

Philipp II., dem der Glanz seiner Regierung den Beinamen Augustus verschaffte, war einer der thatkräftigsten Regenten Frankreichs, der nicht nur die königliche Gewalt im Inneren neu zu kräftigen, sondern auch die Gefahren siegreich zu beschwören wußte, mit denen Englands Uebermacht sein Reich bedrohte. „Ohne groß zu sein", sagt Kiesel, „verstand der König die Kunst, die Zeitumstände mittelst kluger Berechnung zu benutzen. Er war kein König im Sinne der ritterlichen Zeit, der ein kühn gewähltes Ziel in raschem Anlaufe verfolgt hätte. Seine Stärke war die Kunst, an alles, was sich günstig zeigte, anzuknüpfen, jeden Vortheil durch Anschmiegen der eigenen Thätigkeit zu steigern, die Kunst, die, ohne an die eigene Handlungsweise den Maßstab sittlicher Güte zu legen, still und sicher baut, um den Erfolg, welcher der drängenden Gewalt so leicht entgeht, allmählich und unvermerkt zu gewinnen."

In Folge der unaufhörlichen inneren Fehden und der stets sich erneuernden Kämpfe mit England hatten sich in Frankreich unter Ludwig VII. zahllose Schaaren fremder Söldner angesammelt, die man, weil sie meist aus den Niederlanden kamen, Brabançons nannte. Hatte der Krieg, für welchen sie geworben worden, sein Ende erreicht, so suchten sie das Land durch Plünderungen und Verwüstungsgräuel heim, so daß sich endlich im Jahre 1183 in der Auvergne eine förmliche Verbindung zu ihrer Ausrottung bildete. Philipp unterstützte dieselbe durch seine Truppen, und mehr als zehntausend dieser Räuber wurden niedergehauen. Die übrigen nahm der König in seinen Sold zur Bekämpfung des Grafen Philipp von Flandern, dem er die Grafschaft Vermandois streitig machte, welche demselben früher übertragen worden. Mit England brach im Jahre 1187 wegen der Grafschaft Toulouse ein neuer Streit aus, der durch die päpstlichen Legaten im Interesse der Betheiligung beider Könige an dem beschlossenen neuen Kreuzzuge beigelegt wurde.

Nach seiner Rückkehr aus Palästina entwarf Philipp, uneingedenk seiner in Ptolemais gegen Richard Löwenherz eingegangenen und feierlich beschworenen Verpflichtungen, Pläne zum Erwerb der

Normandie und knüpfte zur Ausführung derselben mit Richards Bruder Johann ohne Land Unterhandlungen an, welche die Nachricht von Richards Gefangennehmung zum raschen Abschlusse brachte. Johann trat an Philipp den auf dem rechten Seine-Ufer gelegenen Theil der Normandie ab, wogegen dieser ihm seine Hilfe zum Erwerb der englischen Krone zusagte. Richards Freilassung vereitelte die Pläne der Verbündeten. Johann unterwarf sich seinem Bruder und erhielt, auf die Fürbitte der Mutter, Verzeihung; dagegen erklärte Richard an Philipp August den Krieg und führte denselben bis an seinen Tod (1199) fort, ohne daß es jedoch zu bedeutenden Waffenthaten gekommen wäre.

Die auch unter Richards Nachfolger Johann fortdauernden Kriege mit England wurden durch die Schlacht bei Bouvines (12. Juli 1214) zum Vortheile Frankreichs entschieden, nachdem es bereits früher dem König Philipp gelungen, sich nicht nur in dem Besitze der Normandie festzusetzen, sondern auch seinem Gegner die Grafschaften Anjou, Maine und Touraine nebst dem größten Theile von Poitou zu entreißen. Auch der Widerstandsgeist der Großen, von denen mehrere, wie die Grafen von Flandern und Boulogne, zur Erlangung größerer Selbstständigkeit und zur Erweiterung ihrer Besitzungen auf die Seite des Reichsfeindes getreten, war in Philipps siegreichen Kämpfen gebrochen worden, und da der König keine der wiedererworbenen Provinzen mehr zu Lehen gab, sah er sich im Besitze einer Ländermasse, die ihm selbst über alle vereinigten Vasallen ein entschiedenes Uebergewicht verlieh.

Um der neu befestigten Königsgewalt eine sicherere Grundlage zu geben, suchte Philipp August dieselbe mit dem Feudalwesen in Einklang zu bringen. Zu diesem Ende vereinigte er die sechs vornehmsten Prälaten Frankreichs, die Erzbischöfe und Bischöfe von Rheims, Laon, Langres, Beauvais, Châlons und Noyon, und die sechs bedeutendsten Lehensträger des Reiches, die Herzoge von Burgund, Bretagne und Guyenne und die Grafen von Flandern, Champagne und Toulouse, die fortan als die unmittelbaren Vasallen der Krone den Titel Pairs führten, zu einer besonderen Körperschaft, welche unter dem Vorsitze des Königs die höchste Gerichtsbarkeit ausüben und allgemein giltige Gesetze erlassen sollte. Die Mitglieder dieses engeren Rathes des Königs, der in der Folge den Namen Parlament erhielt, verrichteten zugleich am königlichen Hofe bei Krönungen und andern Feierlichkeiten die Ehrendienste. Diese Bevorzugung der mächtigsten Großen sicherte dem König mit ihrer Ergebenheit zugleich den Vortheil, gegen die mindermächtigen mit größerer Entschiedenheit auftreten zu können.

Auch die Entwicklung der Städte beförderte Philipp, indem er in den größeren mancherlei Mißbräuche abstellte und den kleineren

verschiedene neue Privilegien ertheilte. Ueber die königlichen Prévôts, denen mit der Handhabung der Gerechtigkeit auch die Sorge für die Ruhe und Sicherheit der Städte und deren Umgebungen oblag, wurden höhere Verwaltungsbeamte, die Baillis und Sénéchaux, gesetzt, welche eine höhere richterliche Instanz bildeten und zugleich mit der Erhebung der Steuern und deren Einlieferung an den König betraut wurden.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wandte Philipp August der Vergrößerung und Verschönerung seiner Hauptstadt zu. Erst unter ihm wurden die Straßen von Paris gepflastert und statt der hölzernen Häuser, aus denen die Stadt mit Ausnahme der Kirchen und der königlichen Paläste bis dahin fast ausschließlich bestanden, innerhalb der erweiterten Mauern zahlreiche steinerne Gebäude errichtet. Auch die Universität von Paris erhob er zu hoher Blüthe.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1193) hatte sich Philipp mit Ingeborg, der Schwester des Königs Kanut VI. von Dänemark, vermählt; doch wünschte er bald, diese Ehe, aus welcher ihm der erwartete Vortheil der Betheiligung Dänemarks an seinem Kriege mit England nicht erwachsen war, unter dem falschen Vorwande zu naher Verwandtschaft wieder aufzulösen, und die von ihm zu diesem Zwecke nach Compiegne zusammenberufenen französischen Bischöfe waren schwach genug, sich seinem Willen zu fügen. Da Ingeborg sich weigerte, nach Dänemark zurückzukehren, ließ der König sie in das Kloster Beaurepaire einsperren. Obgleich der Papst die Scheidung für nichtig erklärte, schritt Philipp zu einer neuen Ehe, indem er sich mit der schönen Agnes, der Tochter des Herzogs von Meran aus dem Hause der Grafen von Andechs, vermählte. Innocenz III., dessen Hilfe sowohl Ingeborg als der König von Dänemark angerufen, ließ sofort an Philipp die dringende Aufforderung ergehen, dem Aergerniß, das er seinem Lande wie der ganzen Christenheit gegeben, durch die Wiedervereinigung mit seiner rechtmäßigen Gemahlin ein Ende zu machen. Da der König der mahnenden Stimme des Papstes sein Ohr verschloß, wurde das Interdikt über Frankreich ausgesprochen. Auch diese Maßregel konnte anfangs den König nicht beugen; erst als mit dem Klerus zugleich das Volk sich von ihm abwandte, die Großen ihn beschworen, sich dem Ausspruch des Papstes zu fügen, und er sich von Bann und Absetzung bedroht sah, versprach er, nachzugeben. Kaum war jedoch das Interdikt aufgehoben, als Philipp sich wortbrüchig zeigte. Erst nachdem Agnes im Jahre 1201 aus Kummer darüber, daß die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe bestritten wurde, gestorben war, gelang es dem Papste, der in seiner Entscheidung nicht zu erschüttern war, eine Wiederaussöhnung des Königs mit seiner Gemahlin zu Stande zu bringen.

Gleich seinem Vater führte Philipp August dreiundvierzig Jahre

lang die Zügel der Regierung, aber mit welch ganz anderem Geschick und Erfolg! So sehr war unter ihm das französische Königthum erstarkt, daß er es nicht für nöthig erachtete, nach dem Vorgang aller früheren kapetingischen Könige seinen Sohn Ludwig noch bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger krönen zu lassen. Ohne den geringsten Widerspruch bestieg derselbe nach dem Tode seines Vaters (1223) als Ludwig VIII. den französischen Thron.

## XII.

## England unter den drei ersten Plantagenets.

### Heinrich II.

(1154—1189).

Obgleich Heinrich I. seine mit Gottfried Plantagenet vermählte Tochter Mathilde mit Zustimmung der englischen Prälaten und Großen zur Erbin aller seiner Länder eingesetzt, wurde ihr nach ihres Vaters Tode der englische Thron durch ihren Vetter, den ebenso klugen und thatkräftigen als tapferen Grafen Stephan von Blois, den Enkel Wilhelms des Eroberers von dessen Tochter Adele, streitig gemacht, und die Abwesenheit Mathildens, die mit ihrem Gemahle in Frankreich weilte, erleichterte ihm die Erreichung seines ehrgeizigen Zieles. Nachdem er sich mit Hilfe einer ihm ergebenen Partei der Krone und des königlichen Schatzes bemächtigt, gewann er durch verschwenderische Freigebigkeit gegen die Großen, die ohnehin der Herrschaft einer Frau abgeneigt waren, sowie durch leutselige Herablassung, ganz besonders aber durch die weitgehendsten Zugeständnisse an die Barone, die allgemeine Anerkennung.

Indessen nahm bald, in Folge der den Großen zugestandenen Erlaubniß, auf ihren Gütern feste Schlösser zu erbauen, die Fehdelust und Raubsucht des Adels in solchem Maße zu, daß der inneren Kämpfe, der Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen kein Ende ward. Dieser trostlose Zustand des Landes ermuthigte Mathilde, deren Gemahl sich vergebens bemüht hatte, die Normandie zu behaupten, zu einem Versuche, ihr Thronrecht geltend zu machen. Sie landete im September 1140 mit hundertvierzig Rittern an der Küste von Sussex, und nachdem es ihrem natürlichen Bruder, dem Grafen Robert von Glocester, gelungen, ein Heer für sie zusammenzubringen, brach ein förmlicher Bürgerkrieg aus, in welchem Stephan bei Lincoln (2. Februar 1141) besiegt und gefangen genommen wurde. Da sich derselbe gegen den Klerus Gewaltthätigkeiten hatte

zu Schulden kommen lassen, war selbst sein Bruder, der Bischof Heinrich von Winchester, von ihm abgefallen, und seine Sache würde verloren gewesen sein, hätte nicht Mathilde sich durch Stolz und Uebermuth die Herzen entfremdet. Durch den Tod ihres Bruders Robert, der inzwischen gleichfalls gefangen genommen, gegen Stephan jedoch ausgewechselt worden, ihrer sichersten Stütze beraubt, mußte sie im Jahre 1147 England wieder verlassen. Erst nachdem ihr Sohn Heinrich, der nach dem Tode seines Vaters (1150) von den normannischen Baronen als Herzog anerkannt worden, durch seine Vermählung mit Ludwigs VII. geschiedener Gemahlin Eleonore in den Besitz des westlichen Frankreichs gekommen und dadurch zu bedeutender Macht gelangt war, sah sich Stephan genöthigt, mit demselben einen Vergleich einzugehen, in welchem er ihm nicht nur die Normandie überließ, sondern ihm auch die Nachfolge in England zusicherte. Schon im folgenden Jahre (1154) starb Stephan nach einer neunzehnjährigen stürmisch bewegten Regierung.

Kaum hatte Heinrich II. als der erste Herrscher aus dem Hause Anjou oder Plantagenet, das in männlicher Linie über drei Jahrhunderte im Besitze des englischen Thrones bleiben sollte, mit seiner Gemahlin Eleonore aus den Händen des Erzbischofs Theobald von Canterbury zu Westminster die Krone von England empfangen, als er mit starker Hand die Zügel der Regierung ergriff, um Ruhe und Ordnung in dem zerrütteten Reiche herzustellen. Er ließ eine Menge Raubschlösser niederreißen, zog die von Stephan verschleuderten Krongüter wieder ein, verbesserte die unter demselben gefälschten Münzen, vertrieb die räuberischen brabantischen Söldner aus dem Lande und sorgte für eine strenge Gerechtigkeitspflege. Anfangs stand ihm der Erzbischof von Canterbury als Rathgeber zur Seite; derselbe zog sich jedoch schon im Jahre 1156 wegen seines hohen Alters vom Hofe zurück. An seine Stelle trat als Kanzler des Reiches sein von ihm warm empfohlener Archidiakon Thomas Becket.

Dieser durch seinen Charakter und seine Schicksale nicht minder als durch seine vielumfassende, folgenreiche Wirksamkeit merkwürdige Mann war der Sohn eines reichen Normannen, Gilbert Becket, und einer sarazenischen Fürstentochter, die dem als Pilger nach Jerusalem gekommenen und als Gefangener in die Hände ihres Vaters gefallenen Gilbert ihr Herz geschenkt und ihm, nachdem sie ihm mit mehreren Schicksalsgenossen zur Flucht verholfen, nach London gefolgt war, wo sie zum Christenthum übergetreten und seine Gattin geworden. Die günstigen Vermögensverhältnisse Gilberts setzten ihn in den Stand, seinen reich begabten Sohn auf den Schulen von Merton, Oxford und Paris umfassende wissenschaft-

liche Studien machen zu lassen. Nachdem derselbe später durch die Empfehlung zweier einflußreicher Freunde in das Haus des Erzbischofs Theobald von Canterbury und unter dessen vertraute Umgebung aufgenommen worden, verbrachte er, mit Zustimmung des Primas, noch einige Zeit in Bologna und Auxerre, um sich mit dem bürgerlichen und kanonischen Rechte vertraut zu machen, und wurde bald nach seiner Rückkehr zum Archidiakon von Canterbury ernannt.

Nach seiner Erhebung zur Würde eines Kanzlers von England widmete sich Thomas Becket mit aller Kraft seines reichen Geistes den Interessen des Königs und zeigte sich dabei als ein vollendeter Weltmann, der nicht nur an allen Lustbarkeiten des Hofes Theil nahm, sondern auch in der Pracht und dem Luxus seines Haushaltes mit seinem Herrn zu wetteifern schien. Wie er jedoch dabei für seine Person sein früheres mäßiges Leben fortsetzte, so war er auch weit entfernt, über den weltlichen Zerstreuungen die Pflichten seines Amtes zu vernachlässigen. Er bewog den König, der ihm mit seiner vollsten Gunst zugleich seine vertrauteste Freundschaft zugewandt, die erledigten Prälaturen nicht mehr, wie es bis dahin gewöhnlich geschehen, zum Vortheil der königlichen Kasse länger als nöthig unbesetzt zu lassen, sondern sie sogleich an würdige Kleriker zu verleihen, und verschaffte vielen englischen Mönchen, die sich durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichneten, eine angemessene Stellung. Auch in diplomatischen Unterhandlungen legte er Proben großer Geschicklichkeit ab. So war er es, der im Jahre 1158 Ludwigs VII. Besorgnisse vor der wachsenden Macht Heinrichs II. so weit zu beschwichtigen wußte, daß derselbe seinen Widerstand gegen die Ansprüche Heinrichs auf die Grafschaft Nantes aufgab. Selbst bei den kriegerischen Unternehmungen Heinrichs stand er demselben mit trefflichen Rathschlägen bei und nahm sogar an dessen Zug gegen den Grafen von Toulouse an der Spitze einer von ihm geworbenen Schaar von siebenhundert Rittern als tapferer und entschlossener Führer Theil.

Heinrich glaubte das Interesse seines Kanzlers so sehr mit seinem eigenen verwachsen, daß er kein Bedenken trug, ihn nach dem Tode des Erzbischofs Theobald von Canterbury (1162) zu dessen Nachfolger zu erwählen, überzeugt, daß er ihm als Primas des Reiches in allen Stücken zu Willen sein und seinen gegen die Freiheiten und Ansprüche der Kirche gerichteten Bestrebungen kein Hinderniß in den Weg legen werde. In dieser Ueberzeugung konnte ihn selbst die freimüthige Erklärung seines Kanzlers, daß er als Primas die Rechte der Kirche ebenso energisch wahren werde, wie er bisher als Kanzler die Rechte des Reiches vertreten, nicht irre machen, und so sehr auch Thomas Becket seine Erhebung auf den

ihm zugedachten erzbischöflichen Stuhl von Canterbury zu verhindern bemüht war, nöthigte er ihn dennoch, die seinem Wunsche gemäß auf ihn gefallene Wahl anzunehmen.

Kaum war Thomas Becket auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben, als er seine Zeitgenossen durch eine vollständige Umwandlung seines ganzen Wesens in Staunen setzte, das fortan in Nichts mehr an seine dem Weltdienst gewidmete Vergangenheit erinnerte. Ganz erfüllt von der großen Aufgabe, die in seine Hände gelegt war, strebte er vor Allem darnach, durch eifriges Gebet sein Herz immer mehr zu läutern und mit Gott zu vereinigen. Wenn er das heilige Meßopfer darbrachte, was er sogleich nach dem ersten Hahnenrufe zu thun pflegte, versenkte er sich so tief in die heiligen Geheimnisse, daß sich ihm das Leiden des Herrn vor seinen leiblichen Augen darzustellen schien. Nach der heiligen Messe wusch er alltäglich, um sich dem Heilande gleichförmiger zu machen und das Gebot der demuthsvollen Liebe zu üben, dreizehn Armen die Füße, erquickte sie dann mit Speise und Trank und entließ sie mit einem Almosen. So oft er sich im Kloster von Canterbury aufhielt, wohin er sich häufig zu ernsten und heiligen Betrachtungen zurückzog, besuchte er die kranken Mönche, um ihre Wünsche zu vernehmen und zu erfüllen. Die Wittwen und Waisen, Armen und Kranken besaßen in ihm einen besorgten, liebevollen Vater, der aus allen Kräften ihre Noth und Bedrängniß zu lindern suche. Täglich wurde eine große Anzahl Dürftiger an seinem Tische gespeist; auch ließ er die Kranken und Schwachen von seinen Diakonen in ihren Wohnungen besuchen. Aber während er den Armen und Unterdrückten gegenüber nur milde Herablassung und Menschenfreundlichkeit kannte, trat er dem Uebermuth der Großen mit der entschiedensten Strenge entgegen. In der Führung der geistlichen Gerichtsbarkeit duldete er weder Parteilichkeit noch Lauheit, und keiner seiner Beamten wagte es, sich bestechen zu lassen. Ganz besonders lag es ihm am Herzen, daß Niemand die geistlichen Weihen empfange, der derselben nicht würdig sei. Von der Fülle der göttlichen Gnade überströmend, verwandte er, während er sich selbst immer mehr zu heiligen strebte, seine ungewöhnliche Geistes- und Willenskraft einzig im Dienste Gottes und der Kirche, alle Rücksichten gegen die Welt wie gegen seine eigene widerstrebende Natur muthig und entschlossen von sich weisend.

Im Mai 1163 begab sich Thomas Becket nach Tours, um dem dorthin zusammenberufenen Concile anzuwohnen, das dem rechtmäßigen Papste Alexander III. die feierliche Anerkennung von Seiten der französischen und englischen Kirche verschaffen sollte. Außer der Betheiligung an den Verhandlungen des Concils führte ihn noch eine andere persönliche Absicht nach dem Festlande. Er

fühlte sich in seinem Gewissen beunruhigt durch den Gedanken, daß er seine Erhebung zum Primas von England mehr dem entschiedenen Willen des Königs, als der freien Wahl der Geistlichkeit verdanke, und es drängte ihn, hierüber die Entscheidung des Papstes zu vernehmen. Er legte daher zu Tours seine erzbischöfliche Würde in die Hände Alexanders III. nieder; dieser gab sie ihm jedoch zurück und ordnete ihn als eines der ausgezeichnetsten Glieder in die kirchliche Hierarchie ein. Ausgerüstet mit neuem Muthe und neuer Kraft für den Kampf, dem er entgegensah, kehrte er nach Canterbury zurück.

In dem Bewußtsein seiner Pflicht, als Primas von England und oberster Wächter alles Eigenthums der englischen Kirche den unverjährbaren Rechten derselben Anerkennung zu verschaffen, und wohl auch von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur ein starker Grundbesitz eine sichere Grundlage für die kirchliche Freiheit bilde, forderte er die von einzelnen Großen der Kirche geraubten Güter zurück. War schon hierdurch der Unwille des Königs geweckt worden, der sich in seinen Erwartungen über die Fügsamkeit des von ihm so sehr bevorzugten Becket getäuscht sah, so sollte bald ein anderer Streitpunkt, die Frage über die geistliche Gerichtsbarkeit, Heinrichs Groll gegen den Primas zur äußersten Erbitterung steigern.

Unter der Herrschaft der Angelsachsen verwalteten die Häupter des Klerus gemeinschaftlich mit den Edlen das Amt der peinlichen Gerichtsbarkeit über die Laien. In den peinlichen Angelegenheiten der Geistlichen war der Bischof der alleinige Richter; er entschied ihre Streitigkeiten unter einander und nahm auch das Urtheil über gewisse Vergehen gegen die Rechte der Kirche und die Gebote der Religion in Anspruch. Durch Wilhelm den Eroberer wurden die geistliche und die weltliche Gerichtsbarkeit gänzlich von einander getrennt und in jeder Diöcese, nach dem Vorbilde ähnlicher Gerichte in allen andern Theilen des Abendlandes, sogenannte C h r i s t e n g e r i c h t e eingeführt, die aus dem Bischofe und dessen Archidiakonen bestanden. Da diese geistlichen Gerichte, in denen meistens Männer von größerer Bildung und genauerer Rechtskenntniß saßen, als in den weltlichen, sich in ihren Entscheidungen nicht in dem gleichen Grade, wie die weltlichen Richter, durch Willkür und Parteirücksichten leiten ließen, so kamen die Gerichte des Königs und der Barone gegenüber denen der Kirche mehr und mehr in Abnahme. Es war daher nicht zu verwundern, daß sich zwischen beiden Gerichtsbarkeiten ein eifersüchtiges Verhältniß heranbildete, und zwar umso weniger, als die Gerichte für den König und die Barone auf der einen und die Bischöfe und übrigen Prälaten auf der andern Seite wegen der Sporteln Geldbußen und Konfiskationen eine reiche

Einnahmequelle bildeten. Heinrich II., der in allen Freiheiten und Privilegien der Kirche nur Beschränkungen seiner Königsrechte sah und dem der Gedanke unerträglich war, daß in seinem Reiche neben der Staatsgewalt noch eine andere Macht bestehen sollte, auf welche sein Wille sich nicht erstreckte, suchte den Kreis der geistlichen Gerichtsbarkeit zu beschränken und hoffte, dieses Ziel am sichersten dadurch zu erreichen, daß er dieselbe an dem Punkte angriff, wo er in der öffentlichen Meinung eine Stütze zu finden erwarten durfte. Da die Geistlichen nach den kanonischen Satzungen kein Todesurtheil fällen, sondern als schwerste Strafen nur Geldbußen, Geißelung, Gefängniß und Degradation verhängen konnten, erklärte er die geistliche Gerichtsbarkeit für ungenügend zur Unterdrückung aller schweren Verbrechen und verlangte demgemäß, daß degradirte Kleriker dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit zur Bestrafung nach den staatlichen Gesetzen übergeben würden. Da der Primas dieser Forderung als einem Eingriff in die kirchlichen Privilegien mit Entschiedenheit entgegentrat, berief der erzürnte Heinrich eine Reichsversammlung nach Westminster, in welcher er den Antrag stellte, daß die Geistlichkeit auf ihre bisherigen Vorrechte bezüglich der ausschließlichen Gerichtsbarkeit über die Kleriker Verzicht leisten solle. Obgleich die meisten Bischöfe, durch des Königs drohende Haltung eingeschüchtert, zum Nachgeben geneigt schienen, scheiterte doch Heinrichs Verlangen an der unerschütterlichen Festigkeit des Primas. Der König schlug hierauf einen anderen Weg ein, indem er, die bisherige Streitfrage fallen lassend, an die Bischöfe die Frage stellte, ob sie die von seinem Großvater Heinrich I. und andern seiner Vorfahren ererbten „Gewohnheiten“ beobachten wollten? Thomas Becket, der das Verfängliche dieser Frage wohl erkannte, erklärte sich bereit, die „herkömmlichen königlichen Gewohnheitsrechte“ anzuerkennen und zu beobachten, soweit dieselben die Rechte der Kirche und des geistlichen Standes nicht beeinträchtigten, und alle anwesenden Bischöfe traten dieser Erklärung bei.

Um durch die Isolirung des Primas dessen Widerstand gegen die bedingungslose Anerkennung der „alten Rechtsgewohnheiten“ zu brechen, suchte der mehr und mehr erbitterte König die Bischöfe auf seine Seite zu ziehen, und es gelang ihm in der That, mehrere derselben zu einer ihm willfährigen Gegenpartei zu vereinigen, an deren Spitze der Bischof Gilbert von London stand. Zu gleicher Zeit wurde der Primas von verschiedenen dem Könige ergebenen Prälaten unablässig gedrängt, sich dem Willen desselben zu fügen, und ihm dabei die vollständig unbegründete Versicherung gegeben, daß der Papst selbst, gegen welchen Heinrich die eidliche Verpflichtung eingegangen habe, Nichts zum Nachtheil der Kirche zu thun, seine Zustimmung zu des Königs Forderungen wünsche. Endlich

gab der Primas nach, indem er dem König seine Bereitwilligkeit erklärte, auf die streitige Klausel zu verzichten.

Heinrich berief hierauf, um die Sache vor allen geistlichen und weltlichen Großen des Reiches gesetzlich festzustellen, eine Reichsversammlung nach Clarendon, die am 30. Januar 1164 eröffnet wurde. Auf derselben wurden alle von dem Könige beanspruchten „herkömmlichen Rechte“ in sechzehn Artikeln festgestellt, die eben so viele Beeinträchtigungen der Rechte und Freiheiten der Kirche waren, und deren Anerkennung von Seiten der Bischöfe durch die Androhung von Gewaltmaßregeln erzwungen. Auch der Primas erklärte sich, durch die von allen Seiten auf ihn einstürmenden Vorstellungen und Bitten in seinem Urtheile verwirrt und durch die Bedrängnisse des Tages erschöpft, zur Unterwerfung unter den Willen des Königs bereit.

Nach den unter dem Namen der Konstitutionen von Clarendon bekannten Artikeln, durch welche die Freiheit der englischen Kirche vernichtet und alles, was mit derselben Großes und Segensreiches zusammenhing, in Frage gestellt wurde, sollten alle Streitigkeiten über kirchliche Patronatrechte vor dem königlichen Gerichtshof verhandelt werden, die Bischofswahlen in der Kapelle des Königs und nach dessen Rathe vor sich gehen, die Gewählten ihm den Treu- und Lehenseid leisten, die Einkünfte erledigter Prälaturen ihm zufließen, die eines Verbrechens angeklagten Geistlichen vor die gewöhnlichen Gerichtshöfe gestellt werden, die Bischöfe als Vasallen des Königs den öffentlichen Lasten unterworfen sein, die Berufungen in geistlichen Dingen von dem Bischof an den Erzbischof und von diesem in letzter Instanz an den König gehen, Appellationen nach Rom nicht gestattet sein und die Bischöfe zu ihren Reisen ins Ausland einer königlichen Erlaubniß bedürfen.

Voll Unruhe kehrte der Primas, der zu spät die furchtbare Tragweite der dem Könige zugesprochenen Rechte erkannt, mit seinem Einspruch gegen dieselben aber nicht mehr hatte durchdringen können, nach Canterbury zurück, von wo er sogleich an Alexander III. einen umfassenden Bericht über das Vorgefallene absandte und um seine Absolution bat. Bis zur Rückkehr seines Boten enthielt er sich aller gottesdienstlichen Funktionen, da er sein Gewissen durch seine Nachgiebigkeit zu sehr beschwert fühlte, und brachte seine ganze Zeit in Bußübungen zu. Die Antwort des Papstes gewährte ihm großen Trost. „Verschieden“, so schrieb ihm derselbe, „sei die Schuld, wenn Jemand aus Absicht und kalter Berechnung, oder aber aus Unkenntniß und von der Noth des Augenblicks gedrängt, fehle. Der Herr sehe nicht auf die That, sondern auf die Absicht des Thäters. Er möge daher einem Priester, dem er Vertrauen schenke, seine Sünden bekennen und dann gewiß sein, daß

der Herr der Kirche sie ihm in gnädigem Erbarmen verzeihen werde." Er selbst sprach ihn, im Vertrauen auf die Verdienste des Apostelfürsten, von aller Schuld frei und gebot ihm, kraft seiner apostolischen Autorität, sich ferner nicht mehr der Feier der heiligen Messe zu enthalten.

Inzwischen hatte Heinrich seinerseits eine Gesandtschaft an Alexander III. abgeordnet, um von demselben die Bestätigung der Konstitutionen von Clarendon zu erwirken; dieser verwarf jedoch die sechzehn Artikel mit aller Entschiedenheit. Der König, der die abschlägige Antwort des Papstes dem Einfluß des Primas zuschrieb, ließ diesen durch alle nur erdenklichen Bedrängnisse seine Rache fühlen und lud ihn schließlich, da Becket mit unerschütterlichem Muthe jedem Unrecht und jedem Mißbrauch der königlichen Gewalt entgegentrat, vor seinen Gerichtshof, der über ihn als einen „meineidigen Vasallen" die Absetzung aussprach. Thomas entfloh nach Frankreich, wo Ludwig VII. ihm seinen Schutz zusicherte. Alexander III., der eben in Sens weilte, empfing ihn auf das Ehrenvollste und verweigerte die Annahme der von dem Primas angebotenen Verzichtleistung auf seine Würde, obgleich Heinrich kein Mittel unversucht ließ, um ihn zur Verurtheilung des Erzbischofs zu bewegen. Nur die ausgesprochene Abneigung des englischen Klerus und Volkes gegen den schismatischen Papst Paschalis III. konnte den aufs Höchste erbitterten König davon abhalten, sich von Alexander loszusagen. Dagegen verfolgte er mit der äußersten Härte alle Verwandte und Freunde des Primas. Wer nur in irgend welcher Beziehung zu ihm gestanden, wurde nach erlittenen schweren Mißhandlungen des Landes verwiesen.

Unterdessen hatte sich Thomas in das Cistercienserkloster von Pontigny zurückgezogen, wo er seine Zeit zwischen dem Studium, dem Gebete und Bußübungen theilte. Von hier richtete er im Jahre 1165 an den König drei Briefe, um ihn auf bessere Wege zu führen und ihn über die Berechtigung der kirchlichen Forderungen aufzuklären. Auch der Papst hörte nicht auf, für den Verfolgten zu wirken, indem er nicht nur selbst dessen Sache bei dem König von England verfocht, sondern auch die englischen Bischöfe zu Aussöhnungsversuchen ermahnte. Heinrich erklärte sich zwar bereit, dem Primas freie Rückkehr nach England zu gestatten, wollte jedoch von einem Aufgeben der sechzehn Artikel Nichts hören. Nachdem alle Ausgleichsversuche an der Hartnäckigkeit des Königs gescheitert und dieser selbst, auf das Drängen Friedrichs I., mit dem kaiserlichen Gegenpapst in engere Verbindung getreten, sprach der Primas im Juni 1166 zu Vezelay von der Kanzel herab die Exkommunikation über die Rathgeber Heinrichs aus, verdammte ausdrücklich die Konstitutionen von Clarendon und entband die Bischöfe jeder bezüglich

derselben eingegangenen Verpflichtung. Während die Hofbischöfe gegen diesen Schritt des Primas an den Papst appellirten und denselben zu Gunsten Heinrichs umzustimmen suchten, wüthete dieser mit wachsendem Ingrimm gegen alle Anhänger Beckets und entfremdete sich dadurch mehr und mehr die Herzen des Volkes.

Da Becket für den Fall, daß der neue Friedensversuch, den der Papst durch zwei Legaten machen ließ, nicht zu dem gewünschten Ziele führe, mit dem Interdikt und Alexander III. mit dem Banne drohte, ließ Heinrich, der sich noch immer nicht zum Nachgeben entschließen konnte, seinen ältesten Sohn, um demselben für alle Fälle die Krone zu sichern, am 15. Juni 1170 durch den Erzbischof von York krönen und verletzte dadurch aufs Neue die Rechte des Primas. Indessen wurde gerade durch diesen Schritt die Herbeiführung des Friedens beschleunigt; denn Ludwig VII., dessen mit dem Kronprinzen vermählte Tochter Margarethe nicht mitgekrönt worden, fiel, über diese Zurücksetzung erbittert, in die Normandie ein und erzwang von Heinrich die Zusage, daß der Kronprinz nochmals mit seiner Gemahlin und zwar durch den Erzbischof von Canterbury gekrönt werden solle. So war eine Aussöhnung des Königs mit dem Primas zur Nothwendigkeit geworden. Sie kam durch die Vermittlung des päpstlichen Legaten am 20. Juli 1170 zu Stande, nachdem Heinrich vor Zeugen gelobt, daß er dem Papste in allen Stücken gehorchen, der Kirche das ihr Entrissene zurückerstatten und den Primas in Gnaden wieder aufnehmen werde.

Heinrich empfing den Erzbischof auf dem an der Grenze von Touraine gelegenen Schlosse Freiteville wenigstens äußerlich mit den Zeichen seiner früheren Huld und sagte ihm und den Seinigen Sicherheit und Friede, der Kirche von Canterbury die Zurückgabe ihrer Güter und ausreichende Genugthuung zu, wogegen Thomas ihm Liebe, Ehre und jeglichen Dienst versprach, der von einem Erzbischofe seinem König und Herrn erwiesen werden könne.

Unter dem Jubel des Volkes kehrte Becket im Dezember 1170 nach Canterbury zurück; aber nur zu bald mußte er inne werden, wie wenig es dem König mit seinen Zusagen Ernst gewesen. Indessen war er fest entschlossen, auch fürderhin den Rechten und Freiheiten der Kirche wie den Pflichten seines Amtes Nichts zu vergeben; daher trat er mit aller Entschiedenheit gegen die Kirchenräuber und pflichtvergessenen Prälaten auf und sprach, als diese darob bei dem Könige Klage führten, am Weihnachtstage den Bann über Alle aus, die zwischen ihm und dem Könige Zwietracht säeten. Sogleich eilten die hiervon betroffenen Bischöfe zu dem noch in der Normandie weilenden König und entflammten durch ihre aufreizenden Mittheilungen seinen Zorn so sehr, daß er in die Worte ausbrach: „Ist denn unter den Feigen, die mein Brod essen, Keiner,

der mich von diesem widerspenstigen Priester befreit?" Vier Ritter, die diese Aeußerung vernommen und sich durch dieselbe in ihrer Ehre verletzt hielten, verschworen sich sofort zu der Ermordung des Primas. Sie eilten nach Canterbury, begaben sich in den erzbischöflichen Palast und befahlen dem Primas, in dessen Gemach sie gewaltsam eingedrungen, unter Drohungen im Namen des Königs, die exkommunicirten Prälaten freizusprechen und in Winchester vor dem Gericht des jungen Königs Genugthuung zu leisten. Ohne sich im Geringsten einschüchtern zu lassen, erklärte ihnen Thomas, daß er die mit der Exkommunikation und Suspension belegten Prälaten freizusprechen bereit sei, wenn dieselben den herkömmlichen Eid leisteten, sich dem Urtheile des Papstes zu unterwerfen. „Vergeblich droht ihr mir," so schloß er. „Wenn alle Schwerter Englands über meinem Haupte schwebten, von der Beobachtung der Gerechtigkeit Gottes und dem Gehorsame gegen den Papst werden eure Schrecken mich nicht abhalten können. Fuß an Fuß werdet ihr mich in dem Kampfe Gottes finden. Einmal bin ich zurückgewichen als furchtsamer Priester: ich bin zurückgekehrt auf den Rath und in dem Gehorsame des Papstes; diesen werde ich ewig nicht mehr verlassen. Wenn ich im Frieden mein Priesterthum verwalten darf, so ist es mir recht; wenn nicht, so möge der Wille des Herrn an mir geschehen."

Die ruhige Fassung des Primas erbitterte die Ritter nur umsomehr, und unter neuen Drohungen verließen sie den erzbischöflichen Palast. Da die anwesenden Mönche den Erzbischof mit Bitten bestürmten, sie zur Vesper in die Kirche zu begleiten, wo er sicherer sein werde, als in seinem Palaste, ging er mit ihnen in die Kathedrale. Als seine Freunde das Geräusch der mit bewaffnetem Gefolge heranstürmenden Ritter vernahmen, wollten sie die Thüre schließen; der Primas verhinderte dies jedoch mit den Worten: „Der Tempel Gottes soll nicht verschanzt werden, wie eine Burg." Statt dem Beispiele der meisten seiner Begleiter zu folgen, die in den Grüften oder unter den Altären Schutz suchten, stieg er festen Schrittes die Stufen des Chores hinan. Gleich darauf stürmten die Ritter unter dem Geschrei: „Wo ist Thomas Becket, der Verräther des Königs und des Reiches?" mit entblößten Schwertern in die Kirche. „Hier bin ich, der Erzbischof, aber kein Verräther," erwiderte ruhig der Primas. „Sprich die Bischöfe los, oder du mußt sterben!" riefen sie ihm entgegen; er aber antwortete: „Sie haben keine Genugthuung geleistet, darum kann ich sie nicht absolviren. Ich bin bereit, für meinen Herrn zu sterben, damit in meinem Blute die Kirche die Freiheit und ihren Frieden erlange; aber ich untersage euch im Namen Gottes, einen meiner Leute anzutasten." Mit steigender Wuth fielen sie über ihn her, um ihn aus

der Kirche zu reißen. „Rühre mich nicht an, Reginald,“ rief er einem der Ritter zu, der ihm früher den Eid der Treue geleistet; „du bist mir von Rechtswegen Treue und Unterwerfung schuldig.“ Durch diese Worte zur äußersten Wuth entflammt, führte der Angeredete einen Streich auf das Haupt des Erzbischofs, der muthig und gottergeben mit gefalteten Händen den Tod erwartete. Während er, am Scheitel verwundet, das herabrinnende Blut von der Stirne hinwegwischte, fielen auch die Gefährten Reginalds über ihn her, und von zwei weiteren Streichen getroffen, sank er als Leiche an den Stufen des Altares des heiligen Benediktus nieder (29. Dec. 1170). Mit dem Rufe: „So soll jeder Verräther sterben, der die Ruhe des Königreichs stört!“ stürzten die Mörder fort, um den erzbischöflichen Palast zu plündern. Sie durchsuchten die Zimmer und Schränke, nahmen, was sie an edlem Metalle und kostbaren Stoffen fanden, mit sich und sandten die päpstlichen Bullen und Privilegien von Canterbury dem Könige in die Normandie. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß sie den Leichnam des Erzbischofs zu schänden beabsichtigten, beeilten sich die Mönche, denselben in der Gruft der Kathedrale beizusetzen.

Die Nachricht von der Ermordung des Erzbischofs verbreitete nicht nur unter dem ganzen englischen Volke, das denselben wie einen Heiligen verehrte, Bestürzung und Trauer, sondern rief auch in der gesammten christlichen Kirche eine tiefe Entrüstung gegen den König Heinrich hervor, der als der Urheber des ungeheuren Frevels angesehen wurde. Dieser erhielt die Kunde von der Ermordung des Primas in Argenton und war über dieselbe so bestürzt, daß er sich mehrere Tage in seine Gemächer verschloß. Er schickte sogleich zwei seiner Kapläne nach Canterbury, um den dortigen Mönchen seinen Abscheu über das begangene Verbrechen, sowie seine Reue über die unüberlegte Rede auszudrücken, durch welche dasselbe herbeigeführt worden, und ordnete zugleich eine zweite Gesandtschaft nach Rom ab, um von sich den Bannstrahl und von England das Interdikt abzuwenden. Alexander III., der in seinem heftigen Schmerze über den Tod seines heldenmüthigen Mitkämpfers der von ihm selbst gegen dessen Feinde geübten Milde den begangenen Mord zuschrieb, weigerte sich anfangs, die englischen Gesandten zu empfangen, und nur mit Mühe gelang es denselben, sich den Zutritt zu ihm zu erwirken. Nachdem sie ihm im Namen des Königs die eidliche Versicherung gegeben, daß derselbe sich dem päpstlichen Urtheile unbedingt unterwerfen werde, beschloß er, zwei Legaten zur näheren Untersuchung der Sache nach der Normandie zu entsenden, und begnügte sich damit, am Gründonnerstage im Allgemeinen die Exkommunikation über die Mörder des Erzbischofs auszusprechen. Indessen wurde die Aussöhnung Heinrichs mit der Kirche

durch seine Weigerung, auf die Forderungen der Legaten einzugehen, bis zum Jahre 1172 verzögert, wo in dem Kloster Savigny bei Avranches eine Verständigung zu Stande kam.

In der Kirche zu Avranches betheuerte Heinrich durch einen feierlichen Schwur auf das Evangelienbuch, daß er die Ermordung des Erzbischofs von Canterbury weder angeordnet, noch gewünscht und über dieselbe größeren Schmerz empfunden habe, als über den Tod seines Vaters oder seiner Mutter, und verpflichtete sich, zur Genugthuung dafür, daß er durch seinen in der Aufregung des Augenblicks ausgestoßenen Ausruf Veranlassung zu derselben gegeben, zweihundert Ritter ein Jahr lang zur Vertheidigung des heiligen Landes nach der Anordnung der Tempelherren zu unterhalten und selbst, wenn der Papst es verlange, gegen die Ungläubigen in Spanien oder Palästina drei Jahre lang zu Felde zu ziehen, der Kirche von Canterbury und den Freunden des ermordeten Erzbischofs ihre Ländereien und Besitzungen zurückzugeben und die Satzungen von Clarendon, sowie alle der Freiheit der Kirche widersprechenden Gewohnheiten, welche etwa seit seiner Thronbesteigung eingeführt worden, abzuschaffen, diejenigen aber, welche schon eine längere Dauer haben sollten, auf Befehl des Papstes und nach dem Rathe religiöser Männer zu mildern. Hierauf empfing er knieend die Absolution von den Kirchenstrafen.

So hatte Thomas Becket mit seinem Blute der englischen Kirche die Freiheit erstritten. Der Papst nahm ihn im Jahre 1173, nachdem Gott die Grabstätte seines treuen Dieners durch zahlreiche Wunder verherrlicht, als Märtyrer und Vorbild bischöflicher Standhaftigkeit unter die Zahl der Heiligen auf. Heinrich selbst unternahm im Jahre 1174 eine Wallfahrt zu dem Grabe des Märtyrers, um in dem inzwischen ausgebrochenen Kriege mit seinen Söhnen, in welchem er ein göttliches Strafgericht für sein an dem Erzbischof verübtes Unrecht erblickte, die Fürbitte des Heiligen anzurufen. Als er der Kathedrale ansichtig geworden, stieg er vom Pferde, zog seine Kleider aus, legte das Gewand eines Büßers an und zog barfuß nach der Kirche. Hier verbrachte er, an dem Grabe des Heiligen zur Erde niedergeworfen, mit ausgespannten Armen längere Zeit im Gebete, während der Bischof Gilbert von London von der Kanzel herab in seinem Namen Gott zum Zeugen anrief, daß der König den Tod des Erzbischofs weder befohlen, noch gewollt, noch auf arglistige Weise gesucht habe, aber gekommen sei, um Buße dafür zu thun, daß er durch seine unvorsichtigen Aeußerungen zu dessen Ermordung Veranlassung gegeben. Nachdem sich Heinrich alsdann von den Mönchen des Klosters den entblößten Rücken hatte geißeln lassen, verbrachte er vierundzwanzig Stunden, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, in beständigem Gebete in der Gruft des Heiligen.

Die Bestrafung der Mörder Beckets hatte der König den geistlichen Gerichten überlassen. Nachdem dieselben eine Zeit lang in einem königlichen Kastelle des nördlichen Englands gefangen gehalten worden, begaben sie sich, von Gewissensbissen gepeinigt, nach Rom, um das Erbarmen des Papstes anzurufen. Alexander III. legte ihnen zur Buße eine Wallfahrt nach Jerusalem auf, wo drei derselben nach wenigen Jahren bußfertig starben; der vierte war auf dem Wege von einer Krankheit dahin gerafft worden.

Schon im Jahre 1155 soll Papst Hadrian IV. Heinrich II. auf dessen Bitte die Ermächtigung zur Eroberung der Insel Irland[1]) gegeben haben, auf welcher die fünf Könige von Leinster, Ulster, Münster, Connaught und Meath einander die Oberherrschaft streitig machten, während das Volk in Unwissenheit und Barbarei versunken war und die kirchlichen Verhältnisse sich in einem Zustande vollständiger Zerrüttung befanden. Lange Zeit sah sich der König durch die Verwicklungen und Kämpfe mit Frankreich und seinen Streit mit der Kirche an der Ausführung des geplanten Unternehmens gehindert; als jedoch im Jahre 1168 der vertriebene König Dermot von Leinster vor ihm erschien, um seine Hilfe anzurufen, indem er die Lehenshoheit Englands anerkannte, erlaubte Heinrich mehreren seiner normannischen Vasallen, dem Vertriebenen zur Wiedereroberung seines Besitzthums Beistand zu leisten. Im Sommer des Jahres 1169 setzten vierhundert normannische Ritter mit einer Anzahl von Reisigen und Bogenschützen nach Irland hinüber und gelangten bald, da sie den Iren an Bewaffnung und Kriegskunst weit überlegen waren, in den Besitz eines großen Theiles der Insel. Die Besorgniß, daß sie sich zu selbstständigen Herren derselben machen könnten, bewog Heinrich, im Jahre 1171 selbst nach Irland zu ziehen, wo er alsbald die Huldigung der geistlichen und weltlichen Großen empfing. Nachdem es ihm unter dem Beistande eines päpstlichen Legaten gelungen, die gröbsten Mißbräuche auszurotten, erkannte ihn auch Alexander III. als rechtmäßigen Herrn der Insel an.

Indessen suchten schon unter Heinrichs II. Regierung die irischen Häuptlinge ihre Selbstständigkeit wiederzuerlangen. Dies bewog den König, im Jahre 1177 seinen zwölfjährigen Sohn Johann unter Zustimmung des Oberlehensherrn Alexander III. mit der irischen Königskrone zu belehnen, während zugleich eine Menge anglonormannischer Ritter mit kriegspflichtigen irischen Lehen beschenkt wurden. Dessenungeachtet konnte die englische Herrschaft in Irland keine feste Wurzel fassen; sie blieb Jahrhunderte lang auf den Osten der Insel beschränkt, wo sich die Engländer allmählich dergestalt

1) Die Aechtheit der betreffenden Bulle wird mit triftigen Gründen bestritten.

festsetzten, daß sie den Iren, die im Norden, Westen und Süden des Landes unter eingeborenen Häuptlingen den Kampf für ihre Unabhängigkeit fortführten, als zweite Nation gegenüberstanden.

Bald nach der Unterwerfung Irlands und seiner Aussöhnung mit der Kirche hatte Heinrich II. den Schmerz, seine eigenen Söhne gegen sich in Waffen zu sehen. Der Grund davon lag hauptsächlich darin, daß der König sie, nachdem er in ihrer Jugend ihren ungestümen Neigungen freien Spielraum gelassen, im vorangeschrittenen Alter als Unmündige behandelte. Der älteste, Heinrich, den er bereits im Jahre 1170 durch den Erzbischof von York zu seinem Nachfolger hatte krönen lassen, glaubte dadurch das Recht erlangt zu haben, schon jetzt als König aufzutreten, und forderte, nachdem er im August 1172, der dem König Ludwig VII. gemachten Zusage entsprechend, nochmals mit seiner Gemahlin gekrönt worden, dem Rathe seines Schwiegervaters gemäß von seinem Vater die Abtretung der Regierung Englands oder der Normandie. Da Heinrich II. dieses Ansinnen entschieden zurückwies, verließ der junge König, ohne Abschied von seinem Vater zu nehmen, dessen Hof und begab sich mit seiner Gemahlin zu dem König von Frankreich, wo sich bald aus den Gegnern Heinrichs II. ein zahlreicher Anhang um ihn schaarte. Von der Mutter aufgestachelt, deren Herz sich Heinrich durch eheliche Untreue entfremdet hatte, schlossen sich ihm auch seine beiden jüngeren Brüder Richard und Gottfried an, von denen der Erstere bereits von dem Vater Aquitanien, der Letztere dagegen die Bretagne erhalten hatte. Außer zahlreichen Baronen dieser beiden Länder wurde auch der Graf Philipp von Flandern durch große Versprechungen zum Anschluß an die Aufrührer bewogen. Den mächtigsten Bundesgenossen fanden dieselben jedoch an dem König Wilhelm dem Löwen von Schottland, der mit seinen wilden Schaaren verwüstend in das nördliche England einfiel. Selbst die Königin Eleonore verließ ihren Gatten, um zu ihren Söhnen zu entfliehen; sie wurde jedoch auf der Flucht eingeholt und zu dem Könige zurückgebracht, der sie viele Jahre lang in enger Haft halten ließ.

Unterdessen suchte der junge König seinen Anhang in England besonders dadurch zu verstärken, daß er sich zum Rächer des glorreichen Blutzeugen Thomas Becket aufwarf, dessen Mörder sein Vater ungestraft gelassen habe, und es gelang ihm in der That, selbst von Heinrichs II. vertrautesten Höflingen einen nach dem andern auf seine Seite zu ziehen, so daß dessen Lage eine immer bedrängtere wurde. Heinrich II. wandte sich hilfesuchend an den Papst, an welchen auch sein Sohn Gesandte abgeordnet, um von ihm die Absetzung seines Vaters und seine eigene Anerkennung als König von England zu erlangen. Ohne sich für die eine oder die

andere der streitenden Parteien auszusprechen, sandte Alexander III. den Erzbischof Peter von Tarantaise nach dem nördlichen Frankreich, um eine Aussöhnung zwischen denselben zu bewirken.

Inzwischen war der Krieg mit aller Heftigkeit entbrannt, und Heinrich II., der in demselben trotz seiner bedrängten Lage die größte Energie entfaltete, wußte sich nicht nur dem König von Frankreich und seinen Söhnen gegenüber zu behaupten, sondern blieb auch gegen die aufständischen Bretagner siegreich. Die französischen und flandrischen Bundesgenossen seiner Söhne drangen daher in diese, sich mit ihrem Vater auszusöhnen. Zu diesem Zwecke fand am 25. September 1173 unter der großen Ulme von Gisors, unter welcher seit uralten Zeiten die Könige von Frankreich und die Herzoge der Normandie ihre Streitigkeiten zu schlichten suchten, eine Zusammenkunft der kriegführenden Parteien statt, und die weitgehenden Zugeständnisse, die Heinrich seinen Söhnen zu machen bereit war, schienen das eingeleitete Friedenswerk, für dessen Zustandekommen besonders der päpstliche Legat den größten Eifer entfaltete, sicher zu stellen; da jedoch Ludwig VII. demselben entgegen war, um Heinrichs II. Macht nicht abermals zu einer für ihn gefahrdrohenden Höhe anwachsen zu sehen, blieben die Unterhandlungen fruchtlos und der Kampf entbrannte aufs Neue.

Um die Gefahr abzuwenden, von welcher er sich durch den Einfall des Königs von Schottland in sein Reich bedroht sah, kehrte Heinrich II. schleunigst nach England zurück, und da seine gleich darauf unternommene Bußfahrt zu dem Grabe Beckets ihm die Herzen des Volkes wiedergewonnen, gelang es ihm, seine sämmtlichen Gegner in England niederzuwerfen, nachdem der König von Schottland bereits an dem gleichen Tage, an welchem Heinrich das Grab des Märtyrers verließ, von den Engländern bei einem unerwarteten Ueberfall gefangen genommen und das schottische Heer zerstreut worden war.

Nachdem Heinrich innerhalb zweier Wochen seine Herrschaft in England neu gefestigt, eilte er in die Normandie zurück, entsetzte Rouen und zwang die Verbündeten zum Rückzug. Ludwig VII. schloß hierauf, an einem günstigen Ausgang des Kampfes verzweifelnd, mit Heinrich einen Waffenstillstand und nöthigte dadurch auch dessen Söhne, sich mit ihrem Vater auszusöhnen. Nachdem am 21. September 1174 der Friede geschlossen worden und die Söhne dem Vater Treue geschworen, fuhren die beiden Heinriche, um vor aller Welt ihre Versöhnung kund zu thun, in einem und demselben Schiffe nach England zurück, aßen mit einander an einer Tafel und schliefen in einem Bette.

Am schwersten mußte der König Wilhelm der Löwe, der bis dahin in der normannischen Feste Falaise gefangen gehalten wor-

 

den, seinen Anschluß an die Söhne Heinrichs büßen. Um seine Freiheit zu erkaufen, schloß derselbe am 8. Dezember 1174 mit Heinrich II. einen Frieden, worin er die Oberlehensherrschaft Englands über die schottische Krone anerkannte und als Bürgschaft für die anzugelobende Vasallentreue dem König Heinrich fünf seiner Schlösser einzuräumen versprach.

Der Friede zwischen Heinrich II. und seinen Söhnen war indessen nicht von Dauer. Veranlassung zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten gab ein Streit unter den Brüdern selbst. Heinrich II. hatte seinen Söhnen Richard und Gottfried Befehl gegeben, ihrem Bruder Heinrich den Lehenseid zu leisten; diese Forderung war jedoch von Richard entschieden verweigert worden, während Gottfried sich derselben gefügt hatte. Mit Zustimmung des Vaters zogen hierauf Heinrich und Gottfried gegen Richard zu Felde, von welchem sogleich die über die Härte seiner Regierung erbitterten Aquitanier abfielen. Auch der junge König Philipp August von Frankreich, der aus diesem Familienstreit Nutzen zu ziehen hoffte, unterstützte die Brüder im Kampfe gegen Richard. Ueber diese Einmischung beunruhigt, suchte Heinrich II. zwischen seinen Söhnen Frieden zu stiften; da jedoch sowohl Gottfried als Heinrich sich seiner Friedensvermittlung widersetzten, schloß er sich an Richard an. Während Beide die Stadt Limoges belagerten, welche sich an Heinrich und Gottfried ergeben, starb der junge König, nachdem er auf seinem Todesbette des Vaters Verzeihung erfleht und erhalten hatte. Der Schmerz über den frühen Tod seines Erstgeborenen stimmte den König versöhnlicher gegen seine Gemahlin; sie erhielt nach mehr als zehnjähriger Haft die Freiheit wieder, worauf auch eine Aussöhnung des Königs mit seinem Sohne Gottfried zu Stande kam. Indessen lehnte sich dieser bald aufs Neue gegen den Vater auf, als derselbe sich weigerte, ihm zu der Bretagne auch die Grafschaft Anjou zu verleihen. Der Wiederbeginn des Krieges wurde jedoch durch Gottfrieds unerwarteten Tod verhindert; er starb im August 1186 zu Paris, an den Folgen schwerer Verletzungen, die er bei einem Turniere durch einen Sturz von seinem Pferde erhalten.

Auch nach dem Tode Gottfrieds sollte der Streit in Heinrichs Familie kein Ende finden. Schon lange hatte Richard, der nunmehr Thronfolger geworden, von seinem Vater die endliche Vollziehung seiner Vermählung mit der ihm schon als Kind verlobten Alix, der Tochter Ludwigs VII., verlangt, die an dem englischen Hofe erzogen worden; Heinrich II. war jedoch stets diesem Verlangen ausgewichen, indem er die Verlobte seines Sohnes als Geisel zurückzubehalten wünschte. Jetzt erneute Richard, von Philipp August unterstützt, seine Forderung und verlangte zugleich, daß Heinrich ihn zum Erben seines Königreichs, sowie aller seiner

übrigen Besitzungen erkläre und ihm von allen seinen Vasallen den Lehenseid leisten lasse. Heinrichs ausweichende Antwort bestärkte ihn in dem Glauben, daß sein Vater, wie das Gerücht ging, die Absicht hege, seinem jüngsten Sohne Johann ohne Land — so genannt, weil ihm der Vater nicht, wie seinen Brüdern, schon in früher Jugend ein besonderes Besitzthum übergeben — die Krone zuzuwenden; er rief daher den Schutz Philipp Augusts an, indem er demselben für alle französischen Besitzungen seines Vaters den Vasalleneid leistete, worauf sämmtliche Barone der Bretagne und Poitou's von Heinrich II. abfielen.

Nachdem dieser vergeblich das Waffenglück versucht, knüpfte er mit Philipp August Unterhandlungen an, und beide Könige hatten hierauf eine Zusammenkunft auf einer Ebene bei Tours. Während sie hier über den Frieden verhandelten, für welchen Philipp die härtesten Bedingungen stellte, fiel bei völlig heiterem Himmel ein Blitzstrahl zwischen ihnen nieder, auf welchen bald ein zweiter folgte. Der König von England, dessen Gesundheit der Kummer längst untergraben hatte, gerieth darüber in solche Aufregung, daß er vom Pferde gestürzt sein würde, wenn ihm seine Umgebung nicht zu Hilfe geeilt wäre. Er mußte sich in sein Lager zurückbringen lassen, wo er das Bett zu hüten genöthigt war. Als man ihm den mit Philipp vereinbarten Friedensvertrag brachte, verlangte er ein Verzeichniß derjenigen Vasallen, die auf die Seite Richards getreten, und der erste Name, auf welchen sein Blick fiel, war der seines jüngsten Sohnes Johann, von dessen Abfall er keine Ahnung gehabt. Dieser letzte Schlag brach ihm das Herz. Starren Blickes auf sein Lager zurücksinkend, rief er aus: „Nunmehr mag Alles gehen, wie es kann; ich bekümmere mich Nichts mehr um mich und um die Welt.“ Gleich darauf trat Richard zu ihm, um von ihm den im Vertrage ausbedungenen Friedenskuß zu verlangen. Er gab ihm denselben mit anscheinender Ruhe; aber während sich Richard entfernte, murmelte er mit dumpfer Stimme: „Möchte doch Gott mich nicht sterben lassen, ehe ich mich an dir gerächt habe!“ Er ließ sich nach Chinon bringen, wo seine Krankheit in ein heftiges Fieber überging, das keine Hoffnung auf Genesung ließ. Am 6. Juni 1189 erlag der König seinen Leiden. Kurz vor seinem Tode brach er in die Worte aus: „Schande, Schande über einen besiegten König! Verflucht sei der Tag, an dem ich geboren wurde! Verflucht vor Gott seien die Söhne, die ich hinterlasse!“ Vergebens suchten die anwesenden Bischöfe und Geistlichen von ihm die Zurücknahme des über seine Söhne ausgesprochenen Fluches zu erlangen: er blieb unerbittlich.

Wie einst Wilhelms des Eroberers Leiche auf einsamem Sterbelager der Plünderung habsüchtiger Diener überlassen geblieben war und

erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten eine Ruhestätte hatte finden können, so erging es auch der Leiche Heinrichs II. Nur mit Mühe gelang es, Leute zu finden, die Linnen und Pferde hergaben, um deren Beisetzung in der einige Meilen von Chinon entfernten Abtei von Fontevrault zu bewerkstelligen, die der König zu seiner Ruhestätte bestimmt hatte. Als sie in der Kirche derselben ausgestellt war, die Spuren des furchtbaren Todeskampfes in den erstarrten Zügen, trat Richard an dieselbe heran und warf sich zum Gebete an dem Sarge nieder; da strömte, wie die Zeitgenossen berichten, Blut aus des entseelten Königs Nase und Mund — nach dem Glauben der damaligen Zeit ein Zeichen, daß der Mörder bei der Leiche weile. Statt des königlichen Schmuckes mit erborgtem Flitter bedeckt, wurde der todte König in die Gruft gesenkt.

Nach der ziemlich übereinstimmenden Schilderung der zeitgenössischen Schriftsteller hatte Heinrich II. in seiner Geistes- und Gemüthsanlage große Aehnlichkeit mit seinen Vorfahren aus dem Geschlechte Wilhelms des Eroberers. Von Natur reich begabt und besonders mit einem äußerst glücklichen Gedächtniß ausgestattet, hatte er sich schon frühe einen Schatz wissenschaftlicher Kenntnisse erworben, den er als König durch den Umgang mit gelehrten Männern zu erweitern bestrebt war. Seine Hauptleidenschaften waren ein ungemessener Ehrgeiz und eine maßlose Herrschsucht, die er durch eine zögernde, Treulosigkeit und Doppelsinnigkeit nicht verschmähende Politik zu befriedigen suchte. Während er seine Günstlinge mit Glanz und Reichthum überschüttete, verfolgte er seine Feinde mit der schonungslosesten Grausamkeit. Seine angeborene Zornmüthigkeit brach bei dem geringsten Widerspruch in so schrankenlose Wuth aus, daß ihm Niemand zu nahen wagte.

Im Auslande genoß Heinrich II. den Ruf eines strengen Handhabers der Gerechtigkeit, und in der That verdankt ihm England in der Rechtspflege verschiedene Einrichtungen, die, wenn sie auch weniger der Gerechtigkeitsliebe des Königs, als der Rücksicht auf sein eigenes Interesse entsprungen sind, nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf den Zustand des Landes blieben. Um den Rechtsgang zu beschleunigen und zu vereinfachen, theilte er im Jahre 1176 auf einer Reichsversammlung zu Northampton ganz England in sechs Gerichtsbezirke und ernannte für jeden drei bevollmächtigte Richter aus seinem Gerichtshofe, dem Kingscourt, welche in ihrem Sprengel umherreisen mußten, um die Gerechtigkeitspflege zu überwachen, Appellationen an Ort und Stelle zu entscheiden, über Friedensbrecher zu Gericht zu sitzen, Veruntreuungen zum Nachtheil der königlichen Kasse zu untersuchen und zu bestrafen und überhaupt die königlichen Rechte und Interessen in jeder Hinsicht wahrzunehmen. Für das Beweisverfahren in peinlichen Fällen blieb das Gottesurtheil des

Zweikampfes und der Wasser- und Feuerprobe in Kraft; doch gestattete Heinrich dem Beklagten, seinen Rechtsstreit, statt auf dem Wege des Zweikampfes, durch eine Jury entscheiden zu lassen.

Von den weiteren Regierungsmaßregeln Heinrichs II. sind, neben der von ihm eingeführten Waffenordnung, noch besonders seine Bestimmungen in Betreff des Strandrechts zu erwähnen, die beinahe einer vollständigen Aufhebung desselben gleichkamen. Wahrscheinlich aus Rücksicht auf die Niederländer und die Niederdeutschen, die damals nahezu allein eine bedeutendere Schifffahrt auf dem nördlichen Meere trieben, verordnete er, daß jedes Schiff, das an den Küsten Englands oder seiner festländischen Besitzungen Schiffbruch gelitten, mit allen seinen Gütern zurückgegeben werden solle, wenn auf demselben auch nur noch ein Thier am Leben wäre, durch welches der Eigenthümer des Schiffs entdeckt werden könnte.

## Richard Löwenherz.

(1189—1199.)

Richard war zweiunddreißig Jahre alt, als er nach dem Tode seines Vaters den englischen Thron bestieg. „Wenn tollkühne Tapferkeit", sagt Weiß, „die erste Tugend eines Königs wäre, so wäre Richard sicher der erste unter den Königen Englands gewesen. Sein Herz war furchtlos, sein Arm stark; Niemand führte schwerere Hiebe und fühlte sich wohler im Getümmel des Kampfes, als er; mit Stolz nannten ihn die Seinen den Löwen oder Löwenherz und führte er selbst mit Vorliebe den Löwen im Wappen. Wenn aber Weisheit, planmäßiges Handeln, Achtung des Rechtes, Selbstbeherrschung den Monarchen vor Allem kennzeichnen sollen, so verdient Richard eher den Namen eines fahrenden Ritters, als den eines Königs. Ueber der Lust an Abenteuern vergißt er alle Rücksicht, jeden Plan; sein Stolz, seine Gewaltthätigkeit achtet keine Schranken; stoßweise thut er Buße und gelobt Besserung, aber seine Vorsätze sind ohne Kraft. Man vergleicht den rauhen Helden mit Achill; ob er aber beim Anblick des Priamos Thränen vergossen und Gnade geübt hätte, muß sehr in Frage gestellt werden."

Nachdem Richard am 20. Juli 1189 zu Rouen von seinen Baronen nach altem Brauche in der Marienkirche Schwert und Standarte als Herzog der Normandie entgegengenommen und die zwischen den Kronen von England und Frankreich obschwebenden Streitigkeiten geschlichtet hatte, schiffte er sich nach England ein, wo inzwischen seine von ihm zur Regentin ernannte Mutter die nöthigen Vorkehrungen für seine Krönung getroffen, die am 3. September

in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury vollzogen wurde. Da die Juden, die unter Heinrich II. zu großen Reichthümern gelangt und wegen des von ihnen getriebenen Wuchers allgemein verhaßt waren, die Besorgniß hegten, daß der König gegen sie ähnliche Maßregeln ergreifen werde, wie Philipp August, der sie bei seiner Thronbesteigung aus Frankreich verbannt, ihr Vermögen konfiscirt und die Verbindlichkeiten ihrer Schuldner für erloschen erklärt hatte, waren sie aus allen Grafschaften in großer Zahl mit kostbaren Geschenken nach London geeilt, um die Gefahr von sich abzuwenden, von welcher sie sich bedroht glaubten; allein Richard hatte ihnen verboten, am Tage seiner Krönung vor ihm zu erscheinen. Als nichtsdestoweniger einige von ihnen sich in den Saal drängten, in welchem das Krönungsmahl stattfand, wurden sie unter Beschimpfungen und Mißhandlungen aus dem Palaste gejagt, wobei mehrere den Tod fanden. Dies war das Signal zu einer allgemeinen Judenverfolgung. Auf das Gerücht hin, der König habe die Juden für vogelfrei erklärt, rottete sich der Pöbel zusammen, drang in die Häuser der Juden ein und verbrannte sie mit ihren Besitzern. Vergebens schickte der König eine Anzahl Ritter ab, um gegen das Wüthen der Aufwiegler einzuschreiten: seine Abgesandten geriethen selbst in Gefahr, und das Morden und Brennen dauerte bis zum folgenden Morgen. Da Richard seine Unterthanen beim Beginne seiner Regierung nicht durch Strenge zu Gunsten eines verhaßten Volkes erbittern wollte, begnügte er sich damit, eine Proklamation zu erlassen, in welcher er die Juden unter seinen Schutz nahm und jede Schädigung derselben am Leben oder Vermögen bei Strafe verbot. Trotz dieses Verbotes fanden die Vorgänge in London auch an andern Orten Nachahmung. Ganz besonders gräuelvoll waren die Metzeleien in York, wo die in das Schloß geflüchteten Juden nach zweitägiger verzweiflungsvoller Gegenwehr, da ihnen kein Weg der Rettung blieb, erst ihre Frauen und Kinder tödteten, dann sich selbst das Leben nahmen.

Gegen seinen Bruder Johann zeigte sich Richard großmüthig, indem er ihn mit Domänen so reichlich bedachte, daß er ihm an Macht fast gleich kam; doch ernannte er, als er sich am 12. Dezember nach Frankreich einschiffte, um gemeinsam mit Philipp August den dritten Kreuzzug anzutreten, nicht ihn, sondern den Bischof von Ely, Wilhelm von Longchamps, zum Reichsverweser. Da dieser jedoch seine Stellung zu seiner eigenen und der Seinigen Bereicherung mißbrauchte, wurde er im Jahre 1191 von den unzufriedenen Großen, die sich unter Johann ohne Land zusammengeschaart, aus seiner Stellung vertrieben und die Reichsverwaltung einem Regentschaftsrathe übertragen, an dessen Spitze der Erzbischof Dietrich von Rouen trat.

Nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft Heinrichs VI. (s. S. 90) hielt Richard zu Nottingham einen großen, aus geistlichen und weltlichen Würdenträgern bestehenden Reichsrath, welchem sein Bruder Johann wegen des in Gemeinschaft mit Philipp August begangenen Verraths Rede stehen sollte. Da derselbe der gerichtlichen Vorladung keine Folge leistete, ließ ihn Richard für einen Reichsfeind erklären und seine Güter und Schlösser als dem Reiche verfallenes Gut einziehen. Auf die Fürbitte seiner Mutter gewährte er ihm zwar die fußfällig erbetene Verzeihung, doch verweigerte er ihm standhaft die Zurückgabe seiner eingezogenen Güter. Dann setzte er nach der Normandie über, um gegen Philipp August einen Krieg zu beginnen, der, mehrfach durch Waffenstillstände unterbrochen, fünf Jahre lang mit ungeschwächtem Hasse, doch mit ungenügenden Mitteln geführt wurde, weßhalb er auch auf unbedeutende Unternehmungen beschränkt blieb.

Im Jahre 1199 gerieth Richard mit einem seiner französischen Vasallen, dem Vicomte von Limoges, wegen eines antiken Basreliefs in Streit, das derselbe in seinem Schlosse Chalus entdeckt hatte und dessen von Richard geforderte Auslieferung er verweigerte. Als Richard hierauf mit Heeresmacht vor dem Schlosse Chalus erschien, bot ihm der Vicomte Unterwerfung an; aber Richard erklärte: „Da ich mir einmal die Mühe genommen habe, will ich das Unternehmen auch zu Ende führen und das Vergnügen genießen, sie Alle hängen zu sehen.“ Das Schloß wurde erstürmt; Richard aber erhielt dabei durch einen Pfeilschuß des Bogenschützen Bertrand de Gourdon eine Wunde am linken Arm, die durch die ungeschickte Behandlung des Arztes tödtlich wurde. Der König ließ den gefangenen Gourdon, den er allein zu schonen befohlen, während alle übrigen Vertheidiger des Schlosses aufgehängt wurden, an sein Sterbebett kommen und fragte ihn, was er ihm gethan, daß er so feindselig nach ihm gezielt habe. „Du hast mit eigener Hand meinen Vater und meine Brüder erschlagen“, erwiderte Gourdon; „ich habe sie gerächt und werde mit Freuden alle Qualen erdulden, die du für mich ausersehen.“ Richard befahl nicht nur, ihn ungehindert ziehen zu lassen, sondern schenkte ihm auch hundert Pfund zur Heimreise; der Anführer der in seinem Solde stehenden Brabançons ließ ihn jedoch nach Richards Tod aufgreifen, lebendig schinden und dann aufhängen.

Richard stand im zweiundvierzigsten Lebensjahre, als der Tod seinem vielbewegten, wechselvollen Leben ein Ziel setzte. Seine Leiche wurde zu Fontevraud zu den Füßen seines Vaters beigesetzt. Sein „Löwenherz“ hatte er den Bürgern von Rouen vermacht, „zum Dank für ihre Biederkeit und Treue.“

## Johann ohne Land.

(1199—1216.)

Da König Richard kinderlos verstorben war, hätte die englische Krone dem Erbrechte nach seinem Neffen, dem zwölfjährigen Arthur von der Bretagne, dem Sohn seines Bruders Gottfried, zufallen müssen; da jedoch Richard auf seinem Sterbebette seinen Bruder Johann, für welchen seine Mutter Eleonore ihn mehr und mehr einzunehmen gewußt, zum Thronfolger ernannt hatte und dessen Freunde in England wie in der Normandie für ihn die rührigste Thätigkeit entfalteten, blieben die Ansprüche Arthurs unbeachtet. Nachdem die Aquitanier Johann gehuldigt und der Erzbischof von Rouen ihm am 28. April die Krone der Normandie aufs Haupt gesetzt, wurde er auf einer Versammlung der englischen Großen zu Nottingham als König anerkannt und gleich darauf in Westminster gekrönt. Philipp August versagte ihm zwar die Anerkennung, indem er sich für Arthur erklärte, für welchen sich auch Anjou, Maine und Touraine erhoben hatten; allein der Krieg, der darüber zwischen den beiden Königen ausbrach, wurde bald durch einen Vergleich beendet, in welchem Johann seiner mit Philipps Sohn Ludwig vermählten Nichte Blanka von Kastilien, der Tochter seiner Schwester Eleonore, die Grafschaft Evreux abtrat, wogegen Philipp seine Hand von Arthur abzog und denselben nöthigte, seinem Oheim für die Bretagne den Vasalleneid zu leisten (1200).

Der Friede zwischen den beiden Königen wurde jedoch bald durch eine Gewaltthat Johanns aufs Neue gestört. Von heftiger Liebe für die schöne Isabelle von Angoulême, die Verlobte des Grafen Hugo de la Marche, entbrannt, verstieß er seine Gemahlin, Hadwisa von Glocester, unter dem Vorwande zu naher Verwandtschaft, entführte Isabelle und vermählte sich mit ihr. Hugo de la Marche ergriff, von den Baronen Poitou's unterstützt, die Waffen gegen Johann, indem er zugleich den Schutz Philipps anrief. Dieser lud den König von England zur Verantwortung vor das Gericht seiner Pairs und erklärte, da derselbe nicht erschien, alle geschlossenen Verträge für gebrochen. Arthur, für welchen Philipp alle unzufriedenen Barone unter die Waffen gerufen, rückte mit einem Heere in Poitou ein, hatte aber, nachdem er bereits die meisten Festungen genommen, das Unglück, bei der Belagerung des Schlosses Mirabeau seinem Oheim, der in Eilmärschen zum Entsatze desselben herangerückt war, durch Verrath in die Hände zu fallen. Johann, in dessen Charakter Grausamkeit und Treulosigkeit mit frechem Uebermuth im Glück und feiger Verzagtheit im Unglück sich mischten,

ließ seinen gefangenen Neffen nach dem Schlosse Falaise bringen, wo er Alles aufbot, um ihn durch Drohungen und Versprechungen zur freiwilligen Verzichtleistung auf seine Erbansprüche zu bewegen. Da seine Bemühungen erfolglos blieben, nahm er ihn mit nach Rouen und ließ ihn dort in einen finsteren Kerker sperren. Bald darauf verschwand der unglückliche junge Herzog spurlos, und ein allgemein verbreitetes und nie widerlegtes Gerücht bezeichnete seinen Oheim selbst als seinen Mörder. Zu nächtlicher Stunde, so wird erzählt, habe Johann seinen Neffen in ein Boot gebracht, ihm in demselben mit eigener Hand zwei tödtliche Stiche versetzt und den Leichnam drei Stunden weit vom Schlosse in den Fluß geworfen.

Voll Trauer und Wuth über den Tod ihres jungen Herzogs, riefen die Bretonen die Hilfe des Königs von Frankreich an; der Bischof von Rennes eilte selbst nach Paris, um Johann des Meuchelmordes an seinem Neffen anzuklagen. Philipp beeilte sich, die allgemeine Erbitterung im Interesse seiner Vergrößerungspläne auszubeuten; er berief den König von England zum andern Male vor seinen Lehenshof, und da Johann auch diesmal nicht erschien, erklärte ihn das Gericht wegen Mordes eines Lehensträgers der Krone von Frankreich und nahen Verwandten des Königs, verübt auf einem unter französischer Landeshoheit stehenden Gebiete, des Hochverraths und der Felonie für schuldig und verurtheilte ihn zum Verluste aller seiner französischen Lehen.

Um diesen Spruch zur Geltung zu bringen, fiel Philipp, von den Bretonen unterstützt, im Jahre 1203 in Anjou ein und drang siegreich in die Normandie vor, während Johann, in vollster Unthätigkeit in Rouen sitzend, durch rauschende Festlichkeiten die Stimme seines Gewissens zu betäuben suchte und für alle Mahnungen seiner Mannen, der täglich näher rückenden Gefahr entgegenzutreten, nur die eine Antwort hatte: „Laßt den König von Frankreich nur machen; alles, was er mir jetzt wegnimmt, werde ich ihm mit Einem Schlage wieder entreißen.“ Erst als Philipp bereits in die Nähe von Rouen vorgedrungen, schien er aus seiner Betäubung zu erwachen, und da inzwischen seine Großen, entmuthigt durch seine unverbesserliche Unthätigkeit, auf ihre Schlösser zurückgekehrt waren, entfloh er in aller Eile nach England. Seine Entfernung erleichterte dem König von Frankreich die Besitzergreifung des ganzen Landes. Auch das längere Zeit vergeblich belagerte Rouen ergab sich ihm, nachdem alle Hoffnung auf Entsatz entschwunden war. So wurde im Jahre 1204 die Normandie nach nahezu dreihundertjähriger Trennung wieder mit der Krone Frankreichs vereinigt. Da inzwischen außer Anjou auch die Grafschaften Maine und Touraine und ein Theil von Poitou von Philipp besetzt worden, sah sich Johann fast aller seiner französischen Lehen beraubt.

Um das Verlorene wiederzugewinnen, ordnete Johann die umfassendsten Rüstungen an und legte zu diesem Ende Beschlag auf den siebenten Theil des Einkommens aller Schlösser, Klöster und Kirchen; der beabsichtigte Feldzug unterblieb jedoch in Folge eines durch die päpstlichen Legaten vermittelten zweijährigen Waffenstillstandes. Dies hinderte indessen den König nicht, trotz der lauten Klagen über den wachsenden Steuerdruck, zur Befriedigung seiner Habsucht, unter dem Vorwande der Wiedereroberung seines Erbes, dem Lande eine neue Taxe aufzuerlegen, wie er sich auch bereits dreimal hatte krönen lassen, nur um die üblichen Beisteuern erheben zu können.

Während Johann seine Stellung in England durch Erpressungen und Gewaltthätigkeiten jeder Art untergrub und das Land nur murrend seine Tyrannei ertrug, wagte er auch noch, im Wahnsinn des Uebermuthes, durch freche Verhöhnung der Rechte der Kirche dem thatkräftigen Innocenz III. den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Nach dem Tode des Primas Hubert (1205) hatten die Mönche, die den Suffraganbischöfen das Recht absprachen, an der Wahl des Erzbischofes Theil zu nehmen, um der Einmischung des Königs bei der Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles vorzubeugen, ihren Subprior Reginald zum Erzbischof gewählt, mit der Verpflichtung, seine Ernennung bis zum Eintreffen der päpstlichen Bestätigung geheim zu halten. Dieser brach jedoch schon auf der Reise nach Rom das ihm auferlegte Schweigen, so daß der König von der Sache Kunde erhielt. Um seinen heftigen Zorn zu besänftigen, erklärten die Mönche die Ernennung Reginalds für ungiltig und schritten zu einer öffentlichen und regelmäßigen Wahl, durch welche auf Johanns Wunsch dessen Günstling, der Bischof von Norwich, Johann Gray, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben wurde. Zugleich sandten sie zwölf der Ihrigen nach Rom, um für den Gewählten die päpstliche Bestätigung zu erlangen. Innocenz, an welchen auch die Suffraganbischöfe von Canterbury sich gewandt, sprach den Mönchen allein das Recht zu, den Erzbischof zu wählen, weil die Kirche von Canterbury als Kloster gegründet worden, verwarf aber beide Kandidaten: Reginald, weil er der kanonischen Vorschrift zuwider, und Johann von Gray, weil er gewählt worden, bevor der päpstliche Stuhl die Nichtigkeit der ersten Wahl ausgesprochen, und ließ durch die Deputirten der Mönche eine neue Wahl vornehmen, die, seinem Wunsche entsprechend, auf den durch Geist und Tugend gleich ausgezeichneten Engländer Stephan Langton fiel. Innocenz selbst ertheilte demselben am 17. Juni 1207 in der Kirche zu Viterbo die Weihe.

Als die Nachricht von der Wahl Langtons nach England kam, kannte der Zorn des Königs keine Grenzen. Er schwur den

Mönchen von Canterbury schwere Rache, ließ sie als Verräther an der königlichen Majestät durch Bewaffnete aus dem Kloster verjagen und drohte ihnen mit dem Tode, falls sie nicht sofort den Boden Englands verließen. Dem Papste erklärte er in einem Schreiben voll Vorwürfen und Drohungen, daß er die Wahl Langtons nicht anerkenne und Johann Gray als rechtmäßigen Erzbischof von Canterbury betrachte. In seiner ruhig und würdevoll gehaltenen Antwort ermahnte ihn Innocenz, indem er entschieden an der Wahl Langtons festhielt, wohl zuzusehen, daß er sich nicht in Schwierigkeiten stürze, aus denen er sich nur schwer werde wieder herausreißen können. Johann wies diese väterlichen Ermahnungen schnöde zurück und beharrte darauf, daß Langton nie den Boden Englands betreten dürfe. In der Hoffnung, daß der König zu besserer Einsicht kommen werde, stand Innocenz für den Augenblick von energischen Maßregeln ab; da jedoch Johann sich allen weiteren Vorstellungen unzugänglich zeigte, beauftragte er die Bischöfe von London, Ely und Worcester, sich zu demselben zu verfügen und ihn nochmals auf das Ernsteste zur Anerkennung Langtons zu ermahnen, im Falle seiner Weigerung aber ihn mit dem Banne zu bedrohen und über England das Interdikt auszusprechen. Schäumend vor Wuth, überhäufte Johann die Bischöfe, ohne sie ausreden zu lassen, mit Schmähungen und erklärte ihnen, daß er, falls sie es wagten, von Bann oder Interdikt zu sprechen, das gesammte Kirchengut einziehen, alle Geistlichen aus dem Lande jagen und allen Römern, die sich in seinen Staaten finden würden, Nase und Ohren abschneiden lassen werde. Die Bischöfe sprachen hierauf am 24. März 1208 das Interdikt über England aus und entzogen sich der Rache des Königs durch die Flucht nach Frankreich, wo auch der Primas Stephan weilte.

Johann setzte der kirchlichen Strafe starren Trotz entgegen und erfüllte seine Drohungen an den Geistlichen, indem er sie aus ihren Sitzen vertrieb, ihre Güter mit Beschlag belegte und sie des Landes verwies mit der höhnenden Aufforderung, nach Rom zu gehen und dort ihr Recht zu suchen. Jede Gewaltthat gegen die Kirche und ihre Diener durfte ungestraft verübt werden. Als der Mörder eines Geistlichen vor den König gebracht wurde, sprach dieser ihn frei mit den Worten: „Laßt ihn los; hat er mich doch von einem meiner Feinde befreit.“ Die im ganzen Lande herrschende Aufregung suchte er durch Gewaltmaßregeln aller Art niederzuhalten. Vielen Edlen, denen er mißtraute, forderte er ihre Kinder als Bürgschaft für ihre Treue ab, und als eine Rittersfrau erklärte, sie werde nie ihre Knaben einem Könige geben, der seinen Neffen umgebracht, ließ er sie in den Kerker von Windsor werfen und dort Hungers sterben. Immer schwerer lastete der Druck seines

frevelhaften Uebermuthes und seiner wachsenden Tyrannei auf dem ganzen Lande. Er entehrte vornehme Familien durch die Ungezähmtheit seiner Begierden, entzog ihnen ihre Besitzungen, schrieb neue Steuern aus und ließ die Gehege von seinen Forsten niederreißen, damit seine Hirsche die benachbarten Felder abweiden könnten. Unter dem Vorwande eines Zuges gegen die aufgestandenen Walliser zwang er die Vorsteher der kirchlichen Stiftungen, ihm 100,000 Pfund Sterling zu erlegen und noch dazu eidlich zu bekräftigen, daß sie dieses Geld dem Könige freiwillig geschenkt hätten und nie an eine Zurückerstattung denken würden. Die Juden wurden sogar durch die Folter zur Herausgabe ihrer Schätze gezwungen.

Noch hatte der Papst über den König die angedrohte Exkommunikation nicht ausgesprochen, da er die Hoffnung auf dessen Umkehr noch nicht aufgegeben. Endlich setzte er ihm eine letzte Frist von drei Monaten. „Siehe," schrieb er ihm, „der Bogen ist gespannt; fliehe vor dem Pfeile, der nicht zurückprallt, damit er dir nicht eine schwere Wunde schlage, deren Narbe auch dann noch bleibt, wenn jene zuletzt doch geheilt werden könnte." Da der König auch dieser Warnung sein Ohr verschloß, sprach Innocenz im Jahre 1209 den Bann über ihn aus, setzte aber nichtsdestoweniger seine Bemühungen, ihn auf bessere Wege zurückzuführen, mit unermüdlichem Eifer fort; da jedoch Johann in seinem Trotz verharrte und sein tyrannisches Wüthen keine Grenze mehr kannte, entband er, den dringenden Bitten der verbannten englischen Prälaten nachgebend, die Vasallen Johanns ihres Lehenseides und ließ an den König von Frankreich die Aufforderung ergehen, für den Fall der Unverbesserlichkeit des Königs von England als dessen Lehensherr das über denselben ausgesprochene Absetzungsurtheil durch die Eroberung Englands zu vollstrecken, worauf Philipp August im April 1213 die Waffen gegen seinen verbrecherischen Vasallen zu ergreifen beschloß. Die Nachricht, daß bereits eine französische Flotte bei Boulogne zum Auslaufen bereit liege, raubte dem feigen Johann, der wohl wußte, daß er an seinem Volke keinen Rückhalt haben werde und nicht einmal auf die Treue seiner Kriegsschaaren zählen könne, alle Besinnung und jeden Muth zum Widerstand. Er ließ den päpstlichen Legaten Pandolfo, den Innocenz bereits früher für den Fall der Bereitwilligkeit des Königs zur Genugthuung mit den nöthigen Vollmachten zu dessen Lossprechung versehen, zu sich kommen und erklärte demselben, daß er bereit sei, sich dem Urtheilsspruche der Kirche zu unterwerfen, Stephan Langton in den Besitz des Erzbisthums Canterbury zu setzen, allen verbannten Bischöfen und Großen freie Rückkehr zu gestatten, ihnen ihre Aemter und Pfründen zurückzugeben und für den erlittenen Schaden vollen Er-

satz zu leisten, alle wegen der letzten Streitigkeiten gefangen gehaltenen Personen frei zu geben und alle Achtserklärungen zu widerrufen. Zugleich übertrug er, um sich des päpstlichen Schutzes gegen seine inneren und äußeren Feinde zu versichern, dem Papste die Oberlehensherrschaft über sein Reich. In der Kirche der Tempelherren zu Dover legte er am 15. Mai 1213 Krone und Scepter ab, schwur knieend den Lehenseid in die Hände des päpstlichen Legaten und versprach, zum Zeichen seines Lehensverhältnisses dem römischen Stuhle, außer dem Peterspfennig, jährlich tausend Mark zu entrichten. Pandolfo gab ihm hierauf die Krone als Lehen des apostolischen Stuhles zurück und verkündete dem Volke die vollzogene Aussöhnung des Königs mit der Kirche.

Da mit der Unterwerfung Johanns und der von ihm geleisteten Genugthuung der päpstliche Urtheilsspruch hinfällig geworden, forderte Pandolfo den König von Frankreich auf, seine Kriegsrüstungen einzustellen und von jedem feindlichen Vorgehen gegen England abzustehen; Philipp August war jedoch dazu nicht zu bewegen, da er nicht vergebens gerüstet haben wollte. Indessen fand der schwer bedrängte Johann für den unvermeidlich gewordenen Krieg gegen seinen Lehensherrn Bundesgenossen in seinem Vetter, dem Kaiser Otto IV., sowie in dem Herzog Heinrich II. von Brabant und den Grafen von Flandern und von Boulogne, und als er mit einem zahlreichen Heere in Guyenne landete, um seinen Gegner im Süden anzugreifen, während seine Verbündeten den Kampf für ihn im Norden auszufechten gedachten, wurde die Lage des Königs von Frankreich eine äußerst bedrohte. Dennoch verlor Philipp August den Muth nicht; denn die Blüthe der französischen Ritterschaft hatte sich kampfbegierig um seine Fahnen geschaart, und die Bürgerschaft war entschlossen, ihm schirmend zur Seite zu stehen. Er sandte seinen Sohn, den nachmaligen Ludwig VIII., gegen Johann, und während dieser die Engländer siegreich zurückdrängte, zog er selbst dem Heere entgegen, das, über 100,000 Mann stark, unter der Führung Otto's IV. von Flandern aus in das französische Gebiet eingerückt war. Otto, der das französische Heer bei dem Uebergang über die Marque überraschen zu können gehofft, fand dasselbe bei Bouvines, zwei Stunden von Lille, in trefflicher Schlachtordnung aufgestellt, und hier entbrannte am 27. Juli 1214 der blutige Entscheidungskampf. Da man auf beiden Seiten fühlte, was auf dem Spiele stand — hier das Kaiserthum Otto's und Johanns Machtstellung in Frankreich, dort der Thron Philipp Augusts und die Selbstständigkeit seines Landes —, wetteiferten beide Heere in der bewunderungswürdigsten Tapferkeit. Eine Zeitlang schien der Sieg sich auf die Seite der Verbündeten neigen zu wollen, deren Streitkräfte den französischen fast um das Doppelte

überlegen waren, und Philipp selbst gerieth in Gefahr, von einem deutschen Landsknechte, der ihn vom Pferde gerissen, getödtet zu werden. Aber in diesem entscheidenden Augenblicke drangen die französischen Ritter, um ihres Königs Leben zu retten, mit so unwiderstehlicher Gewalt auf die Deutschen ein, daß diese zurückwichen. Vergebens suchte Otto durch die tollkühnste Tapferkeit das wankende Schlachtenglück aufs Neue an seine Fahnen zu fesseln: immer entschiedener wandte sich dasselbe dem Gegner zu, und nachdem der Herzog von Brabant die Flucht ergriffen und die Grafen von Flandern und Boulogne zu Gefangenen gemacht worden, war der Sieg der französischen Waffen entschieden.

Die Kunde von der Niederlage seiner Bundesgenossen raubte dem König Johann so vollständig den Muth, daß er sogleich dem siegreichen Philipp einen Waffenstillstand anbot. Im folgenden Jahre schloß er mit ihm den Frieden von Chinon, in welchem er auf seine sämmtlichen französischen Besitzungen nördlich von der Loire Verzicht leistete.

Kaum nach England zurückgekehrt, sah sich Johann von neuen Drangsalen umringt. Die über seine Mißregierung empörten Barone hielten den Zeitpunkt für geeignet, von ihm die Wiederherstellung der alten Rechtszustände der Nation zu erzwingen, und traten, da er ihre Forderungen zurückwies, zu einem großen bewaffneten Bündniß zusammen, indem sie dem König für so lange den Gehorsam kündigten, als er sich weigern werde, ihnen die von ihnen beanspruchten Rechte mit Brief und Siegel zu bestätigen. Da sie sofort die Feindseligkeiten eröffneten und auch die Stadt London auf ihre Seite trat, beschloß der vollständig rathlose König, sich durch einen Scheinfrieden für den Augenblick Ruhe zu verschaffen, in der Hoffnung, nach der Auflösung ihres Bundes die Zugeständnisse, zu welchen die Noth ihn zwang, wieder zurücknehmen zu können. Er sagte daher den Baronen die Bewilligung ihrer Forderungen zu und unterzeichnete am 15. Juni 1215 bei einer Zusammenkunft auf der Wiese von Runnymeade, zwischen Windsor und Staines, nach viertägigen Berathungen die wichtige Urkunde, die unter dem Namen der Magna Charta (Magna charta libertatum — der große Freiheitsbrief) das Fundament der englischen Verfassung geworden ist.

Die ersten Bestimmungen der Magna Charta betrafen die Rechte und Freiheiten der Kirche, die in ihrem vollsten Umfange die königliche Bestätigung erhielten; die folgenden ordneten zunächst das gesammte Abgabenwesen, das seit Wilhelms des Eroberers Zeit ganz der Willkür der Herrscher preisgegeben war. Außer der auf eine bestimmte Summe festgesetzten Abgabe für die Belehnung sollten die Barone nur in drei Fällen zur Entrichtung neuer Beisteuern

verpflichtet sein: zur Loskaufung des Königs aus etwaiger Gefangenschaft, bei dem Ritterschlag seines ältesten Sohnes und bei der Verheirathung seiner ältesten Tochter. Für alle andern Fälle wurde für die Erhebung von Beisteuern die Zustimmung des großen Rathes der Kronvasallen, nämlich der Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und größeren Barone, für nothwendig erklärt und dabei festgesetzt, daß deren Zusammenberufung durch einen königlichen Brief mindestens vierzig Tage vorher stattfinden und denselben gleichzeitig Ort und Zeit der Versammlung, sowie der Gegenstand der Berathung angezeigt werden müsse. Damit war der Grund zu dem englischen Oberhaus gelegt und zugleich das Steuerbewilligungsrecht der Nation ausgesprochen. Durch eine Reihe weiterer Bestimmungen wurde der Willkür des Königs als obersten Lehensherrn in Beziehung auf die Vormundschaft über Lehenserben und Lehenserbinnen und auf deren Verheirathung während ihrer Minderjährigkeit eine Grenze gezogen.

Einen besonders wichtigen Abschnitt der Magna Charta bildeten die Bestimmungen über die Rechts- und Gerechtigkeitspflege. Der Gerichtshof für gemeinschaftliche Klagen (court of common pleas, common bench), der unter Richard von dem obersten Hofe des Königs abgezweigt worden war und in allen Streitigkeiten unter Privatpersonen Recht zu sprechen hatte, sollte fortan nicht mehr, wie es bisher üblich gewesen, der Person des Königs bei dessen häufig wechselndem Aufenthalte folgen, sondern an einem bestimmten Orte seine Sitzungen halten. Die Gerichte sollten Jedermann offen stehen, und Johann mußte geloben, „Niemanden fürderhin Recht und Gerechtigkeit zu verkaufen, zu verweigern oder vorzuenthalten.“ Kein freier Mann durfte gefangen genommen, seiner Güter beraubt oder sonstwie geschädigt werden ohne vorausgegangenen Urtheilsspruch seiner Standesgenossen nach den Gesetzen des Landes. Der Hauptstadt und allen anderen Städten, Flecken und Seehäfen wurde der Genuß aller alten Freiheiten, Privilegien und Vorrechte verbürgt, gleiches Maß und Gewicht für alle Theile des Reiches verordnet, fremden Kaufleuten der ungestörte Aufenthalt in England und eine unbehelligte Rückkehr zugesichert und jedem freien Manne die Befugniß ertheilt, jederzeit das Königreich zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, jedoch unter dem Vorbehalt seiner Unterthanentreue. Die unmenschlichen Jagdgesetze wurden gemildert und alle seit dem Regierungsantritt Johanns eingehegten Forsten freigegeben. Da auch die Untervasallen der Barone an dem Kampfe Theil genommen, durch welchen die Magna Charta erzwungen worden, wurde festgesetzt, daß alle Freiheiten und Privilegien, die der König seinen Vasallen, soweit es ihn angehe, bewilligt habe, auch von Geistlichen

und Weltlichen gegen ihre Lehensleute, soweit es sie angehe, beobachtet werden sollten.

Um die Bestimmungen der Magna Charta für alle Zeiten sicher zu stellen, wurde die Ueberwachung derselben einem von den Baronen aus ihrer Mitte gewählten permanenten und sich selbst ergänzenden Ausschuß von fünfundzwanzig Mitgliedern übertragen, der die Befugniß haben sollte, bei etwaiger Verletzung des Freiheitsbriefes von Seiten des Königs oder seiner Beamten Abhilfe zu verlangen und dieselbe, falls sie verweigert werde, auf jede Weise zu erzwingen, nur nicht mit Verletzung der Person des Königs und der Glieder seiner Familie. Trotz dieser Vorsichtsmaßregel suchten die Könige, die den Freiheitsbrief als ihnen durch die gewaltige Hand der Noth entrissen betrachteten, die Bestimmungen desselben fortwährend zu umgehen, und erst nach fünfunddreißig durch mehr oder weniger schwere Kämpfe erzwungenen Bestätigungen erlangten dieselben volle Gesetzeskraft.

Kaum hatte die Versammlung von Runnymeade sich aufgelöst, als der König, der seine Willkür in unerträgliche Fesseln geschlagen sah, sich der leidenschaftlichsten Wuth überließ, die seine Höflinge noch zu erhöhen bemüht waren, indem sie ihm vorhielten, wie er aus einem mächtigen König ein Knecht des Volkes geworden. Er wandte sich klagend an den Papst, und dieser verwarf die Magna Charta als einen Eingriff in seine oberlehensherrlichen Rechte, indem er den Baronen seinen Tadel darüber aussprach, daß sie, statt den Rechtsweg zu betreten, Gewalt gebraucht und dadurch dem König ihren Lehenseid gebrochen, sagte ihnen jedoch vollständige Abhilfe aller ihrer Beschwerden zu. Da die Barone diese Entscheidung zurückwiesen, ergriff Johann, der schon insgeheim in Flandern Söldner hatte anwerben lassen, die Waffen, und bald durchtobte ein gräuelvoller Bürgerkrieg das Land. Die Barone unterlagen und sahen sich der furchtbarsten Rache des Königs preisgegeben. Um sich gegen dieselbe zu schützen, trugen sie dem französischen Thronerben Ludwig, dem Sohne Philipp Augusts, die englische Krone an. Vergebens warnte Innocenz III., der die Unabhängigkeit Englands zu retten wünschte, den französischen Prinzen vor der Annahme derselben. Ludwig, der das Erbrecht seiner Gemahlin Blanka geltend machte, landete am 21. Mai unweit Sandwich und konnte, da Johann eben im Kampfe mit Alexander II. von Schottland, dem Verbündeten der Barone, begriffen war, ungehindert seinen Einzug in London halten, wo ihm die Barone und die Bürgerschaft in der Kirche von St. Paul den Eid der Treue leisteten.

Obgleich von dem päpstlichen Legaten mit dem Banne belegt, brach Ludwig gegen Norden auf, um Johann eine Schlacht anzubieten; das Schicksal Englands sollte jedoch auf einem andern Wege

entschieden werden. Als Johann, der auf die Nachricht von der Landung Ludwigs sogleich Befehl zum Aufbruch nach dem Süden gegeben, über den Wash zog, verschlang die plötzlich hereinbrechende Fluth alle seine Wagen mit den von ihm zusammengehäuften Schätzen und den Kronjuwelen. Zorn und Schmerz über diesen Verlust zogen dem geldgierigen König ein heftiges Fieber zu, dem er am 19. Oktober 1216 erlag. Wie sein Volk über ihn dachte, zeigt die Grabschrift, die ihm gesetzt wurde: „In diesem Grabe liegt die Gestalt eines Königs. Sein Tod hat schweren Kriegen in der Welt ein Ende gemacht, und sein Leben war nur eine Reihe von Schandthaten. Man fürchtet, daß ein böses Geschick ihn auch nach dem Tode noch verfolgt. Leser, zittre bei dem Gedanken, daß du sterben mußt, und bei der Erwägung dessen, was dich im Jenseits erwartet."

Der Tod Johanns rettete Englands Selbstständigkeit; denn der Graf von Pembroke, der Marschall des Reiches, der dem verstorbenen Herrscher unter allen Verhältnissen eine musterhafte Treue bewahrt hatte, ergriff sogleich für Johanns zehnjährigen Sohn Heinrich III. die Zügel der Regierung und bewog die Mehrzahl der Barone, in denen das Nationalgefühl wieder erwacht war, zu dessen Anerkennung. Alle Bemühungen Ludwigs, sich im Besitze der englischen Krone zu behaupten, blieben fruchtlos. Sein Heer wurde bei Lincoln geschlagen und seine Flotte bei Calais fast gänzlich vernichtet. In London eingeschlossen, sah er sich, um seine persönliche Freiheit zu retten, zur Verzichtleistung auf den englischen Thron gezwungen.

## XIII.

## Die Albigenser.

Im zwölften Jahrhundert waren eine Menge von Sekten aufgetaucht, die besonders im nördlichen Italien und im südlichen Frankreich zahlreiche Anhänger gefunden hatten. So verschieden dieselben auch in einzelnen Punkten sein mochten, stimmten sie doch alle in der Verwerfung der Grunddogmen des Christenthums überein. Anknüpfend an die ältesten Häresien des Orients, suchten sie den Ursprung des Uebels in der Welt durch die Annahme zweier höchster Wesen zu erklären, verwarfen die heilige Dreifaltigkeit, die Erbsünde, die Menschwerdung, die Erlösung, sowie die Auferstehung des Fleisches, und damit zugleich die heiligen Sakramente. Nur dem Namen nach behielten sie das Abendmahl, als einfaches Liebesmahl mit „gesegnetem Brode", und die Beichte bei. Statt der Wassertaufe hatten sie die sogenannte Geistestaufe oder das „Consolamen-

tum" (Tröstung), das nach ihrer Lehre den Empfänger ohne jede Reue von allen Sünden befreite und von den Meisten bis an ihr Lebensende verschoben wurde. Da die Sektirer sich dazu berufen glaubten, das Urchristenthum herzustellen und die Kirche zu bekämpfen, die in Folge ihrer Macht und Reichthümer ihren Charakter als Heilsanstalt für die Rettung der Menschheit verloren habe, legten sie sich, unter Hinweisung auf ihre höhere Vollkommenheit, den griechischen Namen Katharer (die Reinen) bei, aus welchem der Name Ketzer, die spätere Bezeichnung aller Häretiker, entstanden ist.

Mit den Katharern vermischte sich in der Folge auch die ursprünglich selbstständige Sekte der Waldenser, so genannt nach ihrem eigentlichen Gründer Peter Waldus, einem reichen Kaufmann aus Lyon. Erschüttert durch den plötzlichen Tod eines Freundes, entsagte Waldus den Freuden der Welt, um sich vornehmlich mit dem Studium der heiligen Schrift zu beschäftigen, die er durch zwei Geistliche in die Landessprache übersetzen ließ. Später trat er mit einigen Genossen als Bußprediger auf. Da ihnen der Erzbischof von Lyon das Predigen untersagte, appellirten sie an Papst Alexander III.; sie fanden jedoch bei diesem kein Gehör und ebensowenig bei seinem Nachfolger Lucius III., der sie sogar im Jahre 1184 als Ketzer exkommunicirte. Auch Innocenz III. verurtheilte im Jahre 1212 ihr Treiben, worauf sie sich als Sekte organisirten und mit den Katharern in Verbindung traten, mit welchen sie jedoch weniger durch ihre Lehre als durch ihren Haß gegen die Kirche zusammenhingen.

Eine ganz besondere Macht erlangten die Katharer im südlichen Frankreich, wo sie nach der Stadt Albi, ihrem Hauptsitze, den Namen Albigenser erhielten. Hier wurden sie, indem sie sich zur Verbreitung ihrer Irrthümer aller ihnen zu Gebote stehenden Mittel bedienten und an mehreren französischen Großen, namentlich an dem Grafen Raimund VI. von Toulouse und dem Vicomte Roger II. von Beziers, einflußreiche Beschützer und Bundesgenossen fanden, nicht nur für die Kirche, sondern auch für den Staat, dessen Grundlagen sie namentlich durch Irrlehren in Betreff der Ehe und die daraus entsprungene Sittenlosigkeit erschütterten, so gefährlich, daß Papst Innocenz III. mit vollem Rechte sagen konnte, „die Albigenser seien ärger als die Sarazenen."

Um den verheerenden Folgen ihres Treibens Einhalt zu thun, wandte die Kirche verschiedene Mittel an. Auf mehreren Synoden wurden strenge Edikte gegen sie erlassen, und die kirchlichen Oberen veranstalteten Missionen zur Bekehrung der Verführten. Ganz besonders machten sich, außer den von Innocenz III. zu diesem Zwecke entsandten Cisterciensern, die predigend das Land durchzogen, der

Bischof von Osma und der heilige Dominikus durch ihren Eifer für die Zurückführung der Verirrten zur kirchlichen Einheit verdient; aber trotz aller ihrer Bemühungen breitete sich die Häresie immer weiter aus. Raimund VI. versprach zwar, die Ketzer aus seinem Gebiete zu vertreiben; allein in Wirklichkeit begünstigte er sie, und als der päpstliche Legat Peter von Castelnau deßhalb die Kirchenstrafen wider ihn aussprach, wurde derselbe von zwei unbekannten Rittern ermordet.

Bei der Stärke und politischen Bedeutsamkeit, welche die im südlichen Frankreich so zahlreich vertretene Sekte durch den Schutz so vieler weltlichen Herren erlangt hatte, wurden die Gefahren für die katholische Kirche und ihre Bekenner in jenen Gegenden täglich größer. Nach fruchtloser Anwendung aller friedlichen Mittel forderte deßhalb Innocenz III. den König Philipp August und die Barone Frankreichs auf, mit den Waffen in der Hand dem wüsten Treiben der Sektirer ein Ende zu machen, und beauftragte den Abt Arnold von Citeaux, das Kreuz gegen sie zu predigen. In der That kam ein nicht unbedeutendes Kreuzheer zusammen, das im Jahre 1209 unter der Anführung des tapferen Grafen Simon von Montfort zur Bekämpfung der beiden Hauptbeschützer der Ketzer, Raimunds VI. von Toulouse und Rogers II. von Beziers, von Lyon aufbrach. Der Erstere suchte die ihm drohende Gefahr durch eine Aussöhnung mit der Kirche von sich abzuwenden und erhielt, gegen die eidliche Zusage, daß er allen Forderungen des päpstlichen Legaten nachkommen werde, die Lossprechung vom Banne. Dagegen wurde das Gebiet des Vicomte von Beziers, der hartnäckig die Lossagung von den Häretikern verweigerte, von den Kreuzfahrern überfallen und verwüstet und nach der Eroberung von Beziers und Carcassonne dem Grafen Simon von Montfort als Lehen übergeben.

Der Krieg würde zu Ende gewesen sein, hätte nicht Raimund VI. sich treulos erwiesen. Obgleich er selbst zum Scheine das Kreuz genommen, weigerte er sich, die Katharer aus seinem Gebiete zu vertreiben, und wurde deßhalb zum andern Male von dem päpstlichen Legaten gebannt. Trotz des freundlichen Entgegenkommens Innocenz' III., zu welchem er sich persönlich begeben, um die Lossprechung von dem Banne zu erlangen, setzte er seine zweideutige Haltung fort, indem er nicht nur die an ihn gestellten Forderungen des päpstlichen Legaten verwarf, sondern sogar heimlich die in Lavaur belagerten Katharer unterstützte. Der Krieg wurde daher auch auf sein Gebiet ausgedehnt; doch blieb er selbst anfangs gegen Simon von Montfort so sehr im Vortheil, daß die im Jahre 1212 begonnene Belagerung von Toulouse aufgehoben werden mußte. Noch ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse

für die Kreuzfahrer, als König Peter II. von Aragonien dem Grafen Raimund, seinem Verwandten, zu Hilfe kam. Indessen wandte sich mit seinem Erscheinen das Kriegsglück. Das ungleich schwächere Kreuzheer blieb in der Schlacht von Muret (10. December 1213) siegreich, und Peter selbst fand in derselben den Tod. Raimund, dessen Muth gebrochen war, übergab seine Länder dem päpstlichen Legaten als Unterpfand seiner Bereitwilligkeit zur Erfüllung der Forderungen der Kirche. Innocenz III. wünschte zwar, dem jungen Grafen Raimund VII. das Erbe seines Vaters zu erhalten; allein das vierte lateranensische Concil sprach dasselbe, im Einvernehmen mit dem König von Frankreich, mit Ausschluß der auf der linken Seite der Rhone gelegenen Besitzungen, die Raimund VI. verbleiben sollten, dem siegreichen Simon von Montfort zu.

Im Jahre 1217 führte die Erhebung der Bürger von Toulouse gegen ihren eben abwesenden neuen Herrn den Wiederbeginn des Krieges herbei, und nach dem Tode Simons, der im Kampfe fiel, gelangte Raimund VI., von dem König Jakob I. von Aragonien, dem Sohne Peters II., unterstützt, wieder in den Besitz seiner Länder, die er im Jahre 1222 auf seinen Sohn Raimund VII. vererbte. Da der junge Graf Amalrich von Montfort, Simons Sohn, seine Ansprüche auf die Grafschaft Toulouse an den König Ludwig VIII. abgetreten, der im Jahre 1223 seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, begann derselbe im Jahre 1226 aufs Neue den Krieg; doch starb er schon im ersten Jahre desselben, am 8. November 1226, nachdem er die Großen beschworen, seinen zwölfjährigen Sohn Ludwig IX. sobald als möglich krönen zu lassen, und die Vormundschaft über denselben seiner Gemahlin Blanka von Kastilien übertragen hatte.

Unter Ludwig IX. kam durch die Vermittlung des päpstlichen Legaten mit Raimund VII. ein Friede zu Stande, in welchem derselbe sich mit seinen Verbündeten der Kirche unterwarf, einen Theil seines Gebietes, namentlich das Herzogthum Narbonne, an Frankreich abtrat und die Ausrottung der Häresie in seinem Lande, sowie Schadenersatz für die Kirche, eine fünfjährige Kreuzfahrt gegen die Sarazenen und Aufstellung von Lehrern der Theologie in Toulouse versprach, während Ludwig IX. für die ihm zugesprochenen Gebiete die gleichen Maßregeln zur Bekämpfung der Häresie zusagte.

Nach der Beendigung der Albigenserkriege wurde zur vollständigen Ausrottung der Häresie im südlichen Frankreich die kirchliche Inquisition eingeführt, indem den Bischöfen die Pflicht auferlegt wurde, die Pfarrangehörigen in den einzelnen Pfarreien durch den Pfarrer und mehrere zuverlässigen Männer aus dem Laienstande überwachen zu lassen, welche ihnen die der Häresie Verdächtigen anzeigen mußten. Hatte die gegen einen Angeschuldigten eingeleitete

Untersuchung die Thatsache festgestellt, daß er zu den Häretikern gehöre, so mußten die Inquisitoren seine Bekehrung zu bewirken suchen und, wenn er hartnäckig bei seiner Häresie beharrte, ihn dem weltlichen Gerichte zur Bestrafung übergeben. Da im Mittelalter die Häresie für ein schwereres Verbrechen als Hochverrath angesehen wurde, galten für die Häretiker die gleichen Strafbestimmungen wie für die Majestätsverbrecher. Dem Verurtheilten stand indessen in allen Fällen die Appellation an den päpstlichen Stuhl offen, der nicht nur der Unschuldigen sich auf das Nachdrücklichste annahm, sondern auch das gerichtliche Verfahren der Inquisitoren genau überwachen ließ und dasselbe durch verschiedene Verordnungen zu mildern bemüht war. Den zur Kirche zurückkehrenden Häretikern wurde eine leichte Kirchenbuße auferlegt. Zu Untersuchungsrichtern wurden bald Mitglieder des inzwischen entstandenen Dominikanerordens eingesetzt. Sie hatten ein ebenso lästiges als gefährliches Amt zu verwalten.

## XIV.

## Der Dominikaner- und der Franziskanerorden.

Bedeutender und einflußreicher als die im elften und zwölften Jahrhundert entstandenen Mönchsorden waren die Orden des heiligen Dominikus und des heiligen Franziskus von Assisi.

Der heilige Dominikus, aus dem berühmten spanischen Geschlechte der Guzman, war im Jahre 1170 zu Kalaroga, einem zum Bisthum Osma gehörigen kastilischen Flecken, geboren. Nachdem er im Hause seiner frommen Eltern eine ächt christliche Erziehung erhalten, bezog er im Alter von fünfzehn Jahren die Universität von Valencia, später die von Salamanka. An beiden Orten machte er sich durch innige Frömmigkeit, eisernen Fleiß, eine engelsgleiche Reinheit der Seele und eine warme Nächstenliebe bemerklich. Nur mit Mühe konnte man ihn eines Tages davon abhalten, sich selbst zu verkaufen, um den Sohn einer Wittwe, deren Schmerz sein Herz zerriß, aus der Gefangenschaft bei den Sarazenen zu befreien; ein anderes Mal gab er bei einer Hungersnoth nicht nur all sein Geld hin, sondern verkaufte auch seine sämmtlichen Zimmergeräthe und sogar alle seine Bücher, um Menschenleben zu retten. Nachdem er im Jahre 1199 Priester und Chorherr nach der Regel des heiligen Augustin geworden, wählte ihn im Jahre 1203 der Bischof Diego von Osma zu seinem Begleiter auf einer Gesandtschaftsreise. Als sie auf derselben durch das südliche Frankreich kamen, sahen sie mit tiefem Schmerze die schweren

Verheerungen, welche die Häresie in diesen Gegenden angerichtet, und da inzwischen durch den Tod der Prinzessin, um deren Hand sie für den Sohn des Königs Alfons VIII. von Kastilien werben sollten, ihre Reise gegenstandslos geworden, beschlossen sie, durch die Macht des Wortes und des eigenen Beispiels für die Bekehrung der Verführten und die Reinerhaltung des Glaubens zu wirken. Im Vereine mit den Cisterciensern, die auf ihren Rath sich allen äußeren Prunkes entkleideten, damit der falschen Demuth der „Vollkommenen" unter den Katharern, die durch übertriebene Einfachheit und eine zur Schau getragene Abtödtung auf das Volk einzuwirken suchten, die wahre entgegentrete, durchwanderten sie zu Fuß das Land und predigten in Städten und Dörfern mit unermüdlichem Eifer und großem Erfolge. Um den Irrlehrern entgegenzuwirken, die besonders durch die Erziehung von Mädchen aus dürftigen Adelsfamilien ihre Irrthümer weiter zu verbreiten suchten, gründete Dominikus im Jahre 1206, unter Mitwirkung des Bischofs Fulco von Toulouse, das Frauenkloster von La Prouille am Fuße der Pyrenäen zur Aufnahme bekehrter Frauen und zur Erziehung mittelloser Mädchen aus den höheren Ständen. Auch führte er durch eingehende Religionsgespräche eine große Anzahl angesehener Häretiker zur Kirche zurück. Nach dem Tode des Bischofs von Osma (1207) setzte er, von mehreren Genossen unterstützt, sein segensreiches Wirken fort, überall belehrend und geistlichen Trost spendend und dabei der Gefahren nicht achtend, die ihn, während der Krieg das Land durchtobte, inmitten einer feindlich gesinnten Bevölkerung von allen Seiten umringten. Zur Förderung der Andacht unter den Gläubigen führte er den Rosenkranz ein, dem er seine jetzige Gestalt gab.

Um die Häresie nachdrücklicher bekämpfen zu können, stiftete der unermüdliche Streiter für die Reinheit des Glaubens im Jahre 1215 zu Toulouse mit mehreren gleichgesinnten Gefährten ein neue religiöse Genossenschaft, deren nächster Zweck die Bekehrung der Albigenser durch die Predigt der göttlichen Wahrheit blieb. Zur Ordenstracht wählte er die Kleidung, die er selbst als regulirter Chorherr von Osma trug — ein Habit von weißer Wolle, ein leinenes Chorhemd, einen Mantel und eine Kapuze von schwarzer Wolle. Noch in demselben Jahre reiste er nach Rom, um für seine Stiftung die päpstliche Bestätigung zu erwirken. Innocenz III. wollte, daß aus den bereits vorhandenen Regeln eine ausgewählt werde, und Dominikus entschied sich für die Annahme der Augustinerregel, die später mehrere Modifikationen erhielt. Im folgenden Jahre bestätigte Honorius III. den neuen Orden und gab den Mitgliedern desselben, auf den Wunsch des heiligen Dominikus, den Namen der Predigerbrüder (Fratres praedicatores — frères prêcheurs).

Wie die Glieder des von Dominikus gestifteten Ordens durch Gebet, Frömmigkeit und Strenge des Lebens sich selbst heiligen sollten, so sollten sie sich durch eine gründliche kirchliche Wissenschaft tüchtig machen, das Wort des Lebens zu verkündigen zur Heiligung Anderer. Für das Studium der Philosophie und Theologie bestimmte Dominikus neun Jahre, und ein weiteres Jahr für die Vorbereitung zum würdigen Auftreten auf den Kanzeln der Kirchen oder Universitäten. Außer den Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams schreibt die Ordensregel den Brüdern beständige Enthaltung von Fleischspeisen, Stillschweigen und nächtliches Chorgebet vor; doch ist den Oberen die Macht eingeräumt, die einzelnen Ordensglieder in allen Fällen, wo das Interesse des Predigeramtes oder der Studien es gebietet, von den allgemeinen Uebungen zu entbinden.

Die hierarchische Gliederung des Ordens zeugt von dem Bestreben des Gründers, Freiheit und Ordnung in ein harmonisches Verhältniß zu bringen. Die Brüder jedes einzelnen Klosters wählen den Prior, die Prioren einer jeden Ordensprovinz den Provinzial, den Einen wie den Andern auf vier Jahre, die vereinten Provinziale in Gemeinschaft mit zwei Abgeordneten jeder Provinz den Ordensgeneral, der, auf Lebenszeit gewählt, in Rom seinen Sitz hat, unmittelbar unter dem heiligen Stuhle steht und durch ein Ordenskapitel beschränkt ist; aber die Wahl der Prioren bedarf der Bestätigung des Provinzials, die des Provinzials der Bestätigung des Generals. Was der General im Vereine mit dem Generalkapitel beschließt, ist für alle Ordensglieder verbindlich. Dieser weisen Mischung der individuellen Freiheit mit der nöthigen Stärke der Autorität verdankt es der Orden, daß er bis auf den heutigen Tag einig und in seiner inneren Einrichtung unverändert geblieben ist.

Die Thätigkeit des Ordensstifters blieb bis zu seinem Tode (1221) eine wunderbare. Er kannte weder Ruhe noch Rast. Einen Stab in der Hand und ein Säckchen auf dem Rücken, zog er von Ort zu Ort, nicht achtend der Gefahren und Beschwerden des Weges, nicht der Kälte des Winters noch der Ungunst der Witterung. Dabei trug er weder Gold noch Silber, noch irgend eine Münze bei sich; er wollte alles, was er bedurfte, der Liebe seiner Nebenmenschen und der Gnade Gottes zu verdanken haben. Fand er kein Kloster, wo er seine Herberge aufschlagen konnte, so bettelte er sein Brod von Thür zu Thür und war dankbar für die kleinste Gabe. Seine hinreißende Beredsamkeit gewann seinem Orden so zahlreiche Glieder, daß derselbe bei seinem Tode schon acht Provinzen und in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts über tausend Klöster zählte. Nachdem sich der Orden in Europa in der

Bekämpfung der Häresie, sowie in der Pflege der Wissenschaft und Kunst die größten Verdienste erworben, eröffnete sich demselben durch die Entdeckung von Amerika ein neues Feld der Thätigkeit. Unzählige Brüder machten sich auf, um in den Ländern jenseits des Oceans das Christenthum zu predigen und zugleich die Menschenrechte der Indianer gegen die Habgier und Härte der spanischen Eroberer zu schützen.

Der heilige Franziskus von Assisi (geb. 1182), der jüngere Zeitgenosse des großen spanischen Ordensstifters, war der Sohn eines reichen Tuchhändlers, Peter di Bernardone. Da er zum Kaufmannsstande bestimmt war, wurde er vorzugsweise in denjenigen Lehrfächern unterrichtet, die diesem Berufe entsprachen; doch lernte er auch soviel Latein, daß er die heilige Schrift lesen konnte. Heiter und lebensfroh, von ansprechendem Aeußern und des Gesanges wie der französischen Sprache mächtig, spielte er bei allen Vergnügungen der Jugend seiner Vaterstadt eine hervorragende Rolle. Nichts zog ihn mehr an, als kühne Abenteuer. Seine Träume spielten in Palästen und Waffensälen, und dereinst als Fürst zu herrschen, schien dem phantasiereichen Jüngling nicht als eine Unmöglichkeit. Dabei besaß er jedoch ein wunderbar zart und tief fühlendes Herz, das allen Armen, Kranken, Verlassenen und Betrübten die wärmste Theilnahme zuwandte und ihn so sehr zum Wohlthun drängte, daß er oft von seinem Vater den Vorwurf hören mußte, er verschwende sein Vermögen.

Eine Krankheit, die ihn im Jahre 1202 in Spoleto überfiel, als er sich zu einem abenteuerlichen Zuge nach Sicilien aufgemacht, führte eine gänzliche Umwandlung seines inneren Wesens herbei. Die Freuden der Welt hatten allen Reiz für ihn verloren; eine unnennbare Sehnsucht, deren Ziel ihm selbst noch nicht klar war, erfüllte seine ganze Seele; sein Sinn war einzig auf das Ewige gerichtet; nur das Wohlgefallen Gottes schien ihm wünschenswerth. Nach seiner Rückkehr in die Heimath zog er sich in die Einsamkeit zurück, um in strengen Bußübungen jedwede Hoffart und Sinnenlust zu ertödten; dann schenkte er alles, was er besaß, den Armen und pilgerte als Bettler nach Rom, um an dem Grabe der Apostelfürsten zu beten. Als er zu seinem Vater zurückkam, erklärte ihn dieser für einen wahnsinnigen Verschwender und sperrte ihn ein; aber Nichts vermochte seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Er verzichtete auf sein väterliches Vermögen, riß sich von seiner Familie los und ließ sich von einem Bettler an Kindesstatt annehmen.

Den Spott der Welt verachtend, lebte Franziskus fortan nur von Almosen, widmete sich ganz dem Dienste der Armen und Kranken und sammelte Gaben zur Herstellung verfallener Kirchen. Als er

einst in einer Predigt die Worte des Heilandes vernahm: „Ihr sollt nicht Gold noch Silber, noch Erz in eurem Gürtel tragen, keine Reisetasche, nicht zwei Röcke, keine Schuhe und keinen Stab“, jubelte er laut auf in seinem Geiste: das Ziel seines Lebens war ihm klar geworden. Von nun an hatte er nur den einen Gedanken, einen Verein von Männern zu gründen, deren Aufgabe die Heiligung ihrer Mitmenschen durch die Armuth der Apostel und die Predigt der Buße sein sollte. In ein grobes, graues, mit einer Kapuze versehenes Gewand gehüllt, das er mit einem Strick um die Lenden gürtete, zog er umher, Armuth, Liebe und Buße predigend in den Tagen der Ueppigkeit, des Hasses und des Krieges. Sein steter Gruß war: „Der Herr gebe euch den Frieden!“ Nachdem sich ihm zuerst Bernhard von Quintavalle, ein reicher Kaufmann aus Assisi, angeschlossen, fanden sich bald der Gefährten mehr, und die Losung ihres Bundes war die Nachfolge Christi in einem Leben der Liebe und der Armuth.

Die erste Regel für seine Genossenschaft entwarf Franziskus im Jahre 1210. Neben dem Gelübde des strengsten Gehorsams und der Keuschheit forderte er vor Allem vollständige Verzichtleistung auf jegliches Eigenthum. Nicht nur dem Einzelnen, sondern auch der Gemeinschaft, dem Kloster, war jedes Besitzthum untersagt: die Ordensglieder sollten allein von Almosen leben. Darum mußte Jeder, der in den Orden eintreten wollte, zuvörderst sich aller seiner Habe zum Besten der Armen entledigen; die Aufnahme selbst erfolgte jedoch erst nach einem strengen Probejahr. Wer ein Handwerk oder eine Kunst verstand, durfte sie betreiben zur Erwerbung des Unterhaltes, aber für seine Arbeit, außer bei offenbarer Noth kranker Brüder, nie Geld, sondern nur Lebensbedürfnisse annehmen. Des Bettelns sollten sich die Brüder nicht schämen; denn das Almosen sei des Armen Erbtheil, durch Christus ihm erworben. „Wenn die Brüder von der Armuth lassen“, sagte Franziskus, „so ist der ganze Bund aufgelöst; wenn sie fest daran halten und der Welt ein Musterbild und Beispiel geben, wird die Welt sie erhalten.“ Was sie aber der Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen verdankten, sollten sie theilen mit den Armen, Verbannten und Kranken; in stetem Bedürfen, Empfangen und Geben sollte sich die Demuth, die Gottes- und Menschenliebe bethätigen. Den Zweck seiner Genossenschaft sprach der heilige Franziskus aus mit den Worten, mit denen er seine Anhänger in die Welt aussandte: „Geht zwei und zwei durch die verschiedenen Theile des Erdkreises, zu verkünden Friede den Menschen und Buße zur Vergebung der Sünden; dazu sind wir berufen, daß wir die Verwundeten pflegen, die Gebeugten aufrichten, die Irrenden zurückführen.“ Die Demuth, welche den Orden durchwehte, drückte sich aus in dem Namen mindere Brü-

der (fratres minores), oder Minoriten, den die Ordensglieder annahmen.

Um für seinen Orden die päpstliche Bestätigung zu erlangen, reiste Franziskus im Jahre 1210, mit einer Empfehlung des Bischofs von Assisi versehen, nach Rom. Innocenz III. war anfangs wenig geneigt, seinem Ansuchen nachzukommen, weil er der Ansicht war, daß die Anforderungen, welche Franziskus an seine Genossen stellte, menschliche Kräfte überstiegen; als ihm jedoch ein Traumgesicht die hohe Bedeutsamkeit des neuen Ordens vor Augen geführt, gab er demselben die mündliche Genehmigung, indem er sich Weiteres vorbehielt. Die feierliche Bestätigung wurde dem Orden der Minderbrüder im Jahre 1223 durch den Nachfolger Innocenz' III., Honorius III., ertheilt.

Unterdessen hatte der Orden des heiligen Franziskus bereits einen solchen Zuwachs erhalten, daß auf dem zweiten, im Jahre 1219 abgehaltenen Generalkapitel 5000 Glieder und eine große Anzahl von Klöstern gezählt wurden, die nicht nur in allen Theilen Italiens, sondern auch in dem ganzen christlichen Europa entstanden waren. Gleich dem Orden der Dominikaner zerfällt der Orden der Minoriten in einzelne Provinzen, denen ein Provinzial vorsteht, und hat einen von der Gesammtheit der Provinzialen auf drei Jahre gewählten General, der gleichfalls seinen Sitz in Rom hat. Der Vorsteher der einzelnen Ordenshäuser führt den Namen Guardjan (Wächter).

Während viele Tausende von Franziskanern, durch Wort und Beispiel belehrend, tröstend und friedestiftend, als eifrige Bußprediger das Abendland durchzogen, ging Franziskus selbst im Jahre 1219 über Cypern nach dem Oriente, predigte in Aegypten den Ungläubigen wie den Kreuzfahrern, trat furchtlos vor den Sultan hin, der eben auf jeden Christenkopf einen Preis gesetzt, legte ihm das Evangelium aus, forderte alle moslemitischen Theologen zum Wettkampfe heraus und erbot sich, einen brennenden Scheiterhaufen zu besteigen, um die Wahrheit der von ihm verkündeten Lehre darzuthun. Zwar gelang es ihm nicht, den Beherrscher Aegyptens zu bekehren; doch riß er denselben durch seinen Muth so sehr zur Bewunderung hin, daß er ihm, statt ihn zum Märtyrer zu machen, eine mildere Behandlung der christlichen Gefangenen zusagte. Nach Italien zurückgekehrt, entsandte er mehrere Brüder nach Marokko, und bald zählte der Orden zehn Märtyrer.

Um sich ganz seinen Bußübungen und der Betrachtung der göttlichen Geheimnisse zu widmen, zog sich Franziskus in die Einsamkeit des Apennin auf den Berg Alverno zurück, den ihm ein italienischer Ritter, Orlando di Chiusi, geschenkt hatte. Hier empfing er im Jahre 1224 am Feste der Kreuzerhöhung die Stigmatisirung. Lange anhaltende

Krankheiten hatten ihn so geschwächt, daß ihn der Bischof von Assisi zur Pflege bei sich aufnahm. Der Tag seines Eingangs in die ewige Herrlichkeit war der 4. Oktober 1226. Als er das Herannahen seiner letzten Stunde fühlte, ließ er sich in die von ihm erbaute Portiunkulakirche bringen, wo er, umgeben von einer großen Anzahl trauernder Brüder, sanft und ruhig verschied. Schon im Jahre 1228 nahm ihn Gregor IX., der ihn Pater Seraphikus nannte, unter die Zahl der Heiligen auf. Sechs Jahre später erfolgte auch durch denselben Papst die Kanonisation des heiligen Dominikus.

Der Geist des Ordensstifters, dessen von Liebe überfluthende Seele alle Wesen umfaßte, die aus des Schöpfers Hand hervorgegangen, und sich in Dichtungen ergoß, die einzig sind in ihrer Art, wie der Dichter selbst, wirkte nicht nur in den Minderbrüdern, sondern auch in zwei weiteren Orden, die ihm ihre Entstehung verdanken. Auf die Veranlassung der heiligen Klara von Assisi (geb. 1193, gest. 1253) aus dem adeligen Geschlechte der Cissi, die, durch sein Beispiel zur Nachahmung begeistert, im Jahre 1212 der Welt entsagte, um allein Gott und dem Wohle der armen Mitmenschen zu leben, gründete er einen Frauenorden, der unter dem Namen des Ordens der Klarissinnen oder der armen Frauen der heiligen Klara sich rasch über einen großen Theil des Abendlandes verbreitete. Die Zahl der Klöster des Ordens stieg allmählich auf neunhundert, die der Nonnen, unter denen sich Fürstinnen und Königinnen befanden, auf 25,000. Außerdem stiftete Franziskus im Jahre 1221 für Männer und Frauen, die, ohne dem Leben in der Welt zu entsagen, ihr Seelenheil durch das Gelübde der Beobachtung einer bestimmten religiösen Lebensregel zu fördern wünschten, den dritten Orden oder den Orden der Tertiarier, durch welchen der Franziskanerorden mit der Laienwelt in regeren Verkehr gesetzt, das Parteiwesen in Italien beschränkt, den Fehden vielfach gesteuert und ein edleres Familienleben gefördert wurde.

Wie sehr die beiden großen „Mendikantenorden" der Dominikaner und der Franziskaner den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprachen, in welcher weder die Gewalt der Waffen, noch die kirchlichen Censuren, noch die Thätigkeit der älteren Orden und des Weltklerus im Stande waren, dem durch die Feinde der Kirche heraufbeschworenen Verderben Einhalt zu thun, beweist die wunderbare Schnelligkeit, mit welcher sie sich über alle Länder der Christenheit verbreiteten, und nicht minder der unberechenbare, segensreiche Einfluß, den sie auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens ausübten. „Sie erschienen," sagt Hergenröther, „als eine neue Miliz im Vordertreffen, thätig für Volksunterricht und Seelsorge, den gekreuzigten Erlöser anschaulich darstellend, die Häretiker noch an Sittenstrenge und Ent-

behrungen übertreffend. Sie waren nicht von der Welt abgesondert, wie die Karthäuser, nicht mißachtet, wie die reichen Benediktiner; sie griffen unmittelbar durch Beispiel, Wort und That in das öffentliche Leben ein. Es war eine neue Art des Ritterthums, die in ihnen auflebte. Hier waren Ruhe und Kampf, beschauliches und thätiges Leben, Glaube und Liebe, kluges Maßhalten und flammende Begeisterung in glücklicher Weise vereinigt.“ Von den großen Gründern dieser beiden Orden aber singt Dante im elften Gesang des Paradieses:

„Die Vorsicht, die die ganze Welt regieret
Mit jenem Rath, drin jeglicher erschaffne
Blick besiegt sich fühlet, eh' zum Grund er dringet,
Daß Dessen Braut, der unter lautem Ruf sie
Sich im gebenedeiten Blut verlobet,
In sich gesicherter und ihm auch treuer
Entgegen dem Geliebten wallen möge,
Verordnete zwei Fürsten ihr zu Gunsten,
Die ihr so hier, als dort zu Führern dienten.
Der Eine war seraphisch ganz an Gluthen,
Durch Weisheit war der Andere auf Erden
Ein Schimmer von dem Licht der Cherubinen.
Von Einem red' ich, denn von Beiden spricht man,
Wenn man den Einen lobt, wen man auch nehme,
Weil auf ein Ziel nur gingen ihre Werke.“

## XV.

## Friedrich II.

(1215—1250.)

Als Friedrich II. am 25. Juli 1215 zu Aachen aus den Händen des Erzbischofs von Mainz die deutsche Königskrone empfangen, hatte er sich durch ein feierliches Gelübde zu einem Kreuzzuge verpflichtet; die Ausführung desselben blieb jedoch von Jahr zu Jahr verschoben, weil es dem König, ungeachtet der dem Papste Innocenz III. gegebenen feierlichen Zusage, daß seine sicilischen Staaten nie mit Deutschland unter einem Scepter vereinigt werden sollten, vor Allem darum zu thun war, seinem bereits zum König von Sicilien gekrönten Sohne Heinrich auch die Nachfolge im Reiche zu sichern. Dies gelang ihm endlich im Jahre 1220 auf einem Hoftage zu Frankfurt, nachdem er die geistlichen Fürsten durch Verzichtleistung auf das Spolienrecht und andere weitgehende Zugeständnisse auf seine Seite gezogen. Dem Papst Honorius III., der ihm bereits dreimal die unter verschiedenen Vorwänden erbetene

Frist zum Antritt der angelobten Pilgerfahrt ertheilt und ihm sogar gestattet hatte, wenn Heinrich vor seinem Vater sterbe, die beiden Reiche auf Lebenszeit zu verwalten, schrieb er: die Wahl seines Sohnes zum deutschen König sei ganz unverhofft und ohne sein Zuthun erfolgt, damit bei seiner Abwesenheit das Reich gesichert sei; seiner Zusage, daß Deutschland und Sicilien getrennt verwaltet werden sollten, werde er treu bleiben und die angelobte Kreuzfahrt unmittelbar nach seiner Romreise antreten. In der That kam auch Friedrich, als er im August 1220 zum Empfang der Kaiserkrone über die Alpen gezogen, mehreren Anforderungen des Papstes nach und beschwor nochmals die gegen die Kirche eingegangenen Verpflichtungen. Hierauf wurde er am 22. November 1220 mit seiner Gemahlin Konstanze von Honorius in Rom zum Kaiser gekrönt. Da er bei dieser Gelegenheit zum andern Male aus den Händen des Kardinalbischofs Ugolino von Ostia das Kreuz genommen und dabei eidlich gelobt hatte, den so lange verschobenen Zug nach dem heiligen Lande im August des folgenden Jahres anzutreten, glaubte der Papst sich versichert halten zu dürfen, daß es ihm Ernst sei mit der endlichen Erfüllung seines Gelübdes. Aber auch diesmal sollte seine Erwartung getäuscht werden. Friedrich erließ zwar im Februar 1221 einen Aufruf an die Lombarden, sich zur Unterstützung des heiligen Landes in Bereitschaft zu setzen; aber er wollte damit den Papst nur hinhalten: der Kreuzzug, von dem die Sicherheit der christlichen Besitzungen im Morgenlande abhing, blieb, aller päpstlichen Ermahnungen ungeachtet, abermals verschoben. So ging Damiette, das kurz vorher unter unsäglichen Mühen durch ein deutsches Kreuzheer erobert worden, wieder an den Sultan von Aegypten verloren, und der Schmerz, den Honorius darüber empfand, wurde durch die Klagen erhöht, die gegen ihn selbst darüber erhoben wurden, daß er den König nicht längst durch den Bann zur Erfüllung seines Gelübdes gezwungen. Ein neuer ernster Mahnbrief des Papstes, der die Androhung des Bannes enthielt, hatte zwar wiederholte feierliche Zusagen von Seiten des Kaisers zur Folge; aber dabei blieb es.

Wie Friedrich bezüglich des Kreuzzuges die schonende Nachsicht des Papstes in schmachvollster Weise mißbrauchte, so gab er demselben zugleich zu vielfachen andern Klagen Veranlassung. In Sicilien, wohin er sich nach dem Empfang der Kaiserkrone begeben, trat er, alle gegen die Kirche eingegangenen Verpflichtungen völlig außer Acht lassend und unbekümmert um die Oberlehensherrschaft des apostolischen Stuhles, mit schrankenloser, despotischer Willkür auf. Er suchte den Klerus mit schweren Bedrückungen heim und setzte Bischöfe ganz nach Willkür ein, ohne sich um das Bestätigungsrecht des Papstes zu bekümmern. Zur gewaltsamen Unterdrückung

der Unzufriedenen wurden zahlreiche Burgen angelegt und der Freiheit des Landes engere Grenzen gezogen. Aus den auf der Insel ansässigen Sarazenen bildete Friedrich, indem er sie in zwei calabrische Städte verpflanzte, von denen Luceria die bedeutendste war, förmliche Militärkolonien, aus denen er jederzeit dienstbereite Truppen ziehen konnte, die ihm umso ergebener waren, als sie sich besonderer Vergünstigungen zu erfreuen hatten. An seinem Hofe dienten zahlreiche Sarazenen, die seinen vertrautesten Umgang bildeten und seine bevorzugten Rathgeber waren. Ueberhaupt trug der Hof zu Palermo weit mehr ein sarazenisches als ein christliches Gepräge und wurden dort die heiligsten Sittengesetze des Christenthums mit Füßen getreten.

Um den Kaiser, der inzwischen bei mehreren Zusammenkünften mit dem Papste seine früheren Zusagen sowohl bezüglich Siciliens als auch wegen des Kreuzzugs erneuert hatte, durch ein persönliches Interesse für die Sache des heiligen Grabes zu gewinnen, entwarf Honorius, da die Kaiserin Konstanze 1222 gestorben war, den Plan zu einer Vermählung Friedrichs mit Jolanthe, der Tochter und Erbin des Königs von Jerusalem, Johanns von Brienne, der nach Italien gekommen war, um die Hilfe des Abendlandes anzurufen. Nachdem die Vermählung im Jahre 1225 zu Stande gekommen, verpflichtete sich Friedrich, der mit der erzwungenen Zustimmung seines Schwiegervaters den Titel eines Königs von Jerusalem angenommen hatte, auf Lebenszeit zum Dienste des heiligen Grabes. Um Alles für den beabsichtigten großen Kreuzzug in Bewegung zu setzen, durchreiste König Johann Frankreich, England und Spanien, während der Papst selbst den Landgrafen von Thüringen, den Herzog von Oesterreich und den Dogen von Venedig zur Betheiligung an demselben aufforderte.

Unterdessen hatte Friedrich den Papst durch seinen Schwiegervater um einen abermaligen Aufschub von zwei Jahren bitten lassen, weil er einen Aufstand der Lombarden befürchte. Noch einmal ließ sich der so oft getäuschte Papst zur Nachsicht bewegen und begnügte sich mit Friedrichs eidlicher Zusage, den Kreuzzug, bei Strafe der Exkommunikation im Unterlassungsfalle, spätestens im August 1227 anzutreten. Ehe diese Frist abgelaufen war, sank der edle Honorius ins Grab, durch des Kaisers treuloses Spiel mit Eiden um die Erfüllung seines heißesten Wunsches betrogen. Nach seinem Tode (18. März 1227) wurde der Kardinalbischof Ugolino von Ostia, ein Greis von nahezu neunzig Jahren, aber noch immer voll frischer Geisteskraft und charakterfester Entschiedenheit, den Friedrich selbst als einen Mann von reinstem Lebenswandel bezeichnet, „hervorleuchtend durch Frömmigkeit und hinreißende Beredsamkeit und ausgezeichnet durch Vorzüge der Tugend und der Wissenschaft,“ durch

die einstimmige Wahl der Kardinäle als **Gregor IX.** auf den päpstlichen Stuhl erhoben.

Die erste Sorge des neuen Papstes galt dem Kreuzzuge. Er richtete an den Kaiser, der aus seiner Hand das Kreuz empfangen, ein Schreiben, worin er ihn im Tone eines väterlichen Freundes ermahnte, seinem üppigen und wollüstigen Leben zu entsagen und mit reinem Herzen und „ungeheuchelter Treue“ in den heiligen Krieg zu ziehen, den er Gott so oft und feierlich gelobt. Zugleich ließ er an die Lombarden, die, durch Friedrichs drohende Haltung geschreckt, ihren alten Bund erneuert hatten und dafür von dem Kaiser mit der Reichsacht belegt, durch Honorius III. aber zu einem Ausgleich mit demselben bewogen worden waren, die Forderung ergehen, ihre gegen den Kaiser eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen und die zu dem Kreuzzug zugesagte Mannschaft zum Aufbruch bereit zu halten. Schon hatten sich zahlreiche Kreuzfahrer, unter ihnen der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, und die Bischöfe von Augsburg, Bamberg und Regensburg, in Unteritalien zusammengefunden, und während sie mit Ungeduld der Ankunft des Kaisers harrten, begannen verheerende Seuchen ihre Reihen zu lichten. Endlich erschien Friedrich, und am 8. September fand zu Brindisi die Einschiffung des Kreuzheeres statt. Wenige Tage darauf stieg jedoch der Kaiser zu Otranto wieder ans Land, indem er sich für krank erklärte, und begab sich in die Bäder von Pozzuoli, während der Landgraf von Thüringen dem Fieber erlag. Obgleich Friedrich den Herzog von Limburg zum Anführer des Kreuzheeres ernannt und dem bei demselben anwesenden Patriarchen von Jerusalem fünfzig Schiffe zur Verfügung gestellt hatte, zerstreute sich doch der größte Theil der entmuthigten Kreuzfahrer; nur eine kleine Zahl von Rittern schiffte sich mit dem Patriarchen ein.

Nach den vielfachen Täuschungen, deren sich Friedrich bezüglich seiner Kreuzfahrt dem päpstlichen Stuhle gegenüber schuldig gemacht, mußte der Gedanke nahe liegen, daß seine Krankheit nur Verstellung gewesen; jedenfalls hatte er sich von derselben so rasch erholt, daß er noch immer sein kaiserliches Wort hätte einlösen können. Da er dies nicht gethan, sprach Gregor am 29. September 1228 zu Anagni, unter dem Ausdruck seines tiefsten Schmerzes über die so schmählich vereitelten Hoffnungen der christlichen Welt, die Exkommunikation über ihn aus, welcher er in Folge des mit Honorius abgeschlossenen Vertrages bereits thatsächlich verfallen war, schilderte in einem Rundschreiben Friedrichs mehrfachen Wortbruch, seine Sittenlosigkeit und sein tyrannisches Schalten und bat den Kaiser selbst dringend, durch reuige Rückkehr zur Kirche und Verbesserung des Geschehenen sich die Lossprechung von dem Banne

zu erwerben. Friedrich antwortete mit einem trotzigen, an die Fürsten gerichteten Manifeste, in welchem er sich, alle Thatsachen entstellend, in den leidenschaftlichsten Schmähungen gegen den apostolischen Stuhl erging und, ganz nach den Lehren eines Arnold von Brescia, nur im Interesse der kaiserlichen Allgewalt, „zur Abschüttlung des drückenden päpstlichen Joches, zur Herstellung der Einfachheit und Armuth der Urkirche und zur Zurückführung des Klerus zum apostolischen Leben" aufforderte. Er bedrohte die Geistlichen, die sich an die Censuren des Papstes halten würden, mit dem Verlust ihrer Güter, erzwang die Abhaltung des Gottesdienstes in seiner Gegenwart, wies zwei an ihn gesandte Kardinäle trotzig ab und fügte neues Unrecht zu dem bereits begangenen, indem er unter Anderem die Johanniter und Templer, sowie mehrere Kreuzfahrer beraubte und den Erzbischof von Tarent von seinem Sprengel fern hielt. Dies Alles bewog den Papst, am 23. März 1228 den Bann gegen ihn zu erneuern, die Orte seines Aufenthaltes mit dem Interdikt zu belegen und ihm bei fernerer Hartnäckigkeit den Verlust des sicilischen Lehensreiches und die Lösung des ihm geleisteten Eides der Treue in Aussicht zu stellen. Dagegen suchte Friedrich dem Papste alle erdenklichen Verlegenheiten zu bereiten. Er kaufte den mächtigen Frangipani ihre Güter ab, um sie ihnen als Lehen zurückzugeben und sie so als Reichsvasallen der Hoheit des Papstes zu entziehen, und führte, indem er auch andere Römer durch Geld und Versprechungen zu gewinnen wußte, in Rom einen Aufstand herbei, durch welchen der Papst sich zur Flucht genöthigt sah.

Da Friedrich in seinem Manifeste die feierliche Erklärung abgegeben, daß er den Kreuzzug, an dessen Ausführung er durch Krankheit verhindert worden sei, im Mai des folgenden Jahres sicher antreten werde, schiffte er sich, um seine doppelt verpfändete Ehre zu retten und die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten umzustimmen, des päpstlichen Bannes spottend, im Juli 1228 zu Brindisi nach dem heiligen Lande ein, nachdem er auf einer im April zu Barletta gehaltenen Reichsversammlung den Herzog Rainald von Spoleto zum Verweser des sicilischen Reiches ernannt und für den Fall seines Todes die Bestimmung getroffen, daß sein ältester Sohn Heinrich ihm im Kaiser- und Königthume nachfolgen solle, diesem aber, falls er kinderlos sterbe, der kurz vorher geborene Sohn Jolantha's, Konrad, dessen Geburt der Mutter das Leben gekostet. Aber die geringen Streitkräfte, mit denen Friedrich auszog, bekundeten zur Genüge, daß er nur einen Scheinkrieg im Auge hatte. Nachdem durch seine Verzögerung das zusammengebrachte Kreuzheer sich aufgelöst, erschien ihm, besonders bei den unter den Nachfolgern Saladins herrschenden Streitigkeiten, der Weg der Unterhandlungen als der geeignetste zur Wiedergewinnung des heiligen Grabes.

Als Friedrich am 28. September 1228 in Ptolemais gelandet, überbrachten zwei Minoriten das Verbot des Papstes, den Befehlen eines mit dem Banne belegten Kaisers zu gehorchen. Die Johanniter und Tempelherren zogen sich hierauf von ihm zurück; nur die deutschen Ordensritter wurden durch ihren Großmeister Hermann von Salza bewogen, ihm bei seinem Unternehmen Beistand zu leisten, doch nur unter der Bedingung, daß der Heerbefehl nicht im Namen des Kaisers, sondern im Namen Gottes und der Christenheit erlassen werde.

Unterdessen hatte Friedrich bereits mit dem Sultan Kamel von Aegypten, der nach dem Tode seines Bruders Moaddhem, des Beherrschers von Damaskus, dem nachgelassenen Sohne desselben, Nasr David, Palästina entrissen, Unterhandlungen angeknüpft, und dieser zeigte sich zu einem friedlichen Ausgleiche umso geneigter, als er sich von seinem Neffen mit Krieg bedroht sah. Zwischen dem Kaiser und dem Sultan entspann sich hierauf ein Verkehr, der bei den Christen gerechten Anstoß erweckte. Freundschaftsversicherungen und Geschenke wurden ausgetauscht, wissenschaftliche Wettkämpfe veranstaltet, und wie Friedrich den Arabern durch seine Kenntnisse in der Philosophie und Mathematik imponirte, so gewann er den Sultan durch seine Aeußerungen gegen den Papst und für den Islam. Nach längeren Unterhandlungen kam am 18. Februar 1229 ein Vertrag zu Stande, in welchem den Christen Jerusalem, Bethlehem und Nazareth, sowie alles zwischen diesen Städten und Joppe gelegene Land nebst dem Küstenstrich von Joppe bis Sidon zurückgestellt, den in diesen Gebieten wohnenden Sarazenen dagegen von dem Kaiser Schutz und Sicherheit, sowie der ungehinderte Gottesdienst in Jerusalem zugesagt wurde.

Am 17. März 1229 hielt Friedrich seinen Einzug in die heilige Stadt; da jedoch nach den Kirchengesetzen kein Gebannter dieselbe betreten durfte, blieben die Glocken stumm, und kein Zeichen einer religiösen Feier begrüßte die einziehenden Christen. Ohne jedwede kirchliche Ceremonie setzte sich der gebannte Kaiser, den kein Bischof krönen durfte, am folgenden Tage selbst die Königskrone von Jerusalem auf.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Jerusalem und Ptolemais schiffte sich Friedrich wieder nach Italien ein und landete um Pfingsten in Apulien. Hier war inzwischen ein offener Kampf entbrannt; denn Rainald von Spoleto war gleich nach des Kaisers Abreise an der Spitze eines Heeres unter schweren Verwüstungen in den Kirchenstaat eingefallen und hatte dadurch den Papst gezwungen, auch seinerseits ein Heer zu werben, um Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Während Johann von Brienne an der Spitze der päpstlichen Truppen die Schaaren Rainalds aus dem Kirchen-

staate zurückdrängte, entband Gregor die sicilischen Unterthanen Friedrichs des demselben geleisteten Eides der Treue, worauf das päpstliche Heer siegreich in Apulien vordrang. Obgleich die Ankunft des Kaisers der Sachlage eine andere Wendung gab, indem die päpstlichen Truppen über die Grenze zurückweichen mußten, hielt es Friedrich, der eine gefährliche Verbindung der Anhänger der Kirche mit den Feinden seines Hauses zu befürchten hatte, für gerathen, eine Aussöhnung mit dem Papste zu suchen, für welche Hermann von Salza und der Dominikaner Gualo thätig waren. Da auch Gregor sich zum Frieden geneigt zeigte, kam am 23. Juni 1230 der Vertrag von San Germano zu Stande, in welchem Friedrich gegen die Zusage der Lossprechung vom Banne die Verpflichtung einging, in allen Punkten, die ihm die Exkommunikation zugezogen, sich der Kirche zu unterwerfen, die weggenommenen päpstlichen Gebiete, sowie die den Kirchen und Klöstern entrissenen Güter zurückzugeben, seinen Gegnern zu verzeihen, die vertriebenen Bischöfe zurückzurufen, die kirchlichen Wahlen in Unteritalien unbehindert zu lassen, den Klerus nicht mehr willkürlich zu belasten, den Lehensverband des sicilischen Reiches mit Rom stets anzuerkennen und für Palästina Vorsorge zu treffen. Die feierliche Wiederaufnahme Friedrichs in den Schooß der Kirche erfolgte am 28. August 1230, worauf er am 1. September dem zu Anagni weilenden Papste einen Besuch abstattete, bei welchem auch der Deutschmeister zugegen war. Ueber den Empfang, den ihm Gregor zu Theil werden ließ, schrieb er: „Mit väterlicher Liebe nahm mich der Papst auf und besiegelte den Bund der Herzen mit seinen Küssen, setzte ebenso wohlwollend seine Pläne auseinander und durchging das Einzelne mit seinen klaren Worten. Wenn auch das Vergangene in mir einen Groll erregen konnte, so hat das Wohlwollen, das ich empfand, jeden Sturm der Seele gemildert; das Vergangene, zu dem die Noth zwang, sei vergessen!“ Auch der Papst drückte in mehreren Briefen seine Freude über die Hebung des Zwiespaltes aus.

Nach seiner Aussöhnung mit Gregor wandte Friedrich zunächst seine Sorgfalt seinen sicilischen Staaten zu, indem er die bereits früher begonnene neue Gesetzgebung für dieselben vollenden ließ. Dabei trat jedoch aufs Neue sein Bestreben zu Tage, in denselben, unter schwerer Beeinträchtigung der päpstlichen Rechte und mit gänzlicher Außerachtlassung der in dem Frieden von San Germano eingegangenen Verpflichtungen, eine absolute Königsgewalt herzustellen. Dann richtete er seine Blicke auf die Lombardei, die in der gleichen Weise geknechtet werden sollte, wie Sicilien. Da sich unter den Lombarden auch Katharer befanden, erließ er auf einem Reichstage zu Ravenna im November 1231, neben mehreren die Freiheiten der Städte beschränkenden Gesetzen, auch die härtesten Strafbestimmungen

gegen die Ketzer, die dem Feuertode überantwortet werden sollten. Seinem Eifer für die Ausrottung der Häresie lag jedoch nichts weniger als das Interesse für das Wohl der Kirche zu Grunde: er wollte sich dadurch nur in den Augen der Welt den Schein einer Rechtgläubigkeit geben, die ihm längst entschwunden war, und durch die gegen die Ketzer erlassenen Gesetze sich eine neue Handhabe zu wirksamerem Vorgehen gegen die Freiheitsbestrebungen der Lombarden sichern. Indessen rief ihn bald ein in Sicilien ausgebrochener Aufstand wieder nach dem Süden, und da er nach der Bewältigung desselben nicht in der Lage war, den wachsenden Widerstand der Lombarden durch Waffengewalt zu brechen, rief er die Vermittlung des Papstes an, dessen schiedsrichterlichem Ausspruch beide Theile sich zu unterwerfen versprachen. So kam ein Ausgleich zu Stande, durch welchen der begonnene Streit für den Augenblick beigelegt wurde.

Inzwischen waren in Deutschland, das durch des Kaisers dauernde Abwesenheit schwer gelitten, Verhältnisse eingetreten, die ihn dringend zur Rückkehr mahnten. König Heinrich war in Ausschweifungen versunken und kümmerte sich wenig um die im Reiche eingerissenen Unordnungen. Ein solcher Herrscher aber war ganz nach dem Sinne vieler Dynasten, die selbst die Herren spielen wollten und des Königs Indolenz zu ihrem Vortheile ausbeuteten. Da sie von der wachsenden Macht der Städte eine Verminderung der eigenen befürchteten, bewogen sie ihn, die Rechte und Freiheiten derselben zu beschränken. Auf einem Reichstage zu Worms wurde im Jahre 1231 den Städten verboten, Bündnisse zu schließen, Dienstleute einzubürgern, Rittersleute zur Unterwerfung unter ihr Stadtrecht zu zwingen, durch die von ihnen gewählten Magistrate die höhere Gerichtsbarkeit ausüben zu lassen u. dgl. m. Friedrich bestätigte zwar diese Beschlüsse, weil seine despotische Natur ihn zum Gegner der städtischen Freiheiten machte; da Heinrichs Rathgeber jedoch von Friedrichs Regierung weniger für die eigene Ungebundenheit hoffen durften, als von seinem leicht zu lenkenden Sohne, so reizten sie diesen zur Auflehnung gegen seinen Vater, und der entartete Heinrich lieh ihren Einflüsterungen ein um so willigeres Ohr, als ihm die Kontrolle seiner Regierungsakte durch seinen Vater längst lästig geworden. Gestützt auf zahlreiche Anhänger in Deutschland, besonders aus der Klasse der kleineren Vasallen, sowie auf die heimlich mit ihm verbündeten Mailänder, erhob er auf dem Reichstage zu Boppard im September 1234 offen die Fahne der Empörung.

Auf die Kunde von der Gefahr, die seiner Macht in Deutschland drohte, eilte Friedrich mit einer kleinen Schaar auserlesener Getreuen über die Alpen und schrieb einen Reichstag nach Worms

aus, wo Heinrich, den der Papst inzwischen mit dem Banne hatte belegen lassen, von den anwesenden Prälaten und Fürsten einstimmig des Hochverraths schuldig erklärt wurde. Von den meisten seiner Anhänger verlassen und überhaupt zu jedem ernsten Widerstand unfähig, entschloß sich derselbe, auf das Zureden Hermanns von Salza, durch Unterwerfung den Zorn des Vaters zu beschwichtigen. Friedrich sagte ihm Verzeihung zu; da er aber zu entfliehen suchte und die Auslieferung der Reichskleinodien verweigerte, wurde er gefangen genommen und nach Aquileja, später auf das feste Schloß San Felice in Apulien gebracht. Hier blieb er, weil er sich in den Verlust des Königthums in Deutschland und des Herzogthums Schwaben nicht fügen wollte, mehrere Jahre in Haft; später wurde er nach Martorano gebracht. Er starb, mit dem Vater nicht versöhnt, im Jahre 1242. Nach Einigen stürzte er sich, von dem Kaiser zu einer Zusammenkunft berufen, in der Befürchtung noch härterer Behandlung, mit seinem Pferd in einen Abgrund. Seine Gemahlin Margaretha, die Tochter des Herzogs Leopold des Glorreichen von Oesterreich, die ihm in die Gefangenschaft gefolgt war, zog sich nach seinem Tode in ein Kloster in Würzburg zurück; später vermählte sie sich mit dem König Ottokar von Böhmen und starb, von diesem verstoßen, im Jahre 1267. Heinrichs beide Söhne, Heinrich und Friedrich, raffte schon in zarter Jugend der Tod dahin. Von seinen Anhängern versuchten einige, in ihren Burgen dem Kaiser Widerstand zu leisten, doch wurden sie bald zur Unterwerfung gezwungen.

Nachdem Friedrich durch die Bewältigung des von seinem Sohne erregten Aufstandes sein Ansehen in Deutschland hergestellt, ging er eine dritte Ehe ein, indem er sich mit Isabella, der schönen Schwester König Heinrichs III. von England, vermählte. Da diese Verbindung besonders in den Rheinlanden, deren Interessen zu England hinneigten, gern gesehen wurde, bereiteten sie der Braut, die am 15. Mai 1235 in Antwerpen eingetroffen, einen glänzenden Empfang. Aus Köln zogen ihr 10,000 Männer in reichem Festschmuck, viele auf stattlichen Rossen, entgegen, indem sie ein ununterbrochenes Ritterspiel aufführten. Die Vermählung fand am 15. Juli zu Worms unter glänzenden Festlichkeiten statt, an denen vier Könige, elf Herzoge und dreißig Markgrafen Theil nahmen. Obgleich die Kaiserin Isabella alle Anwesenden durch ihre Schönheit und herablassende Liebenswürdigkeit entzückte, erfuhr sie bald von Seiten Friedrichs die gleiche unwürdige Behandlung, wie seine beiden ersten Gemahlinnen; er hielt sie nach morgenländischer Art so vollständig abgesondert, daß sie Niemanden ohne seine vorausgegangene Erlaubniß empfangen konnte.

Auf die Festtage von Worms folgte ein glänzender Reichstag

zu Mainz, zu welchem sich mehr als siebzig Fürsten und gegen 12,000 Ritter eingefunden. Auf demselben wurde König Heinrich förmlich seiner Würde entkleidet und der alte Streit zwischen den Staufen und den Welfen dadurch ausgeglichen, daß Otto von Lüneburg, der einzige noch lebende Enkel Heinrichs des Löwen, seine Erbgüter, die braunschweigischen und lüneburgischen Lande, dem Kaiser übergab, um sie, zu einem Herzogthum vereinigt, als ein in männlicher und weiblicher Linie forterbendes Reichslehen zurück zu empfangen. Das wichtigste Ergebniß des Mainzer Reichstags war indessen der Erlaß eines neuen Reichsgesetzes über die Gerichtsbarkeit der Bischöfe und das Gerichtswesen überhaupt, über den Gottesfrieden, sowie über das Faustrecht und die Einführung eines allgemeinen Landfriedens. Nach diesem Gesetze sollte Jeder, bei Verlust seiner Rechtsansprüche und doppeltem Schadenersatz, sein Recht vor dem Richter suchen, der Landfriedensbruch mit der Acht und, wenn Todtschlag damit verbunden, mit Verlust des Lebens bestraft werden. Die Acht sollte auch Denjenigen treffen, der mit Geächteten Verkehr unterhielt. Nur wer auf seine Klage kein Recht erlangte, durfte sich zur Wehr setzen, mußte aber die Fehde vorher ansagen und die befriedeten Tage halten. In des Kaisers Abwesenheit sollte ein freigeborener Hofrichter dessen Stelle vertreten und täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, unentgeltlich zu Gericht sitzen.

Am 1. Mai 1236 wohnte Friedrich der feierlichen Erhebung der Gebeine der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Hessen und Thüringen, (geb. 1207, gest. 1231) bei, deren Kanonisation im vorhergehenden Jahre erfolgt war. Er selbst hob den ersten Stein vom Grabe und setzte dem Haupte der Heiligen eine goldene Krone auf. Ueber 120,000 Menschen hatten sich zu dieser Feier in Marburg eingefunden.

Im ganzen deutschen Reiche war die Ordnung hergestellt; nur Herzog Friedrich der Streitbare von Oesterreich, Leopolds des Glorreichen Sohn, der sich mehrfach gegen den Kaiser aufgelehnt, verharrte noch in seinem Widerstand. Nachdem über denselben auf dem Reichstage zu Augsburg die Reichsacht ausgesprochen und deren Vollziehung dem König Wenzeslaus I. von Böhmen und dem Herzog Otto von Baiern übertragen worden, zog Friedrich im Juni 1236 mit einem durch eine schwere Besteuerung seiner sicilischen Staaten zusammengebrachten Heere über die Alpen, um gegen die Lombarden, trotz der ernsten Mahnungen Gregors zur Aufrechthaltung des durch ihn vermittelten Ausgleichs, die nämlichen Herrscherrechte geltend zu machen, die einst sein Großvater in Anspruch genommen. Zur Erreichung dieses Zieles baute er hauptsächlich auf die unter den Lombarden selbst herrschende Zwietracht. Wie zu Friedrichs I. Zeit waren Cremona und Pavia, als alte Nebenbuhler Mailands, ghibel-

linisch; auch Parma und Modena standen auf der Seite des Kaisers. Von den noch übrigen Fürsten war besonders der durch seine wilde Grausamkeit berüchtigt gewordene Ezzelino von Romano ein warmer Anhänger Friedrichs, mit welchem er in gleichem Alter stand. Schon frühe hatte sich derselbe durch ungewöhnliche Tapferkeit und kühnen Muth im Kriege wie in Gefahren anderer Art hervorgethan und dabei Eigenschaften an den Tag gelegt, die keine Ahnung von dem aufkommen ließen, was er einst werden sollte. Seine angeborene Gerechtigkeitsliebe artete in dem wilden Kampfe der Leidenschaften, der die Lombardei durchtobte, in die entschiedenste Tyrannei aus, und indem er sich in seiner Verblendung für berufen hielt, Rache zu üben für die Sünden der Menschen, und dabei alles für sündhaft ansah, was seinen Neigungen und persönlichen Zwecken widerstritt, wurde er jener blutgierige Wütherich, dessen Name Italien mit Schrecken erfüllte.

Als Friedrich, welchem Ezzelino die Pässe des Etschthales offen gehalten, im August 1236 in der lombardischen Ebene erschien, wurde er von der ghibellinischen Partei, an deren Spitze die Adelsfamilie der Montecchi stand, in dem von derselben besetzten Verona mit großen Ehrenbezeigungen empfangen. Rasch war das heranrückende lombardische Heer zerstreut und Vicenza mit Sturm genommen. An der Verfolgung der errungenen Vortheile hinderten jedoch den Kaiser bedrohliche Nachrichten aus Deutschland. Friedrich der Streitbare hatte die beiden Vollstrecker der gegen ihn ausgesprochenen Reichsacht zurückgeschlagen und bedrohte dieselben mit einem Einfalle in ihre Gebiete. Friedrich eilte mitten im Winter nach Deutschland zurück, um neue Reichstruppen zur Bekämpfung des Herzogs zusammenzuziehen, und drang mit denselben in Oesterreich ein, wo Friedrich der Streitbare alsbald der Uebermacht erlag. Er blieb seines Herzogthums verlustig, bis es ihm durch thätige Unterstützung des Kaisers in Italien gelang, dessen Gnade und mit derselben alle seine Besitzungen zurückzuerhalten.

Während der Anwesenheit des Kaisers in Wien, das von ihm zur Belohnung freiwilliger Unterwerfung zur Reichsstadt erhoben worden, erfolgte daselbst, auf seinen Wunsch, die Wahl seines Sohnes Konrad zum deutschen Könige, welche am 7. Juni 1237 auf dem von Friedrich nach Speier ausgeschriebenen Reichstage von sämmtlichen Reichsfürsten bestätigt wurde. Die Krönung desselben fand noch in demselben Jahre statt.

Unterdessen hatte Ezzelino durch List und kühnes Auftreten die Städte Padua und Treviso für Friedrich gewonnen, und als dieser im August 1237 mit neuen deutschen Truppen nach Italien zurückkehrte, unterwarf sich auch Mantua. Die Verstärkung, welche das kaiserliche Heer durch das Eintreffen der Sarazenen aus Luceria

erhielt, erhöhte die Besorgnisse der Mailänder; sie bezogen daher mit ihren Bundesgenossen aus Vercelli, Alessandria, Novara und Bologna in dem Sumpflande des Oglio ein festes Lager, in welchem sie schwer anzugreifen waren; als jedoch der Kaiser das Gerücht aussprengen ließ, er sei nach Cremona in die Winterquartiere aufgebrochen, traten sie, in der Meinung, der Feldzug sei beendigt, den Rückzug in die Heimath an. Sogleich brach Friedrich auf und griff sie unerwartet am 24. November bei Cortenuova, südwestlich von Bergamo, an. Trotz der anfänglichen Verwirrung, die der unvermuthete Angriff in dem Heere der Mailänder hervorgerufen, leisteten sie muthvollen Widerstand; doch erlagen sie schließlich der stürmischen Tapferkeit der Kaiserlichen. Selbst das Carrocio, das von einer Anzahl junger Mailänder, der „Schaar der Tapferen", bis in die Nacht hinein vertheidigt wurde, konnte nicht gerettet werden. Friedrich durfte sich eines glänzenden Sieges rühmen: über 10,000 seiner Gegner waren todt oder gefangen. Unter den Letzteren befand sich auch der Podesta Tiepolo von Mailand, der Sohn des Dogen von Venedig. Bei der Siegesfeier zu Cremona ließ ihn Friedrich an den gesenkten Mast des erbeuteten Fahnenwagens binden, der unter den Klängen einer heiteren Musik von einem Elephanten durch die Straßen gezogen wurde.

Durch den Tag von Cortenuova schien das Schicksal der Lombarden unwiderruflich besiegelt. Der Schrecken, der durch das Land ging, bewog die meisten Städte zu rascher Unterwerfung; selbst Mailand, Piacenza, Brescia und Bologna, die allein noch Widerstand leisteten, begannen zu verzagen. Die Mailänder, auf deren Vorgang Alles ankam, boten dem Kaiser Treue und Gehorsam und alles vorhandene Gold und Silber an und erklärten sich bereit, ihre Fahnen vor seinen Augen zu verbrennen und ihm auf ein Jahr 10,000 Mann zu einem Kreuzzug zu stellen, wenn er ihnen Verzeihung gewähren und ihrer Stadt schonen wolle. Aber der siegsberauschte Friedrich verlangte bedingungslose Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade, wahrscheinlich um an der verhaßten Stadt das Strafgericht seines Großvaters zu erneuern. Durch diese Maßlosigkeit vernichtete er selbst alle Früchte des errungenen Sieges; denn die Mailänder, die lieber sterben, als ihre Stadt zum andern Male dem Untergange geweiht sehen wollten, rüsteten sich mit dem Muthe der Verzweiflung zum äußersten Widerstand, und in dem wiederbegonnenen Kampfe wandte das Kriegsglück dem stolzen Kaiser den Rücken. Die Belagerung Brescia's, bei welcher sich die wilden Gräuel der Tage von Crema wiederholten, mußte nach mehr als zweimonatlicher Dauer aufgehoben werden. Hatte schon dieser Mißerfolg des Kaisers Ansehen schwer geschädigt, so wurde das Mißliche seiner Lage noch erhöht durch die feindliche Haltung, welche

die beiden mächtigen Seestädte Genua und Venedig gegen ihn annahmen, jene in Folge der zu ihrer Kenntniß gelangten Tyrannei des Kaisers gegen die Sicilianer, diese hauptsächlich aus Erbitterung über die schmachvolle Behandlung des gefangenen Tiepolo, den Friedrich von einem Gefängnisse Apuliens in das andere hatte schleppen lassen, um ihn schließlich dem Henkerbeile zu überantworten.

Inzwischen hatte Gregor IX. kein Mittel unversucht gelassen, den Kaiser zur Milde gegen die Lombarden zu bewegen; aber weder seine väterlichen Ermahnungen noch seine Strafandrohungen hatten irgend welchen Erfolg. Friedrich schien es vielmehr geradezu darauf anzulegen, den Papst zu kränken und ihn zur Ausführung der gegen ihn angedrohten Maßregeln zu reizen. Den Neffen des Königs von Tunis, der nach Rom reiste, um dort die Taufe zu empfangen, ließ er verhaften und verweigerte dessen Freilassung, unter dem Vorgeben, der muhammedanische Prinz sei nur verführt und könne ohne Erlaubniß seines Oheims nicht Christ werden. Er reizte die Römer gegen den Papst auf, ließ päpstliche Gesandte verhaften, mehrere Priester auf grausame Weise hinrichten und christliche Kirchen durch sarazenische Dienstleute zerstören und verhinderte die Wiederbesetzung erledigter Bischofsstühle. Um das Maß seiner Treulosigkeit gegen den apostolischen Stuhl voll zu machen, verlieh er die Insel Sardinien, die er selbst ausdrücklich als ein Besitzthum der Kirche anerkannt und als solches zu erhalten eidlich gelobt, aus eigener Machtvollkommenheit seinem natürlichen Sohne Enzio als Königreich, nachdem er denselben mit Adelasia, der Tochter und Erbin des Pisaners Urbaldo Visconti, des Besitzers eines Theiles der Insel, vermählt hatte, und ließ alle Einsprache des Papstes vollständig unberücksichtigt.

Da endlich war die lang geübte Geduld Gregors erschöpft. Am Gründonnerstag des Jahres 1239, zu derselben Zeit, als Friedrich sich in Padua mit glänzenden Festlichkeiten berauschte, sprach der Papst in voller Kardinalversammlung über den Kaiser aufs Neue den Kirchenbann aus. Die päpstliche Exkommunikationssentenz wurde, unter Aufzählung aller einzelnen Vergehen, durch welche Friedrich denselben herbeigeführt, in sämmtlichen Staaten des Kaisers, besonders in der Lombardei, von der Kanzel herab verkündet und dabei zugleich jeder Ort, an welchem Friedrich sich aufhalten werde, mit dem Interdikt belegt. Friedrich antwortete durch eine Reihe der heftigsten Briefe und Manifeste an die christlichen Fürsten, die Kardinäle und die Römer, in welchen er den Bann für ungiltig erklärte, die gegen ihn erhobenen Klagen theils als gänzlich grundlos hinstellte, theils abzuschwächen suchte, den Papst als seinen persönlichen Feind bezeichnete und ihn den Beschützer der ketzerischen Lombarden, einen unerträglichen Tyrannen, Lästerer und Prasser nannte.

Alle italienischen Großen und Städte, die in Folge des Bannes von ihm abgefallen, belegte er mit der Reichsacht, verfolgte die Anhänger des Papstes auf die grausamste Weise, verbot jeden Verkehr mit ihm und vertrieb die Mendikanten wegen ihrer Treue gegen Gregor aus seinen Erbstaaten. Der Papst rechtfertigte seinerseits sein Vorgehen gegen den Kaiser in einem an die Bischöfe und Fürsten gerichteten Schreiben, in welchem er Friedrichs ganzes Leben, seine zahllosen Wortbrüche und Verbrechen, seine Tyrannei und Grausamkeit schonungslos enthüllte und dessen Anschuldigungen auf das Glänzendste widerlegte.

Unterdessen hatte Friedrich die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um den Papst durch Waffengewalt zu bekämpfen. Nachdem er seinen Sohn Enzio zum Reichslegaten in Italien ernannt, mit dem Auftrage, die Mark Ankona und das Herzogthum Spoleto dem päpstlichen Stuhle zu entreißen, und sein Versuch, Mailand mit Hilfe einer dortigen ihm ergebenen Adelspartei zu erobern, mißglückt war, fiel er im Jahre 1240 in den Kirchenstaat ein, wo die wichtigsten Plätze sich ihm ergeben mußten. Schon war er bis in die Nähe von Rom vorgedrungen, wo er sich durch Versprechungen und reiche Geldspenden einen bedeutenden Anhang erworben, als ein feierlicher Umzug, den Gregor am 22. Februar 1240 an der Spitze der römischen Geistlichkeit unter Vortragung der Häupter der Apostelfürsten hielt, und eine von ihm an die Römer gerichtete Ansprache die Bevölkerung mit solcher Begeisterung erfüllten, daß Alles sich herandrängte, um das Kreuz zu nehmen gegen den Bedränger der Kirche. Obgleich Friedrich den Bittgang Gregors als eine von Knaben und alten Weibern aufgeführte Komödie verhöhnte, wagte er doch bei der kriegerischen Stimmung der Römer keinen Angriff auf die Stadt, sondern zog, während Frankreich und England das schwer bedrängte Oberhaupt der Kirche mit bedeutenden Geldsendungen unterstützten, weiter nach Neapel, um in seinen Erbstaaten neue Streitkräfte zu sammeln, wobei er sich nicht scheute, die geistlichen Güter zu plündern, um mit dem Vermögen der Kirche den Kampf gegen dieselbe fortzusetzen. Dann wandte er sich nach der Mark Ankona, wo Ravenna am 22. August 1240 nach zweimonatlicher Belagerung in seine Hände fiel, während Faenza erst nach einer achtmonatlichen Belagerung, deren Kosten die Geldkräfte des Kaisers vollständig erschöpften, durch Hunger bezwungen, sich auf Gnade und Ungnade ergab.

Inzwischen hatte Gregor am 9. August 1240 auf Ostern des folgenden Jahres ein allgemeines Concil nach Rom ausgeschrieben und zu demselben, außer den Bischöfen, auch die Fürsten eingeladen. Schon längst hatte Friedrich an ein allgemeines Concil appellirt und dessen Zusammenberufung beantragt; jetzt aber suchte er das Zu-

standekommen desselben durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu verhindern und bekundete dadurch deutlich, wie sehr er jede Untersuchung der gegen ihn erhobenen Anklagen scheue. Er ließ die Alpenpässe, die Straßen, Küsten und Häfen besetzen, um die zu dem Concil reisenden Prälaten gefangen zu nehmen, und beauftragte seinen Sohn Enzio, mit der pisanischen Flotte auszulaufen, um sich der auf genuesischen Schiffen nach Rom reisenden Bischöfe und Deputirten zu bemächtigen. So fielen, nachdem der Erzbischof von Besançon mit mehreren andern Prälaten in dem Seegefecht getödtet worden, das sich am 3. Mai 1241 bei der Felseninsel Meloria, südwestlich von Livorno, zwischen den beiden Flotten entsponnen, außer drei Kardinälen, über hundert Bischöfe und Prokuratoren, die Abgeordneten der Lombardei und 4000 Genuesen in die Hände der Ghibellinen, die sie auf Friedrichs Befehl in verschiedene feste Schlösser Apuliens vertheilten, wo viele den erlittenen Mißhandlungen erlagen.

Im Juni 1241 erneuerte Friedrich seinen Einfall in den Kirchenstaat, nahm Spoleto und Tivoli und schloß Rom ein, wo der von Gregor IX. abgefallene Kardinal Colonna die kaiserliche Partei bedeutend verstärkt hatte. Noch einmal ließ ihm der Papst, nachdem mehrfache Vermittlungsversuche der deutschen Fürsten an Friedrichs Halsstarrigkeit gescheitert waren, Friedensvorschläge machen; allein die errungenen Vortheile hatten den Uebermuth des Tyrannen aufs Höchste gesteigert: unbekümmert um die furchtbare Gefahr, mit welcher das Vordringen der Mongolen das schutzlose Deutschland bedrohte, vereitelte er das Zustandekommen der von Gregor so sehr gewünschten Aussöhnung durch die allen kirchlichen Regeln zuwiderlaufende Forderung der Lossprechung ohne Buße und Genugthuung. Trotz der immer näher rückenden Gefahr, in die Hände seines arglistigen Feindes zu fallen, blieb der schwer geprüfte Papst standhaft; aber der Schmerz über die abermalige Verheerung des Kirchenstaates und über die schwere Bedrängniß der Christenheit durch des Kaisers despotisches Walten, wie über die immer größer werdende Mongolengefahr hatte die letzten Kräfte des nahezu hundertjährigen Greises gebrochen: er starb, der Fieberluft Roms erliegend, am 21. August 1241.

Der von den Kardinälen zum Nachfolger Gregors gewählte Bischof von Sabina, ein sittenstrenger und gelehrter, doch hochbetagter Mann, der als Cölestin IV. den päpstlichen Stuhl bestieg, starb schon nach wenigen Wochen, nach vergeblichen Versuchen, den Frieden mit dem Kaiser herzustellen, und die allgemeine Zerrüttung der Verhältnisse, insbesondere aber die Bemühungen Friedrichs, eine ihm mißliebige Papstwahl zu verhindern, führten eine anderthalbjährige Sedisvakanz herbei. Erst am 25. Juni 1243 wurde zu Anagni der Kardinal Sinibald, Graf von Lavagna, aus dem mäch-

tigen genuesischen Hause der Fieschi, mit Stimmeneinhelligkeit als Innocenz IV. zum Oberhaupt der Kirche gewählt. Da dessen Familie sich dem Kaiser stets ergeben gezeigt, schien die Wahl für Friedrich günstige Aussichten zu eröffnen; auch beeilte sich derselbe, den neuen Papst von Melfi aus als einen alten Freund zu beglückwünschen, obgleich er seinen Vertrauten gegenüber die Aeußerung gethan haben soll: „Ich habe einen guten Freund unter den Kardinälen verloren und werde einen feindlichen Papst wiederfinden. Kein Papst kann Ghibelline sein!“

Innocenz IV., einer der ersten Rechtsgelehrten seiner Zeit und in Geschäften wohl bewandert, knüpfte Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser an, die, obgleich durch Friedrichs fortgesetzte Feindseligkeiten sehr erschwert, zu einer Einigung führten. Da jedoch der Kaiser die mit der kirchlichen Ordnung unvereinbare Forderung stellte daß der Papst ihn von dem Banne lossprechen, bevor er selbst die von seinen Gesandten feierlich beschworenen Friedensbedingungen zur Ausführung bringe, und seine zweideutige Haltung, insbesondere sein sichtliches Bestreben, den Papst durch Besetzung aller Straßen, Häfen und Brücken von jedem Verkehr mit den auswärtigen Kirchen abzuschneiden, die persönliche Sicherheit des Papstes zu bedrohen schien, entfloh Innocenz, der bereits Rom verlassen, um sich zu einer Zusammenkunft mit Friedrich nach Narni zu begeben, aus Sutri nach Civita Vecchia, wo er sich auf einer für ihn bereit gehaltenen genuesischen Flotte nach seiner Vaterstadt einschiffte. Nachdem er am 12. Juli 1244 unter feierlichem Glockengeläute und dem Jubel der Bevölkerung in Genua gelandet, begab er sich nach Lyon, von wo aus er am 3. Januar 1245 alle Könige, Fürsten und Prälaten zu einem allgemeinen Concil einlud, das daselbst am Feste Johannes des Täufers eröffnet werden und über Friedrichs Angelegenheit entscheiden sollte.

Der Kaiser, der gleichfalls aufgefordert worden, entweder in Person in Lyon zu erscheinen oder Vertreter dahin zu entsenden, übertrug die Führung seiner Sache auf dem Concil dem Großrichter von Sicilien, Thaddäus von Suessa, dem er mehrere andere seiner Vertrauten mitgab. Nachdem die Versammlung durch ein regelmäßiges Verfahren einen klaren Einblick in die Lage der Sache gewonnen und die mit prunkendem Wortschwall, aber schwachen Gründen durch Thaddäus geführte Vertheidigung Friedrichs angehört, erfolgte der Spruch des Concils, durch welchen der Kaiser unter Zustimmung aller Bischöfe, als des Meineides und Kirchenraubes, der Häresie und des Bruchs des Lehensverhältnisses gegen den römischen Stuhl überführt, seiner sämmtlichen Kronen verlustig erklärt und den deutschen Fürsten die Ermächtigung ertheilt wurde, zur Wahl eines neuen Königs zu schreiten, während die Ordnung

der sicilischen Angelegenheiten der Vorsorge des päpstlichen Stuhles überlassen blieb.

Die Angelegenheit Friedrichs war nicht der einzige Gegenstand, der das Concil von Lyon beschäftigte. Es fanden auch Berathungen statt über die Rettung der christlichen Besitzungen im Orient, über das Schisma der Griechen und die Häresien, sowie über die Abwehr der Einfälle der Mongolen.

Als Friedrich von dem Spruch des Concils Kunde erhielt, ließ er im Uebermaß des Zorns seine Kronen herbeibringen und setzte sich eine derselben aufs Haupt mit dem Ausruf: „Noch habe ich meine Kronen, und kein Papst, keine Kirchenversammlung soll sie mir ohne blutigen Kampf rauben!“ In einer an alle Könige, Fürsten und Barone der Christenheit gerichteten Denkschrift stellte er das ganze Verfahren des Concils als parteiisch und nichtig dar und häufte die schwersten Anklagen auf die „entartete“ Kirche, indem er zugleich die Behauptung aufstellte, daß es dem Papste nicht zustehe, den Verlust weltlicher Reiche zu verhängen, am wenigsten über den römischen Kaiser, der von allen Gesetzen frei sei. Diese mit allen Anschauungen des Mittelalters im schroffsten Widerspruche stehenden Auslassungen, denen Innocenz eine gleichfalls an alle Könige, Fürsten und Barone gerichtete Rechtfertigung des durch das Concil gefällten Spruches entgegenstellte, fanden indessen um so weniger Anklang, als die in Friedrichs ganzem Gebahren offen zu Tage tretende Feindschaft gegen die Kirche die öffentliche Meinung immer mehr zu seinen Ungunsten umgestimmt und die Grausamkeit, mit welcher er im Bereiche seiner Macht alle Diejenigen verfolgte, die ihm der Anhänglichkeit an den Papst verdächtig schienen, ihm die Herzen mehr und mehr entfremdet hatte. In Deutschland wandte sich mit den Bischöfen auch die Mehrzahl der Fürsten immer entschiedener von ihm ab, und im Frühjahr 1246 kam es, auf Veranstaltung der drei rheinischen Erzbischöfe, zu einer neuen Königswahl, durch welche der Landgraf Heinrich Raspe (der Rauhe, der Tapfere) von Thüringen, der Schwager der heiligen Elisabeth, der in der Zeit zwischen Heinrichs Absetzung und Konrads Erhebung zum deutschen Könige mit der Reichsverwaltung betraut gewesen, auf den deutschen Königsthron erhoben wurde. Ein Sieg, den derselbe am 3. August 1246 bei Frankfurt über den Gegenkönig Konrad davon trug, führte ihm neue Anhänger zu. Auf der Seite des Letzteren standen fast nur noch die Städte, die in ihrer Treue gegen den Kaiser verharrten; doch gelang es ihm mit ihrer Hilfe, im Jahre 1247 seinem Gegner bei Ulm eine Niederlage zu bereiten. Heinrich Raspe, der in der Schlacht verwundet worden, zog sich auf die Wartburg zurück, wo er am 17. Februar 1247 starb. Sein unerwarteter Tod konnte indessen der Sache Friedrichs nicht dauernd aufhelfen, da

die Gegner in der Person des ritterlichen Grafen Wilhelm von Holland einen neuen Gegenkönig aufstellten.

Unterdessen hatte Friedrich selbst einen nach seiner Absetzung in Apulien ausgebrochenen Aufstand mit blutiger Strenge gedämpft, während Ezzelino durch schreckenerregende Grausamkeit in der Lombardei des Kaisers Sache aufrecht hielt. Nachdem Friedrich dorthin zurückgekehrt, traf ihn im Juni 1248 ein schwerer Schlag durch den Uebertritt von Parma zu der guelfischen Partei. Entschlossen, die abgefallene Stadt um jeden Preis zur Ergebung zu zwingen, berief er sarazenische Bogenschützen aus Apulien, während Ezzelino ihm Truppen aus Padua, Verona und Vicenza zuführte. Um den Widerstand der Belagerten zu brechen, ließ er mehreren gefangenen Parmesanern vor den Mauern der Stadt die Köpfe abschlagen und dem Magistrate von Parma melden, daß er allen Uebrigen das gleiche Loos bereiten werde, wenn die Stadt ihm nicht sofort die Thore öffne. Da diese Drohung erfolglos blieb, gab er Befehl, sie zur Ausführung zu bringen; als ihm jedoch die zur Hinrichtung der Gefangenen beorderten Paveser erklärten, sie seien gekommen, um die Parmesaner auf dem Schlachtfelde zu bekriegen, nicht aber um deren Henker zu werden, stand er von seinem grausamen Befehle ab. Der Winter kam heran, und noch immer verharrte die Stadt in ihrem Widerstande. Da ließ der Kaiser, zum Zeichen, daß er nicht nachgeben werde, in geringer Entfernung von derselben eine neue Stadt erbauen, die er zur Bekundung seiner Siegesgewißheit Vittoria nannte. Als er jedoch am 18. Februar 1249 auf die Falkenjagd geritten, machten die Parmesaner einen Ausfall, erschlugen 2000 Kaiserliche, nahmen 3000 gefangen, erbeuteten den Schatz und die Kronen des Kaisers und gaben Vittoria den Flammen preis. So groß war die Auflösung der Ordnung im kaiserlichen Heere, daß Friedrich selbst bei seiner Rückkehr von seinen fliehenden Schaaren bis nach Cremona mit fortgerissen wurde.

Weit schmerzlicher noch, als dieser Schlag, traf den Kaiser die Gefangennehmung seines Lieblingssohnes Enzio durch die Bologneser. Am 29. Mai 1249 fiel derselbe, nachdem er bei Fossalta, zwischen Modena und Bologna, gegen das bolognesische Heer eine Niederlage erlitten, im Dunkel der Nacht den ihm nachsetzenden Feinden in die Hände und wurde im Triumphe nach Bologna gebracht, wo der Rath alsbald den Beschluß faßte, daß der vierundzwanzigjährige Kaisersohn bis zu seinem Tode im Palaste des Podesta gefangen bleiben solle. Vergebens suchte der trostlose Kaiser die Bologneser durch Drohungen und Versprechungen zur Freigebung seines Lieblings zu bewegen. „Wir sind nicht gleich dem Rohre des Sumpfes, welches der Wind bewegt, oder dem Reife, welchen die Sonne

schmilzt," so lautete ihre Antwort; „deßhalb melden wir Euch, daß König Enzio unser Gefangener ist und bleibt, gleich einer Sache, die uns von Rechtswegen gehört."

Um neue Streitkräfte zur Fortsetzung des Kampfes zu sammel, begab sich Friedrich nach Apulien. Hier überfiel ihn zu Firenzuola, unweit Luceria, eine ruhrartige Krankheit, der er am 13. Dezember 1250 im siebenundfünfzigsten Lebensjahre erlag. Nachdem er auf seinem Sterbebette durch testamentliche Bestimmungen sein schweres Unrecht so weit möglich wieder gut zu machen gesucht und dem Erzbischof von Palermo reumüthig seine Sünden bekannt, hatte ihn dieser in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen und ihm die Sterbesakramente gespendet. Seinem Wunsche gemäß wurde er in dem Dome zu Palermo neben seinem Vater und seiner Mutter beigesetzt.

Wir schließen die Darstellung der schicksalreichen, für unser Vaterland wie für Italien gleich verhängnißvollen Laufbahn Friedrichs II. mit dem schwer wiegenden Urtheile, das einer der hervorragendsten protestantischen Historiker der neueren Zeit über den von den Gegnern der Kirche so viel gepriesenen Kaiser fällt. „Die Politik Friedrichs," sagt Böhmer, „— und er war mehr Politiker als Krieger, — war, wie diejenige seiner Landsleute Macchiavelli und Bonaparte, orientalisch gewaltsam und nur auf persönliche Zwecke gerichtet. Er erstrebte Vorzug und Würde nur als Mittel für anderweitige Pläne, erfüllte aber nicht die daran geknüpfte Pflicht. Darum wurde jeder Beruf, jede Gabe des Schicksals, auch die herrlichste, welk in seiner selbstsüchtigen Hand; so die Krone von Jerusalem, wie einst die deutsche, wie einst das Kreuz. Jeder arme Graf hätte mehr für das heilige Land geleistet, wenn ihm dessen Erbin die Hand gereicht hätte, als Friedrich that. So auch nahm er einst die Oberherrlichkeit über Ungarn an, ohne das Geringste von den Bedingungen zu erfüllen, unter denen sie ihm geboten war. Das mächtigste Reich wollte er bauen; gleichgiltig gegen die Mittel, gewährte er das widrige Schauspiel, als Starker den Heuchler zu spielen, mied er weder Trug noch Gewalt. Aber am Ende war doch Alles vergeblich; Nichts war von dem erreicht, was er erstrebt; aber was er besessen hatte, war verspielt. Das heilige Land war verloren; kümmerlich behauptete sich sein Sohn in dem zerrütteten Deutschland, während er selbst gegen den Schluß seines Lebens sich genöthigt sah, sein Gebiet in Italien unter seine natürlichen Söhne, wie Manfred und Friedrich von Antiochia, und unter seine Anhänger, wie Ubert von Palavicino und Thomas von Savoi, zu zertrümmern. Wie viel mag Ezelin erhalten haben? Friedrich verschleuderte damals in Italien, wie Wilhelm von Holland in Deutschland. Er, an dessen Jugend die Völker so große Hoffnungen

geknüpft hatten, war zuletzt nur noch der Schrecken und die Geißel Derer, die er erreichen konnte, der Schwachen nämlich, über die er nun Raub und Brand und Elend aller Art häufte. Er selbst, hingegeben jenem hartnäckigen Eigensinn, der ihn einst vor Faënza und Parma festgehalten hatte, war verbitterten Gemüthes, zerfallen mit den Freunden und Getreuen seiner früheren Jahre, verlassen vom Glücke. Ob er im Schrecken gegen sich selbst gewüthet, wie ein Gleichzeitiger erzählt, mag dahin gestellt sein; an der Veranlassung zur Reue und zur Verzweiflung fehlte es ihm nicht, wenn er rückwärts auf sein Leben schaute. Das Urtheil der Völker Italiens sprach sich aus in ihrem Jubel bei der Rückkehr des Papstes, dessen Reise von Mailand bis Neapel ein Triumphzug war; denn der Tyrann, der Alle unglücklich gemacht hatte, war nun todt, und es war wieder Hoffnung auf bessere Zeiten."

## XVI.

## Die Verwüstungszüge der Mongolen.

Während der durch die Hohenstaufen aufs Neue heraufbeschworene Kampf zwischen dem Papstthum und dem Kaiserthum das gesammte Abendland in Spannung hielt, erhob sich gegen dasselbe ein Sturm, der, von dem Hochlande nördlich von der Bucharei und der Wüste Kobi, den ursprünglichen Wohnsitzen der Hunnen, ausgehend, in seinem gewaltigen Toben alles höhere Leben im Occidente wie im Oriente mit dem Untergang bedrohte. Die in jenen öden Gegenden wohnenden Mongolen, die bis dahin, in viele einzelnen Stämme zersplittert, in ihrer öden Heimath unstet hin- und hergewogt, wurden zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts durch den gewaltigen Dschingis-Khan zu einer furchtbaren Macht geeinigt, welche, gleich einem verheerenden Strome über die Länder Asiens und des östlichen Europa's dahinfluthend, als Element der Zerstörung in die Weltgeschichte eintrat.

Die Mongolen, an Körperbau und Gesichtsbildung den Chinesen ähnlich, waren ein äußerst rohes Hirtenvolk, bei welchem, nach den Worten eines persischen Geschichtschreibers, Raub, Gewaltthätigkeiten und Schandthaten für männliche Tugenden galten. Sowohl Frauen als Männer sah man kaum anders als auf mageren, raschen Pferden. Ihre Wohnungen bestanden aus Zelten von Filz, die sie durch Bestreichen mit Schafsmilch wasserdicht machten. Bei ihren Wanderungen wurden dieselben sammt dem Hausgeräthe auf zweiräderige Wagen gepackt und von einem Orte zum andern gefahren. Die Mongolen aßen Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse und

andere ekelhaften Thiere, am liebsten jedoch Pferdefleisch; das Brod war ihnen unbekannt. Ihren Durst stillten sie gewöhnlich mit Stutenmilch, aus welcher sie auch den berauschenden Kumis oder Kamus bereiteten; doch verschmähten sie als Getränk auch Pferdeblut und selbst schmutziges Wasser nicht. Männer und Frauen waren fast gleich gekleidet; sie trugen Röcke, welche, vorn von oben bis unten offen, auf der Brust übereinander geschlagen und mit Haften zusammengehalten wurden. Pelze mannigfacher Art schützten sie gegen die Kälte, Harnische von gehärtetem Leder gegen feindliche Waffen. Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertrugen sie mit großer Gleichgiltigkeit; fand sich aber die Gelegenheit dazu, so wurde auch um so unmäßiger gegessen und getrunken. Alle, selbst die Weiber, waren treffliche Bogenschützen; ihre übrigen Waffen bestanden in Spießen, Schwertern und Keulen. Jeder Mongole durfte so viele Weiber nehmen, als er wollte; doch mußte er sie ihren Eltern und zwar oft um einen hohen Preis abkaufen. Den Frauen, von denen jede mit ihren Kindern in einer besonderen Hütte lebte, blieben alle anstrengenden Arbeiten: die Besorgung der Heerden, die Anfertigung der Kleidungsstücke und sonstigen Stoffe, die Verpackung der Wagen bei Umzügen, allein überlassen; der Mann kannte keine andere Beschäftigung als Jagd und Krieg.

Wie wenig das geistige Leben bei den Mongolen ausgebildet war, die weder schreiben noch lesen konnten, zeigt sich besonders in dem gänzlichen Mangel einer eigenthümlichen Religion. Sie glaubten zwar an ein höchstes Wesen, das Alles erschaffen habe; doch bezeigten sie demselben keinerlei Verehrung, weder durch Gebete, noch durch irgend eine andere heilige Handlung. Dabei hatten sie auch Götzen von menschlicher Gestalt, die von den älteren Frauen aus Filz gemacht und zu beiden Seiten der Thüren ihres Zeltes aufgestellt oder auch an den inneren Wänden desselben aufgehängt wurden. Außerdem sahen sie die Sonne, den Mond und andere Naturgegenstände als göttliche Wesen an. Den Zorn der bösen Geister suchten sie durch Opfergaben abzuwenden.

So waren die Mongolen, ein Volk ohne jedwedes Selbstgefühl, als ein ungewöhnlicher Mann, der furchtbare Dschingis-Khan, in ihnen den Glauben zu wecken wußte, daß sie zur Herrschaft über alle Völker der Erde berufen seien. Von diesem Glauben erfüllt, traten sie plötzlich auf den Schauplatz der Weltgeschichte, um, wie ehedem die ihnen verwandten Hunnen, überall, wohin sie kamen, das Bestehende zu zerstören und auf den Trümmern der gestürzten Reiche eine Macht aufzubauen, vor welcher selbst Europa erzitterte.

Der Begründer dieser gewaltigen Macht, Dschingis oder Temudschin, geboren im Jahre 1155, war der Sohn eines An-

führers mongolischer Horden. Da er bei dem Tode seines Vaters erst dreizehn Jahre zählte, fielen die meisten der von diesem beherrschten Stämme von ihm ab, weil sie einem Knaben nicht gehorchen wollten. Er mußte flüchten und hatte viele Jahre lang mit Gefahren aller Art zu kämpfen, bis er sich durch Umsicht und Tapferkeit zu einem mächtigen Fürsten emporschwang, als welchen wir ihn in seinem vierzigsten Jahre wiederfinden.

Als Temudschin im Jahre 1206 die Häuptlinge der Mongolenstämme in seiner Residenz Karakorum an den Quellen des Onon zu einer Berathung versammelt hatte, erschien, ohne Zweifel auf seine eigene Veranstaltung, ein unter den Mongolen hoch angesehener Zauberer und Weissager und erklärte vor der Versammlung: ihm sei ein rother, auf einem weißen Pferde sitzender Mann von übermenschlicher Größe erschienen und habe befohlen, daß Temudschin fortan den Namen Dschingis oder Khan aller Khane trage. Nachdem Temudschin durch die Annahme dieses Titels der anerkannte Beherrscher aller Mongolenstämme geworden, führte er dieselben aus den Wüsten ihres Heimathlandes in die benachbarten reicheren Länder, durch deren Eroberung der Grund zu der erstrebten Weltherrschaft gelegt werden sollte.

Zuerst drangen die wilden Horden verheerend in das nördliche China ein, stürmten die große Mauer, welche sich, von dem berühmten Sching-Hoang-Ti, dem größten Beherrscher des „Reiches der Mitte", im dritten Jahrhundert erbaut, dreihundert geographische Meilen weit längs der Nordgrenze des chinesischen Reiches vom gelben Meere bis in den Westen der Provinz Schensi über Berge und Thäler hinzieht, eroberten, nach anfangs wechselndem Kriegsglück, im Jahre 1215 Peking und stürzten das Kaiserhaus der Niutschen. Hierauf wandte Dschingis-Khan seine Blicke nach dem Westen. Durch die südwestlichen Oeffnungen ihres Hochlandes drangen seine Schaaren in die Staaten des Sultans Mohammed von Chowaresm ein und eroberten dessen sämmtliche Städte, wobei die wilde Grausamkeit und rohe Zerstörungslust der Sieger in empörenden Gräueln zu Tage trat. In Bochara, einem Hauptsitze muhammedanischer Gelehrsamkeit, verwandelten die Sieger die Büchersäle in Pferdeställe und warfen die Bücher ins Feuer, und als die Einwohner der Aufforderung Dschingis-Khans, ihre Schätze und die versteckten Anhänger Mohammeds auszuliefern, nicht rasch genug nachkamen, ließ er die Stadt niederbrennen. Regel war, alle älteren Personen hinzurichten und die jüngeren als Sklaven zu verkaufen. Dies geschah in Chowaresm, nach dessen Eroberung 100,000 Menschen ermordet wurden, in Balk, Nisabur und den meisten anderen Städten. Mauern, Thürme, Häuser, Bäder, Moscheen, Alles wurde zerstört; von den blühendsten Städten blieb

kaum etwas Anderes übrig, als ein wüster Trümmerhaufen. Samarkand allein erfuhr, nach Dschingis-Khans Meinung, eine milde Behandlung, indem die Stadt nur geplündert wurde und die Zahl der erschlagenen Einwohner, sowie die der verkauften Sklaven auf 30,000 beschränkt blieb. Als Tuli, Dschingis-Khans Sohn, nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen und später sich dort neuer Widerstand zeigte, sagte ihm sein Vater: „Ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl milde gegen die Bewohner eines Landes zu verfahren. Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern, und Strenge allein erhält die Menschen bei ihrer Schuldigkeit. Ein blos besiegter Feind ist nie gezähmt und haßt immer seinen neuen Herrn." Glaubte ein Volk sich durch die von Dschingis-Khan geforderte Unterwerfung die zugesagte Schonung erkauft zu haben, so sah es sich schmählich getäuscht; denn der gewaltige Eroberer hielt sich an keinen Eid und an keine Zusage gebunden.

Von einer Stadt zur andern gedrängt, floh Mohammed auf eine wüste Insel des kaspischen Meeres, wo er kaum seinen Hunger zu stillen vermochte; hier erlag er im Jahre 1221, von Allem entblößt, dem Schmerz und dem Zorn. Seine Töchter fielen den Mongolen in die Hände; von seinen Söhnen entrannen nur zwei dem Henkerschwert. Der ältere, Dschelaleddin, sammelte ein Heer zur Wiedereroberung seines väterlichen Erbes und verrichtete im Kampfe gegen die wilden mongolischen Horden Wunder der Tapferkeit, die ihn zum Helden vieler orientalischer Lieder gemacht haben; dennoch unterlag er, nachdem ihn Dschingis-Khan bis zum Indus zurückgedrängt, in einer blutigen Hauptschlacht. Nach dem Tode Dschingis-Khans (19. August 1227) setzte er seinen Widerstand gegen die Mongolenherrschaft mit unerschütterlichem Muthe fort, bis er im Jahre 1232 nach einer erlittenen Niederlage auf der Flucht erschlagen wurde.

Unterdessen hatten die vier Söhne Dschingis-Khans, unter welchen Oktai die Würde des Großkhans erhalten, die Eroberungen ihres Vaters fortgesetzt. Während Oktai selbst mit einem gewaltigen Heere gegen Korea zog, unterwarf sein Neffe Batu die Küstenländer des kaspischen Meeres und drang unter furchtbaren Verwüstungsgräueln siegreich in das Innere Rußlands vor, das, durch Theilungen, innere Kriege und Unordnungen aller Art geschwächt, nur geringen Widerstand zu leisten vermochte. Nachdem Moskau in Brand gesteckt, alle anderen bedeutenderen Städte zur Unterwerfung gezwungen und die meisten russischen Fürsten ermordet worden, wälzte sich das durch die unterjochten Völker verstärkte Heer in die Ebenen von Polen, das, gleichfalls durch Unruhen, Aufruhr und innere Kriege zerrissen, weniger noch als Rußland im

Stande war, ihrem Andringen zu widerstehen. Krakau, dessen Bürger der Schrecken zur Flucht getrieben, wurde niedergebrannt, ein von den Woiwoden von Krakau und Sandomir in Eile zusammengebrachtes Heer zersprengt. Einen Theil seines Heeres in Polen zurücklassend, wandte sich Batu mit einem zweiten nach Ungarn, während er ein drittes unter seinem Feldherrn Peta gegen Schlesien und Mähren entsandte.

Hier hatten sich viele Ritter und Edlen um den Herzog Heinrich den Frommen von Niederschlesien, den Sohn der heiligen Hedwig, geschaart, bei welchem sich auch seine Vettern Boleslaw von Mähren und Mieciślaw von Oberschlesien eingefunden; die ganze Kriegsmacht, die derselbe gegen die heranstürmenden Mongolen hatte zusammenbringen können, welche im April die Oder überschritten und Breslau in Brand gesteckt hatten, betrug jedoch nur 30,000 Mann. Mit dieser verhältnißmäßig kleinen Schaar griff Herzog Heinrich am 9. April 1241 auf der Ebene von Wahlstatt bei Liegnitz muthig den fünffach überlegenen Feind an, entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben. Lange schwankte, trotz der mongolischen Uebermacht, der Sieg hin und her; denn die christlichen Streiter fochten mit einer Tapferkeit, die des hohen Preises würdig war, und selbst als Boleslaw von Mähren durch voreilige Verfolgung einer geschlagenen Mongolenabtheilung Verwirrung in die christlichen Reihen gebracht und mit vielen der Seinen in dem Pfeilregen zweier anderer feindlicher Heerhaufen den Tod gefunden, war die Schlacht nicht verloren; erst als Herzog Heinrich selbst erschlagen und die von ihm geführte Abtheilung zersprengt worden, war der Sieg der Mongolen entschieden. Die rohen Schaaren zogen den gefallenen Herzog nackt aus, hieben ihm den Kopf ab und trugen denselben, auf eine Lanze gesteckt, vor die Burg von Liegnitz, mit der Aufforderung, sich, da das Land keinen Herrn mehr habe, gutwillig zu ergeben; aber die Herzogin Anna, die sich mit ihren Kindern in der Burg befand, gab zur Antwort: noch seien vier fürstliche Erben am Leben, und die Besatzung sei bereit, Gut und Blut für diese einzusetzen.

Die Nachricht von dem unglücklichen Ausgang der „Tatarenschlacht“ — die Mongolen wurden im Abendlande meist Tataren genannt — verbreitete Furcht und Schrecken über alle benachbarten Lande. Die zunächst bedrohten sächsischen Fürsten und Bischöfe traten zu Merseburg zu einer Berathung zusammen und beschlossen, zur Abwehr der furchtbaren Gefahr Alle, welche die Waffen tragen konnten, mit dem Kreuze zu bezeichnen, während Diejenigen, welche nicht im Stande waren, in den Kampf zu ziehen, mit ihrem Gute beisteuern sollten, damit alles zur Rettung des Vaterlandes mitwirke. Ehe jedoch das von ihnen zusammengebrachte Heer zum Kampfe

ausrücken konnte, traf die freudige Botschaft ein, daß die Mongolen sich aus Schlesien zurückgezogen. Der todesmuthige Widerstand, den sie bei Liegnitz gefunden, und die furchtbaren Opfer, durch welche sie den Sieg erkauft, hatten ihnen die Lust zu weiterem Vordringen in dieser Richtung benommen; sie waren daher durch Oberschlesien nach Mähren abgezogen. Hier erlitten sie, nach längerer vergeblicher Belagerung von Olmütz, am 25. Juni 1241 in der Nähe dieser Stadt gegen den tapferen Vertheidiger derselben, Jaroslaw von Sternberg, eine blutige Niederlage.

Erfolgreicher hatte unterdessen Batu selbst in Ungarn gekämpft. König Bela IV., der vergebens die ganze Nation zum Kampfe gegen die wilden Eroberer aufgerufen, war nach einer bei Mohi erlittenen entscheidenden Niederlage in die Karpathen und von dort nach Oesterreich geflohen, worauf Pest mit Sturm genommen, das ganze Land von den Barbaren überschwemmt und über die unglückliche Bevölkerung unter den ausgesuchtesten Gräueln das Schwert der Vernichtung geschwungen wurde. In jeder eroberten Stadt wurden die Einwohner nach Alter und Geschlecht gesondert und die Männer und Greise in Reihen aufgestellt; den Ersteren hieben die hindurchschreitenden Mongolen den Kopf ab; die Letzteren ließen sie den linken Arm aufheben und stießen ihnen einen Pfeil durchs Herz. Die Ungarinnen wurden den mongolischen Weibern preisgegeben, welche die schöneren erstachen und die häßlichsten verstümmelten und zu Sklavinnen machten. Die gefangenen Kinder mußten sich niedersetzen, um von den mongolischen Knaben mit Knütteln, die ihnen ihre Mütter reichten, erschlagen zu werden, wobei diejenigen am meisten belobt wurden, die einem ungarischen Kinde mit *einem* Schlage den Kopf zerschmetterten. Wenn es Nichts mehr zu morden und zu plündern gab, wurden die Orte in Brand gesteckt. Bald war ganz Ungarn in eine Einöde verwandelt; denn wer dem Schwerte der Barbaren zu entrinnen vermocht, war in die Wälder und Berge geflohen, die allein noch einigen Schutz gewährten. Die unbegrabenen Leichen lockten zahllose Schaaren von Raubvögeln herbei, während Wölfe bis in die wenigen übrig gebliebenen Wohnungen drangen und die Säuglinge an den Brüsten der Mütter zerfleischten.

Dem grenzenlosen Jammer machte der Tod des Großkhan Oktai ein Ende, durch welchen Batu bewogen wurde, sich wieder nach Asien zu wenden, um dessen nachgelassenem Sohne *Kajuk* das Großkhanat zu sichern. Aber lange Jahre verstrichen, ehe es dem zurückgekehrten König Bela gelang, nur einigermaßen die Spuren der gräuelvollen Verwüstung zu tilgen und sein gänzlich zerrüttetes Reich neu zu begründen.

In Asien gewann unterdessen das ungeheure Mongolenreich eine immer größere Ausdehnung. Im Jahre 1252 wurde *Hulagu*,

ein Enkel Dschingis-Khans und der Bruder des neuen Großkhans Mangu, zur Eroberung des Kalifats von Bagdad ausgesandt. Er zwang den Sultan von Ikonium zur Unterwerfung, zerstörte die Festen Rukneddins, des letzten in der Reihe der Alten vom Berge, ließ denselben hinrichten und vernichtete die Sekte der Assassinen; dann wandte er sich gegen Bagdad und nahm die Stadt mit Sturm, wobei über 200,000 ihrer Bewohner umgekommen sein sollen (1258). Mostasem, der sechsundfünfzigste und letzte Kalife, wurde, nachdem ihn Hulagu durch Martern aller Art gezwungen, den Ort zu entdecken, wo seine Schätze verborgen waren, in einen Sack gesteckt und zu Tode getreten. Das gleiche Loos traf seine beiden Söhne und viele seiner Verwandten. Sieben Tage lang dauerte das Morden und Plündern in der eroberten Stadt; Wälle, Thürme und Thore wurden zerstört, und die seit einem Jahrtausend in dem glanzvollen Kalifensitze gesammelten Werke der arabischen Literatur gingen in Flammen auf.

So endete das Kalifat von Bagdad, dessen Herrschaft sich einst vom Indus bis zum atlantischen Meere erstreckt, und die Kultur, welche die arabische Herrschaft über den Orient verbreitet hatte, ging bis auf wenige Trümmer unter den Hufen der mongolischen Rosse unter. Unaufhaltsam zogen die Horden Hulagu's weiter nach Westen und zwangen ganz Syrien zur Unterwerfung. Auch Aegypten sollte erobert werden; doch entging es diesem Loose in Folge der durch den Tod Mangu's im Inneren des Mongolenreiches entstandenen Wirren, durch welche Hulagu zur Umkehr genöthigt wurde.

Die größte Ausdehnung erreichte das Mongolenreich unter dem fünften Großkhan Kublai, dem Bruder Mangu's und dem ersten unter den Mongolenherrschern, der Sinn zeigte für Kultur und sich in kurzer Zeit eine nicht unbedeutende Bildung aneignete. Unter ihm wurde die Herrschaft der Mongolen auch über Tibet und das ganze chinesische Reich ausgedehnt.

Schon auf dem Concil von Lyon hatte Innocenz IV. die Entsendung von Glaubensboten an die Mongolen beschlossen, um sie für das Christenthum zu gewinnen und dadurch zu milderen Sitten zu führen. Noch in demselben Jahre traten mehrere Franziskaner und Dominikaner mit Briefen des Papstes an den Beherrscher der Mongolen die gefahrvolle Reise an und gelangten auch wirklich in das Lager des Großkhans Kajuk. Hier wurden sie zwar gut aufgenommen, konnten jedoch für ihren eigentlichen Zweck Nichts thun. Im Jahre 1249 sandte Ludwig der Heilige während seines Kreuzzugs Dominikaner an den nämlichen Großkhan und im Jahre 1252 Franziskaner an dessen Nachfolger Mangu; aber die Bemühungen dieser seeleneifrigen Missionäre scheiterten an der religiösen Gleich-

giltigkeit der Herrscher, wie an der Rohheit und Stumpfheit ihres Volkes; auch stand ihnen die eigene Unbekanntschaft mit den Sprachen und Sitten jener Gegenden hindernd im Wege. Die mongolischen Großkhane suchten zwar die Freundschaft der christlichen Fürsten, um deren Beistand gegen die Muhammedaner zu gewinnen; auch legten sie in der Folge den christlichen Missionen in ihren Ländern kein Hinderniß in den Weg; ja sie zeigten sich sogar mitunter bemüht, dieselben zu fördern: von dem eigenen Uebertritt zum Christenthum wollten sie jedoch Nichts wissen. Als schon nach wenigen Menschenaltern das große Mongolenreich sich in vier Khanate auflöste, siegte in den westlichen nach und nach der Islam, während die Mongolenfürsten des Ostens in vollständiger religiöser Gleichgiltigkeit verharrten.

## XVII.

## Der Untergang des hohenstaufischen Hauses.

Während in Italien das Kriegsglück dem Kaiser Friedrich II. nach seiner Absetzung immer entschiedener den Rücken wandte, gestalteten sich auch in Deutschland die Dinge von Jahr zu Jahr ungünstiger für das hohenstaufische Haus. Seitdem dasselbe durch den Tod Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich, des letzten Babenbergers, der im Jahre 1246 im Kampfe gegen den König Bela IV. von Ungarn gefallen war, und zwei Jahre später durch das Erlöschen des herzoglichen Hauses von Meran zwei seiner mächtigsten Stützen verloren, schmolz die Zahl der Anhänger Konrads IV. immer mehr zusammen, während der Gegenkönig Wilhelm die der seinigen steigen sah. Da jedoch viele der Großen je nach dem Vortheil des Augenblicks bald zu Konrad, bald zu Wilhelm hielten, schwankte der Kampf unentschieden hin und her, und die Noth und Verwirrung in dem zerrütteten Reiche wuchs von Tag zu Tag. Zu welcher Höhe der Parteikampf die Leidenschaften gesteigert, zeigt ein Mordversuch, der am 25. Dezember 1250 zu Regensburg auf Konrad IV. unternommen wurde. Nur der aufopfernden Treue eines seiner Diener, der für ihn den Tod erlitt, verdankte der König seine Rettung.

Unter diesen Umständen beschloß Konrad, sich zuerst des sicilischen Reiches zu versichern, wo er die nöthigen Mittel zur Geltendmachung seiner Ansprüche in Deutschland zu finden hoffte. Dieses Reich war nach dem Lehensrechte an den apostolischen Stuhl zurückgefallen, und nur auf dem Gnadenwege konnten die Nachkommen Friedrichs, deren Rechte durch des Letzteren Felonie verwirkt wor-

den, wieder in den Besitz desselben gelangen. Mehrere sicilischen Großen und Städte hatten auch das Banner der Kirche aufgepflanzt; doch war ihnen Friedrichs II. natürlicher Sohn Manfred entgegen getreten, dem sein Vater mit dem Fürstenthum Tarent zugleich die Statthalterschaft über das sicilische Reich zugedacht hatte. Während sich derselbe in dem Besitze des Landes zu behaupten suchte, trat Konrad IV., nachdem er viele seiner Güter zur Beschaffung eines Heeres veräußert und auf einem Reichstage zu Regensburg im Oktober 1251 seinen Schwiegervater, den Herzog Otto von Baiern, zu seinem Stellvertreter ernannt hatte, seinen Zug über die Alpen an. Zu Verona wurde er von den Ghibellinen ehrenvoll empfangen, während ihm Ezzelino, der die staufische Sache in der Lombardei durch schaudererregende Grausamkeiten aufrecht erhalten, das Aufgebot der Nachbarstädte zuführte. Da jedoch die verfügbaren Streitkräfte nicht stark genug waren, um gegen die verbündeten Städte der Romagna, Umbriens und Tusciens sich den Landweg nach Neapel zu erzwingen, mischte sich Konrad in die lombardischen Angelegenheiten gar nicht ein, sondern zog über Vicenza und Padua an das Meer, um sich nach Apulien einzuschiffen. In Siponto, wo er am 8. Januar 1253 landete, empfing ihn sein Bruder Manfred, worauf Beide zunächst Capua zur Unterwerfung zwangen und dann zur Belagerung von Neapel schritten, das sich am 10. Oktober 1253 nach viermonatlichem tapferen Widerstande ergeben mußte.

Schon vor seinem Erscheinen in Apulien hatte Konrad eine Gesandtschaft an Innocenz IV. abgeordnet, um von demselben die Anerkennung seines sicilischen Königthums zu erlangen; allein der Papst verweigerte ihm dieselbe und bot die Krone von Sicilien dem Bruder Ludwigs IX. von Frankreich, Karl von Anjou, an. Die dieserhalb mit dem französischen Königshause angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, und ebensowenig kam die von Innocenz ins Auge gefaßte Uebertragung Siciliens an den englischen Prinzen Edmund, einen Sohn Heinrichs III., zu Stande. Während die Grafen von Savoyen und Montfort sich vergebens bemühten, eine Verständigung zwischen dem Papste und Konrad herbeizuführen, erlag der Letztere am 20. Mai 1254 bei Lavello in der Basilicata im Alter von sechsundzwanzig Jahren einem hitzigen Fieber. Auf seinem Sterbebette empfahl er seinen einzigen zweijährigen Sohn Konrad, von den Italienern Konradino genannt, dem Schutze der Kirche und übertrug die Wahrung der Rechte desselben, im Einvernehmen mit seinem Bruder Manfred, dem Markgrafen Bertholb von Hohenburg, einem Verwandten seiner Gemahlin. Als Konrad in Messina bestattet werden sollte, gerieth der Katafalk in Flammen, und die königliche Leiche verbrannte

mit einem Theil der Kirche; es war, wie Weiß sagt, als wollten auch die Elemente den jähen, tragischen Sturz des Kaiserhauses andeuten.

Als Berthold von Hohenburg von dem Papste für den nachgelassenen Sohn Konrads die Belehnung mit Sicilien verlangte, verweigerte Innocenz dieselbe, erklärte jedoch, daß er sich dem jungen Konrad, wenn er herangewachsen, günstig erweisen werde; auch erkannte er denselben sogleich als König von Jerusalem und als Herzog von Schwaben an und gestattete, daß dem von den Apuliern der römischen Kirche zu leistenden Eide der Vorbehalt der Rechte Konradino's beigefügt werde. Innocenz wollte die Verwaltung des sicilischen Reiches bis zur Großjährigkeit Konradins selbst in die Hand nehmen, um in demselben, wie vordem Innocenz III. gethan, die zerrütteten Verhältnisse neu zu ordnen; da jedoch Manfred ihm Unterwerfung anbot und die feierliche Erklärung abgab, daß er sich dem Beginnen des Papstes nicht widersetzen werde, wenn dieser, um seinem verwaisten Neffen sein Erbe zu sichern, das Reich selber in Verwahrung nehme, erkannte ihn Innocenz am 27. September 1254 als Statthalter von Unteritalien an.

Indessen brachen bald neue Zerwürfnisse zwischen Manfred und dem päpstlichen Stuhle aus, die zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten von Seiten Manfreds führten, und in kurzer Zeit gelang es demselben, hauptsächlich mit Hilfe der Sarazenen von Luceria, sich in den Besitz des größten Theiles des Reiches zu setzen. Unterdessen war Innocenz IV. am 7. Dezember 1254 zu Neapel, das ihm als Oberlehensherrn gehuldigt, einer Krankheit erlegen, und die Kardinäle hatten ebendaselbst den Kardinalbischof Reginald, gleich Innocenz III. und Gregor IX. aus dem Hause der Grafen von Segni, einen edlen, wohlwollenden und sittenstrengen Mann, der jedoch dem Parteigetriebe Italiens kaum gewachsen war, als Alexander IV. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Dieser berief Manfred im Februar 1255 nach Neapel, um sich wegen der Vertreibung des päpstlichen Heeres aus Sicilien zu verantworten, worauf derselbe Unterhandlungen mit ihm anknüpfte; da er jedoch die von Alexander geforderte Entlassung seiner sarazenischen Dienstleute verweigerte und außerdem Forderungen stellte, die der Papst nicht bewilligen konnte, kam es zu keiner Einigung. Inzwischen hatte Manfred die Eroberung des sicilischen Reiches vollendet, und da sich das Gerücht verbreitet hatte, Konradin sei gestorben, und durch den bereits im Jahre 1253 erfolgten Tod seines Bruders Heinrich des jüngeren, des Sohnes Isabellens, das Erbrecht an ihn übergegangen, ließ er sich am 11. August 1258 in der Hauptkirche von Palermo zum König krönen. Der Papst bot jetzt selbst dem Usurpator einen Vergleich an; anstatt jedoch auf denselben einzugehen,

fiel dieser mit seinen Sarazenen in den Kirchenstaat ein und bewirkte zugleich eine Erhebung der Ghibellinen in Toskana und der Lombardei.

In ganz Italien wütheten damals schreckenerregende Parteikämpfe. In Rom, wo der Adel von seinen befestigten Wohnungen aus Gewaltthätigkeiten aller Art verübte, hatte das Volk zu seinem Schutze den Bologneser Brancaleone, aus dem alten Geschlechte der Grafen von Casalecchio, herbeigerufen und ihm die Senatorwürde verliehen, worauf derselbe mit starker Hand die Ordnung hergestellt, zugleich aber auch mit Manfred ein Bündniß zur Vernichtung der Guelfen geschlossen und sich dadurch den Bann der Kirche zugezogen hatte. Nachdem er im Jahre 1258 einem Fieber erlegen, wählten die Römer, dem ausdrücklichen Verbote des Papstes entgegen, seinen Oheim zum Senator, und Alexander IV. sah sich genöthigt, außerhalb Roms zu residiren.

Das gleiche Parteigetriebe, wie in Rom, herrschte in allen übrigen Städten Italiens, und überall wurden die Parteihäupter die Zwingherren des Volkes. So war Mailand der Schauplatz wilder Kämpfe zwischen den ghibellinischen Edlen und dem guelfischen Volke. Unter den Männern, die in dieser Bewegung durch Geist und Kühnheit emporkamen, befand sich der Parmesaner Palavicini, den König Konrad als einen der eifrigsten Ghibellinen im Jahre 1253 zu seinem Stellvertreter in der Lombardei ernannt hatte. In Padua übte Ezzelino eine Tyrannei sonder Gleichen, bis Alexander IV. im Jahre 1258 einen Kreuzzug gegen ihn predigen ließ. Nachdem er längere Zeit siegreich gegen die Kreuzfahrer gekämpft, an deren Spitze der Markgraf Azzo von Este stand, wurde er am 27. September 1259 in der Schlacht von Cassano verwundet und gefangen genommen. In seinem Kerker auf der Burg Sontino verzehrte er sich in finsterem Zorn. Den Minoriten und Predigermönchen, die zu seiner Bekehrung herbeigeeilt, antwortete er: „Ich habe keine andere Sünde zu bekennen, als daß ich an meinen Feinden nicht genügende Rache nahm, mein Heer schlecht anführte und mich täuschen und betrügen ließ.“ Um seinen Tod, den er einer Weissagung zufolge für unvermeidlich hielt, rascher herbeizuführen, riß er selbst, nachdem er mehrere Tage lang alle Nahrung und jede ärztliche Hilfe beharrlich zurückgewiesen, den Verband seiner Wunden ab. Am elften Tage nach seiner Gefangennehmung fand man ihn todt am Boden liegend. So endete der furchtbare Bedränger Oberitaliens in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre und im vierundzwanzigsten seiner Blutherrschaft.

Unterdessen hatte Manfred, über welchen Alexander IV. den Bann ausgesprochen, nicht nur seine Macht in Sicilien mehr und mehr befestigt, sondern auch Toskana seiner Oberherrschaft unter-

worfen. Dies bewog den Papst Urban IV., der im Jahre 1261 Alexander IV. auf dem päpstlichen Stuhle gefolgt war, nach vergeblichen Versuchen, einen die Ehre und Würde des apostolischen Stuhles wahrenden Ausgleich mit dem Usurpator zu Stande zu bringen, über das sicilische Reich anderweitig zu verfügen. Da der englische Prinz Edmund bei den in England herrschenden Wirren nicht in der Lage war, die ihm bereits früher angetragene sicilische Krone anzunehmen, bot Urban IV. im Juli 1263 dieselbe nochmals dem Prinzen Karl von Anjou an, und dieser erklärte sich, dem Drängen seiner Gemahlin Beatrix, einer Tochter des letzten Grafen von Provence, wie dem eigenen Ehrgeiz folgend, trotz der Bedenken seines Bruders, Ludwigs IX., zur Annahme derselben bereit. Nachdem er zu Anfang des folgenden Jahres Truppen zur Bekämpfung Manfreds nach Italien entsandt, erschien er selbst im April 1265 im Kirchenstaate, um sich zunächst die Senatorwürde in Rom zu sichern und dann mit Waffengewalt von dem sicilischen Reiche Besitz zu nehmen.

Unterdessen war Urban IV. am 2. Oktober 1264 zu Perugia gestorben, und die Kardinäle hatten zu seinem Nachfolger den Kardinalbischof von Sabina, Guido Fulcodi, gewählt, der als Clemens IV. den päpstlichen Stuhl bestiegen. Dieser, gleich seinem Vorgänger von Geburt ein Franzose, war eifrig bemüht, die Sache des neuen Vasallen der römischen Kirche zu fördern. Nachdem derselbe dem apostolischen Stuhle den Lehenseid geleistet, wurde er am 6. Januar 1266 zu Rom durch die dazu beauftragten Kardinäle zum König von Sicilien gekrönt. Unverweilt brach er zum Kampfe gegen Manfred nach dem Süden auf, und der Verrath mehrerer sicilischen Großen ermöglichte ihm ein rasches Vordringen in Apulien. Schon am 25. Februar stand er mit seinem Heere vor Benevent, und noch an demselben Tage bot er seinem Gegner die Entscheidungsschlacht an. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her; denn auf beiden Seiten wurde mit todesmuthiger Tapferkeit um den Preis des Tages gerungen; doch gab endlich der Abfall vieler sicilischer Vasallen, die zu den Franzosen übergingen, den Ausschlag zu Gunsten Karls. Entschlossen, seine Niederlage nicht zu überleben, ließ sich Manfred von seinem Waffenträger den Helm reichen, um in den Reihen des Feindes den Tod der Ehre zu suchen; als er ihn jedoch aufs Haupt setzte, fiel der silberne Adler von der Spitze desselben auf den Sattelbogen herab. „Hoc est signum Dei!“ rief Manfred. „Ich hatte mit eigener Hand den Kegel aufgeschnallt; es ist nicht Zufall, daß er abspringt.“ Ohne jedes äußere Abzeichen stürzte er sich in das dichteste Kampfgewühl und ward unerkannt erschlagen. Erst am zweiten Tage nach der Schlacht wurde seine ausgeplünderte Leiche erkannt und ungeachtet

der Bitten der französischen Großen, dem gefallenen König ein ehrenvolles Begräbniß zu bewilligen, auf Karls Befehl in der Nähe des Schlachtfeldes verscharrt.

Wie sehr in dem Sieger jedes menschliche Gefühl erstorben war, zeigt nicht nur sein Vorgehen gegen Benevent, das, obschon es ihm keinen Widerstand geleistet, gleich einer im Sturme genommenen Stadt acht Tage lang mit Plünderung, Mord und Verwüstungsgräueln heimgesucht wurde, sondern ganz besonders auch die Behandlung, die er Manfreds Wittwe Helena, der Tochter des Fürsten Michael von Epirus, und ihren Kindern zu Theil werden ließ. Als die Unglücksbotschaft von dem Ausgang der Schlacht von Benevent und dem Tode ihres Gemahls zu ihr gedrungen, war sie von Luceria nach Trani entflohen, um sich dort nach Epirus einzuschiffen; allein ungünstige Winde hemmten die Abfahrt, und sie fiel in Karls Hände, der ihre drei Söhne, Heinrich, Friedrich und Ezelin, blenden und Mutter und Kinder in harter Gefangenschaft schmachten ließ. Helena erlag im Jahre 1271 dem Grame; ihre Tochter Beatrix wurde nach achtzehnjähriger Gefangenschaft an ihre Schwester, die Königin Konstanze von Aragonien, ausgeliefert, um das Leben des in die Hände der Ghibellinen gefallenen Sohnes Karls zu retten.

Mit derselben herzlosen Grausamkeit, wie gegen die Familie seines gefallenen Gegners, wüthete Karl, der nach der Schlacht bei Benevent im Triumphe in Neapel eingezogen, gegen alle ehemaligen Anhänger Manfreds, und schwerer noch, als ehedem die Hand der Hohenstaufen, lastete die seinige auf den unglücklichen sicilischen Landen. Alle einflußreichen Stellen wurden mit Franzosen besetzt, deren Willkür keines Rechtes achtete, und zur Befriedigung der Habsucht des Königs, wie der seiner Soldaten, die Steuern auf eine maßlose Höhe hinauf geschraubt. Selbst Diejenigen blieben von Bedrückungen nicht verschont, die dem König durch ihren Abfall von Manfred die Eroberung Siciliens erleichtert hatten. Vergebens mahnte ihn der Papst zur Milde und Gerechtigkeit: der despotische König blieb nicht nur taub gegen alle Vorstellungen, sondern verletzte sogar in der schmachvollsten Weise die mit dem päpstlichen Stuhle geschlossenen Verträge. Seine Tyrannenherrschaft blieb nicht auf Apulien und Sicilien beschränkt: auch in Toskana erlangte er bald die höchste Gewalt, und selbst über einen großen Theil der Lombardei, wo seit dem Tode Ezzelino's die Guelfen die Oberhand gewonnen, erstreckte sich sein Einfluß. Die Sehnsucht nach der Befreiung von der Wuth des Tyrannen wie nach der Wiederherstellung ihrer verlorenen Macht trieb die Ghibellinen an, den fünfzehnjährigen Konradin durch Gesandte zur Besitzergreifung seiner sicilischen Erblande einladen zu lassen.

Als Konradin am 25. März 1252 das Licht der Welt erblickte, war Konrad IV. bereits über die Alpen gezogen, und Vater und Sohn haben einander nie gesehen. Seine Kinderjahre hatte der letzte Sprößling des hohenstaufischen Hauses mit seiner Mutter Elisabeth zu Donauwörth an dem Hofe seines Oheims und Vormundes, Herzog Ludwigs des Strengen von Baiern, verlebt, wo Beide Zeugen schwerer Thaten der ungerechtesten Härte und blindesten Leidenschaft waren. Ein Brief, den Ludwigs Gemahlin Maria, die Tochter Herzog Heinrichs II. von Brabant und Enkelin des ermordeten Königs Philipp und der heiligen Elisabeth, während der Abwesenheit des Herzogs an einen Ritter ihres Hofes gerichtet und der in die Hände ihres eifersüchtigen Gatten gefallen, hatte in diesem den völlig grundlosen Verdacht einer Verletzung der ehelichen Treue von ihrer Seite geweckt, und in sinnloser Wuth war er sogleich nach Donauwörth zurückgeeilt, entschlossen, die vermeintliche, seiner Ehre zugefügte Schmach blutig zu rächen. Vergebens beschwor ihn seine Gemahlin, ihr eine kurze Frist zu gewähren, um ihre Unschuld darzuthun: ohne Rücksicht auf ihre Betheuerungen wie auf die dringendste Fürsprache seiner Schwester Elisabeth ließ er seine wehklagende Gattin, nachdem er selbst einer ihrer Hoffräulein als angeblicher Mitwisserin des Verrathes den Dolch ins Herz gestoßen und eine andere von einem Thurme des Schlosses hatte hinunterstürzen lassen, vor seinen Augen durch einen seiner Reisigen enthaupten (18. Januar 1256). Noch in derselben Nacht erhielt er den überzeugenden Beweis von der Unschuld der Hingemordeten, und das Entsetzen über die begangene Unthat bleichte in der einen Nacht das Haar des siebenundzwanzigjährigen Fürsten. Wahrscheinlich waren es diese Vorgänge, welche die Königin Elisabeth, indem sie ihr den Aufenthalt an dem Hofe ihres Bruders verleideten, zu dem Entschluß bewogen, die Werbung des Grafen Meinhard von Görz um ihre Hand anzunehmen. Sie vermählte sich mit demselben am 12. Oktober 1259, führte aber dennoch den Titel einer Königin fort.

Obgleich Richard von Cornwallis, der nach dem Tode Wilhelms von Holland von einer Anzahl deutscher Fürsten zum König gewählt worden, während die übrigen Alfons dem Weisen von Kastilien ihre Stimme gegeben, das staufische Erbland Schwaben für ein verfallenes Reichsland erklärt hatte, war es den Bemühungen des Bischofs Eberhard von Konstanz gelungen, dem jungen Konrad, dessen Erziehung er leitete, einen Theil desselben zu erhalten. Dieser lebte seit der Wiedervermählung seiner Mutter theils in Augsburg, theils in Schwangau, vorzugsweise aber in Konstanz. Hier, an den lachenden Ufern des Bodensees, war es besonders, wo sich unter der erheiternden und belebenden Einwirkung der herrlichen Natur in ihm der allen Hohenstaufen eigene Hang zur Poesie

entfaltete, der durch das tragische Geschick seines Hauses, wie durch seinen innigen Freundschaftsbund mit dem nur um drei Jahre älteren, gleich ihm seines väterlichen Erbes entbehrenden Friedrich von Baden — nach seiner Mutter, einer Babenbergerin, auch Friedrich von Oesterreich genannt — neue Nahrung erhielt. In der Manessischen Sammlung sind uns noch einige zarten Lieder aufbewahrt, in denen sich seine erste jugendliche Begeisterung ausspricht.

Als die Abgesandten der Ghibellinen aus Italien eintrafen und ihm von dem Wüthen Karls und der Treulosigkeit und Habsucht der Franzosen berichteten, mit der Versicherung, daß das Volk nur sein Erscheinen erwarte, um in Masse gegen seine Bedrücker aufzustehen, da regte sich mächtig in dem ritterlichen Jünglinge der Geist seiner Ahnen, und leuchtend stieg vor seinen Augen das Bild der alten Größe seines Hauses auf. Vergebens warnte ihn die Mutter von einem Unternehmen, das ihr ahnungsvolles Herz mit banger Sorge erfüllte: der heldenmüthige Jüngling hielt es umsomehr für seine Ritterpflicht, der an ihn ergangenen Einladung zu folgen, als auch sein Oheim ihn dazu ermuthigte und selbst sein Stiefvater an dem Zuge theilzunehmen versprach.

Nachdem Konradin zur Beschaffung der nöthigen Geldmittel für die Ausrüstung eines Heeres seine sämmtlichen Besitzungen in Schwaben theils verkauft, theils verpfändet und die deutschen Fürsten in einem Manifeste zum Beistand gegen Karl von Anjou aufgerufen, trat er im August 1267 von Bregenz aus, in Begleitung Friedrichs von Baden und mehrerer anderer Fürsten, mit einem Heere von 10,000 Mann seinen Zug über die Alpen an und traf am 20. Oktober in Verona ein. Doch schon hier wurden die Noth und der Geldmangel so groß, daß viele seiner Begleiter sich zur Rückkehr nach Deutschland entschlossen und Konradin nur mit 3000 Bewaffneten seinen Zug fortsetzen konnte. Trotzdem schien der Anfang des Unternehmens Glück zu versprechen; denn überall schaarten sich die Ghibellinen um den letzten Sprößling des hohenstaufischen Hauses; die Pisaner stellten ihm ihre Flotte zur Verfügung und entsandten dieselbe zum Kampfe für ihn in die Gewässer von Sicilien; selbst in Rom, wo der Graf Galvan Lancia, Manfreds Oheim, der ghibellinischen Partei zum Siege verholfen, wurde er festlich empfangen und auf dem Kapitol als Imperator begrüßt. Eine Niederlage, welche Karls Flotte bei Messina gegen die pisanische erlitt, hatte den Aufstand von Sicilien gegen die drückende Herrschaft der Franzosen zur Folge.

Unterdessen hatte auch Karl seine Streitkräfte zusammengezogen, und nachdem Konradin am 18. August 1268 von Rom aufgebrochen, kam es am 23. bei Tagliacozzo zur Entscheidungsschlacht.

Das Glück schien anfangs die Waffen Konradins begünstigen zu wollen: zwei französische Heeresabtheilungen wurden zersprengt und in die Flucht gejagt; aber während die Ghibellinen, die das ganze feindliche Heer vernichtet glaubten, sich in der Ebene umher zerstreuten, brachen die Franzosen aus einem Hinterhalte hervor und bereiteten ihnen eine vollständige Niederlage. Konradin, der von den Seinen in die Flucht mit fortgerissen worden, entkam mit Friedrich von Baden und Galvan Lancia nach Rom. Hier hatte jedoch die Nachricht von dem Ausgang des Tages von Tagliacozzo einen so bedenklichen Umschwung in der Stimmung des Volkes bewirkt, daß er sich, für seine Sicherheit besorgt, mit seinen Begleitern eiligst nach dem Meere wandte, um sich nach Sicilien einzuschiffen. Glücklich wurde Astura erreicht, und schon waren die Flüchtlinge in einem Fahrzeuge vom Lande gestoßen, als der Beherrscher der Stadt, Johann Frangipani, ihnen einen Schnellruderer nachsandte und sie in sein Schloß zurückbringen ließ. Vergebens erinnerte ihn Konradin an die zahlreichen Gunstbezeigungen, die Friedrich II. den Frangipani erwiesen; vergebens bot er für seine Rettung königliche Belohnung: Frangipani lieferte ihn mit seinen Begleitern an die Reiter aus, die Karl zur Verfolgung der Flüchtlinge ausgesandt. Mit Ketten beladen, wurden die Gefangenen, gleich gemeinen Verbrechern, unter Spott und Hohn durch Campanien nach Neapel geführt.

Obgleich Karl, alle Ermahnungen des Papstes zur Milde vollständig außer Acht lassend, entschlossen war, seinen gefährlichen Gegner schonungslos aus dem Wege zu räumen, wollte er doch die Form der Gerechtigkeit wahren und berief daher aus mehreren Theilen des Reiches Richter und Rechtsgelehrte nach Neapel zu einem Tribunal zusammen, in der sicheren Erwartung, daß sie einstimmig den gefangenen Konradin als einen Empörer und Hochverräther des Todes schuldig erklären würden. Aber der von dem König in Person erhobenen Anklage trat der edle Guido von Suzara, ein berühmter Rechtsgelehrter, mit der freimüthigen Erklärung entgegen: „Konrad ist nicht gekommen als Räuber und Empörer, sondern im Glauben an sein gutes Recht: er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wiederzugewinnen; auch ist er nicht im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen worden, und Gefangene menschlich zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ Da alle übrigen Richter, mit alleiniger Ausnahme des knechtisch gesinnten Robert von Bari, dieser Ansicht beitraten, sprach der Gerichtshof Konradin mit seinen Gefährten frei. Dies erhöhte jedoch nur die leidenschaftliche Wuth des Tyrannen, und auf die eine Stimme gestützt, die sich für den Tod der Gefangenen erhoben, sprach er aus eigener Machtvollkommenheit das Todesurtheil über sie aus.

Konradin saß mit seinem Freunde Friedrich von Baden beim Schachspiel, als ihm der furchtbare Spruch verkündet wurde. Er vernahm denselben mit seltener Fassung und benutzte die ihm belassene kurze Frist zur Abfassung seines Testamentes und zur Aussöhnung mit Gott durch Gebet und Beichte und den Empfang der heiligen Kommunion.

Am 29. Oktober 1268 wurden die Verurtheilten — außer Konradin und Friedrich von Baden noch acht andere Edle — zur Hinrichtung geführt. Das mit rothem Tuch bedeckte Schaffot war dicht vor der Stadt, in der Nähe des späteren neuen Marktes und der Kirche der Karmeliter, an einer Stelle errichtet, die den schönsten Ausblick auf die herrlichen Umgebungen Neapels gewährte, gleichsam als solle dem unglücklichen Konradin der Abschied vom Leben noch erschwert werden durch den Anblick der wunderbaren Schönheit des Landes, für dessen Besitz er in den Kampf gezogen. Nachdem König Karl an dem Fenster einer benachbarten Burg Platz genommen, verlas Robert von Bari das Todesurtheil. Da sprang, während ein dumpfes Gemurmel als Zeichen der Mißbilligung die dichtgedrängten Reihen der Anwesenden durchlief, der Graf Robert von Flandern, Karls eigener Schwiegersohn, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, mit dem Ausrufe: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?“ auf ihn zu und versetzte ihm mit seinem Schwerte einen so heftigen Schlag, daß er für todt hinweggetragen wurde. Konradin aber trat an den Rand des Schaffotes und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen hier, für welche meine Vorfahren väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob Der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Anderen verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?“ Dann umarmte er unter dem lauten Weinen vieler Anwesenden seinen Freund Friedrich von Baden, sowie seine übrigen Todesgenossen, zog sein Oberkleid aus und sprach, Arme und Augen gen Himmel erhebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Sein letzter Kummer war der Gedanke an seine Mutter. Mit dem Ausrufe: „O Mutter, Mutter, welches Leid bereite ich dir!“ kniete er nieder und empfing den Todesstreich. Ein herzerschütternder Schmerzensschrei entrang sich der Brust Friedrichs von Baden, als er das Haupt seines Freundes fallen sah; dann endete auch er unter dem Beile des Nachrichters. So hatte sich erfüllt, was Papst

Clemens IV. in Viterbo zu den Kardinälen gesagt, als das vorüberziehende Heer Konradins ihre Besorgniß geweckt: „Fürchtet euch nicht; sein ganzes Thun wird in Rauch aufgehen; er ist ein Lamm, das die Ghibellinen zur Schlachtbank führen."

Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhof der Juden verscharrt. Jetzt ruhen Konradin und Friedrich neben einander in der Karmeliterkirche, die später an dem Platze der Hinrichtung erbaut wurde, und ein meisterhaftes Standbild von Thorwaldsen, das König Maximilian II. von Baiern als Kronprinz im Jahre 1847 „dem Letzten der Staufer, dem Verwandten seines Hauses" errichten ließ, bezeichnet ihre Ruhestätte.

Vier Jahre nach der Hinrichtung Konradins starb auch Enzio in seinem Kerker zu Bologna. Schon waren nahezu zwanzig Jahre seiner einsamen Haft in wechselloser Gleichförmigkeit vorübergegangen, als die Kunde von Konradins Tod zu ihm gelangte und der Wunsch, die schmachvolle Hinrichtung seines Neffen zu rächen, in ihm aufs Neue die Sehnsucht nach Befreiung weckte. Ein junger Bologneser, Pietro Asinelli, der dem unglücklichen Kaisersohne treu ergeben war, entwarf einen Plan zu dessen Flucht. Ein durch ihn gewonnener Küfer, Filippo, der von Zeit zu Zeit Wein zu dem Gefangenen brachte, sollte diesen in einem leeren Fasse aus seinem Kerker tragen. Schon war Filippo mit seiner schweren Last glücklich bis an das äußerste Thor gelangt, als eine aus dem Fasse heraushängende Locke Enzio's die Entdeckung des Fluchtversuchs herbeiführte. Da es Asinelli gelang, zu entkommen, blieb seine Strafe auf den Verlust seines Vermögens beschränkt; dagegen wurde der Küfer hingerichtet. Enzio selbst mußte den mißlungenen Fluchtversuch mit strengerer Haft und finsterer Einsamkeit büßen. Seitdem war seine Kraft gebrochen: er starb nach längerem Siechthum am 14. März 1272 im sechsundvierzigsten Jahre seines Alters und im vierundzwanzigsten seiner Gefangenschaft. Die Bologneser, denen er in seinem Testamente alle Schuld verziehen, ließen ihn mit den Zeichen seiner Würde in der Kirche des heiligen Dominikus beisetzen, wo eine zwei Fuß hohe, mit einer Inschrift versehene marmorne Bildsäule seine Ruhestätte bezeichnet.

Auch Friedrichs II. einzige, mit dem Markgrafen Albrecht dem Entarteten von Meißen und Thüringen vermählte Tochter Margaretha sollte ihren Antheil haben an dem erschütternden Jammer ihres Hauses. Ihr unwürdiger Gatte, von welchem sie Jahre lang die schmachvollste Behandlung zu erdulden gehabt, hatte, da er sich mit einem ihrer Hoffräulein zu vermählen wünschte, durch große Geldversprechungen einen Diener zu ihrer Ermordung gedungen;

dieser entdeckte ihr jedoch, von Reue ergriffen, die ihr drohende Gefahr. Um derselben zu entgehen, entschloß sie sich zu heimlicher Flucht. Als sie von ihren drei Söhnen, Friedrich, Heinrich und Diezmann, die alle noch im zartesten Knabenalter standen, Abschied nahm, biß sie im Schmerz der Trennung dem ältesten, Friedrich, in die Wange, weßhalb derselbe später den Beinamen „der Gebissene“ oder „mit der gebissenen Wange“ erhielt. Nachdem sie sich im Dunkel der Nacht mit zwei getreuen Frauen an Stricken aus einem Fenster der Wartburg hinabgelassen, irrte sie, von Angst und Sorge getrieben, hilflos durch das Land, bis der Abt von Fulda die Unglückliche nach Frankfurt bringen ließ, wo sie am 8. August 1270 dem Kummer erlag.

## XVIII.

## Die deutsche Dichtkunst im Zeitalter der Hohenstaufen.

Das Zeitalter der Hohenstaufen umfaßt die Blüthezeit der mittelalterlichen Dichtkunst in Deutschland, die erste klassische Periode unserer poetischen Literatur. Die herrliche Blüthe aber, zu welcher sich in jener Zeit die deutsche Poesie entwickelte, war die Frucht der Kreuzzüge, die, wie Vilmar sagt, gleich einem warmen Geistesregen alle diejenigen Elemente, welche im achten und neunten Jahrhundert als Keime in das deutsche Volk gelegt worden und seit fast drei Jahrhunderten in der Stille gewachsen waren, zur reichsten Entfaltung und herrlichsten Blüthe emportrugen.

Die aus Glaubenskraft und Glaubenseinheit hervorgegangenen Kreuzzüge eröffneten nicht nur dem aufblühenden Ritterthum ein Feld der Thätigkeit, auf welchem das gesammte ritterliche Treiben im Kampfe für das Kreuz eine höhere Weihe erhielt: sie erschlossen auch der deutschen Nation eine neue Welt. „In stiller Beschränkung“, sagt Lindemann, „hatten die deutschen Völkerschaften sich ein halbes Jahrtausend ruhig in ihren Wohnsitzen gehalten; nur Ritter, Knappen und Kriegsknechte waren von Zeit zu Zeit mit ihren Kaisern über die Alpen nach Welschland gezogen. Dieses ruhige, genügsame Leben, so wohlthuend es für stille Entwicklung sein mag, es bietet doch in steter Fortdauer für eine Nation nicht das Höchste; auch eine Nation kann sich ‚verliegen‘ — eine Bezeichnung aus den Rittergedichten jener Zeit, die das Thatenlose, Zielverfehlende gar sinnig wiedergibt —, besonders eine in der Völkerwanderung so umher gewürfelte. Und wäre das auch nicht eingetreten, zur Blüthe des Daseins wäre die Nation nicht gelangt. Nun öffnete sich mit den Kreuzzügen eine neue, bisher ungekannte, nie geahnte Welt.

Da zogen die französischen Kreuzheere in glänzender Waffentracht, von frohen Hoffnungen getragen, durch das deutsche Land. Ueberrascht blickten die Deutschen ihnen nach und erwogen einstweilen in ruhiger Bedenklichkeit die hohen, gefahrvollen Ziele. Aber bald erwachte auch in ihrer Brust der Drang zum lang entbehrten Wandern; die zum Morgenlande führenden Straßen sahen bald auch Fähnlein von deutschen Rittern und Knechten und Heeresmassen unter kaiserlicher Führung; von deutschem Schlachtruf ertönte der Orient; an Christi Grabe wachten deutsche Ordensritter, die später ihre Schwerter zur Eroberung des Preußenlandes zogen und unter dem südlichen wie dem nördlichen Himmel deutsche Kultur verbreiteten. Das Morgenland mit seinen Wundern, Palästina mit seinen heiligen Stätten, sie lagen fürder nicht mehr in unerreichbarer, unbekannter Ferne. Auf der Kreuzfahrt zum heiligen Lande, unter Kleinasiens und Spaniens Himmel, hatten die Besten unter den germanischen und romanischen Nationen sich gefunden in der Einheit des edlen Strebens, ob auch zuweilen getrennt durch Eifersucht und Meinungsverschiedenheit. Fortan blieben auch die geistigen Errungenschaften des fortgeschrittenen Provençalen, die Stammessagen des Kelten, wie die Dichtung des Normannen für den Deutschen kein verschlossenes Buch mehr. Liegt in dem deutschen Gemüthe von je die sinnige Liebe zur Natur, die Kreuzzüge mit ihrem Gefolge haben dieselbe ohne Zweifel zum hellen Leben erweckt; besitzt der deutsche Geist von je die eigenthümliche Kraft, das geistige Leben eines andern Individuums, eines ganzen Volkes zu würdigen, zu durchdringen und sich anzueignen, so mußten auch hier die Kreuzzüge durchschlagend wirken. Und wenn dann Walther von der Vogelweide, der ‚viele der Lande gesehen und der besten gerne wahrnahm‘, doch zum Lobe des Vaterlandes es aussprechen durfte, ‚daß deutsche Zucht vor Allem gehe‘, so finden wir hier das auf Wahrheit beruhende Bewußtsein von dem hohen Werthe des eigenen Volks, ein Bewußtsein, das für die Poesie von hoher Wichtigkeit, uns aber leider lange Zeit in hohem Maße entschwunden war.“

Dazu kam bei dem deutschen Volke nicht nur das stolze Selbstgefühl einer staatlich wie religiös geeinigten Nation, die sich unter ihren Kaisern als eine weltgebietende betrachten durfte, sondern auch die große Zahl ruhmgekrönter, dem deutschen Lande zur Zierde gereichender Fürsten, wie die kampfeslustigen Welfen, die ritterlichen Babenberger, die sangesfrohen Thüringer und viele Andere, die an jene alten sagenberühmten Helden der Vorzeit erinnerten, deren Thaten und Schicksale in zahlreichen, dem ganzen Volke vertrauten Liedern fortlebten.

In der Zeit des Erwachens der deutschen Nationaldichtung tritt uns zunächst die Volks- oder Naturpoesie entgegen, die im

zwölften und dreizehnten Jahrhundert hauptsächlich durch die „fahrenden Sänger" oder „Spielleute" vertreten ist. „Die Volkspoesie", sagt Lindemann, „ist ein ächtes Naturkind; sie erzählt raschen Ganges Geschichte auf Geschichte, ohne Reflexion, ohne Rückblick, ohne ausmalende Schilderungen, ohne künstliche Wendungen; es ist nur die Freude am Stoffe selbst, die zum Gesange treibt."

Die Stoffe zu den kraftvollen, kunstlosen Liedern, welche die fahrenden Sänger bei Volksversammlungen und Volksfesten, aber auch in den Sälen der Ritter und Herren ertönen ließen, war nicht aus Büchern geschöpft: Alles war lebendige, mündliche Ueberlieferung, deren Inhalt sie ebensowenig zu ändern wagten, als ihre Zuhörer denselben in Zweifel zogen. Diese alten Mähren und Wundersagen, an denen Nichts neu war, als die Form, weckten und nährten bei dem deutschen Volke, das die Freude an den alten geliebten Volkskönigen und ihren und ihrer Getreuen Heldenthaten noch fest und lebendig in sich bewahrte, die alte Gesangesfreude und Liederlust, und unbefangen und mit ganzem Herzen übertrug es, was die Wirklichkeit Glänzendes darbot, in die Zeiten der alten Sagen.

Von der Volkspoesie wesentlich verschieden ist die Kunstpoesie. Hier ist, wie Lindemann sagt, die Seele des Dichters der Spiegel, in welchem das Leben mit seinen Erscheinungen, besonders das eigene Leben, sich reflektirt. Dieser Reflex aber richtet sich natürlich nach der Individualität des Dichters: ein stürmisch-bewegtes Gemüth gestaltet andere Bilder, als ein ruhig-heiteres. Und nicht mit dem wirklich Erlebten und Dagewesenen begnügt sich die Phantasie des Dichters: „was sich nie und nirgends hat begeben," zieht sie herein in den Kreis ihrer Gebilde. Vertreten war die Kunstpoesie in der Zeit der Hohenstaufen durch den Adel, weßhalb dieselbe auch die ritterliche oder höfische Poesie genannt wurde. Kaiser und Könige, Herzoge und Fürsten, Grafen und Ritter waren die Pfleger der Kunstpoesie. Wir haben Lieder übrig von zwei Gliedern der gesangesfrohen und gesangeskundigen Hohenstaufen: von Heinrich VI. und von dem unglücklichen Konradin, ferner von König Wenceslaus von Böhmen, von Herzog Heinrich von Breslau, von dem Markgrafen Otto von Brandenburg, und die hervorragendsten Dichter jener Zeit gehören sämmtlich dem Ritter- und Herrenstande an.

Der nächste Zuhörerkreis dieser Sänger bestand aus ihren eigenen Standesgenossen; an den Höfen der Fürsten, in den glänzenden Versammlungen stattlicher Ritter und holder Frauen ließen sie beim Klange der Cither ihre Lieder erschallen. Während kunstlose Einfachheit und treues Festhalten an den altüberlieferten Stoffen den Charakter der Volkspoesie bilden, suchte die Kunstpoesie

ihre Vorzüge in glänzender Mannigfaltigkeit, neuer Erfindung und der kunstreichen Verarbeitung fremder Stoffe. Diese Stoffe schmückten die Kunstdichter mit dem ganzen Reichthum der bunten, oft glühenden Farben aus, in welchen das heitere, fröhliche, reiche Leben der damaligen Ritterwelt strahlte, nachdem in Folge der Kreuzzüge sich auch für Deutschland die bunte Pracht des französischen und spanischen Südens und die reiche Wunderwelt des Orients erschlossen und den deutschen Herrenstand in ihre zauberischen Kreise gezogen hatte.

Der hauptsächlichste, wenn auch nicht der einzige Gegenstand der Volkspoesie ist das Epos; doch feiern die hervorragendsten Heldengedichte nicht ausschließlich einen Helden und seine Thaten, sondern führen uns eine große Anzahl ritterlicher Heldengestalten und eine Fülle von Heldenthaten vor Augen. „Der Grund dieser Erscheinung", sagt Vilmar, liegt in der Geschichte der Entstehung dieser großen Volksepen selbst. Im Anfange gab es eine größere, wahrscheinlich sehr große Anzahl verhältnißmäßig nur kurzer Lieder, durch welche einzelne Helden, ja nur einzelne Thaten derselben gefeiert wurden. Nach und nach flossen diese Einzelgesänge in dem Munde der sagenkundigsten Sänger, zuletzt in der Kunde und in dem Bewußtsein des ganzen Volkes zu einem einzigen, klaren, breiten, tiefen und gewaltigen Strome zusammen, der nun majestätisch dahin rauscht durch die Jahrhunderte, ja durch die Jahrtausende, und die nie versiegende Erquickung und der ewige Stolz des Volkes ist, dem er angehört. Solcher mächtigen Liederströme haben wir zwei: den einen, durch Felsen dahin brausend, schäumend und tosend in Strudeln und tiefen Abstürzen: der Nibelungen Not; den andern in klarer Tiefe und in ruhiger Milde, aber doch mit starker Fluth einherströmend durch heitere Gefilde: das Lied von Gudrun."

In dem großen Hauptgedichte: der Nibelungen Not, fließen zunächst zwei Sagenkreise zusammen: der niederländische oder fränkische und der burgundische. Der Held des niederländischen Sagenkreises ist Siegfried, der Sohn König Siegmunds und der Königin Siegelinde, und dessen Wohnsitz Xanten am Niederrhein. Die Helden des burgundischen Sagenkreises sind die Könige Günther, Gernot und Giselher, nebst ihrer Mutter Ute, ihrer Schwester Kriemhild und Günthers Gemahlin Brunhild, sodann ihre Mannen, unter denen Hagen von Throneck die erste Stelle einnimmt. Ihre Residenz ist Worms am Rheine. Mit diesen beiden Sagenkreisen vermischen sich in der zweiten Hälfte der Dichtung der Sagenkreis des Ostgothenkönigs Dietrich von Bern und der des Hunnenkönigs Attila oder Etzel. Der Inhalt des Nibelungenliedes ist in Kürze der folgende:

Am Hofe der Burgunderkönige zu Worms lebt eine edle Jungfrau, die burgundische Königstochter Kriemhild, unter der Hut ihrer drei Brüder, der Könige Günther, Gernot und Giselher. Ein Traumgesicht, das ihr zeigt, wie ein von ihr gezogener Falke von zwei Adlern zerrissen wird, und das ihre Mutter Ute auf die Minne eines Helden deutet, dessen Verlust sie zu betrauern haben werde, weckt in ihrem Herzen die Ahnung schweren Leides, und die Schatten dieses Traumes verdunkeln seitdem den heiteren Horizont ihres Lebens. Der Ruf ihrer Schönheit und Anmuth treibt den jungen Helden von Xanten, Siegfried, an, um ihre Hand zu werben, obgleich die ahnungsvollen Eltern, die besonders von dem übermüthigen Hagen Schlimmes fürchten, ihn davon abzuhalten suchen. Mit einem auserlesenen Gefolge erscheint er am burgundischen Hofe. Hier kennt ihn Niemand außer Hagen, „dem die Reiche und alle fremden Länder kund sind." Dieser erzählt den Königen, wie der junge Held die kühnen Fürsten der Nibelungen, Silbung und Nibelung, mit ihren Mannen erschlagen, dem Hüter ihres Schatzes, dem Zwerg Alberich, die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen, die ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh, und nach dessen Ueberwindung den reichen Nibelungenschatz gewonnen; wie er dann einen Lindwurm getödtet und in dessen Blute sich gebadet, wodurch die Haut ihm hörnern geworden, so daß keine Waffe sie zu durchdringen vermöge. Ein Jahr lang bleibt der von den Burgunderkönigen glänzend empfangene Held der Niederlande in Worms und hilft seinen Gastgebern einen Ueberfall der Könige Lindger von Sachsen und Lindgast von Dänemark siegreich zurückschlagen. Bei dem Siegesfeste sieht er zum ersten Male die liebliche Maid, die ihn längst verstohlen geschaut und ihre Liebe ihm geschenkt, und bei ihrem Anblick durchglüht der Minne Glück sein Herz. Noch wagt er nicht, um ihre Hand zu werben; erst als Günther ihn auffordert, ihn bei der Werbung um die schöne isländische Königin Brunhild zu unterstützen, die ihre Hand nur Demjenigen reichen will, der sie im Kampfe besiegt, verlangt er als Preis der erbetenen Hilfe die Hand Kriemhildens. Sie wird ihm zugesagt, und die Könige brechen auf nach dem fernen Isenland. Durch die unsichtbar machende Tarnkappe Alberichs den Blicken der Königin entzogen, erringt Siegfried an Günthers Statt, der nur als Scheinkämpfer auftritt, im Kampfe mit Brunhild den Sieg. Brunhild unterwirft sich mit ihren Mannen dem Könige Günther und folgt ihm als seine Gattin an den Rhein. Siegfried empfängt die Hand Kriemhildens als den ihm verheißenen Lohn und führt seine Gattin nach seiner Heimath, wo Siegmund ihm Krone und Reich übergibt.

Nach zehn Jahren eines ungetrübten Glückes folgen Siegfried und Kriemhild einer Einladung des Königs Günther zu einem

großen Feste, das am Sommersonnenwendetag, der altgermanischen Festzeit, zu Worms gefeiert werden soll. Auch Siegfrieds alter Vater — die Mutter Siegelinde war inzwischen gestorben — begleitet seine Kinder nach Worms, wo Alle glänzend empfangen werden. Doch schon in den ersten Tagen stört ein Streit der beiden Königinnen die allgemeine Festesfreude. Gereizt durch die Geringschätzung, mit welcher Brunhild auf Siegfried herabblickt, der sich ihr im Isenlande als einen Dienstmann Günthers vorgestellt, erklärt ihr Kriemhild, ihr Gatte sei wohl werth, auch über Burgund zu herrschen, und als ihr hierauf Brunhild mit stolzen Worten vorhält, daß sie nur das Weib eines Dienstmannes sei, verräth Kriemhild ihr im ersten Aufflammen des Zornes, daß sie nicht durch Günther, sondern durch Siegfried besiegt worden. Weinend klagt Brunhild ihrem Gatten die ihr durch Kriemhild zugefügte Schmach, und während dieser den beiden Frauen Stillschweigen auferlegt, erbietet sich Hagen, seine Herrin durch die Ermordung Siegfrieds zu rächen. Eine Zeitlang widerstrebt Günther dieser frevelhaften Verletzung des Gastrechtes; doch gibt er endlich seine Zustimmung. Aber Siegfried ist nur an einer einzigen Stelle zwischen den Schulterblättern verwundbar, auf welche bei dem Baden in dem Blute des Lindwurms ein breites Lindenblatt gefallen. Das Geheimniß dieser Stelle weiß Hagen mit schlauer Hinterlist Kriemhilden zu entlocken, indem er ihr vorspiegelt, daß er ihren Gatten, wenn er sie kenne, besser vor jeder Gefahr zu schützen im Stande sein werde; sie bezeichnet ihm dieselbe durch ein Kreuz auf Siegfrieds Gewand. An dieser Stelle trifft ihn auf einer von Günther veranstalteten Jagd des Treulosen Speer in dem Augenblick, wo der nichts Arges Ahnende, von seinem Gefolge getrennt, an einer einsamen Felsenquelle seinen Durst löscht. Während er sterbend niedersinkt, gedenkt er der theuren Gattin und empfiehlt sie dem herzugetretenen König Günther mit den Worten: „Laßt sie deß genießen, daß sie Eure Schwester ist!“ Der Leichnam wird nach Worms gebracht, und der grimme Hagen läßt ihn heimlich vor der Thüre von Kriemhildens Schlafgemach niederlegen, damit sie am frühen Morgen bei ihrem Gang zur Mette ihn unvorbereitet finde. Unnennbarer Jammer zerreißt das Herz der Unglücklichen bei dem Anblicke des gemordeten Gatten. Sie ahnt, wer ihn erschlagen; dennoch bittet sie Siegfrieds Mannen, die mit dem alten Vater sich laut jammernd um die Leiche schaaren, von ihren Rachegedanken abzustehen, bis zu günstigerer Zeit. Als der Ermordete zur feierlichen Bestattung nach dem Dome gebracht worden und Hagen mit den burgundischen Königen an die offene Bahre herantritt, verräth frisches Blut, das der neu sich öffnenden Todeswunde entströmt, den nahenden Mörder.

Vergebens dringt der alte König Siegmund in Kriemhilde, ihn nach Xanten zu begleiten, wohin er zurückkehrt, um für seinen Enkel des Reichs zu pflegen: sie kann sich nicht losreißen von dem geliebten Todten. Um die Schwester zu versöhnen und sie ihrem trostlosen Schmerze zu entreißen, lassen die burgundischen Könige den reichen Nibelungenschatz, den „Hort der Nibelungen", den Siegfried ihr zur Morgengabe geschenkt, nach Worms bringen; als aber Kriemhild mit dem Golde fremde Recken für ihren Dienst zu werden beginnt, begeht Hagen, für seiner Herren Sicherheit besorgt, eine neue Treulosigkeit: mit Zustimmung der Könige versenkt er den Nibelungenhort in die Tiefen des Rheines.

Dreizehn Jahre lang verzehrt sich Kriemhild, die mit der Leiche ihres Gatten ihrer Mutter Ute in die von dieser zu Lorsch am Rhein gegründete Abtei gefolgt, in ihrem herben Wittwenleid. Da läßt der Hunnenkönig Etzel, dessen sagenberühmte Gemahlin Helche dahingeschieden, durch den Markgrafen Rüdiger von Bechlarn, den getreuesten seiner Dienstmannen, um die Hand der Wittwe Siegfrieds werben. Lange schwankt sie; doch da Rüdiger sich ihr mit feierlichem Eide zu jedem Dienst verpflichtet, überwiegt die Aussicht auf die endliche Ausführung ihrer Rachepläne: sie nimmt die Werbung an und zieht als Braut des mächtigen Hunnenkönigs nach dem fernen Ungarlande. Hiermit beginnt der zweite Theil des Liedes, die Zeit der Rache, und damit die „Noth der Nibelungen." (Nibelungen heißen die Wormser, seitdem der Nibelungenhort zu ihnen gekommen).

Nach abermals dreizehn Jahren, die Kriemhild freudlos an Etzels Seite in der Fremde verlebt, entsendet der Hunnenkönig auf ihr Zureden Boten nach Worms, um die burgundischen Könige mit ihren Mannen für die nächste Sommersonnenwende an seinen Hof nach Ungarn einzuladen. Trotz Hagens Abmahnen wird die Einladung angenommen, und fröhlichen Sinnes eilen die aufgebotenen Dienstmannen herbei, um sich dem Zuge ihrer Könige anzuschließen, unter ihnen der kühne, fröhliche, sangeskundige Volker von Alzei und Dankwart, des grimmen Hagen Bruder. Nach einem abenteuerreichen Zuge kommen die Burgunder nach Ungarn, wo sie von Etzel und den Seinen glänzend empfangen werden. Doch bald treten Kriemhildens finstere Rachepläne an den Tag. Von ihr gewonnen, überfällt Etzels Bruder Blödelin mit einer bewaffneten Schaar die niederen burgundischen Dienstmannen, die mit ihrem Führer Dankwart in der Herberge sitzen, und obgleich er selbst von diesem erschlagen wird, erliegen die Burgunder der hunnischen Uebermacht. Mit entblößtem Schwerte stürzt Dankwart, der allein dem Blutbad entronnen, in den Königssaal, wo die Burgunder mit ihren vornehmsten Vasallen von Etzel zum glänzenden Mahle versammelt

worden, und verkündet, was geschehen. Wuthentbrannt springt Hagen auf, und seinem Beispiele folgen die übrigen burgundischen Helden. Furchtbar wüthet ihr Schwert unter den anwesenden Hunnen. Kriemhildens kleiner Sohn Ortlieb fällt von Hagens Hand, und sie selbst ruft in Todesangst den Schutz Dietrichs von Bern an, der als Gast an Etzels Hofe weilt. Vergebens sucht der Gothenkönig Friede zu stiften. Zwar gestattet man ihm, mit Etzel, Kriemhild und seinen ostgothischen Mannen den Saal zu verlassen; doch unter den Zurückgebliebenen entbrennt der Kampf aufs Neue, und bald sind alle anwesenden Mannen Etzels erschlagen.

Der Uebermuth der Sieger, die den Hunnenkönig und seine Gemahlin mit Hohn und Spott überschütten, reizt die Hunnen zum Wiederbeginn des Kampfes. Von dem edlen Rüdiger von Bechlarn angeführt, den sein Eid an Kriemhildens Dienst und seine Vasallenpflicht an Etzel bindet, strömen sie in den Saal, der sich bald aufs Neue mit Leichen füllt. Der Tod Rüdigers führt auch Dietrich mit seinen Mannen, den Amelungen, in den Kampf, und bald stehen Günther und Hagen einsam unter den Leichen ihrer treuen Gefährten. Dietrich fordert sie auf, sich ihm als Geiseln zu ergeben; doch seine Forderung wird mit Stolz zurückgewiesen. Da greift der kühne Gothenkönig zuerst den grimmen Hagen an, überwältigt ihn und führt ihn gefesselt vor Kriemhilde; dann unterliegt auch Günther im Kampfe mit ihm und wird gleichfalls gefangen vor die Königin gebracht. Dietrich bittet sie, ihm zu Liebe das Leben der Helden zu schonen und geht mit kummerschwerem Herzen von dannen. Kriemhild sagt Hagen Schonung seines Lebens zu, wenn er ihr den Nibelungenhord zurückgebe; doch er erwidert ihr: „So lange meiner Herren noch einer lebt, werd' ich nicht sagen, wo der Hort ist.“ Da gibt die ergrimmte Königin Befehl, ihren Bruder Günther zu tödten, und trägt das abgeschlagene Haupt desselben bei den Haaren hin zu Hagen; dieser aber wendet sich voll Schmerz und Ingrimm ab und ruft ihr zu:

„Nun ist es ja zum Ende, wie du gewollt, gebracht;
Nun ist es so ergangen, wie ich mir selbst gedacht:
Nun ist von den Burgunden der edle König todt,
Wie Giselher der junge und auch Gernot.
Den Schatz weiß nun auf Erden nur Gott und ich allein:
Dir aber, grimmes Weib, soll ewig er verhohlen sein.“

Voll glühenden Racheburstes erfaßt Kriemhild Siegfrieds Schwert, schwingt es mit beiden Händen gegen Hagen und schlägt dem Mörder des heißgeliebten Gatten das Haupt ab.

Da stürzt, voll Zorn über den schmählichen Bruch des Friedens, den sein Herr für die gefangenen Helden gefordert, der alte

Hildebrand, ein Dienstmann Dietrichs, mit hocherhobenem Schwerte auf die Königin los, und mit einem gräßlichen Schrei sinkt sie, zu Tode getroffen, als Leiche neben der Leiche ihres Todfeindes nieder. So war, nach den Schlußworten des Liedes,

. . . . „Mit Leid beendet des Königs hohes Fest,
Wie stets die Freude Leiden zum allerletzten gibt.“

An das Nibelungenlied schließt sich, als Fortsetzung, ein Kunstgedicht, die Klage, in welchem in lang nachhallenden Modulationen die Trauer um die Gefallenen fortklingt. Neue Thatsachen führt uns der Dichter der Klage, in welchem man einen Geistlichen aus Oesterreich vermuthet, der nach einem lateinischen Vorbilde gearbeitet haben will und offenbar den ersten Theil des jetzigen Nibelungenliedes gar nicht gekannt hat, nicht vor; wir erfahren aus demselben nur, daß die greise Königin Ute dem Kummer über den Untergang ihres ganzen Stammes erlag.

Was die Entstehung des Nibelungenliedes betrifft, so ist die frühere Annahme, daß Heinrich von Ofterdingen dasselbe gedichtet, längst als irrig anerkannt. Da das Gedicht aus der Verschmelzung uralter Sagen zu einem großen Ganzen entstanden ist, kann von einem Dichter desselben gar keine Rede sein. In seiner gegenwärtigen Gestalt stammt das Nibelungenlied aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und der Zug der Nibelungensage von den Ufern des Rheines nach Oesterreich deutet darauf hin, daß in diesem Lande der Dichter zu suchen sein müsse, der die letzte ordnende Hand an das größte Nationalepos der Deutschen gelegt. Dieser Dichter aber dürfte der Minnesänger sein, den die Manessische Sammlung unter dem Namen des Kürenbergers aufführt und dessen Stammburg an den Ufern der Donau stand; denn ihm allein unter allen Dichtern jener Zeit ist die Strophenart eigen, in welcher das Nibelungenlied geschrieben und die ein kleines Gedicht auch ausdrücklich als „des Kürenbergers Weise“ bezeichnet.

Obgleich der Inhalt des Nibelungenliedes vollständig der Sage angehört, knüpft dasselbe doch, und zwar nicht nur in einzelnen seiner Heldengestalten, sondern auch in verschiedenen seiner Schilderungen, an die Geschichte an. Außer Attila und seinem Bruder Bleda (Blödelin) und dem Amaler Dietrich, der indessen einer späteren Zeit angehört, als Attila, sind die drei Burgunderkönige historische Persönlichkeiten; ebenso ist die Vernichtung eines burgundischen Königsgeschlechtes durch Attila eine geschichtliche Thatsache, und das furchtbare Gemetzel an Etzels Königshof gemahnt an das blutige Wüthen der Hunnen in der Schlacht auf den catalaunischen Feldern.

Die Person Siegfrieds entzieht sich fast jeder historischen

Forschung. Wir finden ihn schon im germanischen Norden, in den Liedern der älteren Edda, als Sigurd den „Drachentödter“ und unter dem Namen Siegfried der Welsung als Frühlings- und Sonnengott, identisch mit dem Gotte Freyr. Die Gestalt Brunhildens ist offenbar eine rein mythische, in welcher gleichfalls die altheidnische, in der Edda aufbewahrte Göttersage in unsere Heldensage hineingreift. Die Brunhild der nordischen Sage ist eine Walkyre, eine Schlachtenjungfrau Odins, und dieser hat sie in einen Zauberschlaf versenkt und die Burg, in welcher sie schlummert, mit einem Wall von Feuerflammen umgeben. Nur Der kann sie retten, der ihren Bruder Fafnir tödtet, ihm das Gold, auf welchem er in Drachengestalt liegt, hinwegnimmt und auf dem Götterrosse durch die wallende Lohe reitet. Dies Alles vollbringt Siegfried der Welsung und erhält dafür ihre Hand, worauf er ihr den erbeuteten Hort schenkt. Auch in der Brunhild des Nibelungenlieds zeigt sich noch die Walkyrennatur: als Schlachtenjungfrau sträubt sie sich gegen die Vermählung, besonders mit einem minder Starken. Aecht mythisch bleiben in Siegfried das Horn und die Tarnkappe, sowie der von einem Zwerge bewahrte Hort. Dieser Nibelungenhort führt uns zurück zu dem dunkeln Naturmythus, nach welchem das Gold den Unterirdischen, den Söhnen der Finsterniß, des Nebels — denn Nibelungen bedeutet Söhne des Nebels — gehört. Eben darum wird der Nibelungenhort in die Tiefe des Rheins versenkt, wo ihn die Unterirdischen wieder in Empfang nehmen.

Aus den verschiedenen Sagenkreisen, die in dem Nibelungenlied zusammenfließen, sind auch mehrere vereinzelte Gedichte auf uns gekommen. Von denselben gehört nur ein einziges der Siegfriedssage an, das Lied „vom hörnen Siegfried“, das jedoch einer späteren Zeit entstammt und nur noch als Meistergesang vorhanden ist. Das Gedicht schildert die Jugendgeschichte Siegfrieds. Wir hören in demselben, wie er den Drachen erlegt und durch ein Bad in dem Blute des Ungeheuers „hörnern“ oder „gehörnt“ wird, und wie er hierauf die schöne Jungfrau Kriemhild aus ihrer Gefangenschaft auf dem Drachenstein befreit und den Schatz des besiegten Zwerges Alberich gewinnt.

Die Volkslieder, welche der vereinzelten Dietrichssage angehören, knüpfen sich an die alten, volksthümlichen Sagen von Riesen- und Zwergenkämpfen an und führen uns alle in die Jugendzeit des Berners. Die bedeutendsten derselben sind Ecken Ausfahrt und König Laurin. Das Eckelied erzählt, wie der Riese Ecke (Egge), durch den Ruf der Heldenthaten Dietrichs von Bern zur Kampflust angefeuert, sich aufmacht, um den gefeierten Helden aufzusuchen und zu bestehen, und wie er denselben, nachdem er ihn vergebens zu Bern (Verona) aufgesucht, in Tyrol findet, wo er

von ihm nach einem langen, heißen Kampfe gegen einen Baumstamm gedrückt und erschlagen wird.

Im Gegensatze zu dem Eckelied führt uns das Lied von dem König Laurin — eine alte tyrolische Zwergsage, die mit Dietrich nur willkürlich in Verbindung gebracht worden — in die Welt der Zwerge. Der König Laurin hat in Tyrol einen schönen, mit einem seidenen Faden umschlungenen Rosengarten und schlägt Jedem, der es wagt, den Faden zu zerreißen und die Rosen zu beschädigen, Hand und Fuß ab. In diesem Garten hält er die schöne Similde, die Schwester Dietliebs von Steiermark, gefangen, die er mit Hilfe einer Tarnkappe entführt hat. Der alte Ritter Hildebrand, zu welchem Dietlieb seine Zuflucht genommen, fordert den Berner auf, auch einmal an den Zwergen seine Kraft zu versuchen, und so zieht dieser zum Kampfe gegen Laurin aus, entreißt ihm den Gürtel, der ihm die Kraft von zwölf Männern verlieh, und befreit, während die Zwerge den Waffen seiner Begleiter erliegen, die gefangene Similde; den überwundenen Laurin nimmt er als Gefangenen mit nach Verona.

In dem großen Gedichte „Die Rabenschlacht“ (strit vor Rabene) finden wir Dietrich im Verkehr mit Etzel. Der Berner hat an dem Hofe des Hunnenkönigs Beistand gesucht gegen seinen Oheim Ermenrich, der ihn aus seinem Reiche vertrieben. Drei Söhn Etzels ziehen mit ihm zum Kampfe aus; aber sie erliegen dem Stahle eines Dienstmannes Ermenrichs. Der trauernde Dietrich schlägt hierauf seinen Oheim in der blutigen Schlacht bei Raben (die historische Schlacht bei Ravenna zwischen Dietrich und Odoaker, 493).

Das große, im Mittelalter besonders beliebte Volksepos: „Der Rosengarten zu Worms“, das mit König Laurin und den drei der lombardischen Sage angehörigen Dichtungen: König Rother, König Otnit und Hug- und Wolfdietrich, den Inhalt des bekannten, in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstandenen Heldenbuchs bildet, führt Dietrich mit Siegfried zusammen, der zu Worms mit elf burgundischen Helden den schönen, mit mancherlei Herrlichkeit und sogar zauberischen Wundern geschmückten Rosengarten Kriemhildens, der Tochter des Burgunderkönigs Gibich, hütet. Da Kriemhild den um sie werbenden Siegfried im Kampfe mit Dietrich sehen möchte, von dessen Heldenthaten der Ruf so Wunderbares berichtete, wird dieser eingeladen, mit elf seiner Helden zum Kampfe mit den Hütern des Gartens nach Worms zu kommen, und ihm mit seinen Mannen für den Fall des Sieges reicher Lohn verheißen. Dietrich leistet der Aufforderung Folge und überwältigt Siegfried, während die Burgunder im Kampfe mit Siegfrieds Mannen erliegen. Eine hervorragende Rolle

spielt in diesem Gedichte der Mönch Ilsan, Hildebrands Bruder, der auf dessen Aufforderung sein Kloster verlassen, um als der fehlende zwölfte der Berner Helden an dem Kampfe theilzunehmen. Dieser volksthümliche Mönch, dessen angeborene Rauflust und Losgebundenheit nur den ergötzlichen Kontrast zu den Klosterbrüdern, den ritterlichen Kampfgenossen und der höfischen Sitte zu Worms bilden soll, war für die Holzschneidekunst der nachfolgenden Jahrhunderte ein besonders dankbarer Gegenstand und blieb Jahrhunderte lang eine Lieblingsfigur des deutschen Volkes.

In den oben erwähnten Dichtungen des lombardischen Sagenkreises ist die Einwirkung der Kreuzzüge unverkennbar, womit der in den übrigen germanischen Sagenkreisen weniger hervortretende christliche Zug Hand in Hand geht. Gemeinsam ist diesen Dichtungen, die trotz mancher edlen und sinnigen Züge auf einer niedrigeren Stufe stehen, die stets wiederkehrende Fahrt des Helden, vorzugsweise nach dem Morgenlande, zur Erlangung einer ebenbürtigen fürstlichen Gemahlin.

König Rother, der zu Bare (Bari in Apulien) herrscht, sendet zwölf Mann nach Konstantinopel, die für ihn um die Tochter des Kaisers Konstantin werben sollen, und da dieser seine Boten in einen Kerker werfen läßt, fährt er selbst unter fremdem Namen über das Meer und entführt die Kaisertochter. Allein Konstantin läßt sie ihm durch einen Spielmann, der sie auf sein Schiff lockt, wieder entreißen. Da zieht Rother mit einem zahlreichen Heere, in welchem sich eine Schaar von Riesen befindet, zum andern Male nach Konstantinopel, und nachdem er durch die Treue seiner Mannen aus der ihm drohenden Todesgefahr gerettet worden, zwingt er den Kaiser, ihm die Gattin zurückzugeben.

Die Otnit-Sage schildert die Brautfahrt des Königs Otnit, der zu Garten (d. h. am Gardasee) in Lamparten (Lombardien) seinen Sitz hat. Nach schweren Kämpfen, aus denen er mit Hilfe der Zauberkünste seines Vaters, des Zwergkönigs Elberich, siegreich hervorgeht, erringt er die Tochter des heidnischen Königs Nachaol von Syrien, um deren Hand er vergeblich geworben und die er nach ihrer Heimführung zum Christenthum bekehrt.

Mit der Sage von Otnit steht die von Hug- und Wolfdietrich im Zusammenhang, die gleichfalls mit einer Brautfahrt beginnt, auf welcher König Hugdietrich durch List die Hand der Königstochter erlangt, um die er geworben. Sein Sohn Wolfdietrich, der durch seine Brüder seines Erbes beraubt worden und in dem Kampfe mit ihnen seine Dienstmannen theils durch den Tod, theils durch Gefangenschaft verloren, trifft auf seinen abenteuerreichen Irrfahrten mit Otnit zusammen und gewinnt in ihm einen Begleiter und Kampfgenossen, von welchem er sich jedoch wieder trennt, um nach

Jerusalem zu pilgern. Nach seiner Rückkehr gewinnt er die Hand der Gattin Otnits, der inzwischen durch zwei von seinem Schwiegervater nach Lamparten gesandte Drachen getödtet worden, und erobert im erneuten Kampf mit seinen Brüdern sein väterliches Erbe zurück, das er schließlich seinem Sohne übergibt, um sich in ein Kloster zurückzuziehen.

Aus dem sächsisch-nordischen Sagenkreis ist nur das eine große Gedicht Gudrun auf uns gekommen, das Vilmar mit Recht eine Perle der deutschen Dichtung nennt. Das Lied von Gudrun, das man auch „die Nebensonne der Nibelungen“ genannt hat, führt uns in das Wikingerleben des germanischen Nordens und zerfällt, indem es die Sagen von drei Generationen umfaßt, in drei ursprünglich getrennte und erst in einer späteren Bearbeitung vereinigte Theile. Der erste Theil enthält die Sage von Hagen, einem König von Island, der auf seinen abenteuerlichen Fahrten durch den Genuß des Blutes eines von ihm erlegten Ungeheuers die Stärke von zwölf Männern erlangt und sich nach seiner Rückkehr nach Island mit Schönhilde, einer Königstochter aus India, vermählt. Der zweite Theil umfaßt die Werbung des Friesenkönigs Hettel um Hagens Tochter Hilde, deren Hand nur Derjenige erhalten soll, der ihrem Vater an Kraft gleichkommt. Hettel entsendet als Brautwerber den alten Wate von Stormarn, einen tapferen Kriegsmann, und gibt ihm zu Gefährten zwei seiner Vasallen, Horand und Frute, mit. Nachdem Wate bereits die Gunst Hagens und der königlichen Frauen erworben, läßt Horand an einem stillen Abend in der Königsburg am Seeufer seinen Gesang erschallen. Von seinen schönen Weisen entzückt, bittet die Königstochter ihren Vater: „Lieb' Väterlein, heiß ihn singen mehr.“ Und:

Da sich die Nacht verendet und es begann zu tagen,
Hub Horand an zu singen, daß ringsum in den Hagen
Die Vögel alle schwiegen vor seinem süßen Sange;
Die Leute, die da schliefen, die lagen nicht mehr lange.

In dem Wald die Thiere ließen ihre Weide stehen;
Die Käfer, die da sollten in dem Grase gehen,
Die Fische, die da sollten in dem Wasser fließen,
Die ließen ihre Fährte. Wohl konnte er seine Kunst genießen.

Durch die Lieblichkeit seines Gesanges gewinnt Horand das Herz der Jungfrau für den Friesenkönig; sie entflieht mit den Brautwerbern und wird Hettels Gattin, nachdem der den Fliehenden nachsetzende Hagen versöhnt worden.

Der dritte Theil des Gedichts enthält die Sage von Gudrun, mit welcher das Lied auf deutschen Boden übergeht. Um Gudrun, die Tochter Hettels und Hildens, wirbt Hartmut, ein normanni-

scher Königssohn; aber alte Feindschaft zwischen den beiden Königsgeschlechtern verhindert einen glücklichen Erfolg seines Werbens. Dagegen gewinnt Herwig, der König von Seeland, die Liebe der schönen Gudrun. Sie wird ihm verlobt; aber während ihr Verlobter mit dem König Hettel einen Kriegszug in ein fernes Land unternimmt, erscheinen Hartmut und sein Vater, König Ludwig, mit Heeresmacht, erobern die friesische Königsburg und führen Gudrun von dannen. Hettel und Herwig, die unterdessen zurückgekehrt, setzen mit ihren Helden den Räubern nach und ereilen sie auf dem Wulpensande oder Wulpenwerde, einer Nordseeinsel. Nachdem König Hettel mit seinen Mannen im heißen Kampfe den Tod gefunden, entfliehen die Normannen und eilen mit ihrer Beute der Küste ihres Landes zu, wohin die Friesen ihnen wegen der erlittenen schweren Verluste nicht folgen können.

Vergebens stellt der Normannenkönig der geraubten Gudrun alle Pracht und Herrlichkeit seines Landes vor Augen, das ihr zum Dienste angeboten, wenn sie seinem Sohne die Hand reiche: Gudrun weist Alles zurück, indem sie erklärt, daß sie eher den Tod erleiden, als ihrem Verlobten die Treue brechen werde. Da ergreift der heftig erzürnte Normannenfürst die edle Jungfrau bei den Haaren und wirft sie über Bord; aber Hartmut springt ihr nach und schützt die Gerettete vor seines Vaters Zorn. Auch Gerlinde, Hartmuts Mutter, versucht umsonst an der Getreuen ihre ganze Ueberredungskunst und beschließt, da Gudrun von ihrem Verlobten nicht lassen will, ihren Widerstand durch Mißhandlungen zu brechen.

«Wilt du nit haben vreude, so musst du haben leit!»

so ruft sie ihr im höchsten Zorne zu. In einem schlechten Magdgewand muß die Königstochter die niedrigsten Dienste verrichten: mit ihrem eigenen Haare Bänke abstäuben, das Gemach der Königin heizen und reinigen und am Meeresgestade die Leinwand waschen. Aber Nichts vermag ihre Treue zu erschüttern, Nichts ihre Geduld zu erschöpfen.

Nach dreizehn langen Jahren endlich kann in Gudruns Vaterland eine Heerfahrt gerüstet werden zu ihrer Befreiung. Nach einer gefahrvollen Seereise erreichen die Friesenhelden unter Horands Führung eine Insel in der Nähe des Normannenreiches. Um Kunde einzuziehen, kommen Herwig und Gudruns Bruder Ortwin in einer Barke an den Strand, wo die königliche Maid, bebend vor Frost, an der mit Eis strömenden Meerfluth im stürmendem Märzwinde die Leinwand wascht. Sie erkennen die edle Jungfrau in ihrer ärmlichen Mädchenkleidung nicht, und erst als Gudrun im Gespräche mit ihnen die Gewißheit erlangt hat, daß Herwig ihr die Treue bewahrt, nennt sie ihren Namen. Herwig will die Geraubte so-

gleich mit fortnehmen; aber Ortwin widersetzt sich diesem Vorhaben. „Was mir im Sturm des Krieges ist abgenommen worden," sagt er, „das will ich heimlich nicht entwenden." Die beiden Fürsten kehren zu ihrer Kriegsflotte zurück, mit welcher sie beim ersten Morgengrauen des folgenden Tages am normannischen Gestade erscheinen, um den Sturm auf die Königsburg zu beginnen. In blutigem Kampfe erliegt der greise Heldenkönig Ludwig, von Herwigs Schwert getroffen; Hartmut, der eben Gudrun vor dem Mordstahl seiner Mutter geschützt, fällt als Gefangener in der Friesen Hände. Die „alte Wölfin" Gerlinde wird von Wate erschlagen, obgleich Gudrun sie zu retten gesucht. Das Gedicht schließt mit einer allgemeinen Sühne und einer vierfachen Vermählung. Herwig führt die gerettete Gudrun heim, Ortwin die normannische Königstochter Ortrun, die durch warmes Mitleid Gudruns Vertrauen erworben; der Normannenkönig Hartmut schließt den Bund der Ehe mit Hildburg, der Gefährtin Gudruns, und Siegfried, Morlands König, der einst gleichfalls um Gudrun geworben, mit der Schwester Herwigs.

Lindemann nennt das Lied von Gudrun „das ewig neue Lied von der Treue", und in der That zieht sich die Treue als Grundton durch die ganze Dichtung: Treue des Weibes gegen den Verlobten ihrer Jugend, Treue der Dienstmannen gegen ihre Herrscher, und endlich Treue des rasch versöhnten früheren Feindes im gemeinsamen Kampf gegen einen neuen Angreifer. Auch in dem Nibelungenlied spielt die Treue des Lehensmannes, als eins der Hauptmomente des mittelalterlichen Lebens, eine hervorragende Rolle; aber hier wird sie zum tragischen Elemente; denn wie Hagens zum Uebermaß gesteigerte Ergebenheit gegen seine Herren den verhängnißvollen Knoten schlingt, der mit Siegfried zugleich das ganze burgundische Königshaus ins Verderben stürzt, so ist es auch die Treue des edlen Rüdiger, die nicht nur ihm selbst den Tod bringt, sondern auch wider seinen Willen die letzte Katastrophe unabwendbar macht. Aehnlich ist es mit dem zweiten Hauptmomente mittelalterlichen Lebens, der Minne, die sich in dem Bunde Siegfrieds und Kriemhildens zur vollständigsten, unverbrüchlichen Hingebung an ihren Gegenstand steigert. Auch diese Liebe wird zum tragischen Elemente; denn sie ist es, die Kriemhilden das verderbenbringende Wort entlockt, das in Brunhildens Herz die Rachegeister wachruft; sie ist es auch, die in ihrem eigenen Herzen den glühenden Haß erzeugt, der ihr selbst mit allen ihren Angehörigen, sogar ihrem eigenen Kinde, den Untergang bereitet. Auch in dieser Beziehung bildet das Lied von Gudrun zu dem Nibelungenlied einen wohlthuenden Gegensatz. Die Liebe ist hier durch keinen Haß entweiht; sie erscheint nur als unverbrüchliche, die schwersten Proben bestehende

Treue; sie vergißt das Unrecht, das ihr zugefügt worden, und strebt nur nach Versöhnung. Als Ortwin Bedenken erhebt gegen eine Verbindung mit der verwaisten Ortrun, indem er fürchtet, sie werde nicht ohne Trauer als seine Gattin bei ihm weilen, da sie an Vater und Mutter gedenken müsse, schlägt Gudrun diese Bedenken mit den schönen Worten nieder: „Das eben sei dein Dienst bei ihr, zu sorgen, daß sie nicht trauern dürfe.“ Das innigste Waffenbündniß der Seehelden gegen ihre Feinde bildet die Schlußstrophe; „denn“, sagt das Lied, „es soll für die künftigen Geschlechter der Haß gesühnt, es soll Friede werden.“

Uebrigens reicht der unbekannte Dichter der Gudrun, der jedenfalls in Oesterreich zu suchen ist, nicht an den Sänger der Nibelungen, dem er offenbar nacheifert. Da er als Süddeutscher mit dem so fern liegenden nordischen Schauplatz der Sage nur wenig bekannt sein konnte, fehlt der rechte Meereshauch; auch ist die Sprache härter, der der Nibelungenstrophe nachgebildete Versbau unbeholfen. — Die einzige Handschrift, die wir von der Gudrun besitzen, verdankt ihr Entstehen dem ritterlichen Kaiser Maximilian I., der dieses Gedicht mit vielen anderen in einen großen Pergamentband einschreiben und denselben in der kaiserlichen Bibliothek auf seinem Schlosse Ambras in Tyrol aufbewahren ließ. Nach diesem sogenannten „Heldenbuch von der Etsch“ wurde das Gedicht im Jahre 1820 zum ersten Male gedruckt.

Das Kunstepos der Ritterdichtung behandelt ausschließlich fremde Stoffe, die theils den epischen Dichtungen der provençalischen Troubadours entnommen sind, theils und hauptsächlich ihre ursprüngliche Bearbeitung im nördlichen Frankreich und in England gefunden haben und gleichfalls verschiedenen Sagenkreisen angehören.

Der erste dieser sogenannten romantischen Sagenkreise hat Karl den Großen und seine Paladine zum Mittelpunkt. Das Hauptgedicht dieses Sagenkreises ist das auf französischem Boden entsprossene Gedicht von der Roncevalschlacht oder das Rolandslied, dessen großartiger Stoff in den meisten Sprachen des Abendlandes bearbeitet worden. In diesem Gedichte, dessen Einzelnheiten jeder historischen Grundlage entbehren, wird der Kampf Karls mit den Mauren in Spanien als ein Kampf des Christenthums gegen das morgenländische Heidenthum dargestellt; Karl selbst erscheint als ein Schlachtenheiliger, wie Josue, Gideon und David; seine Paladine werden zu Glaubenshelden, die sich mit dem Schwerte in der Hand den Himmel erstreiten wollen. Engel steigen vom Himmel herab, um dem königlichen Kriegshelden, an dem kein Makel ist, mit dem Schlachtschwerte die Befehle Gottes zu überbringen. Der Dichter des deutschen Rolandsliedes ist ein Geistlicher, der sich selbst pfaffe Cuonrad nennt. Er verfaßte das Gedicht um das

Jahr 1136 auf den Wunsch der Gemahlin Herzog Heinrichs des Stolzen von Baiern, dessen Kaplan er gewesen zu sein scheint, nach einem französischen Vorbilde.

Der Inhalt des Rolandsliedes ist in Kürze der folgende: Nachdem Karl, der auf Befehl Gottes nach Spanien gegangen, dieses Land bis auf Saraguz (Saragossa) unterworfen und Marsilie, der heidnische Beherrscher dieser Stadt, mit welchem der treulose Ganelun, Rolands Stiefvater, insgeheim hochverrätherische Beziehungen angeknüpft hat, Unterwerfung geheuchelt, tritt er den Rückzug an, indem er Roland als Statthalter in Spanien zurückläßt. Sofort beginnen die Heiden den geplanten hinterlistigen Kampf. Dreimal werden sie von den durch himmlischen Thau erquickten Christen besiegt; als aber die vierte Heidenschaar im Thale von Ronceval über die ermüdeten Gottesstreiter herfällt, erliegen diese nach heldenmüthigem Kampfe der Uebermacht. Schon sind mit Olivier, Walther und Turpin die meisten der christlichen Streiter gefallen; da erfaßt Roland, der schwer verwundet an einem Baume lehnt, das Horn Olifant, um durch dessen weithin tönenden Schall den Kaiser zu Hilfe zu rufen, und stößt in dasselbe mit solcher Gewalt, daß es dröhnend zerspringt. In Kreuzesform sich zur Erde niederwerfend, betet der Held: „Herr, nun weißt du gar wohl, daß dich mein Herze minnet. An meinem Ende deinen Boten zu mir sende; nun genade meiner armen Seele, daß kein böser Geist sie wirre. Ich gemahne dich an meinen Herrn; mögen seine Feinde alle erliegen, um deines Namens Minne.“ Dann setzte er sich, still den Tod erwartend, auf einen Felsen nieder. Damit sein Schwert Durandarte, das dem Herrn des Himmels gedient, nicht in die Hände der Heiden falle, versucht er, es an einem Felsen zu zerschmettern; allein es gelingt ihm nicht: das Schwert, das ihm treu geblieben in so vielen Schlachten, will nicht von ihm lassen in der Stunde des Todes. Unterdessen eilt Karl, der den Klang des Wunderhorns vernommen, zur Hilfe herbei; allein er findet seine Helden alle todt. So groß ist sein Leid, daß er blutige Thränen weint. Nachdem er Rache genommen an den Heiden, kehrt er nach Aachen zurück, um den Verräther Ganelun zur Rechenschaft zu ziehen. Von den versammelten Fürsten zum Tode verurtheilt, wird derselbe von wilden Pferden zerrissen. „So ward die Untreue geschändet; somit sei das Lied verendet.“

Ein anderes großes Gedicht aus dem karolingischen (kerlingischen) Sagenkreis, dem gleichfalls ein französisches Vorbild zu Grunde liegt, besingt den heiligen Helden W i l l e h a l m v o n O r a n s e (den geschichtlichen Herzog Wilhelm von Aquitanien, einen Enkel Karl Martels, der im Jahre 812 in dem von ihm gegründeten Kloster Gellona in Nieder-Languedoc starb). Der Verfasser dieses Gedichtes ist W o l f r a m v o n E s c h e n b a c h, dem der Landgraf Hermann

von Thüringen, sein besonderer Gönner, das welsche Original verschafft hatte. Der Werth des Gedichtes, das besonders die Kämpfe Willehalms mit dem Heidenkönig Terramer (d'outre mer) zum Gegenstande hat, liegt hauptsächlich in der hohen Vollendung der Form und in dem stets von Neuem anziehenden Reiz der Darstellung. Von welchem Geiste das Gedicht durchweht ist, zeigt das Gebet, mit welchem der Dichter dasselbe einleitet.

„Ohne Falsch, du Reiner,
Du Drei und doch nur Einer,
Allerschaffer, der du bist.
Wie ohne Anfang, also ist
Ohn' End auch deine stete Kraft.
Wenn sie mich heiligend entrafft
Gedanken, die der Sünde sind,
So bist du Vater und ich dein Kind.

Edel Du, über allem Adel,
Wenn ich mit Fehl dir Leides thu,
So kehre meinem Fehl und Tadel
Dein gnädiges Erbarmen zu. —
Ich halte fest mit gläub'gem Sinn,
Daß ich mit dir gleichnamig bin:
Du Weisheit über alle Liste,
Du bist Christ, ich bin ein Christe."

Ein drittes dem Sagenkreise Karls des Großen angehörendes Gedicht, Reinold oder die Haimonskinder, stellt die weltliche Seite des Heldenthums Karls, den Kampf mit seinen Vasallen, dar und behandelt eine Sage, deren ungewöhnliche poetische Kraft sich in dem noch heute gern gelesenen gleichnamigen Volksbuche durch so viele Jahrhunderte bewährt hat. (Siehe Band III., S. 102 f.)

Das Gedicht von Flos und Blankflos (Fleur et Blanchefleur, Rose und Lilie), dessen Verfasser, Konrad von Flecke, eine wahrscheinlich aus Spanien stammende Sage nach einem französischen Vorbilde bearbeitet hat, steht seinem Inhalte nach außerhalb des Sagenkreises Karls des Großen und hängt mit demselben nur insofern zusammen, als Flos und Bankflos für die Eltern Bertha's, der Mutter des großen Kaisers, gelten. Flos, der Sohn des heidnischen Königs Feinix, war mit Blankflos, der Tochter einer christlichen, an Feinix' Hofe gefangen gehaltenen Gräfin von Kerlingen, gemeinsam erzogen worden. Bei der innigen Liebe der beiden Kinder zu einander fürchtet Feinix, Flos möchte das Christenmädchen zur Ehe nehmen; er verkauft daher Blankflos an morgenländische Kaufleute, die sie zu dem Sultan von Babylon bringen. Die Sehnsucht nach der Gespielin treibt Flos nach dem Morgenlande, und nachdem er ihre Spur gefunden, wird er von dem Pförtner in einem Korb mit Rosen zu ihr gebracht. Er wird entdeckt und mit Blankflos zum Feuertode verurtheilt. Flos gibt der Geliebten einen Zauberring zu ihrer Rettung; sie will jedoch allein von demselben keinen Gebrauch machen. Von ihrer gegenseitigen Liebe gerührt, verzeiht der Sultan Beiden und gestattet ihnen die Rückkehr nach Spanien, wo Feinix inzwischen gestorben ist. Flos tritt zum Christenthume über, und Blankflos wird seine Gattin.

Ungleich wichtiger für die deutsche Dichtung, als der Sagenkreis

Karls des Großen, sind die Sagenkreise des heiligen Grals und des Königs Artus. Die Sage vom heiligen Gral ist die schönste und tiefsinnigste des Mittelalters. In derselben spiegelt sich so recht der volle Geist jener Zeit wieder, die tiefes Sinnen mit heiterem Spiel, den ernsten Glauben mit heiterer Weltfreude zu verbinden wußte. Die Gralsage hat ihre Wurzel in der Sage von einem irdischen Paradiese, in welchem nach den Traditionen fast aller Völker des Alterthums die Menschen ohne Sorgen und Mühen, ohne Krankheit und Leiden, ohne Sünde und Versuchung in unmittelbarem Verkehre mit der Gottheit ihre Tage hinbrachten. Von diesem irdischen Paradiese war, nach späterer Auffassung, nur ein Kleinod übrig geblieben, das in Gestalt einer kostbaren Schale noch immer reiche Himmelsgaben spendete. Von dem tiefinnerlichen Geiste des christlichen Mittelalters ergriffen, gestaltete sich die Sage von diesem Paradieseskleinod zu dem tiefsinnigen christlichen Mythus von dem heiligen Gral.

Ein köstlicher Stein von wunderbarem Glanze, so lautet dieser christliche Mythus, war, zu einer Schüssel verarbeitet, im Besitze Josephs von Arimathia. Aus diesem Gefäße reichte der Herr in der Nacht, da er verrathen ward, seinen Leib den Jüngern dar, und in dieses Gefäß wurde auch, nachdem Longinus die Seite des Gekreuzigten geöffnet, das Blut aufgefangen, welches zur Erlösung der Welt geflossen. Dieses Gefäß, an welches sich somit die Welterlösung und die Darbringung des christlichen Opfers äußerlich und sichtbarlich anknüpfte, ist der heilige Gral. Man hat dieses Wort von sang real, sanguis regalis (Königsblut) herleiten wollen; dies ist jedoch unrichtig: es kommt her von dem romanischen Greal, gradale (Schüssel). Reich mit Kräften des ewigen Lebens ausgestattet, gewährt es zugleich, wo es verwahrt und gepflegt wird, die reichste Fülle irdischer Güter. Wer den Gral anschaut auch nur einen Tag, der kann, und wäre er siech bis zum Tode, an diesem Tage nicht sterben und auch nicht in der folgenden Woche, und wer ihn immer anschaut, dem ist ewige Jugend beschieden. An jedem Charfreitage steigt eine weiße Taube vom Himmel herab und legt auf die heilige Schale eine Hostie, durch welche die wunderbare Kraft des Grals erneuert wird. Dieses Heiligthums Hüter und Pfleger zu sein, ist die höchste Ehre, die höchste Würde der Menschheit. Zu dieser Ehre befähigen jedoch auch nur die höchsten Tugenden: Demuth und Reinheit, männliche Thatkraft und Tapferkeit, unverbrüchliche Treue, besonders gegen den Herrn des Himmels, Selbstverläugnung und stille, mit hoher Weisheit gepaarte Einfalt. Die Pfleger des Grals, die als die Hüter des Graltempels den Namen Tempeleisen führen, bilden ein geistliches Ritterthum edelster Art, zu welchem der Orden der Tempelherren das Vorbild geliefert. Der Gründer dieses hei-

ligen Ritterthums, an dessen Spitze der „König im Gral“ stand, war Titurel, der sagenhafte Sohn eines gleichfalls sagenhaften christlichen Königs von Frankreich, der dem bis dahin von Engeln schwebend in der Luft getragenen Gral zu Salvaterre in Biscaya auf dem Berge Montsalvatsch, dem „unnahbaren Berge“, dessen Onyxfläche glatt geschliffen wurde, so daß sie wie im hellsten Mondlicht leuchtete, nach einem von der Kraft des Grals gezeichneten Grundriß einen Tempel und für die Hüter des Heiligthums eine Burg erbaute.

Dieser in dem Titurelgedichte beschriebene Tempel, das Ideal unserer deutschen Baukunst, war rund, wie die Gotteshäuser der Templer, nach Außen achteckig und auf ehernen Säulen gegründet. Rings um die Rotunde standen zweiundsiebzig Chöre oder Kapellen, je zwei und zwei von einem Thurme überragt. Auf jedem dieser sechsunddreißig Thürme stand ein krystallenes Kreuz, das einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Schwingen trug. Ueber der Rotunde erhob sich der Hauptthurm, doppelt so hoch und weit als die andern, dessen aus einem riesigen Karfunkel bestehender, weithin leuchtender Knopf den Tempeleisen als Leitstern diente. Die Thürme waren alle von edlem Gestein und mit Gold ausgelegt, die Dächer von rothem Golde mit Verzierungen von blauem Schmelzwerk. Der äußeren Pracht des Tempels entsprach die innere. Die Gewölbe bestanden aus blauem Saphir, als dem Symbole der Sündentilgung, und waren mit Bildern von Gold und Perlen reich geschmückt. Ueber die gleichfalls aus blauem Saphir bestehenden Altarsteine waren grüne Sammtdecken ausgebreitet. Im Gewölbe der Tempelkuppel strahlten die goldfarbene Sonne und der silberweiße Mond, in Diamanten und Topasen dargestellt, so daß das Innere auch bei Nacht mit wunderbarem Glanze funkelte und leuchtete. Die Fenster waren nicht von Glas, sondern von Krystallen, Beryllen und andern farbigen Edelsteinen. In der Mitte dieses Tempelbaues, unter dem Kuppelgewölbe, stand der ganze Bau noch einmal im Kleinen in seiner vollen Pracht, als Ciborium oder Sakramenthäuslein, worin der heilige Gral selbst aufbewahrt wurde. Die ganze märchenhafte Pracht dieses Phantasiebaues ist, wenn auch nur im Kleinen und hauptsächlich nur in einem Theile der Ornamente, verwirklicht worden durch Kaiser Karl IV., der nach der Beschreibung desselben die wunderbar prächtige heilige Kreuzkapelle auf der Burg Karlstein bei Prag bauen ließ, die zur Aufbewahrung der böhmischen Reichsinsignien dient.

Um den Gralstempel und die ihn umschließende weitläufige, mit Mauern und zahllosen Thürmen versehene Burg dehnte sich ein unabsehbarer, dichter Wald von Ebenholzbäumen, Cypressen und Cedern aus, durch welchen Niemand ungerufen hindurch konnte;

denn den Gral kann Niemand finden, den er nicht ruft; er sucht sich selbst seine Diener.

Eine lange Reihe von Jahren stand der Graltempel im Abendlande, gepflegt von den Tempeleisen und dem König im Gral; als jedoch die Frömmigkeit der abendländischen Christenheit abnahm und sie nicht mehr würdig war, den Gral in ihrer Mitte zu beherbergen, wurde der Tempel mit dem Grale von Engeln emporgehoben und tief in das Innere des Orients gebracht.

Die Gralsage, deren Ursprung in ihrer christlichen Umformung auf Spanien zurückführt, ist zuerst in Frankreich und dann nach provençalischen Vorbildern in Deutschland bearbeitet worden. In den deutschen Dichtungen fließt sie jedoch zusammen mit einem anderen Sagenkreise, der ihr an und für sich fremd war, nämlich mit der britischen Sage vom König Artus und der Tafelrunde.

Artus oder Arthur war einer jener britischen Könige, die das Inselland gegen die vordringenden Angelsachsen in blutigen Kämpfen vertheidigten. Auf ihn, den die Geschichte kaum dem Namen nach kennt, hat das von den Römern und Germanen aus der Reihe der herrschenden Völker Europa's verdrängte Keltenvolk, als auf seinen eigentlichen Nationalhelden, seinen ganzen Sagenschatz übertragen. Sein Sitz ist Kaerlleon (Schloß Leon) am Usk in Wales. Hier hält er Hof mit Ghwenhwywar (romanisirt Ginovra), seiner schönen Gemahlin; die tapfersten Ritter der Christenheit und die schönsten Frauen des Erdenrundes bilden seinen glänzenden Hofstaat. Die zwölf edelsten Ritter sind seine besonderen Tischgenossen. Wie einst die Abendmahlsjünger um den Herrn, so sitzen diese zwölf Auserwählten an einer runden Tafel um den christlichen König. In diese Tafelrunde aufgenommen zu werden, gilt als der höchste Ruhm des Ritterthums, wegen Mangels an höfischer Zier und ritterlicher Tapferkeit von derselben verstoßen zu sein, als die höchste Schmach. Von Artus' Hofe aus ziehen die Ritter im Lande umher, Abenteuer aufzusuchen, Frauen zu schützen, übermüthige Ritter zu demüthigen, Verzauberte aus ihrem Zauber zu lösen, Riesen und Zwerge zu bändigen, und aus der Beschreibung dieser abenteuerlichen Fahrten bestehen die zahlreichen Rittergedichte, welche in wallisischer, in französischer und in deutscher Sprache die Helden Arthurs und ihn selbst feiern. Einer der vorzüglichsten Schauplätze der Wunder der Artussage ist der Wald von Brezilian (keltisch Broch-Allean, der Wald der Einsamkeit), der noch bis auf den heutigen Tag in der Bretagne diesen Namen führt.

Diese Artussage diente insbesondere den französischen Dichtern des zwölften Jahrhunderts zur Darstellung des Ideals des weltlichen Ritterthums in der glänzenden, feinen Gestalt, die dasselbe in Frankreich angenommen. Nach Deutschland kamen diese französischen

Artusdichtungen schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, und die höfische Poesie, die eben ihren Aufschwung zu nehmen begann, bemächtigte sich ihrer, um sie zu einer Reihe von Epen von sehr verschiedenem Werthe umzuarbeiten.

Verflochten erscheinen die beiden Sagenkreise vom Gral und vom König Artus in drei großen Gedichten aus der Hohenstaufenzeit: im Parzival, Titurel und Lohengrin, doch so, daß der Gral im Vordergrunde steht und der Artussage nur die Episoden und die Nebenfiguren entlehnt sind. Von diesen drei Dichtungen ist der Parzival, Wolfram von Eschenbachs Meisterwerk, weitaus das bedeutendste, wie der Verfasser selbst zu den größten Dichtern aller Zeiten zählt.

Wolfram, ein wenig begüterter Ritter aus dem in der Nähe von Ansbach gelegenen Städtchen Eschenbach, gehörte dem Dichterkreise an, der sich in den letzten Jahren des zwölften und in den ersten vierzehn Jahren des dreizehnten Jahrhunders an dem glänzenden Hofe des freigebigen, sangeskundigen Landgrafen Hermann von Thüringen auf der Wartburg bei Eisenach zusammenfand. Hier dichtete er seinen Parzival und seinen Willehalm. Indessen war der thüringische Hof nicht sein ständiger Aufenthalt; denn er selbst erzählt, wie er auch anderwärts bald des heiteren Ritterspiels, bald des ernsten Herrendienstes gewartet.

Mit der ganzen Kraft seines starken und tiefsinnigen Geistes ergriff Wolfram die Sage vom Gral und von dem Artusritter Parzival, um ein Epos zu schaffen, das dem Treiben der weltlichen Ritterschaft das innere Kämpfen und Ringen als das Höchste im Menschenleben gegenüberstellt, ein Epos, „das den Kampf zwischen Zweifel und Glauben, aber auch zugleich den Durchgang vom kindlichen, unbefangenen Glauben durch das wirre Gebiet des Zweifels in das selige Land der bewußten Ueberzeugung darlegt.“ Vilmar zieht eine Parallele zwischen Wolframs Parzival und Göthe's Faust, indem er hervorhebt, wie der ersten Blüthezeit unserer Poesie das psychologische Epos, der zweiten dagegen das psychologische Drama entsprossen. Während er dem letzteren den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Thatsachen und ergreifender Momente einräumt, erkennt er dem ersteren größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwicklung zu. Ganz besonders aber hebt er hervor, wie Göthe's Faust darum nicht zum Abschlusse gelange, weil der Dichter sich scheue, das letzte Wort auszusprechen, wogegen Wolfram sein Epos im vollen Bewußtsein der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seinem Abschlusse und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegenführe. „Ist Göthe's Faust“, so fährt er fort, „das treue, wahrhaftige, lebenswarme Bild einer Zeit, welche suchte, mit allen Kräften einer ebenso starken wie beweg-

lichen, einer ebenso energischen wie erregten Seele suchte, aber nicht fand, so ist Wolframs Parzival das gestaltenreiche, farbenglühende Produkt eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte und im Vollgenusse des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war."

Parzival, der Sohn Gamurets, aus dem königlichen Geschlechte von Anjou, und der aus dem Königsstamme der Gralshüter entsprossenen Herzeloide, wird nach des Vaters frühem Tode von der Mutter in die Einöde Soltane am Brezilianwalde gebracht. Hier will sie ihn, fern von allem ritterlichen Treiben, selbst erziehen, damit er nicht gleich seinem tiefbetrauerten Vater, ruhelos von Kampf zu Kampf stürmend, einem frühen Tode entgegeneile. Der Knabe schnitzt sich Bogen und Pfeile und erschießt die singenden Waldvögel, beweint aber gleich darauf das Verstummen der lieblichen Sänger. Als er der Mutter sein Leid klagt, nennt diese die Vöglein Geschöpfe Gottes. „Was ist Gott?" fragt sie der Knabe, und die Mutter antwortet ihm: „Der ist lichter als der Tag; einst nahm er ein Antlitz an, das wie Menschenantlitz ist gethan. Ihn rufe an in deiner Noth, dessen Treue immer Hilfe bot. Ein Anderer heißt der Hölle Wirth; der ist schwarz, der ist ungetreu; von dem kehr' die Gedanken und auch von Zweifels Wanken." Als Parzival zum Jüngling herangewachsen, begegnen ihm eines Tages, während er im Walde des Waidwerks pflegt, drei Ritter in glänzenden Rüstungen. Erstaunt sieht er sie an: „er meint, ein Jeder wäre Gott"; sie aber bescheiden ihn, daß sie Ritter seien. „Du nennest Ritter", fragt der Jüngling, „was ist das? Hast du selbst nicht Gotteskraft, so sage, wer gibt Ritterschaft?" — „Die theilet König Artus aus. Kommt Ihr in sein Haus, so mögt Ihr Ritters Namen nehmen; Ihr seid wohl ritterlicher Art." Und im Davonreiten den Jüngling dem Schutze Gottes empfehlend, ruft der Anführer der Ritter aus: „O wäre deine Schönheit mein!" Jetzt duldet es den Jüngling nicht mehr in seiner Waldeseinsamkeit; er will hinaus in die glanzvolle Ritterwelt, will hineilen an König Artus' Hof zu freudigem Kampf und ruhmvollem Sieg. Die Mutter, die seine Wanderlust nicht zu besiegen vermag, willigt endlich in sein Scheiden; aber statt einer ritterlichen Kleidung läßt sie ihm ein Narrengewand anlegen, damit er verlacht und ihm dadurch die Außenwelt verleidet werde. Ohne in seiner „Tumbheit" (Unbefangenheit) zu ahnen, daß er der Welt als Thor erscheint, zieht er aus, die Brust von Sehnsucht geschwellt, während der Schmerz des Abschieds der Mutter das Herz bricht.

Parzival kommt an den Hof des Königs Artus, der damals zu Nantes aufgeschlagen war, und erregt durch seinen Aufzug wie durch seine rauhe, ungefügige Tapferkeit allgemeines Aufsehen, bis

ihn ein alter Ritter, der wackere Gurnamanz, in edle Rittersitte und Rittergeschicklichkeit einweiht. Hierauf zieht er aus auf ritterliche Abenteuer, und die erste That, die er ausführt, ist die Befreiung der von übermüthigen Freiern bedrängten und in ihrer Residenz belagerten Königin Konduiramour. Durch ihre Rettung gewinnt er ihre Hand und ihr Reich. Aber die Sehnsucht nach der Heimath und der wiedererwachte Wandertrieb lassen ihn nicht lange bei ihr weilen; er zieht aus, nach seiner Mutter zu sehen, von deren Tod er keine Ahnung hat. Auf seiner Fahrt gelangt er zu der Burg des Gral und wird gastlich in dieselbe aufgenommen. In dem Prachtsaal, in welchen er eingeführt wird, sitzen auf hundert kostbaren Ruhebetten vierhundert Ritter. Edle Jungfrauen, in Scharlach und Sammet gekleidet, treten ein, goldene Leuchter und eine funkelnde Tischplatte von edlem Granatsteine tragend; die schönste derselben, die jungfräuliche Königin Repanse de joie, hält in ihren Händen ein Gefäß von wunderbar glänzendem Stein, das sie vor den König niedersetzt, der, in Pelzwerk gehüllt und an schweren Wunden siech, traurig auf seinem Ruhebette sitzt. Vier Knappen tragen eine bluttriefende Lanze durch den Saal, und Alle brechen in lautes Wehklagen aus. Dies Alles sieht Parzival mit Staunen; aber dennoch fragt er nicht, denn Gurnamanz hat ihn vor lästigem Fragen gewarnt; er fragt selbst dann nicht, als der König ihm ein kostbares Schwert überreicht. Daher erfährt er nicht, daß er an der Stätte des höchsten Heils verweilt, daß der schneeweiße Greis, den er in einem Nebenzimmer auf einem Lager ruhen sieht, sein eigener Großvater, der Gralkönig Titurel, daß der sieche König, an dessen Ruhebette er sitzt, sein Oheim Anfortas und die jungfräuliche Königin seiner Mutter Schwester ist, und daß Alle von ihm Befreiung von dem tiefen Leid erwarten, von welchem sie befangen sind. Man bewirthet ihn königlich und bereitet ihm eine prunkvolle Ruhestätte; aber am anderen Morgen ist alle Pracht verschwunden, und tiefe Stille herrscht in den menschenleeren Räumen der wunderbaren Burg. Er reitet von dannen, und als er das Thor im Rücken hat, ruft ihm ein Knappe höhnend nach: „Hättet ihr nur den Mund gerührt und den Wirth gefragt! Nun bleibt euch großer Preis versagt!“ Bald darauf erfährt er durch Sigune, eine gleichfalls unerkannte Verwandte, die er auf seinem Wege trifft, bei wem er geweilt und was er verscherzt hat. In tiefes Sinnen versunken, reitet er weiter, bis der Anblick dreier Blutstropfen, die im Schnee vor ihm ausgegossen sind, seinen träumerischen Gedanken die Richtung auf seine verlassene Gattin gibt. Eine überwältigende Sehnsucht nach ihr überfällt ihn: er fühlt sich einsam in der fremden, wilden Welt; doch sollten noch Jahre vergehen, bis er die Gattin wiedersah. Zu Artus zurückgekehrt, soll er in die Tafel-

runde aufgenommen werden; doch das Erscheinen der Zauberin Koundrie, der schreckenerregenden Botin des Grals, die den Fluch über ihn ausspricht, weil er den Gral nicht erkannt, nach seinem Segen nicht gefragt, bestimmt ihn, der weltlichen Ritterschaft zu entsagen und sich dem Gral zum Dienst zu geloben. Allein ihm fehlt die nöthige Kraft und Zuversicht des Glaubens, und so reitet er traurig und an Gott verzweifelnd von dannen.

Während er vier Jahre lang, dem trostlosesten Zweifel hingegeben, trotzig und verzagt umherirrt, verliert ihn das Gedicht völlig aus den Augen, und an seine Stelle tritt, als Held der Begebenheiten, der Ritter Gawein, in dessen Abenteuern die Herrlichkeit des weltlichen Ritterthums zur Anschauung gebracht wird. Indessen zieht auch Gawein nach vielen ritterlichen Kämpfen aus, um den Gral zu suchen.

Nach vier Jahren endlich finden wir Parzival wieder. Am Charfreitage, den er durch Waffentragen entheiligt, trifft er in einem Walde mit einem Ritter in grauem Gewande zusammen, der auf einer Bußfahrt zu einem Klausner begriffen ist. Dieser mahnt ihn zum ersten Male wieder an das hohe Ziel seines Lebens, an die Treue und Barmherzigkeit Gottes seiner eigenen Untreue und seinem Zweifel gegenüber. Parzival begleitet den Ritter zu dem Einsiedler und findet in demselben seinen Oheim Trevrizent. Dieser schildert ihm die Wunder des Grals und erzählt ihm, wie sein Bruder Anfortas, der König im Gral, weil er das Feldgeschrei „Amour“ vor sich hergetragen und sich im Minnedienste verirrt habe, zur Strafe von einem Heiden im Kampfe mit einem vergifteten Speer zu Tode verwundet worden, aber nicht sterben dürfe, bis der Ritter komme, der sich durch die Frage nach seinem Leide und nach dem Grale als den erweisen werde, dem er das Königthum im Gral übergeben solle. Als diesen Ritter aber bezeichnet der Einsiedler Parzival selbst.

Mit Gott versöhnt, verläßt Parzival seinen Oheim; doch wird er bald aufs Neue in ritterliche Kämpfe verwickelt; denn auch im weltlichen Kampfe muß zu siegen verstehen und sich untadelhaft bewahren, wer die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will. Endlich wird er in die Tafelrunde aufgenommen; doch entreißt er sich aufs Neue dem Kreise weltlicher Ritterschaft, denn noch hat die innerlich längst vollzogene Reinigung sich nicht vollständig auch äußerlich bewährt. Erst nachdem dies in neuen Kämpfen geschehen, verkündet ihm die Gralsbotin Koundrie, daß er zum König im Gral berufen. Er zieht zur Gralsburg, betet dreimal zur heiligen Dreifaltigkeit und fragt dann: „Oheim, was fehlt dir?“ — „Und der durch St. Sylvester einen Stier vom Tode lebend wandeln hieß, der Lazarum erstehen ließ, derselbe gab, daß

Anfortas alsbald zu vollem Heil genas." An der Stelle der drei Blutstropfen findet Parzival die Gattin und seine beiden Söhne wieder, von denen der jüngere, Kardeiß, der Erbe seiner weltlichen Besitzungen wird, während der ältere, Lohengrin, ihm als König im Gral nachfolgen soll.

Lohengrin ist bestimmt, sich mit einer jungen Herzogin von Brabant zu vermählen, und wird in einem von einem Schwane gezogenen Schiffe dorthin gebracht; da jedoch den von Montsalvatsch ausgesandten Rittern kurz vorher die Pflicht auferlegt worden, keine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten, verbietet er seiner jungen Gemahlin diese Frage, und da sie dieselbe dennoch an ihn richtet, verläßt er sie für immer. Das Schiff mit dem Schwane holt ihn ab und führt ihn wieder zum Gral zurück. So schließt das Gedicht, indem es zuletzt noch die weite Aussicht in die uralte deutsche Schwansage eröffnet.

Einen leicht zu erlangenden Genuß gewährt Wolframs Parzival nicht; selbst aufmerksame Leser gerathen in Gefahr, bei der Unzahl von Personen und Begebenheiten, die in bunter Mannigfaltigkeit an ihm vorüberziehen, den lang ausgesponnenen Faden der Erzählung zu einem scheinbar unlöslichen Knäuel sich verwirren zu sehen. Erst bei einem mehrmaligen Lesen lernt man die volle Schönheit der Dichtung, ihre ganze Kraft und Tiefe verstehen und würdigen.

Außer dem Parzival hat Wolfram von Eschenbach noch eine andere Bearbeitung der Gralsage, die Geschichte von dem alten Gralkönige Titurel, begonnen; er hat dieselbe jedoch nur bis zur 170. Strophe vollendet. Später verarbeitete ein gewisser Albrecht von Scharfenberg unter Wolframs Namen, aber ohne dessen Geist, den gleichen Stoff zu einem umfangreichen Werke über die Tempelritterschaft des Grals, das die ausführliche Beschreibung des Gralstempels enthält.

Auch das dritte Gedicht aus der Gralsage, Lohengrin, ist fälschlich Wolfram von Eschenbach zugeschrieben worden. Anknüpfend an die letzten Zeilen des Wolfram'schen Parzival, beginnt das Gedicht mit dem Sängerkrieg auf der Wartburg, begleitet dann den mit der Herzogin Elsang von Brabant vermählten Lohengrin in Kriege und andere Heerfahrten, die theils an die Geschichte anknüpfen, theils vollständig erdichtet sind, und schließt mit seiner durch Elsangs Frage herbeigeführten Rückkehr zum Gral.

Unter denjenigen Dichtungen, welche ausschließlich der Artussage angehören, ist die bedeutendste Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg, ein Gedicht, das in Stoff und Form, Gesinnung und Sprache, Tendenz und Ausführung zu den Schöpfungen Wolframs einen so schneidenden Gegensatz bildet, daß

man kaum glaubt, zwei gleichzeitige Dichter vor sich zu haben. Die schmählichste Verhöhnung der Gattentreue ist der Gegenstand des Gedichtes Tristan und Isolde. Tristan soll die schöne Isolde, die Braut des Königs Mark von Cornwallis, aus Irland abholen. Die Mutter Isoldens gibt ihr heimlich einen Liebestrank für Mark; diesen trinken Tristan und Isolde und entbrennen in heißer Liebe zu einander, von welcher sie auch dann nicht lassen, als Isolde König Marks Gemahlin geworden. Erst nach dem Tode der Liebenden erfährt Mark den Grund ihrer gegenseitigen Neigung, worauf er Beide gemeinsam begraben und einen Rosenstrauch mit einer Weinrebe auf ihr Grab pflanzen läßt. Das Gedicht verherrlicht nicht nur jene irdische Liebesgluth, die den Menschen in seinen innersten und besten Elementen aufzehrt und sich selbst als einzigen Lebensinhalt hinstellt, sondern schreitet auch achtlos hinweg über göttliches und menschliches Gesetz, über Scham und Sitte, Tugend und Ehre; denn wenn auch die Entstehung der Liebe auf den Minnetrank zurückgeführt und dadurch die Schuld auf das Geschick gewälzt wird, so ist doch nirgends von einem Kampf zwischen Liebe und Pflicht die Rede: unbekümmert um den schmachvollen Verrath, der an König Mark begangen wird, schwelgen Tristan und Isolde in ihrem Liebestaumel. Und alles dies ist in der unbefangensten und einschmeichelndsten Weise dargestellt; das verderblichste Gift ist in die Form der schönsten Poesie gekleidet. Hier finden wir Nichts von dem strengen, ernsten, oft dunkeln Gedankengange Wolframs: klar und glänzend, wie flüssiges Gold, strömen die Zeilen glatt und leicht dahin. Nichts Phantastisches hemmt den Gang der Handlung; heitere Bilder, lachende Schilderungen, hie und da mit anmuthigen, oft in den zierlichsten Scherz gekleideten Betrachtungen vermischt, ziehen wie ein heller, grüner Mai des Lebens an uns vorüber.

Gottfried -- wahrscheinlich ein Bürger aus Straßburg, da er als „Meister Gottfried“ aufgeführt wird — hinterließ sein Werk unvollendet; doch fand er für dasselbe zwei Fortsetzer in Ulrich von Türheim, der nur kurz zum Abschlusse drängt, und in Heinrich von Freiberg, der mehr im Geiste und mit dem Talente Gottfrieds fortgearbeitet.

Von ungleich geringerem dichterischen Werthe sind die übrigen dem Artuskreise angehörigen Dichtungen. Die gelungensten derselben, Iwein, der Ritter mit dem Löwen, und Erek, haben Hartmann von der Aue zum Verfasser, der die Artussage in die höfische Poesie eingeführt. Ganz besonders zeichnet sich Iwein, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gedichtet, durch eine äußerst gewandte, leichte und natürliche Darstellung aus, die ungleich mehr fesselt, als der Inhalt.

Außer den Dichtungen, welche den drei großen romantischen Sagenkreisen angehören, finden wir in der Glanzperiode unserer mittelalterlichen Dichtung auch einzelne Kunstepen, deren Stoff der antiken Sagenwelt entnommen ist. Dahin gehören Alexander vom Pfaffen Lamprecht, aus dem zwölften Jahrhundert, eine kernige, volksthümlich und frische Darstellung der Sagen von Alexander dem Großen und eine sehr beachtenswerthe Dichtung voll kräftiger und lieblicher Schilderungen und ernster, großer Gedanken; die Aeneit, von Heinrich von Veldeck nach einem welschen Vorbild gedichtet, und der trojanische Krieg von Konrad von Würzburg. In allen diesen Dichtungen treten uns jedoch die antiken Helden nicht in der Gestalt entgegen, in welcher Homer und Virgil sie uns vorführen, die überhaupt den Verfassern völlig fremd waren, sondern als mittelalterliche Kriegshelden, in Wort und That getreue Abbilder deutscher Helden und Könige aus der Ritterzeit.

Mit besonderer Vorliebe wandte sich die Kunstpoesie, dem glaubensinnigen Geiste der Zeit entsprechend, auch der Legendendichtung zu. Von der heiligen Mutter Gottes und dem Jesukinde bis zu der „duftenden Gottesblume“ jener Zeit, der „lieben heiligen Elisabeth“ von Thüringen, gibt es kaum einen irgend bedeutenden Heiligen, der nicht von den Sängern aus der Hohenstaufenzeit wäre gefeiert worden. Allerdings führen uns diese Legendendichtungen nicht in eine Welt voll Handlungen und Heldenthaten, voll Abenteuer und Leidenschaft; ja nicht einmal ein hoher Schwung dichterischer Kunst zeichnet sie im Allgemeinen aus; aber als der Ausdruck der gläubigsten, selbstlosesten Hingebung an das Unsichtbare und Ewige, verdienen diese Dichtungen in ihrer liebevollen Innigkeit und anspruchslosen Einfachheit, in ihrer stillen Milde und ihrem frommen Sinn die freundlichste Anerkennung.

Der hervorragendste Legendendichter ist der bereits genannte Konrad von Würzburg, ein bürgerlicher wandernder Sänger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Seine „goldene Schmiede“, in welcher er sich als einen Schmied darstellt, der aus Gold und edlem Gestein den herrlichen Schmuck der himmlischen Jungfrau kunstreich zusammenfüge, ist wohl die beste unter den zahlreichen Glorifikationen der heiligen Mutter Gottes und vielleicht das vollendetste seiner Werke. Auch seine Legende von dem heiligen Sylvester, deren Mittelpunkt der siegreiche Kampf des Christenthums gegen das Judenthum bildet, ist in meisterhafter Weise durchgeführt. Das Gleiche gilt von seiner Bearbeitung der herrlichen Legende von dem heiligen Alexius.

Zu den verbreitetsten und schönsten Legenden des Mittelalters gehört die von der Bekehrung des heidnischen Königs Barlaam durch den christlichen Jüngling Josaphat, die sich, von dem sinnigen

Rudolf von Ems unter dem Namen „Barlaam und Josaphat“ bearbeitet, trotz der sehr ausgedehnten Behandlung des Stoffes einer großen Beliebtheit erfreute. Auch die zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts von einem unbekannten hessischen Geistlichen mit vollster Liebe und Hingebung geschriebene versificirte Lebensgeschichte der heiligen Elisabeth gehört, obgleich bereits an der Grenze der guten Zeit stehend, in einzelnen Stellen zu dem Besten unserer ganzen Legendenpoesie.

Dem Legendenkreise verwandt, wenn auch des kirchlichen, eigentlich legendenmäßigen Hintergrundes entbehrend, ist die liebliche Erzählung Hartmanns von der Aue, „Der arme Heinrich“, die Geschichte eines Aussätzigen, der durch die liebende Hingebung eines frommen Kindes gerettet wird.

Aus dem Gebiete der epischen Poesie sind endlich noch die historischen Dichtungen zu erwähnen, die theils ihren Stoff der deutschen Geschichte entnehmen, theils als gereimte Universalchroniken die ganze Weltgeschichte umfassen. Die bedeutendste derselben ist das Annolied, zur Verherrlichung des Lebens und der Wunder des aus der Geschichte Heinrichs IV. wohlbekannten Erzbischofs Anno von Köln, der im Jahre 1183 unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde, von einem unbekannten Dichter verfaßt. Das Gedicht hebt mit der Schöpfung an, geht dann von der biblischen Geschichte zur Profangeschichte über und führt dieselbe in einzelnen Hauptmomenten bis zur Gründung von Köln, um dann zu den fränkischen Bekehrern und der Gründung des kölnischen Bischofsstuhles überzugehen und mit der Lebensgeschichte Anno's zu schließen. Fast zu der gleichen Zeit, wie das Annolied, um das Jahr 1147, entstand ein zweites gereimtes Geschichtswerk, die sogenannte Kaiserchronik, die mit jenem eine ziemlich große Anzahl von Versen gemein hat. Dieses noch im dreizehnten Jahrhundert mehrfach überarbeitete Werk, das zu einem Geschichtsbuche der Jugend im Mittelalter geworden ist, enthält, außer der Lebensbeschreibung der hervorragendsten Heiligen, eine zwar seltsam zusammengestellte und wunderlich verwirrte, aber fast durchweg in gutem altpoetischem Stil abgefaßte Profangeschichte, die mit Cäsar und Pompejus beginnt und bis auf Konrad III. reicht.

Zu den historischen Dichtungen muß auch das vielgenannte, angeblich von Heinrich von Veldeck verfaßte Gedicht von Herzog Ernst (s. Bd. III. S. 414.) gezählt werden, das sich Jahrhunderte lang als Volksbuch einer großen Beliebtheit erfreut hat.

Auch die Thiersage fand in der Blüthezeit der mittelalterlichen Dichtung ihre Bearbeiter; doch bekundet der Name Bispel — Beispiel —, womit das Mittelalter, ganz der Auffassung des klassischen Alterthums entsprechend, die Thierfabel bezeichnete, daß wir

mit derselben das Gebiet der didaktischen Poesie betreten. Eben deßhalb finden wir auch diese Dichtungsart erst gegen das Ende des Zeitraums mit größerer Vorliebe gepflegt. Der hervorragendste Fabeldichter ist der Schweizer Ulrich Boner, der bis gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts als Predigermönch in Bern lebte. Sein „Edelstein“, eine Sammlung von neunundneunzig Fabeln, deren Stoff meist den Fabeln Aesops entlehnt ist, blieb zwei Jahrhunderte lang eine Lieblingslektüre der deutschen Lesewelt und ist wahrscheinlich das älteste deutsche Buch, das gedruckt worden.

An die Fabeldichtung reiht sich die Spruchdichtung, hauptsächlich vertreten durch die weltberühmte Sammlung von Weisheitssprüchen, die, im Jahre 1229 verfaßt, unter dem Namen „Bescheidenheit des Freidank“ auf uns gekommen. Das Wort Bescheidenheit (von bescheiden = Bescheid geben) vereinigte in der Sprache jener Zeit die Begriffe von Weltklugheit und Ehrenhaftigkeit und bezeichnete die Fähigkeit, das rechte Maß und die rechte Haltung zu bewahren. Der Name Freidank (Vridanc, wohl so viel als Freidenker) scheint ein angenommener Name zu sein, hinter welchem W. Grimm den größten lyrischen Dichter jener Zeit, Walther von der Vogelweide, vermuthet. Den Geist, der das Buch durchweht, kennzeichnen gleich die ersten Strophen. „Gott dienen ohne Wank, ist aller Weisheit Anfang. Wer um diese kurze Frist der ewigen Freuden vergißt, der hat sich selber gar betrogen und zimmert auf den Regenbogen; wenn der Regenbogen zergeht, so weiß er nicht, wo sein Haus steht.“ Das Buch war ganz dazu angethan, ein Hausschatz des deutschen Volkes zu werden; auch stand es in so hohem Ansehen, daß man es, und nicht mit Unrecht, die weltliche Bibel nannte.

Wie die epische Poesie, so entfaltete sich in der Hohenstaufenzeit auch die lyrische zur reichsten Blüthe, und zwar besonders die Kunstlyrik, gegen welche das Volkslied zurücktritt, das erst später zu größerer Bedeutung gelangt. Der Hauptgegenstand der lyrischen Kunstgedichte ist die Minne, weßhalb die lyrische Dichtung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts auch den Namen „Minnegesang“ trägt. Wie der Frauendienst einen hervorstechenden Zug des Ritterthums bildete, so gehören auch die Minnesänger fast ausschließlich dem Ritterstande an. Indessen war die irdische Minne nicht der alleinige Gegenstand des Minnegesangs; auch die himmlische Minne wurde in zahlreichen Liedern besungen: begeisterte Loblieder erschallen zum Preise der heiligen Jungfrau; andere feiern die Kreuzfahrten, und wieder andere ergehen sich, als eigentliche geistliche Lieder, in frommen Betrachtungen über die göttliche Weisheit und im Lobe des Schöpfers. Auch die wechselnden Erschei-

nungen der Natur: der Frühling mit seiner Blüthenpracht, wie die fallenden Blätter des Herbstes und die Oede des Winters, die stille Waldeinsamkeit, wie der heitere Gesang der Vögel begeistern die Minnesänger zu Dichtungen voll Jugendfrische und tiefen Gefühls.

Die Minnesänger trugen ihre Lieder im Gesange vor, unter Begleitung eines Saiteninstruments, gewöhnlich im Kreise edler Herren und Frauen auf den Burgen der Ritter oder an den Höfen kunstliebender Fürsten, und im Gesange pflanzten sich ihre Dichtungen fort; denn die meisten der ritterlichen Sänger — selbst Wolfram von Eschenbach — waren des Schreibens unkundig. Erst später, als die schönste Zeit des Minnegesangs bereits im Erlöschen war, wurden die noch vorhandenen Lieder niedergeschrieben und zu großen Liedersammlungen zusammengetragen. Die vollständigste dieser Sammlungen ist der „Manessische Codex", veranstaltet durch den Züricher Rathsherrn Rüdiger von Manesse, wahrscheinlich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. Derselbe enthält Lieder von hundertsechsunddreißig Minnesängern, deren Bildnisse und Wappen in glänzenden Miniaturen dargestellt sind. Im dreißigjährigen Kriege ist dieses Prachtwerk nach Paris gekommen, wo es eine der Hauptzierden der großen Bibliothek bildet.

Als der älteste eigentliche Minnesänger gilt der westfälische Ritter Heinrich von Veldeck (Veldekin), der Verfasser der „Aeneit", mit welchem um das Jahr 1184, wie die ritterliche Poesie überhaupt, so auch die Minnedichtung in ihre Blüthezeit eintrat. Wohl gleichzeitig mit ihm dichtete der bereits bei dem Nibelungenlied erwähnte Kürenberger, der jedoch noch mehr in volksthümlicher Weise singt. Von ihm sind nur fünfzehn Gedichtsstrophen auf uns gekommen; doch wiegen diese wenigen geretteten Blüthen ganze Sträuße späterer Minnesänger auf. Einer edlen Frau legt er den Gesang vom Falken — einem Bilde, das besonders den älteren Minnesängern geläufig war — in den Mund:

„Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet, wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand,
Da hob er sich viel hohe und flog in fremdes Land.
Seitdem sah ich den Falken, er flog viel hoch;
Er führte an seinem Fuße die seidenen Riemen noch.
Noch gab sein Gefieder rothgoldenen Schein —
Gott sende sie zusammen, die geliebt wollen sein."

Unter den älteren Minnesängern ragt als Sänger der göttlichen Minne ein unter dem wahrscheinlich angenommenen Namen Spervogel bekannter Dichter hervor, dessen geistliche Lieder zum Theil den Charakter der Erhabenheit tragen. Von ergreifender Schönheit sind seine Weihnachtsstrophen: „Er ist gewaltig und stark,

der zur Weihnacht geboren ward; das ist der heilige Christ, den lobe Alles, was da ist. Wer die Heimath in der Finsterniß hat bei Denen, die den Christ nicht loben wollen, dem scheint die Sonne nicht licht, und der Mond hellt ihn nicht, und nicht die leuchtenden Sterne."

Auch von den hervorragendsten epischen Dichtern haben viele den Minnegesang gepflegt, so Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, besonders aber Hartmann von der Aue, der zu den vorzüglichsten Minnesängern gehört.

Als der größte deutsche Lyriker des Mittelalters gilt mit Recht Walther von der Vogelweide. Keiner unter seinen Zeitgenossen verstand es, des Frühlings Wonne, des Winters Wehmuth, der Liebe Lust und Leid und alles, was die Brust des Mannes bewegt, das Menschenherz erhebt, mit solcher Wärme und Wahrheit zu besingen, wie er. Aber während er wegen seiner tiefernsten religiösen Gesänge, wie um seiner zarten Natur- und Minnelieder willen mit Recht als ein wahrer Meister des Gesangs gepriesen wird, kann seinen politischen Dichtungen, den sogenannten „Sprüchen", nicht das gleiche Lob gespendet werden, obgleich gerade seine Klagelieder gegen die Päpste seiner Zeit bei den Gegnern des Papstthums als der Ausdruck der reinsten vaterländischen Gesinnung die höchste Anerkennung gefunden haben.

Trotz seiner ritterlichen Herkunft war Walther ohne jedwedes Besitzthum; doch verschaffte ihm seine Sangeskunst Zutritt und Gönner an verschiedenen Fürstenhöfen. Zuerst finden wir ihn zu Wien am Hofe Herzog Friedrichs des Katholischen; da jedoch dessen Nachfolger Leopold VII. ihm nicht hold war, wandte er sich an König Philipp den Staufer, für welchen er bereits mit den dem hohenstaufischen Hause verwandten Babenbergern Partei ergriffen, und gewann dessen Gunst durch ein Gedicht, in welchem er des Staufers Thronbesteigung feiert. Im Dienste Philipps stimmte er in den Hohn ein, mit welchem die hohenstaufische Partei den großen Innocenz III. überschüttete, als dieser sich für Otto IV. erklärt hatte.

Doch Walther fand am Hofe Philipps seine Rechnung nicht; der König erwies sich gegen ihn nicht so mildthätig, als er es erwartet haben mochte; daher ging er über zu der Welfischen Partei und fand gastliche Aufnahme am Hofe Hermanns von Thüringen, des besonderen Gönners der Minnesänger, der sich an Otto IV. angeschlossen. Hier verlebte er mit Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach und andern hervorragenden Sängern genußreiche und für seinen Minnegesang fruchtbare Tage.

Indessen hatte sich Otto, nachdem er zu Rom die Kaiserkrone empfangen, durch die Nichterfüllung seiner gegen die Kirche einge-

gangenen Verpflichtungen den Bann zugezogen, und dies gab Walther, der ein Lehen von dem Kaiser zu erlangen wünschte, Veranlassung zu neuen Schmähgedichten auf den Papst, den er als den Verderber der Christenheit bezeichnet; selbst die von Innocenz zu einem neuen Kreuzzug veranstalteten Sammlungen erklärte er als eine von demselben gebrauchte List, um sich selbst auf Kosten der Deutschen zu bereichern. Doch seine Begeisterung für die Sache Otto's verrauchte bald, als er sich in seiner Hoffnung auf das von dem Kaiser ihm zugesagte Lehen getäuscht sah; er sagte sich von ihm los, um für Friedrich II. Partei zu ergreifen, und der kluge Hohenstaufe versäumte nicht, den Sänger für sich zu gewinnen, der mit Rücksicht auf den bedeutenden Nachhall seiner Lieder von sich sagen durfte:

„Es geht die Welt wohl halb nach meinem Rath."

So lange Friedrich mit der Kirche im Frieden lebte, hütete sich Walther wohl, seine Stimme gegen den Papst zu erheben; nachdem jedoch Gregor IX. den Bann über den wortbrüchigen Kaiser ausgesprochen, erschollen auch aufs Neue des Dichters Klagelieder über das Oberhaupt der Kirche. Doch begann bald die Reue in sein Herz einzukehren, wie er sich auch schon in seinen Anschuldigungen gegen Gregor IX. viel gemäßigter gezeigt, als in seinen früheren Klageliedern gegen Innocenz III., und als im Jahre 1229 Friedrich seinen Kreuzzug wirklich antrat, trieb der Wunsch, im heiligen Lande Buße zu thun für seine Sünden, den hochbetagten Sänger an, sich ihm anzuschließen. Von dieser Zeit an hören seine Schmähungen gegen die Päpste auf, und seine letzten Dichtungen reihen sich an das Beste an, was er geschaffen.

Den Uebergang der Poesie zur Wirklichkeit, die Vermischung rein idealer Zustände mit dem gemeinen Leben und somit den drohenden Untergang der Minnepoesie bezeichnet besonders der „Frauendienst" Ulrichs von Lichtenstein, in welchem der Verfasser, ein reicher Landherr aus Steiermark und ein Vorfahr des jetzt fürstlichen Hauses Lichtenstein, eine vollständige Schilderung seines eigenen dreiunddreißigjährigen phantastischen und vielfach anstößigen Lebenslaufes gibt. Das Beste in dem Gedichte sind die vielen eingeflochtenen Minnelieder, die eine große Formgewandtheit bekunden.

Den Humor im Minnegesang vertritt Neidhart (Nithart), ein baierischer, später in Oesterreich ansässiger Ritter, wahrscheinlich dem Geschlechte der Herren von Fuchs — der noch jetzt in Oesterreich blühenden gräflichen Familie Fuchs zu Puchheim — angehörend. Den Beinamen Neidhart scheint ihm der spöttische, neidische Zug in seinen Dichtungen verschafft zu haben. Seine Lieder

entlehnen ihre Stoffe meist dem Bauernleben und sind eigentliche Spottgedichte auf den Bauernstand, dessen Feste und Spiele und übermüthige, unbesiegbare Rauflust er in kräftigen, derben Zügen schildert, während der muntere, oft fast hüpfende Takt seiner Verse in glücklicher Weise den ganzen tollen Jubel dörflicher Festlichkeiten nachahmt. Wenn er auch nicht für das Volk, sondern für die Kreise seiner Standesgenossen dichtete, streift er doch sehr an den eigentlichen Volkston und ist dadurch der Schöpfer der volksthümlichen Lyrik an den Höfen geworden.

Mit dem Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts sank die Poesie unaufhaltsam. An die Stelle der einfachen Natürlichkeit trat eine übertriebene Künstlichkeit der Form, die, verbunden mit dem Auskramen einer oft spitzfindigen Gelehrsamkeit, den Mangel der schaffenden Poesie verdecken sollte. Aus dieser Epigonenzeit des Minnegesangs verdient nur Heinrich von Missen oder Meißen, genannt der Frauenlob, Erwähnung. Nachdem sich Frauenlob an manchem Hofe Lorbeeren, aber meist nur kärglichen Lohn erworben, zog er sich um das Jahr 1310 nach Mainz zurück, wo er die erste Meistersängerschule gegründet haben soll. Hier starb er im November 1318. Das hohe Ansehen, in welchem er bei der Frauenwelt seiner Zeit stand, trat besonders bei seinem merkwürdigen, von dem Chronisten Albrecht von Straßburg geschilderten Leichenbegängniß zu Tage. Frauen trugen seine Leiche unter strömenden Thränen und lautem Wehklagen aus seiner Wohnung zu seiner Ruhestätte im Kreuzgang des Domes und gossen goldenen Wein auf sein Grab in solcher Menge, daß der ganze Kreuzgang davon überfluthete.

Ganz in der gelehrten künstlichen Weise der Dichtungen Frauenlobs ist auch der Wettgesang verfaßt, der unter dem Namen des „Sängerkriegs auf der Wartburg“ auf uns gekommen. Daß diesem Gedichte ein historisches Ereigniß, ein wirklicher Sängerstreit, zu Grunde liegt, der in den Jahren 1206 und 1207 am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen stattgefunden haben soll, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit annehmen; dagegen sind die Einzelnheiten, welche das Gedicht von demselben berichtet, wie nämlich den Besiegten nichts Geringeres habe treffen sollen, als der Tod von Henkershand, und wie der von Wolfram von Eschenbach besiegte Heinrich von Osterdingen, ein Bürger von Eisenach, nachdem er bei der Landgräfin Sophie Schutz gesucht und gefunden, seine Zuflucht zu dem mythischen Meister Klingsohr aus Ungarland genommen, durch dessen Erscheinen der Streit friedlich geschlichtet worden, ohne allen Zweifel vollständig erdichtet und, wie Vilmar sagt, für nichts Anderes zu halten, als für einen späten, gleichsam halb wehmüthigen Nachklang der Erinnerung an eine dichterisch große, reich belebte und durch die Poesie bis in ihre innersten Tiefen bewegte

Zeit, die auch Leib und Leben an die Poesie, deren Herrlichkeit und Ehre zu setzen im Stande war. Daß diese Zeit unwiederbringlich entschwunden, beweist am besten das genannte, einst vielbesprochene, sogar berühmte Gedicht selbst, das auch nicht die leiseste Spur jener geistigen Frische und herrlichen Kraftentfaltung des dichterischen Genius zeigt, welche die erste Blüthezeit unserer poetischen Literatur kennzeichnen.

## XIX.

# Die Baukunst im Mittelalter.

## Die geistlichen Baumeister und die Bauhütten.

Vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert waren die Klöster die einzigen Pflanzstätten der christlich-germanischen Baukunst. Wie schon der heilige Benedikt von Nursia und die hervorragendsten Glieder seines Ordens dieselbe gepflegt, so legten später auch die Prämonstratenser und die Cistercienser den regsten Eifer für das kirchliche Bauwesen an den Tag, und alle von diesen verschiedenen Orden vom achten bis zum dreizehnten Jahrhundert gegründeten Klöster und Kirchen wurden ohne Ausnahme von den Mönchen selbst erbaut; nicht nur die schöpferische Erfassung des Baues, sondern auch die technische Ausführung war ihr Werk.

Auch mehrere Bischöfe erwarben sich als Architekten einen hohen Ruf: so der Bischof Benno von Osnabrück, der als der kundigste Baumeister seiner Zeit die Bischöfe Walther und Siegfried von Speier in der Leitung des dortigen Dombaues unterstützte, sowie die Bischöfe Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn, welcher Letztere um das Jahr 1017 die Bartholomäuskirche in Paderborn erbaute. Bis zum zwölften Jahrhundert wird überhaupt nur ein weltlicher Baumeister genannt, nämlich Einhard, der Oberaufseher der Bauten Karls des Großen. Ueberall in Deutschland und Frankreich treffen wir um diese Zeit nur geistliche Baumeister und Steinmetzen; von ihnen ging die ganze weitere Entwicklung der Baukunst aus; daher auch der einheitliche, gleichmäßige Charakter in der architektonischen Anlage so vieler Kirchen jener Zeit.

Die geistlichen Baumeister waren es auch, welche in der kirchlichen Architektur das christliche Prinzip zur Geltung brachten. Ihrer tiefen Auffassung der christlichen Wahrheit wie ihrem himmelwärts gekehrten Sinne verdanken wir die Entstehung neuer Gotteshäuser, die nicht nur den Kultusbedürfnissen in jeder Beziehung

entsprachen, sondern auch den christlichen Grundgedanken zum vollständigsten Ausdruck brachten. Wenn auch die Benediktiner bei den ersten Gotteshäusern, die sie den durch sie zum Christenthum bekehrten Germanen erbauten, die altchristlichen Basiliken zum Vorbild genommen, so erkannten sie doch bald, daß dieselben, weil aus der antiken Baukunst hervorgegangen, noch Elemente in sich bargen, die dem christlichen Geiste widersprachen, und indem sie sich die Umbildung des Basilikenbaues nach den Ideen des Christenthums zur Aufgabe stellten, kam in ihrer stillen Klosterzelle der geniale Plan jener großartigen Kirchenbauten zur Reife, worin das christliche Prinzip — die Richtung nach Oben — im Ganzen wie in der Gliederung zur vollständigen und vollendeten Durchführung gelangt ist und der Gedanke über den Stein den vollkommensten Sieg errungen hat. „Die so wohl gefügten und so weise geordneten Steine jener Riesenbauten," sagt Reichensperger treffend, „erscheinen nicht blos als ein Musterbild vollendeter Technik: die Formen, zu welchen sie sich gestalten, strahlen zugleich einen Geist aus, wie ihn keine andere Sprache, selbst die Musik nicht ausgenommen, zu gestalten vermag. Diese kalten Quadern haben ein warmes Herz, in welchem ein höheres Leben pulsirt — es ist die Sprache, es ist der Geist des Christenthums. Das Werk der Erlösung hat auch die Künste und vor allen ihre gemeinsame Mutter, die Baukunst, von den Banden freigemacht, mit welchen das Heidenthum dieselben an die Erde gefesselt hielt; es hat der Materie Flügel verliehen, auf denen sie sich wie der Laut einer Stimme himmelwärts schwingt und keinen Sturz mehr fürchtet. Die Zweige, die der Polytheismus versteinert hatte, ergrünen wieder unter dem belebenden Hauche der neuen Offenbarung; man sieht sie Blätter und Blüthen treiben und zu einem heiligen Haine sich wölben, in dessen Schatten der Altar für Denjenigen aufgerichtet ist, in dem wir den Inbegriff des Wahren, Schönen und Guten erblicken."

Mit welcher Begeisterung sich auch das Volk bei den großartigen Bauten der Geistlichkeit betheiligte, ersehen wir aus einer Schilderung des Abtes Haimo von St. Pierre, die er gelegentlich der Erbauung seines neuen, großartigen Gotteshauses entwirft. „Wer hat jemals gesehen," so berichtet er vom Jahre 1148, „daß Fürsten, große Herren, Ritter in ihrer Rüstung, ja selbst zarte Frauen um ihren Hals das Joch spannten, wie Zugthiere, um schwere Lasten herbeizuführen? Man trifft sie zu Tausenden, wie sie manchmal eine einzige Maschine ziehen, so schwer ist dieselbe. Oder wie sie aus weiter Ferne Getreide, Wein, Oel, Kalk, Steine und andere Gegenstände für die Arbeiter zusammenschaffen. Nichts hält sie auf, weder Berge, noch Thäler, noch Flüsse; sie setzen hinüber, wie ehemals das Volk Gottes. Das Wunderbarste aber ist,

daß diese unzähligen Schaaren ohne Unordnung und Geschrei dahin wandern. Man hört ihre Stimme nur auf das Zeichen der Glocke; da singen sie Psalmen und Jubellieder, oder sie beten für die Vergebung ihrer Sünden. Wenn sie am Ziele angekommen sind, umlagern sie wie Brüder die Kirche; sie halten sich in der Nähe ihrer Wagen, wie Soldaten im Feldlager. Wenn der Abend kommt, zündet man Kerzen an, verrichtet das Gebet und trägt zu den heiligen Reliquien sein Opfer. Darauf kehren Alle, Priester und Volk, mit großer Erbauung zurück, Jeder an seinen Herd; sie gehen geordnet unter Psalmengesang und Gebet für die Kranken und Bedrängten."

Einen ganz besonderen Aufschwung nahm das kirchliche Bauwesen zur Zeit der Kreuzzüge, deren mächtig fördernder Einfluß sich über alle Gebiete der Kunst erstreckte. So groß war die allgemeine Glaubensbegeisterung, daß während zahllose Schaaren aus Deutschland und Frankreich zur Befreiung des heiligen Grabes nach dem Orient zogen, sich unter den in der Heimath Zurückgebliebenen noch viele Tausende fanden, die freudig herbeieilten, um sich an den Kirchenbauten zu betheiligen. Allerdings wurde dieser Eifer auch durch die Indulgenzen belebt, welche von manchen Kirchenfürsten für die Unterstützung der Kirchenbauten ertheilt wurden, so wie auch der Ertrag der Kirchenbußen bisweilen hierfür bestimmt wurde; aber in jener glaubenseifrigen Zeit bedurfte es nur selten einer solchen Anregung. Ganz besonders waren es damals die Gegenden des Rheines, in welchen die kirchliche Architektur ihre großartige Thätigkeit entfaltete, um Musterbauten zu errichten, die in der Folge in allen christlichen Ländern Europa's Nachahmung fanden.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert ging das kirchliche Bauwesen mehr und mehr an weltliche Baumeister und Werkleute über. Zwar hatte man schon früher Laien — Steinmetzen, Maurer und Zimmerleute — die unter der Leitung der Mönche zu besonderen Korporationen, den sogenannten Bauhütten, zusammengetreten waren, zu den kirchlichen Bauten herangezogen; ihr Antheil an denselben war jedoch auf die technische Ausführung der Baupläne beschränkt geblieben. Mit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wurde es anders: auch die schöpferische Erfassung des Baues wurde nach und nach den Laien überlassen, und beim Ausgang des Jahrhunderts befand sich das kirchliche Bauwesen fast ausschließlich in ihren Händen.

Dieser Uebergang der kirchlichen Architektur aus den Händen der Geistlichkeit in die der Laien hatte seinen Grund zunächst in der ungewöhnlich großen Anzahl neuer Gotteshäuser, die das dreizehnte Jahrhundert ins Leben treten sah. Mit dem großartigen

Aufschwung, den die Städte in Folge der Kreuzzüge genommen, war unter dem Bürgerstande ein reges geistiges Leben erwacht, das namentlich in der Pflege und Unterstützung der Künste zu Tage trat. Vor allen andern war es die Baukunst, für welche sich, besonders in den größeren Städten, der regste Eifer kund gab; denn mit dem frommen Sinn der Zeit verband sich der Wunsch der Bürgerschaft, in prachtvollen Gotteshäusern ein Bild der Größe und Macht ihres städtischen Gemeinwesens darzustellen. Für die Menge dieser neuen Gotteshäuser reichten jedoch die Hände der Geistlichkeit nicht aus. Dazu kam die reiche Ornamentik, die sich in dem zur Herrschaft gelangten gothischen Baustil entfaltete. Zur Bewältigung dieser neuen Aufgabe war eine Fülle künstlerischer und handwerksmäßiger Kenntnisse und Fertigkeiten erforderlich, deren Aneignung weder das Berufsleben der Mönche noch ihr grundsätzliches Festhalten an bescheidener Einfachheit zuließ.

So mußte man das kirchliche Bauwesen weltlichen Baumeistern und Handwerkern überlassen. Die Bauhütten — so genannt nach der in der Nähe des im Werk begriffenen Baues errichteten Hütte, die ebensowohl zum Versammlungsorte als zur Werkstätte diente, — wurden nun selbstständig und gelangten bald, von Päpsten und Kaisern mit großen Privilegien ausgestattet, zu hohem Ansehen. Die berühmtesten derselben waren die von Straßburg, Köln, Wien und Zürich. Diese Baugenossenschaften waren, dem mittelalterlichen Zunft- und Korporationswesen entsprechend, in Meister, Sprecher (Parlirer) und Gesellen gegliedert. War auch der nächste Zweck, zu welchem sie zusammengetreten — einmüthiges Zusammenwirken in ihrer Arbeit und Sicherung des Schatzes der erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten — ein bürgerlicher und handwerksmäßiger, so hatten sie doch auch ein höheres, religiöses Ziel im Auge und waren strengkirchliche Vereine, die nicht nur ihre Einrichtungen und Gesetze, sondern auch ihre Gebräuche und Gewohnheiten dem Klosterleben entnommen hatten. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn man die Bauhütten mit den heutigen Freimaurern in Verbindung bringen oder gar diese von jenen herleiten will.

Der vornehmste religiöse Gebrauch der Bauhütten war die Feier des dem Ordensfeste der Klöster entsprechenden Vereins- oder Bruderschaftsfestes der Bauhütte, des sogenannten Jahrestages, dessen Mittelpunkt die gottesdienstliche Feier, die Anhörung der heiligen Messe, bildete, an welcher alle Mitglieder der Bauhütte, „außer Gottesgewalt“, d. h. außer dem Falle einer schweren Krankheit, theilnehmen mußten. Einen weiteren Beleg für den kirchlichen Charakter der Bauhütten finden wir in der Verehrung des Schutzheiligen. Jede Bauhütte verehrte einen besonderen Heiligen,

dessen Bild auf dem Bruderschaftsaltar aufgestellt war und die Zunftfahne schmückte, als ihren Patron und Fürbitter bei Gott und beging dessen Fest durch eine kirchliche Feier. Auch die jährliche Gedächtnißfeier für die verstorbenen Mitglieder war ein ächt kirchlicher Brauch.

Wie die Klöster, so hatten auch die Bauhütten ihren geistlichen Vater, dem die Erfüllung der christlichen Liebeswerke: die Unterstützung der Nothleidenden, die Vorsorge für die Kranken, für die Wittwen und Waisen verstorbener Mitglieder, die Beherbergung der Fremden u. s. w., oblag und die Hut der Innungslade mit dem Siegel, den Schriften und Dokumenten der Bauhütte anvertraut war. Selbst der unter den Mitgliedern übliche Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ bekundete den kirchlichen Charakter der Bauhütte, wie auch die in den alten Innungsbüchern enthaltenen Vorschriften über das Verhalten der Baugenossen auf ächt christlicher Grundlage beruhten. Gehorsam gegen die Vorgesetzten, Ehrlichkeit und Redlichkeit und ein unbescholtener Wandel, nach dem Sprüchwort: „Die Bauhütten müssen rein sein, als wenn sie von Tauben belesen wären,“ galten als diejenigen Tugenden, nach welchen die Genossen vor Allem streben sollten. Diesem in den Bauhütten herrschenden, durch und durch christlichen Geiste ist es zuzuschreiben, daß sie so viel Großes und Herrliches geleistet und so viele Jahre hindurch fortbestanden haben. Als später dieser fromme Geist aus den Bauhütten entschwunden war, sank das Maurerinnungswesen zur leeren Förmlichkeit herab, und um die innere Gehaltlosigkeit zu verbergen, hüllte man sich in geheimnißvolles Dunkel.

Wie sehr auch diese weltlichen Baumeister von dem christlichen Geiste der Baukunst durchdrungen waren, beweist der strengkirchliche Charakter des neuen gothischen Baustils, der unter ihrem Einflusse zur Entwicklung gelangte und in dessen herrlichen Denkmälern die christliche Baukunst ihre höchste Vollendung erreichte.

## Der romanische und der gothische Baustil.

Was in der altchristlichen Basilika dem Geiste des Christenthums am wenigsten entsprach, war die theilweise noch herrschende gerade Linie und insbesondere die horizontale Decke; denn diese störte den aufstrebenden Charakter des Ganzen, hemmte den himmelwärts drängenden Zug. Indem die Geistlichkeit ganz besonders diesem Mangel abzuhelfen suchte, kam im elften und zwölften Jahrhundert ein Baustil zur Entwicklung, der in seinem lebhaften Streben nach Höhe, Schwunghaftigkeit und Erhabenheit der Formen einen entschiedenen Gegensatz zur Antike bildet. Das Charakteri-

stische dieses neuen Baustils liegt in der Herrschaft des Rundbogens. Während der Halbkreisbogen in der altchristlichen Basilika nur in einzelnen Theilen zur Anwendung gekommen, beherrscht derselbe fortan das ganze Gebäude: in den Pfeilern, Fenstern, Arkaden und Galerien, im Portale, in der Bedeckung, überall herrscht das Bogenprincip.

Dieser neue, vom zehnten bis zum dreizehnten Jahrhundert zur Entwicklung gekommene Baustil hat den Namen des „romanischen“ erhalten — eine Benennung, die insofern zutreffend ist, als derselbe in der That römische und germanische Elemente in sich vereinigt. Aus der von Rom überlieferten Grundform hat sich der germanisch-christliche Typus entwickelt. Inspirirt von dem himmelwärts strebenden Geiste des Christenthums, hat der germanische Geist, der in keiner Weise, weder in seinen Anschauungen noch in seinen nationalen Sympathien, von der antiken Tradition beeinflußt war, die aufstrebende Form des neuen Baustils geschaffen und dadurch dem christlichen Grundgedanken in der Baukunst zum Siege verholfen.

Der Charakter der romanischen Kirchenbauten ist einfache, ernste Erhabenheit. Dem ruhigen, besonnenen, ernsten Geiste der Klosterbrüder, deren Werk sie waren, lag der Gedanke an reichen Schmuck und Mannigfaltigkeit der Formen fern; nur Eines schwebte ihnen als Ideal vor: der Bau sollte in seiner majestätischen Größe und gewaltigen Kraft den Geist nach Oben ziehen und nach Innen kehren; daher der gleichförmige Typus, der allen Kirchen romanischen Stils zu Grunde liegt.

Die Haupteigenthümlichkeit der romanischen Kirchen besteht im Gewölbebau mit dem Rundbogen, der jedoch erst gegen das Ende des elften Jahrhunderts auch im Langhause zur Anwendung kam. Eine andere wichtige Neuerung, welche der romanische Stil in den Basilikentypus einführte, sind die Kirchthürme. Zwar gab es deren in Italien schon seit der Erfindung der Glocken im siebenten Jahrhundert; aber diese Thürme waren einfache Anbauten, ohne organischen Zusammenhang mit dem Kirchenkörper, gewöhnlich viereckig, doppelt so hoch als die Kirche selbst und in einem flachen Pyramidendach endigend. In den Kirchenbauten romanischen Stils dagegen sind die Thürme harmonisch in die Konstruktion des Ganzen verflochten. Sie wurden entweder über dem Mittelschiff am Eingang, oder an den beiden Enden der Vorderseite, oder auch über dem Kreuzschiff an der Vierung errichtet. Zu dem kuppelförmigen, achteckigen Hauptthurm über der Vierung kommen gewöhnlich vier kleinere, runde oder polygonförmige Eckthürme.

Die Neuerungen des romanischen Stils blieben nicht auf den

Kirchenkörper selbst beschränkt: sie erstreckten sich auch über die einzelnen Theile des Baues. Gerade über dem Sanktuarium erhebt sich die Kuppelwölbung, die wie ein riesiger himmlischer Schild das Heiligthum des Altars zu bergen scheint. Die unter dem Chorraume befindliche Krypta wird so bedeutend erweitert, daß sie bisweilen die Gestalt einer vollständigen Kirche erhält, deren Bedeckung das auf Säulen oder Pfeilern ruhende Kreuzgewölbe bildet. Eine besondere Sorgfalt verwandte der romanische Stil auf die Ausschmückung der Portale durch plastische Darstellungen aus der biblischen Geschichte und Legende, durch Statuen und Reliefbilder, die mit Skulpturen und Ornamenten aus der christlichen Symbolik der Pflanzen- und Thierwelt abwechseln. Die Thüre vertieft sich von Außen nach Innen, und in den sich verengenden und vertiefenden Bogen findet die Bestimmung des Portals, zum Eintritt in das Innere der Kirche einzuladen und das Gemüth auf das Heiligthum vorzubereiten, einen entsprechenden, kraftvollen Ausdruck.

Zu den äußeren Verzierungen, die der romanische Stil in den Kirchenbau eingeführt, gehören auch die Arkaden-Galerien, die, an einem Theile der Außenseite hinlaufend, einen offenen Gang bilden, sowie das große Radfenster, die sogenannte Rose, die sich bald über dem Portale, bald am Giebelbau befindet. Auch die Fenster erfuhren in dem romanischen Kirchenbau eine bedeutende Abänderung; sie wurden nicht nur weit größer, sondern auch je zwei oder drei zu sogenannten „gekuppelten“ Fenstern verbunden, die durch Säulchen auseinandergehalten und von einem gemeinsamen äußeren Bogen (Archivolte) umschlungen sind.

Der romanische Baustil blühte hauptsächlich am Rhein zur Zeit der fränkischen Kaiser. Seine berühmtesten Denkmäler sind die Dome zu Speier, Worms und Mainz, die jedoch im Laufe der Zeit so beträchtliche Veränderungen erlitten haben, daß von der ursprünglichen Anlage nur noch einzelne Ueberreste vorhanden sind. In der zweiten Hälfte des zwölften und in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entstand durch Beimischung verschiedener neuer Elemente der sogenannte spätromanische Stil, der den Uebergang zum gothischen bildet.

In dem gothischen Stil, dessen Entwicklung hauptsächlich der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunders angehört, erreichte die christliche Baukunst das Ideal, dem sie in dem romanischen bereits nahe gekommen. „Die Idee des christlichen Kultus“, sagt Neumaier, „die himmelanstrebende Sehnsucht einerseits, sowie die geheimnißvolle, unergründliche Tiefe des christlichen Glaubens andrerseits, fand hier ihren würdigsten und kräftigsten Ausdruck. Der kühngedehnte, Alles beherrschende Spitzbogen, die hoch zu den Wolken emporstrebenden Thürme, die riesigen Pfeiler und Säulen, die hoch-

geschwungenen Bogen und Gewölbe, die plastischen, ewige Wahrheiten symbolisirenden Formen, die dämmernden, mit magischem Lichte übergossenen Hallen — Alles zieht hier den Geist mächtig nach Oben und verkündet ihm die geheimnißvolle Nähe der Gottheit."

Das Hauptverdienst des gothischen Stiles, der sich mit nothwendiger Konsequenz in Folge innerer Entwicklung aus dem romanischen herausbildete, besteht darin, daß er an die Stelle des Rundbogens den Spitzbogen, an die Stelle bescheidener Dekoration den reichsten architektonischen und plastischen Schmuck setzte. Wenn auch der romanische Stil in der durch ihn zur Herrschaft gelangten Richtung nach Oben, wie in der inneren Ausschmückung der Gotteshäuser dem christlichen Grundgedanken Genüge leistete, so lagen in demselben doch noch manche Keime, die einer weiteren Fortbildung fähig waren: das Aufstrebende konnte noch kräftiger hervorgehoben, das ästhetische Element umfassender berücksichtigt werden. Beides geschah im gothischen Stil, der nicht nur im kühnen Spitzbogen das Emporstrebende noch entschiedener ausprägte, sondern auch den ganzen Bau durch den überschwenglichen Reichthum künstlerischer Gestalten und lieblicher Zierden belebte und idealisirte.

Zu dieser wunderbaren Entwicklung der germanisch-christlichen Baukunst, wie wir sie in dem gothischen Stil verwirklicht sehen, hat einerseits der Einfluß der neugestifteten geistlichen Orden der Franziskaner und Dominikaner und andererseits das Aufblühen des Bürgerstandes das Meiste beigetragen. Der Geist der christlichen Mystik, der durch die beiden neuen Orden wesentlich gefördert wurde, konnte auf die Entwicklung der Künste, und ganz besonders der Baukunst, nicht ohne tiefgreifenden Einfluß bleiben, und ebensowenig konnte sich dieselbe der Einwirkung des im Volksleben erwachten frischen, blühenden Formensinns entziehen, der, jeglicher Monotonie abhold, Alles kunstreich und mannigfaltig gestaltet sehen wollte. Unter solchen Einflüssen kam der gothische Stil zur Reife; der christlichen Mystik verdankt er den Charakter der himmelwärts strebenden Sehnsucht, dem frischen Formensinn des Volkslebens die reiche plastische Dekoration. Eben deßhalb finden wir auch den gothischen Stil hauptsächlich an den Kathedralen und städtischen Hauptkirchen, während der romanische Stil für die Klosterkirchen, insbesondere der Cistercienser und Prämonstratenser, den Vorzug behielt.

Das eigentliche charakteristische Merkmal des gothischen Stils ist der Spitzbogen, der, anfänglich nur im Gewölbebau angewandt, bald seine Herrschaft über das ganze Gebäude und alle einzelnen Theile desselben ausdehnte. Mit Recht nennt man daher den gothischen Stil auch den Spitzbogenstil. Die Einführung des Spitzbogens machte indessen eine mehr oder weniger durchgreifende Aenderung in der ganzen Bauanlage nothwendig. Als nächste

Folge derselben treten uns im Gewölbebau die Säulenbündel und Strebepfeiler entgegen, die sich in den romanischen Kirchenbauten nicht finden. Da nämlich das Spitzbogengewölbe aus einzelnen Rippen und Gurten zusammengesetzt ist, so war es angemessen, auch seinen Stützen eine Gliederung zu verleihen und um den Kern des Pfeilers so viele Halbsäulen zu legen, als er Rippen und Bogen zu stützen hat. Die Pfeiler laufen sonach oben in einzelnen Röhren auseinander, so daß sie gleichsam aus einem Bündel von Röhren zusammengesetzt scheinen.

Die Fenster erhielten in den gothischen Kirchen eine weit größere Ausdehnung und sind in einzelne Gruppen getheilt, die ein gemeinsamer Spitzbogen umspannt; innerhalb desselben erheben sich kleinere Spitzbogen, und der Raum unter dem Bogenscheitel ist mit Laubwerk und geometrischen Gebilden ausgefüllt. Die Rose oder das Radfenster erhielt gleichfalls eine größere Dimension und eine weit reichere Verzierung. Auch die Portal- und Façaden-Anlage zeigen in den gothischen Kirchen eine wunderbare Fülle dekorativen Reichthums.

Am kräftigsten tritt der aufstrebende Charakter des gothischen Doms in der Thurm-Anlage hervor. Obgleich die wenigsten gothischen Thürme, durch welche so zu sagen alle einzelnen Theile des Baues zur Einheit mit einander verbunden sind, die projektirte Höhe erreicht haben, überragen sie doch bedeutend die romanischen. Der Helm des Thurmes ist durchbrochen gearbeitet und gewöhnlich mit einer achtseitigen Pyramide gekrönt.

Zur Erhöhung der dekorativen Pracht trugen in den gothischen Kirchen insbesondere die farbigen Fenster und Glasmalereien bei, die eine wesentliche Eigenthümlichkeit derselben bilden. Zur schönsten Entfaltung gelangte die bereits im zehnten Jahrhundert bekannte Glasmalerei im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; von da an gerieth sie allmählich in Verfall und ging im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert gänzlich unter; erst im neunzehnten Jahrhundert sind gelungene Versuche gemacht worden, sie zu ihrer früheren Vollendung zurückzuführen.

Das erhabenste, größte und vollkommenste Muster gothischen Stils — dem Plane nach — ist der Dom in Köln, von Konrad von Hochstaden im Jahre 1248, nach Andern vom Erzbischof Engelbert erst dreißig Jahre später gegründet und nach einem Plane des berühmten Meisters Gerhard von Rile ausgeführt. Nachdem dieser Wunderbau Jahrhunderte lang unvollendet geblieben, ist erst in der neuesten Zeit der Ausbau desselben ins Werk gesetzt worden. Als ein im Ganzen mehr vollendeter Prachtbau steht der Münster von Straßburg da, nach dem Plane Erwins von Steinbach im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert erbaut.

Das Herrlichste an demselben ist seine weltberühmte Façade mit dem großen Radfenster und dem vielfach durchbrochenen, reich gegliederten Stabwerk, das sich gleichsam wie ein freischwebender Steinkranz um die große Fensterrose legt. Ein würdiges Seitenstück zu diesem Meisterwerk bildet der Münster von Freiburg im Breisgau, dessen Thurm, der Stolz der gothischen Baukunst, von keinem anderen unter der großen Zahl gothischer Prachtthürme an Reichthum, Kühnheit und Adel der Formen übertroffen wird.

Auch im Auslande schufen deutsche Meister herrliche Denkmäler der von ihnen ausgebildeten gothischen Baukunst; so ist der berühmte Dom in Mailand das Werk eines Deutschen, Heinrich Arler von Gmünd in Schwaben, von den Italienern Henrico da Gamundia genannt.

„Was den gothischen Dom, der in allen seinen Theilen von dem christlichen Glauben durchdrungen ist, vor Allem auszeichnet", sagt Neumaier, „ist die kühne, Alles beherrschende Richtung nach Oben. Im Großen zeigt sich dieses Streben nach Oben namentlich in der ungeheuren Höhe des Schiffs, die um so beträchtlicher erscheint, weil es verhältnißmäßig schmal ist, noch mehr aber in den riesigen, himmelanstrebenden Thürmen, die mit ihren leicht durchbrochenen Pyramiden von der Erde zu entfliehen scheinen und uns gleichsam nöthigen, an ihnen hinauf in eine höhere Welt zu blicken. Die Säulen und Pfeiler gestaltet die Gothik schlank und leicht, und um ihre Leichtigkeit recht täuschend zu machen, bildet sie aus einer einzigen vier bis sechs kleine, die aneinander liegen und mit einander in die Höhe laufen. Diese Säulen streben unaufhörlich höher, bis sie endlich in den Gewölben aufgehen und im eigentlichen Sinne des Wortes sich verlieren; auch gibt es an ihnen kein Kapitäl und kein Karnies, denn dadurch würde dem Auge eine Zeit zum Verweilen gegeben und der aufstrebende Blick gehemmt. Ebenso ist am Gewölbe nirgends ein Gesims, wie in der antiken Bauart; denn auch die Gesimse würden dem Auge Ruhepunkte bieten. So strebt hier Alles mächtig aufwärts, gleichsam als wolle der ganze riesige Bau von der Erde sich losreißen und zum Himmel sich erheben. Dieses mächtige Aufstreben der Formen zieht den Geist unwiderstehlich nach Oben, lenkt ihn von der Erde zum Himmel, mahnt ihn an das Ziel seiner ewigen Bestimmung, an die höhere Heimath. Der gothische Dom ruft den Gläubigen, wie der Priester in der heiligen Messe, unaufhörlich ein ernstes «Sursum corda» zu."

## XX.

## Die deutschen Städte im dreizehnten Jahrhundert.

Die Blüthezeit der deutschen Städte hebt mit den Kreuzzügen an; denn mit dem erweiterten und vervielfältigten Verkehr, den die großen Völkerzüge nach dem Orient zur Folge hatten, nahmen Handel und Gewerbe einen ungeahnten Aufschwung. Die deutschen Städte waren es, welche den Handelsverkehr zwischen dem Süden und dem Norden vermittelten, und während sie die kostbarsten Waaren des Morgenlandes, die von deutschen Kaufleuten in Italien aufgekauft wurden, nach den nördlichen Ländern brachten, führten sie zugleich die Erzeugnisse ihres eigenen, durch den gesteigerten Handelsverkehr zu erhöhter Thätigkeit angefeuerten Kunstfleißes dem Auslande zu. In Folge dieses lebhaften Waarenaustausches, der für die Städte eine unversiegbare Quelle des reichlichsten Gewinnes wurde, schwangen sich viele derselben, namentlich diejenigen, welche an den großen Verkehrsstraßen lagen, zu einem Wohlstande und einer Volkszahl empor, gegen welche ihr gegenwärtiger Zustand dürftig und geringfügig erscheint.

Den angesehensten Theil der Bürgerschaft bildeten die Kaufleute, die sich allmählich zu einem den Alleinbesitz aller obrigkeitlichen Aemter beanspruchenden städtischen Patriziat emporgeschwungen hatten. Wie sie zum Schutze und zur Förderung ihrer Standesinteressen geschlossene Verbindungen gebildet, so waren auch die Handwerker zu Genossenschaften — Zünften, Innungen und Gilden genannt — zusammengetreten, die ihre Angelegenheiten selbstständig durch streng beobachtete Gesetze und Einrichtungen regelten, und ihr festes Zusammenhalten verschaffte ihnen allmählich einen solchen Einfluß, daß ihnen der Zutritt zu dem städtischen Rathe gewährt werden mußte.

Mit dem zunehmenden Reichthum war auch der Freiheitssinn der Bürger erstarkt, und die Wirren der Hohenstaufenzeit hatten ihrem Streben nach erhöhter Selbstständigkeit Vorschub geleistet. So war die Zahl der reichsfreien Städte, die sich der Landeshoheit ihrer Fürsten entzogen hatten und als deutsche Reichsstände nur noch den Kaiser als ihren Oberherrn anerkannten, eine immer größere geworden. Das erhöhte Ansehen des Bürgerstandes hatte jedoch den Neid und die Eifersucht des mehr und mehr verwildernden Adels herausgefordert, und er spähte um so begieriger nach Gelegenheiten, mit den aufblühenden Städten Händel anzufangen, als deren wachsender Reichthum seine Beutelust reizte. Die Bürger sahen sich daher genöthigt, zu ihrem Schutze gegen ihre adeligen

Bedränger auch das Waffenhandwerk zu üben, und so erstarkte in den Städten auch der kriegerische Sinn, und sie wuchsen mehr und mehr zu Bollwerken der Freiheit, zu Schutz- und Pflegestätten der Gesittung und des von den Raubrittern mit Füßen getretenen Rechtes heran.

Das ganze Weichbild der selbstständigen Städte war mit einem Graben umzogen, an dessen Zugängen sich feste Thürme, sogenannte „Warten", befanden. Aus denselben lugten Wächter nach den Landstraßen aus, um jede nahende Gefahr zu erspähen oder heranziehende Kaufmannszüge zu melden, denen in unsicherer Zeit ein bewaffnetes Geleite entgegengesandt wurde. Die Stadt selbst war mit hohen, oft doppelten Mauern, Gräben und Wällen umgürtet, die mit starken Wehrthürmen gekrönt waren. In denjenigen Städten, welche allmählich aus Dörfern oder aus Ansiedelungen um Klöster, Pfalzen und Burgen entstanden waren, wanden sich die Straßen und Gassen, ohne jede planmäßige Eintheilung, in mannigfachen Krümmungen und labyrinthischem Gewirre hin und her; regelmäßiger waren nur die im Laufe der Zeit um dieses Labyrinth von Gassen entstandenen neuen Stadttheile, die oft durch Mauern, Gräben und Thore von den alten getrennt waren.

Ueber alle Wohnhäuser hinaus ragte das Rathhaus, auch wohl „Bürgerhaus" genannt, in welchem die Raths- und Gemeindeversammlungen gehalten wurden und von dessen schlankem Thurme der Wächter ins städtische Weichbild hinauslugte. Die Bürgerhäuser selbst ließen an Stattlichkeit und Wohnlichkeit Vieles zu wünschen übrig; denn der rege Gemeinsinn jener Zeit hatte mehr Freude an hochgethürmten, prachtvollen Münstern, Pfarrkirchen und Kapellen, an Bauwerken für Zwecke der Barmherzigkeit, für die öffentliche Sicherheit oder zum allgemeinen Besten, an Rathhäusern, Kaufhallen, Zunfthäusern u. dgl., als an auffälliger Zier und besonderer Behaglichkeit der eigenen Wohnung. Die Bürgerhäuser bestanden Jahrhunderte lang nur aus Fachwerk mit nach der Straße vorragendem Giebel; die oberen Stockwerke traten über die unteren vor und verengten die ohnehin schmalen Gassen so sehr, daß kaum der Himmel hineinblicken konnte. Erst der durch die Kreuzzüge angebahnte regere Verkehr mit der Fremde führte auch in der bürgerlichen Baukunst einen Umschwung herbei. So entstanden die aus dem Morgenlande nachgeahmten zierlichen Erker, Eckthürmchen und Söller, sowie die stolzen Thürme patrizischer Stadtburgen, zu welchen Italien die Vorbilder lieferte.

Die häusliche Einrichtung trug im Allgemeinen das Gepräge der Einfalt des Zeitalters; der Hausrath war ohne jegliche Verzierung, dem einfachsten Bedürfniß entsprechend und roh gearbeitet. Dennoch finden wir schon im dreizehnten Jahrhundert gesetzliche Verordnungen

gegen die bei festlichen Gelegenheiten zu Tage tretende Prunkliebe und Schwelgerei. Das erste Luxusgesetz wurde im Jahre 1220 in dem reichen Worms erlassen und auf die Uebertretung desselben ein der Stadtbaukasse zufließendes Strafgeld von dreißig Schillingen gesetzt. Der Rath zu Braunschweig gestattete bei Hochzeiten nicht mehr als zwölf Schüsseln und drei städtische Spielleute, während der zu Breslau in einem Erlaß vom Jahre 1290 die Zahl der für die gleiche Gelegenheit gestatteten Schüsseln auf dreißig und die der Spielleute auf vier festsetzte.

Was das Haus dem Kaufmann, dem Altbürger, dem Handwerker an behaglichem Genuß versagte, das fanden sie in den für den geselligen Verkehr geschaffenen Anstalten, in den Rathskellern, den Höfen, Gemeindesälen, Zunfthäusern, die, an Stattlichkeit und baulicher Zier die Wohnhäuser der Bürger weit überragend, an den Feiertagen dem lebensfrohen Geschlecht sich öffneten. Während die vornehmen Altbürger, die rathsfähigen Geschlechter, beim Wein in den Gebäulichkeiten des Rathhauses, im Rathskeller, verkehrten, fanden sich die Handwerker mehr beim Bier im Gesammtzunfthause oder auf ihrer Gildestube zusammen.

Seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts bedienten sich die Städte überall eines besonderen Wappens, das gewöhnlich das reichverzierte Bild des Patrons der Hauptkirche enthielt. Das Siegel von Lübeck zeigte ein Schiff auf hoher Fluth, das von einem alten Steuermann mit spitzer Kappe durch die Wogen geleitet wird, während ein am Tauwerk stehender Jüngling nach Oben deutet, um an den himmlischen Beistand zu erinnern. Köln hatte als ältestes Wappen den heiligen Petrus mit den Schlüsseln, auf dem Stuhle sitzend; Magdeburg seit uralter Zeit, mit räthselhafter Anspielung auf seinen Namen, die Jungfrau über den Zinnen; Braunschweig seit der Zeit des gewaltigen Welfen den Löwen; das Nibelungische Worms führte im Siegel der frühsten Rathsgemeine den Lindwurm. Ueber dem Thorthurm der reichsfreien Städte prangte gewöhnlich der kaiserliche Adler, während sie sich untereinander durch besondere Abzeichen unterschieden.

Wie die Baukunst in den deutschen Städten sich im Dienste der Religion zur erhabensten Größe entfaltete, so wandten sich auch die übrigen Künste in ihren Schöpfungen vorzugsweise dem Heiligen zu. Ganz besonders gilt dies von der mit besonderer Vorliebe gepflegten und zu hoher Vollendung gediehenen Goldschmiedekunst, welche kostbare Schreine für die Reliquien der Heiligen, Monstranzen, Kelche mit Heiligenbildern und Kruzifixe schuf. Besonders weit verbreitet war der Ruf der Kölner Goldschmiede.

Neben den Künsten wurden in den Städten auch die Wissenschaften gepflegt; denn die Kunst des Lesens und Schreibens und das

Verständniß der lateinischen Sprache waren unter den Bürgern nicht so selten, als selbst unter dem dichtenden Ritterstande. Außer den Lehranstalten, welche für junge Kleriker an allen Domstiften bestanden, finden wir im dreizehnten Jahrhundert an vielen Orten auch Stadtschulen erwähnt. Eines besonders hohen und wohlverdienten Rufes erfreuten sich die Bildungsanstalten von Köln, an welchen sich aus den nördlichen Reichen, sogar aus Polen und Schweden, zahlreiche Jünglinge zusammenfanden. Lehrten doch an denselben der scharfsinnige, dem Franziskanerorden angehörige Engländer Johann Duns, genannt Scotus (gest. 1308), sowie der gleichberühmte Dominikaner Albertus Magnus (geb. 1193, gest. 1280), Beide hochberühmt als große Kenner des Aristoteles und Meister in allen Wissenschaften, besonders in der Naturwissenschaft, und endlich des Letzteren großer Schüler und Ordensgenosse, der heilige Thomas von Aquin (geb. 1226 zu Roccasicca, einem Schlosse seiner Familie im Königreich Neapel, gest. 1274 zu Fossanova), der größte unter den Scholastikern, daher der „Fürst der Schule" und der „englische Lehrer" genannt. Schon im Jahre 1222 gab es in Köln Lehrer der Heilkunde, wie wir überhaupt im dreizehnten Jahrhundert in den meisten größeren Städten bereits öffentliche Aerzte treffen.

Mit größerer Vorliebe jedoch, als die ernsten Wissenschaften, wurden hinter den düsteren Mauern der Städte die heiteren Musenkünste gepflegt. Als mit dem Verfall des Ritterthums der Sinn für die Pflege der Dichtkunst unter den Rittern erstorben war, da fand die heimathlos gewordene Poesie einen Zufluchtsort in den reichen Städten, und der Minnegesang wurde, nach der Sitte der Zeit in Zunft und Schule ausgebildet, zum „Meistergesang", der schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu blühen begann. Auch das heitere Saitenspiel wurde gepflegt, und eine Unzahl von Spielleuten erwarben ihr Brod mit Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinke, wie mit Gaukelkünsten, Possenreißen und Bänkelsängerei. Durch die „fahrenden Sänger", die auf den Märkten und Straßen der Städte in ihren schlichten, kräftigen Gesängen die Thaten der alten Volkskönige und ihre Herrlichkeit verkündeten, war auch in den dumpfen Gassen die Lust und Freude an der Natur geweckt worden und hatte fröhliche Feste ins Leben gerufen, durch welche besonders die Wiederkehr des Frühlings gefeiert wurde. Wie das Pfingstfest die Städter hinaus rief ins Freie zu fröhlichem Spiel und Tanz, so war auch der erste Mai für die meisten Städte ein festlicher Tag. Die Straßburger begingen denselben durch ein lustiges Schifferstechen auf dem Rhein. In andern Städten, besonders am Niederrhein, in Westfalen und in Niedersachsen, fanden sogenannte „Maifahrten" statt, mit welchen eine festliche Musterung

des waffengeübten Volkes durch die Rathsherren verbunden war. Am ersten grünen Maitag ritt in aller Frühe der jüngste Rathsherr, vor ihm ein schöner, mit Laub- und Blumengewinden bekränzter Knabe — eine Erinnerung an den Sommergott der altgermanischen Heidenzeit, der den riesigen Unhold Winter im Kampfe überwindet —, mit den stattlich geputzten „Rathsverwandten“ in den Wald hinaus, um den Mai einzuführen, und ein heiteres Fest mit Spiel und Tanz, zu welchem die Rathsherren sich mit ihren Familien des Abends im laubgeschmückten Rathhause zusammenfanden, beschloß den festlichen Tag.

Auch an den glänzenden Turnieren, welche Kaiser, Fürsten und Herren auf den Märkten und vor den Thoren der Städte ausschrieben, nahmen im dreizehnten Jahrhundert, in Folge der Einbürgerung des Nachbaradels, die in allen Ritterkünsten wohlgeübten städtischen Patrizier an der Seite des Land- und Hofadels ungehindert Theil.

In den zahlreichen Kämpfen gegen den Adel hatte sich, besonders während der hohenstaufischen Wirren und des auf dieselben folgenden Interregnums, das Kriegswesen in den Städten mehr und mehr ausgebildet. Die kriegerische Kraft des Bürgerthums lag besonders in den bewaffneten Zünften, die, im Besitz eigener Banner und Zeughäuser, unter der Führung von Zunftmeistern gegen den Feind auszogen oder bestimmte Stadtthore, Wachtposten und Mauerabtheilungen besetzten und vertheidigten. Die patrizischen Geschlechter, die Kunstofler oder Kunstabler (von Comes Stabuli — Oberstallmeister oder Connetable) kämpften, gleich den Rittern, in voller Rüstung, mit der Lanze und der Gleve (Schwert), weßhalb sie auch „Glevener“ genannt wurden. Dagegen waren die Waffen der Zünftler von sehr verschiedener Art und trugen mitunter die wunderlichsten Namen. Die gebräuchlichste war die aus dem Morgenlande stammende Armbrust, die in ihrer Hand eine sehr gefährliche Waffe wurde. Später traten die Armbrustschützen zu einer kirchlichen Bruderschaft zusammen, und so entstanden die Schützengilden der Kaufleute und Handwerker, in deren Ausbildung besonders Braunschweig und die norddeutschen Seestädte vorangingen. Auch die Schützenbruderschaften hatten ihre Maifeste, bei welchen ein bunter Frühlingsvogel von einer hohen Stange herabgeschossen und der beste Schütze bekränzt wurde.

# XXI.

# Die Eroberung Preußens durch den deutschen Ritterorden.

(1228—1281.)

Weit fester als in den andern nordischen Reichen, die im Laufe der Zeit hauptsächlich durch deutsche Missionäre für das Christenthum gewonnen worden, war das Heidenthum in dem Lande nördlich und östlich von der Weichsel gewurzelt, dessen Bewohner seit dem elften Jahrhundert mit dem Namen Preußen bezeichnet wurden. Neben drei Hauptgöttern: dem Donnergott Perkunos, dem Gott der Saaten und Früchte Potrimbos und dem Zerstörer Pikullos, verehrten die Preußen verschiedene niederen Gottheiten, sowie das alte Stammeshaupt Widewud mit seinem Bruder Bruteno. Ihre Oberpriester, die mächtigen Griwen, waren zugleich Gesetzgeber und Richter, und ihre Befehle galten als der Ausdruck des Willens der Götter. Hochverehrt war das Nationalheiligthum Romove mit seiner heiligen Eiche und den darin stehenden verhüllten Götterbildern. Hier war auch der Sitz des obersten Griwen, der sich, um sein Ansehen zu erhöhen, in ein geheimnißvolles Dunkel hüllte. Die Sitten des Volkes, das unter mehreren von einander unabhängigen Fürsten stand, waren ungemein roh: Vielweiberei war allgemeiner Brauch und die Frau die Magd des Mannes; gebrechliche Greise und Kinder wurden getödtet oder ausgesetzt, Sklaven mit den Leichen ihrer Gebieter verbrannt und den Göttern Menschenopfer dargebracht.

Seitdem der heilige Adalbert unter den Preußen den Märtyrertod erlitten, waren von Polen aus unausgesetzt Versuche zu ihrer Bekehrung gemacht worden; sie hatten denselben jedoch einen um so hartnäckigeren Widerstand entgegengesetzt, als sie in dem Aufgeben ihres Glaubens zugleich den Untergang ihrer Freiheit sahen, und die langwierigen, blutigen Kriege mit Polen hatten nur dazu beigetragen, ihren Haß gegen alles Christliche mehr und mehr zu steigern. Günstigere Aussichten schienen sich für die Bekehrung der Preußen zu eröffnen, seitdem der zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gegründete Orden der „Brüder des Ritterdienstes Christi“ — nach dem Schwerte, das mit dem Kreuz den weißen Ordensmantel schmückte, auch der Orden der „Schwertbrüder“ genannt, — Livland und Esthland der Herrschaft des Kreuzes unterworfen hatten, indem nunmehr das ganze preußische Land von christlichen Gebieten umschlossen war. Es erwachte daher auch ein neuer Eifer für die preußische Mission, und dem durch Klugheit, Milde und erhabene

Tugenden ausgezeichneten Cisterciensermönch Christian aus dem polnischen Kloster Oliva gelang es, unter Mitwirkung des Herzogs Konrad von Masovien, dem Christenthum in einigen an Polen grenzenden Gebieten Eingang zu verschaffen. Mit zwei bekehrten Fürsten begab er sich nach Rom, wo Papst Innocenz III. ihn im Jahre 1214 zum Bischof von Preußen ernannte. Bei seiner Rückkehr hatte er jedoch den Schmerz, seine junge Pflanzung durch einen von den Preußen begonnenen Vernichtungskrieg in die äußerste Bedrängniß versetzt zu sehen. Honorius III. ermächtigte ihn, zum Schutze derselben ein Kreuzheer unter die Waffen zu rufen, mit dessen Hilfe im Jahre 1222 Kulm, der Sitz des Bisthums, befestigt und dem Wüthen der Preußen Einhalt gethan wurde. Kaum hatten jedoch die Kreuzfahrer das Land verlassen, als die Heiden den Kampf aufs Neue begannen. Christian stiftete hierauf, unter dem Beistande Konrads von Masovien und des päpstlichen Legaten, nach dem in Livland gegebenen Beispiel den Orden der „Ritterbrüder von Dobrin", deren Ordenskleid in einem weißen Mantel mit Schwert und Stern bestand. Aber der junge Orden wurde, kaum gegründet, in einer einzigen blutigen Schlacht beinahe vollständig aufgerieben, worauf die siegreichen Preußen die Mönche zu Danzig unter ausgesuchten Martern tödteten und bei einem verheerenden Einfall in Polen das Kloster Oliva zerstörten.

So sah Christian aufs Neue seine Schöpfung von dem Untergange bedroht. Da gedachte er des großen Rufes der deutschen Ordensritter und ihres ihm persönlich bekannten heldenmüthigen Hochmeisters Hermann von Salza und rieth dem Herzog Konrad, diesen Orden zum Schutze seines Landes und der christlichen Pflanzung in Preußen herbeizurufen. Der Herzog, der diesem Rathe Beifall zollte, ordnete sogleich eine Gesandtschaft nach Venedig ab, um den dort weilenden Hochmeister einzuladen, einen Theil seiner Ordensritter zur Bekämpfung der Preußen herüberzusenden, wofür dem Orden das Kulmerland nebst dem Besitzthum Löbau als Eigenthum zugesichert wurde. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß sich Hermann, auf diesen Vorschlag einzugehen. Friedrich II. genehmigte nicht nur die Schenkung des Herzogs von Masovien, sondern bestimmte zugleich, daß dem Orden alles Land, das derselbe in Preußen erobern werde, als ein von aller Dienstbarkeit freies Besitzthum mit allen Rechten und Freiheiten deutscher Reichsfürsten und voller Landeshoheit verbleiben solle. Auch Papst Gregor IX. ertheilte dem Unternehmen seine Zustimmung und ließ zur Unterstützung der Ordensritter einen Kreuzzug gegen die Preußen predigen.

Dem geschlossenen Vertrage gemäß erschien im Jahre 1228 bei dem Herzog von Masovien eine Schaar deutscher Ordensritter unter der Führung des kriegserfahrenen, tapferen und umsichtigen

Hermann von Balk, welchen der Hochmeister zum Land- und Heermeister in Preußen ernannt hatte. Herzog Konrad ließ für die Ordensritter am linken Ufer der Weichsel die Burg Vogelsang erbauen, worauf sie selbst noch eine zweite, die Burg Nassau, anlegten. Obgleich ihre kleine Zahl in keinem Verhältniß zu stehen schien zu der Größe der ihnen übertragenen Aufgabe, da das Volk, zu dessen Unterwerfung sie herbeigerufen worden, ihnen an Zahl mehr als tausendfach überlegen war, begannen sie, im unerschütterlichen Vertrauen auf den unausbleiblichen Sieg des Kreuzes über den Irrwahn des Götzendienstes, ohne Zögern den Kampf, der sie erst nach dreiundfünfzigjährigem heißen Ringen zu Herren des Landes machen sollte.

Im Jahre 1231 legte Hermann von Balk auf dem rechten Ufer der Weichsel die Burg Thorn an, und von da aus gewannen die Ordensritter das ganze Kulmer Gebiet. Bei ihrem weiteren Vordringen in das Innere Preußens erbauten sie neue Burgen, deren Befehlshaber den Titel Komthure führten. Diese Burgen, die ihnen als Stützpunkt und sichere Zufluchtsstätten dienten, wurden bald durch deutsche Ansiedler, meist zurückgebliebene Kreuzfahrer, zu Städten erweitert, deren bürgerliche Ordnung durch eine von dem Orden erlassene Verfassung, die „Kulmer Handfeste“ genannt, geregelt wurde. Diese ganz nach dem Vorbild deutscher Einrichtungen und Gesetze entworfene und auf deutsche Sitte und deutsches Leben berechnete Verfassung wurde eines der wichtigsten Beförderungsmittel für die Verbreitung deutscher Kultur und Gesittung in dem eroberten Lande.

Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgten die Päpste die Thätigkeit des Ordens in dem fernen Preußen: war doch, was er eroberte, auch für die Kirche gewonnen. Ihre Aufmunterungen und Ermahnungen führten den Vorkämpfern des Christenthums an den Küsten der Ostsee von Zeit zu Zeit neue Kreuzheere zu. So erschien im Jahre 1236 der Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen mit fünfhundert Rittern und zahlreichem Volke an den Ufern der Weichsel, und mit seiner Hilfe wurden nach schweren Kämpfen die preußischen Landschaften Pomesanien und Pogesanien erobert. Ermüdet durch das Unglück des Krieges und verzweifelnd an ihrer Götter Macht und Beistand, unterwarfen sich die Bewohner derselben den Ordensrittern, ließen sich taufen und stellten Geiseln als Bürgschaft für die dem Orden angelobte Treue. Die Neubekehrten erfuhren eine milde und schonende Behandlung. Gegen die Zusage von Zinszahlung, Kriegsdienst und Beihilfe zur Erbauung neuer Burgen, wurden sie in ihrem Besitzthum belassen. Auch trugen die Ordensritter für die Verbesserung ihrer Lage die väterlichste Fürsorge. Sie legten Kirchen an, zogen deutsche Priester in

das Land, pflegten selbst arme und kranke Preußen in den von ihnen errichteten Hospitälern, nahmen sich der Wittwen und Waisen an und schickten talentvolle Knaben nach Deutschland zum Besuche der dortigen Schulen. In Pogesanien gründeten die Lübecker, deren Handelsverkehr, gleich dem der Bremer, seine Richtung hauptsächlich nach dem baltischen Meere genommen, im Jahre 1237 eine Niederlassung, aus welcher bald die wichtige Handelsstadt Elbing erwuchs.

Nachdem der Orden bereits die Ueberreste der Ritter von Dobrin in sich aufgenommen, erhielt er im Jahre 1237 eine neue Erweiterung durch seine Verschmelzung mit dem Orden der Schwertbrüder, zu welcher die Bedrängniß der Letzteren durch die den Preußen stammverwandten Litthauer den Weg gebahnt. Hermann von Balk, der an der Spitze einer Ritterschaar in Livland erschienen, um den Verwüstungsgräueln der Litthauer, die über die Schwertbrüder einen entscheidenden Sieg errungen, ein Ziel zu setzen und die Verhältnisse des Landes zu ordnen, wurde auch zum Landmeister für Livland ernannt. Nach seinem Tode (1239) erhielt das letztere Land wieder einen besonderen Landmeister in der Person Dietrichs von Grüningen, während Heinrich von Wida Landmeister in Preußen wurde. Durch die Vereinigung Livlands und Esthlands mit den Besitzungen der Ordensritter waren jedoch Streitigkeiten mit dem König Waldemar II. von Dänemark entstanden, der die Schwertbrüder in der Eroberung von Esthland unterstützt hatte und daher Ansprüche auf dieses Land erhob, die er mit Waffengewalt geltend zu machen suchte. Erst nach längerem Kampfe wurde der Friede mit ihm durch einen Vergleich hergestellt, kraft dessen dem König von Dänemark das nördliche Esthland mit der Insel Oesel überlassen wurde.

Unterdessen schritt die Eroberung des gesammten preußischen Gebietes nur langsam voran, da in den bereits unterworfenen Landestheilen die nur äußerlich zum Christenthum bekehrte Bevölkerung sich von ihren in die Wälder entflohenen Priestern immer aufs Neue zur Empörung gegen die fremden Eroberer reizen ließ, die in Folge der stets wiederkehrenden Aufstände an die Stelle der früher geübten Milde eine strengere Behandlung des Volkes treten ließen. Eine mächtige Stütze fanden die Preußen an dem Herzog Swantepolk von Hinterpommern oder Pomerellen (das Land zwischen der Weichsel und Persante), der anfänglich zu den Eroberungen des Ordens mitgewirkt hatte, später aber auf die wachsende Macht desselben eifersüchtig geworden war. Gestützt auf die ausdrücklichen Verordnungen des Papstes, welche dem Orden eine milde und liebevolle Behandlung der Neubekehrten zur Pflicht machten, trat er als angeblicher Beschützer der unterdrückten Preußen, die sich mit Klagen über die

Härte ihrer neuen Herren an ihn gewandt, gegen die Ordensritter auf. Kaum hatten die Preußen erfahren, daß der Herzog zum Kampfe gegen den Orden rüste, als sie aufs Neue die Waffen ergriffen, dem Christenthum den Rücken wandten und zu ihren alten Göttern zurückkehrten. Bald erstreckte sich der Aufstand, in welchem die Preußen von Swantepolk unterstützt wurden, über alle von den Ordensrittern unterworfenen Landschaften, und es entbrannte ein Kampf, der den gesammten Ordensstaat mit dem Untergange bedrohte. Nur in fünf Burgen hielten sich noch die Deutschritter; alle übrigen waren von den ergrimmten Preußen erstürmt und die Besatzungen erschlagen worden.

Der Retter des Ordens wurde der hochbetagte, durch Kühnheit und Klugheit gleich ausgezeichnete Ordensmarschall Dietrich von Bernheim, der dem Herzog Swantepolk im Februar 1243 eine blutige Niederlage bereitete und ihn dadurch zum Frieden zwang. Aber Swantepolk verharrte in seiner feindseligen Gesinnung gegen den Orden und feuerte die Preußen zur Fortsetzung des Kampfes an. Erst nachdem das Erscheinen neuer Kreuzheere aus Deutschand den Orden in den Stand gesetzt, den Herzog in seinem eigenen Lande anzugreifen, entsagte er in einem abermaligen Vergleiche, den er im Jahre 1248 mit den Ordensrittern schloß, jeder ferneren Bundesgenossenschaft mit den Preußen. Im folgenden Jahre schlossen diese selbst, erschöpft und entmuthigt, mit den Ordensrittern einen förmlichen Friedensvertrag, in welchem ihnen, unter der Bedingung, daß sie dem christlichen Glauben und dem Orden treu bleiben würden, vollständige persönliche Freiheit und das Recht, Eigenthum zu erwerben, zugestanden wurden.

Unterdessen waren auch Zerwürfnisse zwischen dem Orden und dem Bischof Christian entstanden, die dem Papst Innocenz IV. Veranlassung gegeben hatten, die kirchlichen Verhältnisse Preußens neu zu regeln. Kraft einer im Jahre 1243 von ihm erlassenen Bulle sollte das bereits eroberte Land in drei Bisthümer, Kulm, Pomesanien und Ermland, zerfallen und aus den noch zu unterwerfenden Landschaften eine vierte Diöcese gebildet werden. Jedes Bisthum sollte in drei Theile getheilt werden, von welchen zwei mit allem daraus fließenden Einkommen dem Orden, der dritte Theil mit allen landesherrlichen Rechten dagegen dem Bischof zufallen sollte. Dem Bischof Christian blieb die Wahl unter diesen Bisthümern überlassen; er starb jedoch schon im Jahre 1243, noch ehe er eine Entscheidung getroffen.

Das Hauptaugenmerk des Ordens war auf das wichtige Samland gerichtet. Um den Bewohnern desselben jede Unterstützung von Nordosten abzuschneiden, wurde die Burg Memel erbaut, die sich bald zu einer Stadt erweiterte. Die Unterwerfung der Sam-

länder erfolgte im Jahre 1255 unter der Mitwirkung des Königs Ottokar von Böhmen und dessen Schwagers, des Markgrafen Otto III. von Brandenburg, die an der Spitze eines zahlreichen Kreuzheeres in Preußen erschienen waren. Zur Sicherung dieser wichtigen Eroberung wurde eine neue Veste erbaut, die dem Böhmenkönig zu Ehren den Namen Königsberg erhielt.

Noch immer sah sich indessen der Orden weit von seinem Ziele; denn zur vollständigen Befestigung seiner Herrschaft in Preußen war die Unterwerfung aller noch freigebliebenen Landschaften unerläßlich. In dem fortgesetzten Kampfe gestalteten sich jedoch für den Orden die Verhältnisse immer schwieriger. Während seine Kräfte durch die erlittenen Verluste sich mehr und mehr erschöpften und die Hilfe von Außen immer seltener wurde, nahmen Noth und Elend in dem durch die wilden Kriegsstürme verwüsteten Lande mehr und mehr überhand und steigerten die Erbitterung der Bevölkerung gegen die fremden Eroberer in um so höherem Grade, als die nur dem Namen nach Bekehrten in dem zum größten Theil noch unverstandenen Christenthum keinen Ersatz fanden für die verlorene Freiheit und das leichte, fröhliche Leben, das der Kult ihrer alten Götter ihnen gesichert. Im Jahre 1261 wurde durch den litthauischen Fürsten Mindowe, der das kaum angenommene Christenthum wieder gegen das Heidenthum vertauscht hatte und mit gewaltigen Streitkräften gegen den Orden zu Felde zog, eine neue schwere Gefahr für denselben heraufbeschworen. Litthauer und Preußen rissen die Kirchen nieder oder verbrannten sie, raubten die heiligen Gefäße, ermordeten auf das Grausamste die Priester, sowie die wehrlose christliche Landbevölkerung, oder führten die letztere in die Sklaverei hinweg. Bald sah sich der Orden nur auf die nächsten Umgebungen seiner Burgen beschränkt und ganz außer Stand, dem Feinde mit Macht entgegenzutreten. Nur das Kulmerland und Pomesanien blieben dem Orden treu, weil dort der größte Theil der Bevölkerung aus deutschen Ansiedlern bestand. Selbst das Erscheinen König Ottokars von Böhmen, der im Jahre 1267 auf die dringenden Mahnungen des Papstes Clemens IV. dem Orden ein neues Kreuzheer zuführte, schien der deutschen Sache in Preußen nicht aufhelfen zu können. Dennoch verzweifelten die Ordensritter nicht; mit der bewunderungswürdigsten Ausdauer setzten sie den blutigen Kampf fort, und als sie im Jahre 1270 in dem ebenso besonnenen als tapferen Marschall Konrad von Thierberg einen Führer erhielten, welcher der Lage vollständig gewachsen war, kehrte allmählich das entwichene Glück zu den Waffen der muthig ausharrenden Streiter für die Sache des Kreuzes zurück. Dennoch sollte der wechselvolle Kampf noch volle dreizehn Jahre dauern; denn erst im Jahre 1283 war mit der Er-

oberung der Landschaft Sudauen die Unterwerfung der Preußen vollendet und das Land für das Christenthum und deutsche Kultur gewonnen.

Das Loos der alten Landeseinwohner, deren Zahl in den langen blutigen Kämpfen sehr zusammengeschmolzen, war unter der Herrschaft des Ordens im Allgemeinen ein mildes. Die ehemaligen Edlen Preußens, Withinger genannt, welche dem Orden Treue und Ergebenheit bewahrt hatten, blieben im dienstfreien Besitz ihrer alten Erbgüter; für andere Besitzthümer dagegen, die ihnen der Orden zugewiesen, standen sie zu demselben in dem Verhältnisse dienstpflichtiger Lehensmannen und mußten Kriegsfolge leisten. Ihnen zunächst standen die Freilehensleute, die hinsichtlich ihres ländlichen Besitzes von der Zehentleistung und von bäuerlicher Arbeit befreit, aber zu unbeschränktem Kriegsdienst, zur Landesvertheidigung wie zur Heerfolge außer Landes, verpflichtet waren. Eine besondere Klasse von Gutsbesitzern preußischen Stammes bildeten die „Kölmer", so genannt, weil sie ihren Besitz auf Kulmisches Recht erhalten hatten und demgemäß zu Zehnten und Zins verpflichtet waren. Die gesammte übrige Masse der alten Preußen machte den Stand der Bauern und Hintersassen aus, welchem der Orden auch alle diejenigen der ehemaligen Edlen einreihte, die ihm besonders hartnäckigen Widerstand entgegengesetzt hatten. Sie waren Eigenleute des Ordens, zu Zehnten sowie zu allen Dienstleistungen, zur Landwehr wie zu Kriegszügen und zum Burgenbau, verpflichtet und der Gerichtsbarkeit des Ordens unterworfen, doch nicht an die Scholle gebunden.

Die aus Deutschland Eingewanderten adeligen Geschlechtes bildeten, unter dem Namen Landritter, den landsässigen Adel, der auf seinen Gütern das Recht hoher und niederer Gerichtsbarkeit erhielt, doch mit der Beschränkung, daß Todesstrafen nur mit Genehmigung des Ordens vollzogen werden durften. Die Hintersassen leisteten dem Gutsherrn, was dieser dem Orden; nur waren sie zu Heerfahrten und zu neuem Burgbau verpflichtet, während der Zuzug zu einer Kriegsfahrt dem freien Willen des Gutsherrn überlassen blieb. Neben dem deutschen Ritterstand bildete sich in dem preußischen Ordenslande rasch auch ein deutscher Bauernstand. Tausende von Kreuzfahrern waren nicht allein gekommen, um dem Orden in dem Kampfe gegen die heidnischen Preußen beizustehen, sondern auch, um sich in dem eroberten Lande eine neue Heimath zu gründen, und da ganze Gegenden durch den langen, verheerenden Krieg vollständig verödet und entvölkert worden waren, wurden ihnen Ländereien zur Bebauung und zur Anlage von Dörfern überwiesen, die einen gewissen Zins an den Orden und den Zehnten an die Kirche zu entrichten hatten. So füllte sich das ganze Land

rasch mit Dörfern, in denen ein tüchtiger und wohlhabender Bauernstand heranwuchs.

An der Spitze der Verwaltung des preußischen Ordensstaates stand der Landmeister, der als Stellvertreter des Hochmeisters diesem verantwortlich war. In allen wichtigen Fragen mußte derselbe das Landeskapitel zu Rathe ziehen, das aus sämmtlichen Komthuren, den Vögten der Burgen und den Bischöfen bestand. Am nächsten an Rang und Würde stand ihm der Ordensmarschall, der in der Kriegführung mit ihm abwechselte.

## XXII.

## Frankreich unter Ludwig IX. dem Heiligen.

(1226—1270.)

Den Glanzpunkt der Geschichte des capetingischen Königshauses und zugleich einen der schönsten Abschnitte in der Geschichte Frankreichs bildet die Regierung Ludwigs IX. des Heiligen, der in Frömmigkeit, Milde, Gerechtigkeit und ritterlicher Tugend allen Fürsten seiner Zeit als Musterbild eines ächt christlichen Herrschers voranleuchtete. „Ludwig IX.“, sagt Weiß, „ist der Gegensatz zu Friedrich II. Dieser kämpft auf Leben und Tod gegen die Kirche, jener ist der Held der Christenheit; Friedrich ist der Mann des Verstandes, Ludwig der Mann des Gemüthes; Friedrich blendet die Welt durch den Glanz seines Genies, Ludwig bezaubert sie durch den Adel seines Herzens, durch die unvergleichliche Schönheit seines Charakters; Friedrich ist ein gewandter Diplomat, Ludwig ein Heiliger. Der Kaiser hielt Kaisermacht und Kirchenfreiheit für unverträglich; Ludwig zeigte, daß man ein treuer Sohn der Kirche sein und doch die Rechte der Monarchie wahren könne. Für Friedrichs Politik mußte das Reich büßen und ging sein Haus unter; Ludwig dagegen ist der Wiederhersteller der erschütterten französischen Gesellschaft, der Neubegründer der Monarchie, und sein reines Bild strahlt im milden Glanze der schönsten Tugenden durch die Jahrhunderte.“

Geboren am 25. April 1215, war Ludwig IX. noch nicht volle zwölf Jahre alt, als sein Vater starb; es war daher eine Regentschaft nöthig. Das nächste Recht auf dieselbe hatte zwar der Bruder Ludwigs VIII., der Graf Philipp von Boulogne; da derselbe jedoch ein Mann von rohem Charakter und geringen Fähigkeiten

war, hatte Ludwig auf seinem Sterbebette seiner Gemahlin, der ebenso klugen und thatkräftigen als schönen Blanka von Kastilien, die vormundschaftliche Regierung übertragen. Blanka trat dieselbe unter äußerst schwierigen Verhältnissen an; denn die Großen im nördlichen und westlichen Frankreich zeigten geringe Neigung, sich dem Willen einer Frau zu unterwerfen, die überdies als Ausländerin wenig beliebt war, und schienen zu offener Auflehnung entschlossen, weßhalb auch die meisten derselben sich von der Krönung des jungen Königs fern hielten, die, dem Wunsche des sterbenden Ludwigs VIII. gemäß, kurz nach dessen Tod stattfand. Aber der Klugheit und Entschlossenheit der Königin, die mit klarem Blicke die Lage überschaute und mit männlichem Muthe der drohenden Gefahr die Stirne bot, gelang es, der feindlichen Elemente Herr zu werden und die Integrität des Reiches aufrecht zu erhalten. Selbst einem Einfall Heinrichs III. von England in die Bretagne wußte Blanka, obgleich der bretonische Adel mit dem Herzog an der Spitze dem fremden Herrscher bereits gehuldigt hatte und die Normandie und Poitou im Begriffe standen, sich für denselben zu erheben, mit solcher Entschiedenheit und solchem Erfolge zu begegnen, daß Heinrich unverrichteter Dinge nach England zurückkehren mußte. Auch im Süden wurde durch den Frieden von Toulouse (1228), der den verheerenden Albigenserkriegen ein Ende machte, die Herrschaft der Krone bis zum Mittelmeere gesichert.

Nachdem Ludwig im Jahre 1236 mit seinem einundzwanzigsten Jahre das Alter der Mündigkeit erlangt hatte, übernahm er selbst die Zügel der Regierung; doch behielt seine Mutter bis an ihr Lebensende auf dieselbe einen bedeutenden Einfluß, den er ihr in seiner kindlichen Unterwürfigkeit bereitwillig einräumte. Seine tief religiöse Natur, welcher der fortwährende Gedanke an das Ewige Bedürfniß war, machte ihn zu einem Asceten auf dem Throne. Täglich wohnte er zwei heiligen Messen und einem Todtenamte bei, betete regelmäßig die kirchlichen Tageszeiten und stand zu diesem Zwecke sogar dreimal während der Nacht auf; an jedem Freitage ließ er sich von seinem Beichtvater mit kleinen eisernen Ketten geißeln, die er beständig in einer Büchse am Gürtel mit sich führte, und in den heiligen Zeiten trug er auf dem bloßen Leibe ein härenes Hemd, bis ihm dies wegen seiner geschwächten Gesundheit von seinem Beichtvater untersagt wurde. Nicht minder streng, als mit den äußeren Uebungen der christlichen Religion, nahm er es mit ihren Sittenvorschriften; denn die Gebote Gottes waren ihm das Höchste und Heiligste. Niemals kam ein Fluch oder eine Unwahrheit über seine Lippen; nie ließ er sich vom Zorne überwältigen; stets lieh er der Wahrheit, selbst wenn sie in verletzender Form auftrat, ein williges Ohr; ja er war dankbar dafür, wenn man ihn

auf seine Fehler aufmerksam machte. „Dieser heilige Mann“, erzählt der alte Ritter Joinville, Seneschal der Champagne, in seiner mit rührender Treuherzigkeit niedergeschriebenen Geschichte Ludwigs, „liebte so sehr die Wahrheit, daß er nicht einmal den Sarazenen in dem wortbrüchig werden wollte, was er ihnen gelobt hatte. Er war so nüchternen Mundes, daß ich ihn nie in meinem Leben besondere Speisen begehren hörte, wie das so manche vornehme Leute thun; er aß vielmehr geduldig, was seine Köche vor ihm auftischten. In seinen Reden war er sehr gemäßigt; denn niemals in meinem Leben hörte ich ihn Jemandem Uebles nachreden.“ Ludwigs menschenfreundliches Herz kannte keine höhere Freude, als Anderen Gutes zu thun; voll des tiefsten Mitgefühls für jedwedes menschliche Elend, bewies er Armen und Kranken die liebevollste Theilnahme und suchte jeder Noth nach besten Kräften zu steuern. Täglich wurden an seiner Tafel 200 Arme gespeist, und er hielt es nicht unter seiner Würde, sie selbst zu bedienen. Den Geistlichen bewies er die höchste Ehrerbietung; besonders hoch standen in seiner Achtung die Franziskaner und die Dominikaner. Dabei wußte er sich jedoch über die einzelnen Mitglieder des geistlichen Standes ein freies Urtheil zu bewahren und trug die ernsteste Sorge, die geistlichen Aemter, deren Besetzung ihm zustand, nur den Würdigsten zu übertragen.

Ludwigs tiefe Religiosität zeigte sich insbesondere auch in seiner entschiedenen Friedensliebe. So lange die Ehre der Krone und die Wohlfahrt des Landes es gestatteten, war er eifrig bemüht, mit den Nachbarfürsten ein gutes Einvernehmen aufrecht zu erhalten, und wo der Friede gestört worden, zeigte er sich stets bereit, zur Wiederherstellung desselben die Wege zu ebnen. So schloß er mit Heinrich III. von England, der, obgleich mit ihm verschwägert, — Heinrichs Gemahlin Eleonore, die Tochter des Grafen Berengar IV. von der Provence, war die Schwester der Königin Margarethe von Frankreich — im Jahre 1242 mit einem zahlreichen Heere an der Mündung der Garonne gelandet, in der Hoffnung, die Großen des Landes sich um seine Fahnen schaaren zu sehen, nach zweimaliger Besiegung desselben bereitwillig und unter billigen Bedingungen Frieden, indem er die Mahnungen seiner Räthe, Heinrichs Noth besser auszubeuten, mit den Worten zurückwies: „Unsere Frauen sind Schwestern, unsere Kinder Geschwisterkinder, und so geziemt es sich wohl, daß Friede unter uns sei.“ In dem zwischen beiden Königen geschlossenen Friedensvertrage entsagte Heinrich III. feierlich allen Ansprüchen auf die Normandie und die Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou und leistete als Herzog von Guyenne dem König von Frankreich den Lehenseid.

Bei seiner tiefen und aufrichtigen Frömmigkeit mußte dem hei-

ligen Ludwig auch der Gedanke an einen Kreuzzug nahe liegen. Der Entschluß zu einem solchen kam jedoch in ihm erst während einer schweren Krankheit zur Reife, die ihn im Jahre 1244 überfiel. Gerade damals waren über das Königreich Jerusalem die schwersten Heimsuchungen hereingebrochen. Der Sultan von Aegypten, Nodschmeddin Eyub, Kamels jüngerer Sohn, der seinen älteren Bruder vom Throne gestoßen und das Reich Saladins wieder herzustellen gedachte, hatte zum Kampfe gegen den Sultan von Damaskus und die mit demselben gegen ihn verbündeten Christen die Horden der Chowaresmier, die seit der Zerstörung ihres Reiches durch Dschingis-Khan plündernd in den Gegenden des Euphrat und Tigris umherschweiften, in seinen Sold genommen, und diese waren verheerend bis Jerusalem vorgedrungen und hatten, nachdem sie die heilige Stadt mit den schauerlichsten Verwüstungsgräueln erfüllt, in der blutigen Schlacht bei Gaza (18. Oktober 1244) das christliche Heer fast gänzlich vernichtet. Die Blüthe der drei geistlichen Ritterorden war unter den Erschlagenen, und von dem Königreich Jerusalem blieb den Christen nur noch Ptolemais.

Als Ludwig von diesen erschütternden Ereignissen Kunde erhielt, verlangte er, auf seinem Krankenbette mit dem Kreuze bezeichnet zu werden. Nach seiner Genesung sprachen sich seine Mutter wie seine Brüder auf das Entschiedenste gegen den von ihm beabsichtigten Kreuzzug aus; aber kein noch so wichtiges Bedenken konnte ihn bewegen, seinem Gelübde untreu zu werden. Der Eifer für die Sache des heiligen Landes war jedoch unter den französischen Großen so sehr erloschen, daß er nur auf eine geringe Zahl von Theilnehmern zählen durfte; er nahm daher seine Zuflucht zu einer List. Nach der Sitte der damaligen Zeit wurden am Weihnachtsmorgen unter die Großen des Hofes, bevor sie sich mit dem König zur Kirche begaben, Pelzmäntel ausgetheilt. Ludwig ließ die Messe diesmal zu ungewöhnlich früher Stunde ansagen, so daß die Edlen und Herren die Mäntel noch in der Dunkelheit empfingen; in der Kirche aber sahen sie beim Schein der Kerzen mit Verwunderung, daß dieselben mit gestickten goldenen Kreuzen versehen waren. So hatten sie, ohne es zu ahnen, das Kreuz genommen, und Schamgefühl und Ehrgeiz hielten sie ab, zurückzutreten.

Als alle Vorbereitungen zu dem Zuge beendigt waren, übertrug Ludwig die Regentschaft seiner Mutter Blanka und brach, nachdem er am 12. Juli 1248 zu St. Denis die Oriflamme, das Pilgerkleid und den Pilgerstab empfangen, mit seinen beiden Brüdern, den Grafen von Artois und Anjou, nach dem Süden auf, um sich nach dem heiligen Lande einzuschiffen; sein dritter Bruder, Alfons von Poitou, sollte nachfolgen. Das Volk von Paris gab in großen Schaaren den Abziehenden auf eine weite Strecke das

Geleite; auch Blanka begleitete den König bis Clugny, wo sie Abschied von ihm nahm. Weder Mutter noch Sohn ahnten, daß sie einander nicht wiedersehen würden. Der Zug ging über Lyon am linken Ufer der Rhone hinab nach Aigues mortes, wo am 28. August 1248 die Einschiffung stattfand.

Von einem günstigen Winde getrieben, erreichte die Flotte in der Mitte September die Insel Cypern, deren Beherrscher, Heinrich von Lusignan, ein Nachkomme König Guido's, seine Landsleute auf das Glänzendste empfing. Hier sollten die übrigen Kreuzfahrer mit dem Hauptheere zusammentreffen; die Ankunft derselben wurde jedoch durch eingetretene Stürme verzögert, und da inzwischen der Winter herangekommen, mußte sich Ludwig entschließen, den Angriff auf Aegypten, wo er zuerst die Macht der Sarazenen brechen zu müssen glaubte, bis zum kommenden Frühjahr zu verschieben. Dieser Aufschub gereichte dem ganzen Unternehmen zum großen Nachtheil, indem einerseits während des Winters viele Kreuzfahrer durch Krankheiten hinweggerafft wurden und andrerseits der Sultan von Kairo Zeit zur Verstärkung seiner Streitkräfte fand.

Am 13. Mai 1249 schifften sich die Kreuzfahrer, denen sich auch der König von Cypern und Wilhelm von Villehardouin, Herr von Morea, angeschlossen, nach Aegypten ein, und am 3. Juni wurden im Angesichte von Damiette die Anker geworfen. Trotz der unausgesetzten Angriffe der sarazenischen Flotte, die am Gestade lag, wurde am folgenden Tage die Landung bewerkstelligt. Ludwig selbst sprang mit der gesammten Ritterschaft bis an die Brust ins Wasser und erreichte, während die christlichen Galeeren die sarazenischen zurückdrängten, „den Schild am Halse, den Helm auf dem Haupte und das Schwert in der Hand", glücklich das Ufer. Unterdessen hatte der Befehlshaber der ägyptischen Flotte bereits dreimal den Sultan, der fern von dem Heere krank darniederlag, um Verhaltungsmaßregeln bitten lassen; da er keine Antwort erhielt, zog er sich, in der Meinung, der Sultan sei todt, mit der ägyptischen Streitmacht Nilaufwärts nach Kairo zurück.

Die Nachricht von der unerwarteten Räumung von Damiette wurde von den Kreuzfahrern, die kaum daran glauben konnten, mit Jubel begrüßt. Unter dem Absingen des Ambrosianischen Lobgesanges hielten sie, an ihrer Spitze der fromme Ludwig mit seiner Gemahlin, seinen Brüdern, dem König von Cypern, dem päpstlichen Legaten und dem Patriarchen von Jerusalem, ihren feierlichen Einzug in die mit Vorräthen und Schätzen reichgefüllte Stadt. Ludwig ließ sogleich die Moscheen zu Kirchen weihen, setzte einen Bischof und Stiftsherren ein und versah dieselben reichlich mit Einkünften und Geräthschaften des Kultus.

Der weitere Verlauf des Kreuzzugs entsprach indessen dem

glücklichen Anfange nicht; denn so tapfer auch die Helden des Mittelalters sich auf dem Schlachtfeld erwiesen, so verstanden sie doch selten, bei ihren kriegerischen Unternehmungen die Gunst des Augenblickes zu benutzen. Statt sofort zur Verfolgung des Feindes aufzubrechen, blieb Ludwig in Damiette, um die Ankunft seines Bruders Alfons von Poitou zu erwarten, der mit neuen Streitkräften von Frankreich abgesegelt war, und unterdessen begann die Anschwellung des Nils, wodurch der Aufbruch für längere Zeit unmöglich gemacht wurde. Die verlängerte Unthätigkeit hatte jedoch, zum großen Schmerze Ludwigs, eine bedenkliche Lockerung der Zucht unter den Kreuzfahrern zur Folge, während andererseits der Feind Zeit fand, sich von dem ersten Schrecken zu erholen und neue Streitkräfte zu sammeln. Am 20. November endlich brach das Kreuzheer, nachdem Alfons am 28. Oktober zu Damiette gelandet war, in der Stärke von 10,000 Rittern und 40,000 Fußgängern zur Eroberung von Kairo auf, während die Flotte auf dem Nil nachfolgte. Der Zug ging jedoch nur langsam voran, da sich das Kreuzheer in unaufhörliche Gefechte mit den Sarazenen verwickelt sah, die demselben besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte griechische Feuer großen Schaden zufügten. So oft eine Ladung desselben geschleudert wurde, fiel Ludwig auf seine Kniee nieder und betete mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jesus-Christ, garde — moi et toute ma gent!“ Die Kreuzfahrer verrichteten herrliche Thaten ritterlichen Muthes. Der Graf Robert von Artois, Ludwigs ältester Bruder, der in der Verfolgung einer Schaar fliehender Feinde mit Ungestüm in die Stadt Mansura eingedrungen, erlag mit 200 ihn begleitenden Rittern in den engen Straßen derselben der Wuth der Sarazenen, die aus den Häusern Pfeile, Steine und griechisches Feuer auf die Tapferen herabschleuderten. Ludwig selbst ging den Seinen mit dem Beispiele ritterlichen Heldenmuthes voran; er zeigte jedoch dabei die größte strategische Unkunde. Das Heer wurde zwischen den Kanälen und Flußarmen eingeschlossen und sah sich zuletzt auch von Damiette abgeschnitten.

Da der wachsende Mangel an Lebensmitteln und ausgebrochene Krankheiten die Lage der Kreuzfahrer von Tag zu Tag verschlimmerten, machte Ludwig einen Versuch, das Heer nach Damiette zurückzuführen; er wurde jedoch von den Sarazenen mit so bedeutender Uebermacht angegriffen, daß das Kreuzheer sich von vollständiger Vernichtung bedroht sah. In dieser äußersten Gefahr gab Ludwig dem Grafen Philipp von Montfort Vollmacht, Unterhandlungen mit dem feindlichen Befehlshaber wegen eines Waffenstillstandes anzuknüpfen. Montfort fand denselben nicht abgeneigt, auf einen solchen einzugehen; aber während er mit ihm über die Bedingungen unterhandelte, rief ein Verräther, Namens Marcel, den

Rittern, die den Kampf noch fortsetzten, zu: „Ihr Herren, ergebt euch; der König befiehlt es; bringt nicht durch eure Weigerung sein Leben in Gefahr!“ Sofort standen die Ritter von dem Kampfe ab und übergaben ihre Schwerter den Sarazenen. Als der feindliche Befehlshaber dies sah, brach er die angeknüpften Unterhandlungen ab und gab Befehl, das christliche Heer zu entwaffnen und gefangen zu nehmen. Ludwig selbst wurde von den Sarazenen im Triumphe nach Mansura gebracht (6. April 1250). Er ertrug diese schwere Schickung mit frommer Ergebung und tröstete die Barone, die bei dem Anblick ihres gefesselten Königs laut aufschrieen vor Schmerz, mit den Worten: „Der Sohn Gottes hat noch weit Schwereres erduldet.“

Unterdessen hatten die Sarazenen auch einen Angriff auf Damiette gemacht zu der Zeit, als die dort zurückgebliebene Königin Margarethe ihrer Niederkunft entgegensah. „Bevor sie niederkam“, erzählt Joinville, „nahm sie einem alten, achtzigjährigen Ritter, der in ihrem Gefolge war, einen Eid ab, ihn knieend um die Gnade bittend, daß er ihr das Haupt abschlage, wenn die Sarazenen die Stadt nähmen. Und der Ritter antwortete: „Seid versichert, daß ich es ohne Bedenken thun werde; denn ich hatte schon bei mir beschlossen, Euch zu tödten, bevor sie unser habhaft würden.“ Der Angriff der Sarazenen wurde indessen glücklicherweise abgeschlagen. Der Sohn aber, den Margaretha gebar, erhielt den Namen Tristan, d. i. Schmerzenreich.

Die Kunde von dem Mißgeschick, das die Kreuzfahrer in Aegypten betroffen, rief in Frankreich eine beispiellose Bestürzung und Trauer hervor. Ueberall eilte das Volk in die Kirchen, um für den geliebten Herrscher Rettung und glückliche Heimkehr zu erflehen. Innocenz IV. sandte dem König Trostbriefe, ordnete Gebete für ihn an und forderte die gesammte Christenheit zu seinem Beistande auf.

Die mit Moaddhem, dem Sohn und Nachfolger des kurz vorher gestorbenen Sultans Nodschmeddin Ejub, wegen der Freilassung Ludwigs und seiner Leute angeknüpften Unterhandlungen führten anfangs zu keinem Ziele, weil der Sultan für dieselbe die Rückgabe aller christlichen Besitzungen in Syrien verlangte. Ludwigs Antwort, daß ihm über diese keine Verfügung zustehe, da sie nicht ihm, sondern dem Kaiser Friedrich gehörten, erbitterte die Abgeordneten des Sultans so sehr, daß sie ihm bei fortgesetzter Weigerung mit der Folter drohten. „Ich bin in eurer Gewalt“, erwiderte ihnen Ludwig, ohne die Fassung zu verlieren; „ihr könnt mit mir machen, was ihr wollt.“ Diese ruhige Festigkeit des gefangenen Königs verfehlte ihres Eindrucks auf den Sultan nicht: er stand von seiner Forderung ab und stellte Bedingungen, die Ludwig annehmen

konnte. So kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem zwischen Moaddhem und allen Christen, die syrischen mit eingeschlossen, ein zehnjähriger Waffenstillstand bestehen und alle Gefangenen, die seit dem Friedensschlusse Friedrichs II. gemacht worden, freigegeben werden sollten, wogegen Ludwig die Räumung von Damiette zusagte und dem Sultan 800,000 byzantinische Goldstücke — ungefähr 100,000 Mark Silber — zu zahlen versprach.

Kaum war dieser Vertrag abgeschlossen, als eine neue Gefahr über die Kreuzfahrer hereinbrach. Die Mameluken — erkaufte Sklaven, meist aus Kaukasien, aus welchen die Sultane ihr Heer und besonders ihre Leibwache zusammensetzten — zettelten eine Verschwörung gegen Moaddhem an, von welchem sie sich zurückgesetzt sahen, und der Sultan wurde von den Meuterern ermordet. Da die ganze Gewalt in ihren Händen lag und sie von dem ohne ihre Zustimmung abgeschlossenen Vertrage Nichts wissen wollten, sahen sich die Christen von den schwersten Bedrängnissen bedroht. Indessen trugen auch diesmal Ludwigs Standhaftigkeit und sein würdevolles Auftreten den Sieg über die blinde Wuth der Ungläubigen davon. Die Bewunderung, die er den Mameluken einflößte, brachte sie sogar auf den Gedanken, ihn zu ihrem Sultan zu erheben. Dieser Gedanke kam zwar nicht zur Ausführung; aber der neue, aus ihrer Mitte gewählte Herrscher bestätigte den geschlossenen Vertrag. Damiette wurde am 7. Mai 1250 von den Franzosen geräumt und die Hälfte des Lösegeldes ausgezahlt. Hierauf schiffte sich Ludwig mit einem kleinen Theile seines Heeres nach Ptolemais ein, da er nicht nach Frankreich zurückkehren wollte, ohne das heilige Land gesehen zu haben. Als er hier erfuhr, daß seine Diener zu Damiette bei dem Abzählen des Lösegeldes die Sarazenen um eine bedeutende Summe übervortheilt hatten, erzürnte er heftig und schickte mit dem Reste des ausbedungenen Geldes das an der ersten Zahlung Fehlende nach. Dessenungeachtet fand er sich in seiner Hoffnung, alle seine Leute befreit zu sehen, schmachvoll getäuscht. Die Sarazenen hatten nach seinem Abzug alle kranken Kreuzfahrer getödtet und viele der andern zu Sklaven gemacht und zur Abschwörung ihres Glaubens gezwungen.

Trotz der dringenden Mahnung seiner Mutter zu schleuniger Rückkehr nach Frankreich blieb Ludwig noch längere Zeit im Morgenlande, weil ihm die dortigen Christen erklärt hatten, Palästina sei verloren, wenn er gehe. Zu einem eigentlichen Feldzuge gegen die Ungläubigen fehlten ihm zwar die Mittel; aber er hoffte die zwischen den syrischen Sarazenen und den Mameluken ausgebrochenen Zwistigkeiten zum Vortheil der Christen verwerthen zu können. Er knüpfte zu diesem Ende Unterhandlungen mit dem Sultan von Damaskus an; dieser schloß jedoch bald mit dem Sultan von

Aegypten Frieden, und so mußte sich Ludwig darauf beschränken, den morgenländischen Christen durch eine stärkere Befestigung der Städte Cäsarea, Joppe und Sidon sicherere Bollwerke zu verschaffen.

Schon hatte Ludwig nahezu vier Jahre im Morgenlande geweilt, als die Nachricht von dem Tode seiner Mutter eintraf. Blanka von Kastilien war am 1. Dezember 1253 verschieden. Der König erhielt die Trauerbotschaft durch den Kardinallegaten, der sie ihm an den Stufen des Altares mittheilte, nachdem er ihn durch fromme Reden darauf vorbereitet. Laut aufschreiend vor Schmerz, warf sich Ludwig vor dem Altare nieder; doch endlich ermannte er sich und betete mit von Thränen erstickter Stimme. „Mein Herr und mein Gott, ich danke dir, daß du mir meine liebe Mutler so lange gelassen hast. Ich liebte sie mehr, als alle Kreaturen der Welt; du aber hast sie abgerufen in dein Reich; dein Wille sei gepriesen.“ Da der Thronfolger erst elf Jahre alt war, konnte Ludwig die Heimkehr nicht länger verschieben. Auf der Rückfahrt, die am 25. April 1254 angetreten wurde, zeigte sich des Königs frommer Sinn besonders in der eifrigen Sorge für die Aufrechthaltung des religiösen Sinnes unter seiner Umgebung. Die gesammte Schiffsmannschaft mußte täglich einer heiligen Messe und dreimal wöchentlich einer Predigt beiwohnen; auch wurden den Matrosen häufig einfache Vorträge über die Hauptlehren des Christenthums gehalten, und die Sterbenden bereitete der fromme Ludwig selbst zum Tode vor. Nach einem kurzen Aufenthalte in Cypern lief die Flotte am 26. Juni im Hafen von Hyères ein. Auf seinem Zuge nach Paris wurde der König in allen Städten, durch welche sein Weg ihn führte, mit der lebhaftesten Freude empfangen; überall brachte man ihm die reichsten Geschenke entgegen, und als er am 7. September seinen Einzug in die Hauptstadt hielt, wollte der Jubel der Bevölkerung kein Ende nehmen.

Mit verdoppeltem Eifer setzte der König nach seiner Rückkehr seine Bemühungen für die Wohlfahrt Frankreichs fort; denn neben der Förderung des eigenen Seelenheiles kannte er kein anderes Streben, als die Begründung des Glückes seines Volkes. Nie war ein König eifriger und selbstloser für Menschenwohl und Menschenglück besorgt, als Ludwig der Heilige. Seine Mildthätigkeit gegen Nothleidende kannte keine Grenzen. Joinville sagt hierüber, nachdem er von den Armen und Verkrüppelten geredet, die Ludwig täglich in seinem Palaste speise: „Nebst allen diesen Dingen spendete der König täglich so großes und reiches Almosen an arme Klöster, Armenspitäler, Krankenhäuser und andere milde Anstalten, an arme Edelmänner, Edelfrauen und Fräulein, verarmte Frauen, Wittwen und Wöchnerinnen und an Arme, die vor Alter und Krankheiten nicht mehr arbeiten, noch ihr Gewerbe forttreiben kon-

ten, daß man kaum ihre Zahl anzugeben vermöchte, und dürfen wir in diesem Betreff sagen, daß er viel glücklicher war denn Titus, der Kaiser zu Rom, von welchem die alten Geschichten melden, daß er es gar sehr zu Herzen nahm und bedauerte, wenn ihm ein Tag vorübergegangen, ohne daß er Jemanden eine Wohlthat erwiesen."

Mit dem, was Ludwig zur Linderung der Noth Einzelner that, gingen Stiftungen für das allgemeine Beste Hand in Hand. In Paris wurde ein Haus für Blinde und ein anderes für jugendliche Büßerinnen errichtet; auch für die Erbauung neuer Gotteshäuser in Paris, Pontoise und an vielen andern Orten trug Ludwig Sorge. Unter ihm blühte in Frankreich der gothische Baustil, und die „heilige Kapelle", die er zur Aufbewahrung der aus dem Morgenlande zurückgebrachten Reliquien gründete, legt Zeugniß ab von der Reinheit seines Geschmackes. Als seine Vertrauten ihn vor Verschwendung in seinen Werken der Nächstenliebe warnten, erwiderte er: „Immerhin ist es mir lieber, daß das Ausmaß von Aufwand, so ich mache, in Almosen Gott zu Liebe bestehe, denn in Pracht und eitlem Prunk dieser Welt." Dessenungeachtet war seine Hofhaltung eine durchaus königliche. „Weidlich und freigebig", sagt Joinville, „zeigte sich der König auf seinen Reichsversammlungen und den Landtagen der Barone und Ritter und ließ gar fein in Hülle und Fülle an seinem Hofe aufwarten, und mehr, als dies seit langer Zeit am Hofe seiner Vorfahren der Fall gewesen." Mit allen ausgezeichneten Männern, die Frankreich damals aufzuweisen hatte, wie Joinville, Jean de Nesle, Thomas von Aquin, Bonaventura, Vincenz von Beauvais, stand der König in enger Verbindung; Robert de Sorbonne, der Gründer des berühmten, nach ihm benannten Kollegiums für arme Studirende der Theologie, dessen Name später auf die ganze theologische Fakultät von Paris überging, war sein Kaplan. Die Rechtsgelehrten Pierre de Fontaine, Geoffroi de Vilette, Philippe de Beaumanoir und Guy Fulcodi, der später in den geistlichen Stand trat und als Clemens IV. den römischen Stuhl bestieg, erfreuten sich seines vertrauten Umgangs.

Der Hauptgegenstand der Bemühungen Ludwigs war die Herstellung eines geordneten Gerichtswesens. In allen Fällen sollte Jedem sein volles Recht werden und der Niedere geschützt sein gegen die Eigenmächtigkeiten und Gewaltthätigkeiten des Höheren. „Nachdem der König", berichtet Joinville, „von jenseits des Meeres zurückgekehrt war, gebahrte er sich gar frömmiglich gegen unsern Herrn und gar getreulich gegen seine Unterthanen, und erwog und bedachte, wie so löblich Ding es wäre, das Königreich der Franken mit besseren Gesetzen zu begaben."

Wie sehr der Rechtszustand in Frankreich vor Ludwig IX. noch im Argen lag und auf welche Weise Ludwig den herrschenden Mißbräuchen ein Ende machte, ersehen wir aus Joinville's weiteren Worten: „Das Oberrichteramt von Paris wurde meist verkauft; die Söhne und Verwandten des Käufers verließen sich auf Verwandte und Freunde, die ihnen die Stange hielten, und deßhalb wurde das geringe Volk unter die Füße getreten; klagte dann Jemand mit gutem Recht, so wurde er noch obendrein bestraft. Das arme Volk verließ darum das Königsgebiet und zog in andere Gerichtsbarkeiten und Herrschaften, und das Königsland wurde so entvölkert, daß wenn der Oberrichter seine Gerichte hielt, nicht mehr als zehn Personen vor dieselben traten. Dazu gab es so viele Uebelthäter und Räuber in und um Paris, daß die ganze Gegend davon wimmelte. Nachdem der König die volle Wahrheit erkannt hatte, stellte er den Verkauf des Oberrichteramtes ein und setzte mit hohem Gehalt einen Ehrenmann an diese Stelle, Stephan Boileau, und in kurzer Zeit wagte kein Verbrecher, kein Mörder, kein Räuber mehr, in Paris sich aufzuhalten, wenn er nicht hingerichtet werden wollte." Und nicht auf die Hauptstadt allein blieb Ludwigs Fürsorge für eine strengere Handhabung der Gerechtigkeit beschränkt. Königliche Sendboten durchzogen, wie einst zu Karls des Großen Zeit, das Reich, um die Beamten zu überwachen und Klagen gegen dieselben vor den König zu bringen, und nicht Verwandtschaft noch hohe Herkunft, noch Gold oder Silber schützten den Schuldigen vor der verdienten Strafe. Ludwig selbst war jeder Beschwerde zugänglich. „Oftmals geschah es", erzählt Joinville, „daß der König im Sommer nach seiner Messe in den Wald von Vincennes ging, wo er sich an einer Eiche niedersetzte und uns um ihn her sitzen hieß, und Alle, die ein Anliegen hatten, kamen und sprachen mit ihm, ohne Behinderung von Thürstehern noch Anderen. Und dann befragte er sie eigenen Mundes: ‚Ist hier Jemand, der eine Klage hätte'? und Die, welche Klagen hatten, erhoben sich; er aber sagte: ‚Schweiget Alle still, und man wird Einen nach dem Andern bescheiden'. Und alsdann rief er Herrn Fontaine und Herrn Gottfried von Vilette und sagte zu dem Einen von ihnen: ‚Erledigt mir diese Klage'. Und wenn er irgend eine Sache zu verbessern fand in den Worten Derer, die für Andere sprachen, verbesserte er es selbst eigenen Mundes."

Um die Kampflust der französischen Großen, die in der geringfügigsten Beleidigung oft Veranlassung zu blutigen Streitigkeiten fand, in den rechten Grenzen zu halten, beschränkte Ludwig das Fehderecht, ebensowohl durch förmliche Verbote, als durch die Ausdehnung der königlichen Gerichtsbarkeit. Auch der in allen schwierigen Fällen üblich gewordene gerichtliche Zweikampf wurde in

sämmtlichen Kronländern verboten. Die Wahrheit sollte fortan nur auf gerichtlichem Wege durch genaue Untersuchung, Zeugenvernehmung und eingehende Prüfung vorhandener Urkunden ermittelt werden. Durch diese Neuerung, die eine vollständige Umwandlung des gesammten Rechtswesens in Frankreich herbeiführte, entstand das Bedürfniß, Männer in die Gerichte aufzunehmen, welche mit einer gelehrten Bildung und der nöthigen Fertigkeit und Geschicklichkeit in der Behandlung von Rechtsfragen zugleich eine hinreichende Kenntniß des bestehenden Rechtes verbanden. Auch in den obersten königlichen Gerichtshof, für welchen seit dieser Zeit der Name Parlament gebräuchlich wurde, nahm Ludwig Rechtsgelehrte auf, und wenn deren Befugniß sich zunächst auch nur auf die Untersuchung und Begutachtung der Streitsachen erstreckte, so erhielt sie doch bald durch die überlegene Einsicht dieser Männer eine bedeutende Erweiterung. Da an diesen obersten königlichen Gerichtshof von allen Baronatgerichten appellirt werden konnte, hatte thatsächlich die Souveränität der einzelnen Großen aufgehört und gab es fortan in Frankreich nur noch große Vasallen und einen Souverän.

Die von Ludwig IX. erlassenen Gesetze, bei deren Abfassung ihn die gelehrten Kenner des römischen Rechtes unterstützten, die damals an der Universität zu Paris thätig waren, wurden später durch einen Rechtsgelehrten oder einen königlichen Beamten mit den Gewohnheitsrechten der einzelnen Kronländer zu einem Ganzen zusammengetragen, das den Namen Etablissements de St. Louis erhielt.

Trotz seiner tiefen Frömmigkeit hatte Ludwig auch für kirchliche Mißbräuche ein offenes Auge; aber er schritt zur Beseitigung derselben nicht einseitig, sondern nur im Einvernehmen mit dem päpstlichen Stuhle vor. Den Klagen, welche über Mißbräuche in der Exkommunikation und der Ausübung der geistlichen Gerichtsbarkeit erhoben wurden, half Alexander IV. selbst auf Ludwigs Veranlassung durch die Erklärung ab, daß kein königlicher Richter gebannt werden dürfe, der einen Geistlichen wegen eines todeswürdigen Verbrechens festnehmen lasse, nachdem derselbe vorher durch ein geistliches Gericht abgesetzt worden. Die unter dem Namen pragmatische Sanktion bekannte, offenbare Rechte der Kirche verletzende Verordnung, die den späteren sogenannten „gallikanischen Freiheiten" zur Grundlage diente, rührt nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, von Ludwig IX. her. Dies beweisen nicht nur die darin enthaltenen Anschauungen, die mit Ludwigs IX. Grundsätzen und seinem ganzen Verhältniß zur Kirche im grellsten Widerspruch stehen, sondern auch die darin vorkommenden Formeln, die zu seiner Zeit gar nicht im Gebrauche waren. Sie ist ein Machwerk

aus der Zeit Karls VII., dessen verderblichen Inhalt der Name des Heiligen decken sollte.

Ludwigs Regierungsthätigkeit blieb nicht auf die Gerechtigkeitspflege beschränkt; sie umfaßte alles, was des Reiches Wohlfahrt fördern konnte. Mit großer Freude wurde insbesondere sein Münzgesetz begrüßt, durch welches das Volk gegen die Mißbräuche des Münzrechtes auf das Nachdrücklichste geschützt wurde. Die zur Prägung von Münzen berechtigten Großen — es gab deren damals in Frankreich gegen achtzig — duldeten nämlich in ihren Gebieten keine andere Münze als ihre eigene, für die sie sich ein Sechstel des Betrags als Prägkosten berechneten und die überdies nur selten ihren vollen Werth hatten. Um der Ausbeutung des Volkes durch diese Willkür der Großen ein Ziel zu setzen, verordnete Ludwig, daß fortan die königlichen Münzen im ganzen Lande Cours haben sollten, und erhöhte die Wohlthat dieser den inneren Verkehr bedeutend erleichternden Verfügung besonders noch dadurch, daß er nur vollwichtige Münzen prägen ließ. Auch das auf Ludwigs Befehl von dem Prevot Stephan Boileau im Einvernehmen mit Sachverständigen abgefaßte „Buch der Gewerbe für die Stadt Paris" — eine vollständige Gewerbeordnung — bewies, wie sehr dem König alles am Herzen lag, was mit dem Wohle des Volkes zusammenhing.

So hoben sich unter Ludwigs väterlicher Regierung Sicherheit und Wohlstand in Frankreich, während alle übrigen Staaten Europa's von gewaltigen Erschütterungen heimgesucht waren. Ludwig selbst verkürzte die Zeit seines segensreichen Wirkens durch einen neuen Kreuzzug. Er glaubte sein Gelübde nicht vollständig gelöst zu haben, weil es ihm nicht gelungen, das heilige Land zu befreien, und die Nachricht von der Eroberung Jaffa's und Antiochia's durch den ägyptischen Sultan Bibars und von der Zerstörung der Kirchen von Bethlehem, Nazareth und Tabor durch die siegreichen Sarazenen, verbunden mit dem Mahnruf Clemens' IV. zu einer neuen Erhebung der abendländischen Christenheit für ihre schwerbedrängten Glaubensbrüder im Morgenlande, brachte in ihm den lange genährten Plan zu einer zweiten Kreuzfahrt zu rascher Reife. Am 25. Mai 1267 zeigte der König dem versammelten Parlamente die Dornenkrone Christi, mit der dringenden Aufforderung, die Schmach des heiligen Landes zu rächen. Viele Großen nahmen das Kreuz, aber mehr aus Ehrgefühl und Liebe zum König, als aus wirklicher Begeisterung für das Unternehmen selbst, das ihnen besonders bei Ludwigs zerrütteter Gesundheit als ein sehr bedenkliches erschien. Nachdem drei Jahre lang für den Zug gerüstet worden, nahm Ludwig am 14. März 1270 zum anderen Male zu St. Denis die Oriflamme und das Pilgerkleid.

Am 1. Juli schiffte sich das Kreuzheer, dem sich der englische Prinz Eduard, Heinrichs III. Sohn, mit dreihundert Rittern angeschlossen, zu Aigues mortes auf genuesischen Schiffen ein und landete am 8. zu Cagliari auf Sardinien. Hier beschloß der König auf den Rath seines Bruders Karl von Anjou, der damals schon seit längerer Zeit König von Sicilien war und seine Herrschaft über die afrikanische Küste auszudehnen wünschte, zunächst einen Zug gegen Tunis zu unternehmen, das den Beherrschern von Aegypten stets Unterstützung gewährt hatte. Was den König diesem Plane ganz besonders zugänglich gemacht, war die Hoffnung, den Sultan von Tunis, mit welchem er früher in Verkehr gestanden, für das Christenthum gewinnen zu können; auch hatte der Gedanke, die Heimath des heiligen Cyprian und des heiligen Augustin wieder zur Kirche zurückzuführen, für ihn einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte. Am 17. Juli landete das französische Heer im Hafen von Karthago; aber Ludwigs Hoffnung auf ein friedliches Entgegenkommen des Sultans blieb unerfüllt. Nach mehreren kleinen Scharmützeln mit den Mauren erstürmten die Kreuzfahrer das Schloß von Karthago und besetzten die Stadt. Der Angriff auf Tunis sollte verschoben bleiben bis zur Ankunft des Königs von Sicilien, der seinem Bruder neue Streitkräfte zuzuführen versprochen. Die Ankunft desselben verzögerte sich jedoch länger, als man gedacht, und während man einen vollen Monat seiner harrte, erzeugte die glühende Hitze unter den Kreuzfahrern eine pestartige Krankheit, der außer dem päpstlichen Legaten und mehreren französischen Großen auch Ludwigs Sohn Tristan erlag.

Endlich erkrankte auch der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Seine letzten Tage waren ausschließlich der Vorbereitung auf den Tod und der Abfassung weiser und frommer Vorschriften für seinen Sohn und Nachfolger Philipp gewidmet, die er demselben als sein Testament übergab. Er starb am 25. August, auf einem mit Asche bestreuten Lager, die Hände über der Brust gekreuzt und die Augen gen Himmel gerichtet, heilig, wie er gelebt, mit einem Gebete für die Seinen, daß der Herr sie nicht in die Hände seiner Feinde fallen lasse, sondern sie sicher zur Heimath zurückgeleite. Er hatte ein Alter von fünfundfünfzig Jahren erreicht.

Während das verwaiste Heer in tiefem Schmerze die Leiche des geliebten Königs umstand, landete Karl von Anjou. Als er die Trauerkunde vernommen, eilte er herzu und warf sich laut weinend neben der Leiche seines Bruders auf die Kniee; doch bald wurde er der ungewohnten Rührung Herr und traf ungesäumt, im Vereine mit Philipp III., dem bereits als König gehuldigt worden, die nöthigen Anordnungen zur Fortsetzung des Kampfes. Nach

zwei siegreichen Treffen schloß er mit dem Sultan von Tunis einen Vertrag, in welchem dieser allen Christen in seinen Staaten die Freiheit und ungestörte Abhaltung ihres Gottesdienstes zusagte und sich zur Zahlung einer bedeutenden Kriegsentschädigung an die Franzosen, sowie zur Entrichtung eines jährlichen Tributs von 20,000 Goldstücken an den König von Sicilien verpflichtete.

Am 15. September 1270 schifften sich die Kreuzfahrer mit der Leiche des Königs nach Sicilien ein; aber ehe die Flotte Trapani erreichte, vernichtete ein schrecklicher Sturm achtzehn große und viele kleineren Schiffe, wobei an 4000 Menschen das Leben verloren. Karl von Anjou, der bei dem ganzen Unternehmen zumeist seinen eigenen Vortheil im Auge gehabt, suchte die französischen Kreuzfahrer zu einem Zuge gegen Konstantinopel zu gewinnen, und als sie die Betheiligung an demselben ablehnten, eignete er sich das gesammte aus dem Sturm gerettete Schiffs- und Kriegsmaterial an, so daß die Franzosen aus dem Zug Nichts zurückbrachten, als Trauer und Elend.

Während der englische Prinz Eduard mit 300 Rittern und ungefähr 1000 Mann Fußvolk nach dem Morgenlande ging, wo er achtzehn Monate lang mit ritterlicher Tapferkeit für die Sache des heiligen Grabes gegen Bibars kämpfte, ohne bei der Geringfügigkeit seiner Streitkräfte bedeutende Erfolge erringen zu können, führte Philipp III. die Leiche seines Vaters durch Italien nach Frankreich. Nachdem er mit derselben am 21. Mai 1271 Paris erreicht hatte, trug er sie, unter dem unermeßlichen Geleite des trauernden Volkes, auf seinen eigenen Schultern nach St. Denis. Im Jahre 1297 nahm Bonifacius VIII. den frommen Ludwig, den edelsten aller französischen Könige, unter die Zahl der Heiligen auf.

Mit Ludwigs IX. zweiter Kreuzfahrt schließt das Zeitalter der Kreuzzüge. Zwar gaben die Nachfolger Clemens' IV. ihre Bemühungen für die Befreiung Jerusalems nicht auf, und Nikolaus IV. (1288—1292) ließ, nachdem er selbst die morgenländischen Christen durch bedeutende Geldsummen und zwanzig Schiffe in ihren Anstrengungen zur Behauptung der wenigen ihnen noch gebliebenen festen Plätze unterstützt hatte, noch einmal alle Fürsten des Abendlandes zu einem neuen Kreuzzuge aufrufen; aber der Eifer für die Sache des heiligen Grabes war im gesammten Abendlande erstorben, und so fand sein Mahnruf kein Gehör. Philipp IV. von Frankreich verweigerte jeden Beistand; Eduard I. von England verlangte Aufschub, und die Beherrscher von Aragonien und Sicilien, sowie die Republik Genua schlossen sogar mit dem Sultan ein Bündniß (1290). So fiel das von dem König von Cypern mit den ruhmvollsten Anstrengungen vertheidigte Ptolemais

aus Mangel an jeglicher Unterstützung am 18. Mai 1291 in die Hände der Sarazenen, und nach dem bald darauf folgenden Fall von Sidon, Tyrus und Berytus hatte die christliche Herrschaft im Morgenlande für immer ihr Ende erreicht. Alles, was die fortgesetzten großartigen Anstrengungen der Päpste noch erlangen konnten, waren vereinzelte Geldspenden für das heilige Grab.

## XXIII.

## Die sicilianische Vesper.

(30. März 1282.)

Nach dem Tage von Tagliacozzo hatte sich die erschütterte Herrschaft Karls von Anjou rasch aufs Neue befestigt. Die Macht der Sarazenen, in welcher die Hohenstaufen ihre Hauptstütze gefunden, war gebrochen, und an einen Widerstand der Sicilianer war nicht mehr zu denken. Auch das Reichsvikariat von Toskana blieb dem Beherrscher von Neapel und Sicilien, und da ihn die Römer zum Senator auf zehn Jahre gewählt, war selbst in der Hauptstadt der christlichen Welt seine Herrschaft gesichert. Dies Alles genügte jedoch dem ehrgeizigen Könige nicht: ganz Italien wollte er zu seinen Füßen sehen; ja er ging sogar mit dem Gedanken um, dem griechischen Kaiser Michael Paläologus (s. S. 109) sein Reich zu entreißen und dasselbe seinem Sohne Philipp zu übertragen. Ehe er indessen zur Ausführung des geplanten Unternehmens schreiten konnte, gelang es einem Arzte aus Salerno, Johann von Procida, die Herrschaft des Tyrannen in Italien zu untergraben.

Giovanni da Procida hatte sich unter Friedrich II. der Arzneikunde gewidmet und war der Arzt und Vertraute des Kaisers und seines Sohnes Manfred, sowie Besitzer der schönen Insel Procida bei Neapel geworden. Nachdem er seinen Anschluß an Konradin nach dessen Unterliegen mit dem Verluste seiner Güter gebüßt, begab er sich nach Spanien, um den König Peter III. von Aragonien, den Schwiegersohn Manfreds, zur Besitzergreifung des sicilischen Reiches, als des Erbes seiner Gemahlin Konstanze, anzufeuern. König Peter, der ihn auf das Freundlichste aufnahm und ihn zum Baron des Königreichs Valencia erhob, wies zwar sein Drängen nicht zurück; doch sprach er die Befürchtung aus, daß er zum Kampfe gegen den mächtigen Karl von Anjou nicht stark genug sein werde. Da erbot sich Procida, ihm die Wege zu ebnen und für sein Unternehmen Bundesgenossen zu verschaffen. Ver-

kleidet kam er im Jahre 1279 nach Sicilien, wo ihm überall laute Klagen über die Parteilichkeit und Grausamkeit der französischen Beamten und über das tyrannische Wüthen Karls entgegen schollen, der nur der Henker der Sicilianer genannt wurde. Procida feuerte die Klagenden zur Rache an und versprach ihnen Beistand für den Fall ihrer Erhebung.

Von Sicilien begab sich Procida nach Konstantinopel, um den Kaiser Michael von der Gefahr in Kenntniß zu setzen, mit welcher Karls Pläne ihn bedrohten. Er versprach demselben, die Ausführung dieser Plänen durch einen von Peter von Aragonien unterstützten Aufstand der Sicilianer zu verhindern, wenn der Kaiser ihm Hilfsgelder und Waffen für die sicilischen Barone zusage. Nachdem Michael sich dazu bereit erklärt hatte, begab sich Procida, als Franziskaner verkleidet, nach Malta, wo er mehrere sicilischen Großen von dem Stand der Dinge in Kenntniß setzte, und eilte von da nach Rom, um womöglich den Papst Nikolaus III. für seine Zwecke zu gewinnen. Dieser, ein sittenstrenger, frommer, doch allzusehr auf die Erhöhung seiner Verwandten bedachter Mann aus dem Hause der Orsini, der im Jahre 1277 nach den sehr kurzen Pontifikaten Innocenz' V., Hadrians V. und Johanns XXI. den päpstlichen Stuhl bestiegen, hatte sein Ansehen gegen die Anmaßungen Karls insofern hergestellt, als er denselben zur Verzichtleistung auf das Reichsvikariat von Toskana und auf die römische Senatorwürde bewogen, die fortan nur von dem Papste vergeben werden sollte, und dadurch Rom wieder unter die päpstliche Herrschaft zurückgebracht. Ob Nikolaus III. Procida, der sein Vertrauen zu gewinnen gewußt, irgend eine Zusage gemacht, ist zweifelhaft; unbegründet aber ist die Behauptung, er habe demselben eine schriftliche Ermächtigung für Konstanze, ihre Rechte auf Sicilien geltend zu machen, ausgestellt. Procida eilte nach Aragonien zurück; kaum war er jedoch in Barcelona angelangt, als daselbst auch die Nachricht von dem Tode Nikolaus' III. eintraf. Da der neue Papst Martin IV., ein Franzose aus der Champagne, ganz unter dem Einfluß Karls von Anjou gewählt worden, dem er sich bereits früher sehr ergeben gezeigt, fürchtete Peter, bei demselben mit seinen Plänen auf entschiedenen Widerstand zu stoßen; er ordnete daher eine Gesandtschaft nach Rom ab, die den neuen Papst beglückwünschen und zugleich seine Gesinnungen auskundschaften sollte. Martin IV., der eine entschieden französische Politik verfolgte und bereits Karl von Anjou die Würde eines römischen Senators auf Lebenszeit verliehen hatte, empfing die Abgesandten des Königs von Aragonien äußerst ungnädig. Auch die Aufnahme, welche zwei Botschafter der Sicilianer fanden, als sie vor dem Papste erschienen, um seinen Schutz gegen die Tyrannei Karls zu erflehen, bekundete, daß

Martin IV. entschlossen war, die Herrschaft seines Schützlings in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten. Er verwies sie mit ihren Klagen vor das Konsistorium, in welchem Karl selbst anwesend war, und dieser ließ sie beim Herausgehen durch seine Wachen ergreifen und ins Gefängniß werfen.

Alles dies entmuthigte jedoch den unermüdlichen Procida nicht. Er eilte aufs Neue nach Konstantinopel, von wo er 25,000 Unzen Goldes für Peter zurückbrachte mit der Zusage einer noch größeren Summe, sobald der Angriff begonnen habe. Peter stellte hierauf, unter dem Vorwande eines Kriegszugs gegen die Sarazenen in Afrika, umfassende Rüstungen an und wußte dabei den König Philipp III. von Frankreich, der mißtrauisch geworden, so geschickt zu täuschen, daß ihm derselbe für den angeblichen Zweck seiner Kriegsvorbereitung eine namhafte Summe als Beisteuer schickte. Umsowohl Philipp III. als Karl von Anjou und den Papst in der Täuschung zu erhalten, in welche er sie einzuwiegen gewußt, und zugleich den Sicilianern bei ihrer erwarteten Erhebung näher zu sein, schiffte er sich im Juni 1282 wirklich nach Afrika ein und kämpfte eine Zeitlang in der Nähe des alten Hippo mit den Mauren.

Unterdessen war Procida nach Sicilien zurückgekehrt und hatte unter mannigfacher Verkleidung die Insel durchreist, um die Erbitterung der Bevölkerung zu steigern, Geld zur Anschaffung von Waffen zu vertheilen und den Adel zu ermahnen, in die Städte zurückzukehren, um den in Aussicht stehenden Aufstand zu leiten. Ein Zufall sollte den Ausbruch desselben herbeiführen. Als die Bewohner von Palermo am Ostermontage (30. März) 1282 nach alter Gewohnheit zu Roß und zu Fuß nach dem drei Miglien entfernten Monte-Reale zogen, um dort der Vesper beizuwohnen, erlaubte sich einer der in großer Zahl an der Wallfahrt theilnehmenden Franzosen, Namens Drouet, gegen eine junge adelige Dame grobe Unanständigkeiten, unter dem Vorwande, er wolle untersuchen, ob sie nicht gegen das für diesen Tag von dem Statthalter erlassene Verbot verborgene Waffen trage. Mit einem lauten Aufschrei sank das Mädchen ohnmächtig in die Arme ihres sie begleitenden Verlobten. Während ihre Angehörigen entrüstet hinzusprangen und Drouet erstochen wurde, ertönte von allen Seiten der Ruf: „Nieder mit den Franzosen!“ Sogleich blitzten tausend verborgen gehaltene Dolche, und von den anwesenden Franzosen entrann keiner dem allgemeinen Blutbad.

Nachdem der erste Schritt geschehen, nahm das Werk der Rache unaufhaltsam seinen Fortgang. Die Palermitaner eilten in ihre Stadt zurück, bemächtigten sich des Schlosses, durchstreiften Straßen und Plätze und durchsuchten Häuser und Kirchen, um jede

Spur der verhaßten Fremdlinge erbarmungslos zu vertilgen. In der ersten Nacht allein fanden in Palermo über 4000 Franzosen von der Hand der Bewohner den Tod. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich der Aufstand über die ganze Insel, und das Beispiel Palermo's fand Nachahmung in allen übrigen Städten. Keiner, der als Franzose erkannt wurde, blieb verschont. Da Viele als Sicilianer verkleidet zu entkommen suchten, ließ man, wie erzählt wird, jeden Unbekannten, in welchem man einen Franzosen argwöhnte, das der französischen Zunge schwer fallende Wort Ciceri (Erbsen) aussprechen, und ermordete Jeden, der diese Probe nicht bestand. Nur einer sehr kleinen Zahl von Franzosen gelang es, ihr Leben zu retten.

Karl von Anjou befand sich an dem römischen Hofe, als die Kunde von dem Aufstande zu ihm gelangte. Rasend vor Zorn, schwur er den Sicilianern blutige Rache. Mit der Flotte, die zum Auslaufen gegen Konstantinopel bereit lag, erschien er am 6. Juli 1282 vor Messina, und der ihn begleitende päpstliche Legat forderte die Bevölkerung zur Unterwerfung auf. Die aller Hilfe entblößten Messinesen erklärten sich dazu bereit, wenn Karl versprechen wolle, der Insel vollständige Amnestie zu gewähren und keinen Franzosen mehr in das Land zu schicken. Obgleich der päpstliche Legat die Forderung der Messinesen befürwortete, wies sie Karl, der vor Allem Rache nehmen wollte, entschieden zurück. Da beschlossen die Messinesen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen und eher zu sterben, als sich zu ergeben.

Während Karl sich umsonst bemühte, den Widerstand der Messinesen zu brechen, war Procida mit Abgeordneten aus Sicilien nach Afrika geeilt, um den Beistand des Königs von Aragonien anzurufen und ihm die Herrschaft über die Insel anzutragen. Peter, der sich nach dem Vorgefallenen der Sicilianer versichert halten durfte, schiffte sich sogleich nach Sicilien ein und landete am 30. August zu Trapani. Nachdem er zu Palermo unter dem Jubel der Bevölkerung die Königskrone empfangen, griff er Karls Flotte mit überlegener Macht an, vernichtete einen Theil derselben und zwang seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Messina.

Während die Königin Konstanze in Sicilien die Regierung führte, setzte Peter den Krieg gegen Karl zu Wasser und zu Lande fort. Der Anführer der aragonischen Flotte war Roger de Loria, einer der größten und kühnsten Seehelden aller Zeiten. Dieser erfocht in den Gewässern von Malta einen glänzenden Sieg über Karls Flotte, fuhr dann die Küste Apuliens entlang bis vor Neapel und ließ Wurfgeschosse in die Stadt schleudern und die umliegenden Landgüter plündern, während seine Soldaten die Franzosen zum Kampfe herausforderten. Da gab der junge Karl von Sa=

lerno, der Sohn Karls von Anjou, Befehl zum Auslaufen der in dem Hafen von Neapel liegenden Schiffe und griff die Aragonesen an; aber nach einem längeren Kampfe, in welchem beide Theile in der heldenmüthigsten Tapferkeit wetteiferten, fiel er selbst in Rogers Hände. Dieser drohte ihm mit dem Tode, wenn nicht sogleich Manfreds gefangene Tochter Beatrix freigegeben werde. Sie wurde ihm ausgeliefert, und Roger führte die befreite Königstochter mit dem gefangenen Karl nach Messina. Mit stürmischem Drängen verlangten die Sicilianer den Tod des französischen Prinzen als Sühnopfer für die schmachvolle Hinrichtung Konradins; aber Konstanze dachte edler: sie ließ den Sohn Karls von Anjou in ein festes Schloß bringen und erklärte den rachedurstigen Messinesen, der gefangene Prinz, der ohnedem unschuldig sei an dem, was sein Vater gethan, könne ohne Zustimmung ihres Gemahls nicht verurtheilt werden.

Karl von Anjou erlebte den Ausgang des Krieges, in welchem das Glück sich immer entschiedener seinen Gegnern zuwandte, nicht; bald nach der Gefangennehmung seines Sohnes, am 7. Januar 1285, erlag er einem heftigen Fieberanfall. Zeitgenossen wollten wissen, er habe im Schmerz über sein Unglück selbst Hand an sich gelegt. Die unversöhnliche Wildheit seines Charakters hatte ihm die bittersten Früchte getragen. Alles, was er mit ungeheuren Anstrengungen und mit einer Grausamkeit erreicht hatte, die seinen Namen für alle Zeiten geschändet, sah er bei seinem Tode theils verloren, theils in Frage gestellt.

Unterdessen hatte Martin IV., der gleich nach der Krönung Peters über denselben den Bann ausgesprochen, das Königreich Aragonien dem jüngeren Sohne Philipps III. von Frankreich, dem Prinzen Karl von Valois, verliehen, und Philipp III. ergriff im Jahre 1285 die Waffen, um seinem Sohne den Besitz dieses Landes zu sichern; allein der Krieg verlief ungünstig für ihn, und er selbst starb, ohne das Ende desselben gesehen zu haben. Bald darauf raffte der Tod auch seinen siegreichen Gegner dahin: Peter von Aragonien erlag am 10. November 1285, von seinem Volke tief betrauert, einem Fieberanfall. Schon vor ihm, am 28. März 1285, war Martin IV. ins Grab gesunken. Sein einstimmig gewählter Nachfolger war der hochbetagte Honorius IV., auf welchen im Jahre 1288 Nikolaus IV. folgte. Unter beiden Päpsten dauerte der Kampf der Franzosen und Aragonesen um das hohenstaufische Erbe fort. Erst im Jahre 1302 kam zwischen den beiden kriegführenden Parteien ein von der Kirche bestätigter Vertrag zu Stande, kraft dessen Peters dritter Sohn Friedrich im Besitze der Insel Sicilien blieb, und der Sohn Karls von Anjou, Karl II., dessen Freilassung Nikolaus IV. im Jahre 1289 erwirkt hatte, sich mit dem Königreich Neapel begnügen mußte.

# XXIV.

## Das Interregnum in Deutschland.

(1254—1273.)

Mit dem Tode Konrads IV. hatte die Herrschaft der Hohenstaufen in Deutschland ihr Ende erreicht; denn bei der Schwäche der staufischen Partei war an die Erhebung des jungen Konradin auf den deutschen Thron nicht zu denken. So blieb denn Wilhelm von Holland alleiniges Oberhaupt des Reiches; aber sein Einfluß auf die Fürsten und Stände wurde darum nicht größer; denn die allgemeine Zwietracht, die während der unheilvollen Kämpfe Friedrichs II. in Italien in dem sich selbst überlassenen Deutschland herrschend geworden, hatte alle Bande der Ordnung gelöst. Fürsten und Stände bekriegten einander in unaufhörlichen Fehden, und der niedere Adel ergab sich offenem Straßenraub. Bei der allgemeinen, bis zu vollständiger Rechtlosigkeit gesteigerten Verwirrung suchten sich die Städte durch Bündnisse zu schützen. So wurde im Jahre 1251 durch eine Verbindung zwischen Hamburg und Lübeck der Grund zu der später so berühmt gewordenen Hansa gelegt, während im Jahre 1254 eine Anzahl rheinischer Städte zum Schutze ihres Handels und zu gemeinsamer Abwehr der Friedensbrecher den großen rheinischen Städtebund gründete, an dessen Spitze Mainz und Worms standen. König Wilhelm bestätigte diesen Bund auf einem Reichstage zu Oppenheim; als er jedoch den Heimweg angetreten, wurde seine Gemahlin, wie um ihn zu verhöhnen, auf der Heerstraße von einem Raubritter überfallen und ausgeplündert.

Im Jahre 1255 gerieth Wilhelm in Streit mit den Westfriesen, die sich schon lange der Oberherrschaft der Grafen von Holland widersetzt hatten, und als er mitten im Winter mit der ganzen Macht seiner Erblande gegen sie zu Felde zog, brach, während er eines Morgens ohne Begleitung ausgeritten, das Eis unter seinem Pferde ein, worauf mehrere aus einem Hinterhalte hervorbrechende Friesen, die ihn nicht kannten, über ihn herfielen und ihn erschlugen (28. Januar 1256). Als sie durch einen Hinzugekommenen erfuhren, wem sie den Tod gegeben, erschraken sie und begruben den Leichnam heimlich in dem benachbarten Hoogwoude.

Nach dem Tode Wilhelms traten die Städte des rheinischen Bundes, denen vor Allem daran gelegen war, einen kräftigen Schirmherrn zu erhalten, zu mehrfachen Berathungen zusammen; zuerst am 12. März und am 6. Mai zu Mainz, dann am 15. August zu Würzburg. Weit geringeren Eifer legten dagegen

die Fürsten in den Vorbereitungen zur Wahl eines neuen Königs an den Tag. Es wurden zwar mehrere Wahltage ausgeschrieben; da jedoch keiner der deutschen Fürsten Lust trug, die alles Ansehens beraubte Krone anzunehmen, kam es zu keiner Entscheidung. Da der Erzbischof von Mainz Gefangener des Herzogs Albrecht von Sachsen war, lag die Leitung des Wahlgeschäftes in den Händen der Erzbischöfe Konrad von Köln und Arnold von Trier. Der Erstere, der für den von ihm begonnenen Dombau Geld bedurfte, trat in Unterhandlungen mit dem Bruder Heinrichs III. von England, Richard von Cornwallis, dem reichsten Fürsten seiner Zeit, der sich eifrig um die deutsche Krone bewarb und große Summen für dieselbe zu opfern bereit war, und da sich mehrere anderen Fürsten mit seiner Erhebung einverstanden erklärten, wurde der englische Prinz am 13. Januar 1257 zu Frankfurt von den durch sein Geld gewonnenen Fürsten zum König gewählt. Dagegen übertrug der Erzbischof von Trier, der sich mit Richard über den Preis seiner Stimme nicht hatte einigen können, im Vereine mit den ihm anhängenden Fürsten am 1. April 1257, gleichfalls zu Frankfurt, die deutsche Krone dem König Alfons X. dem Weisen von Kastilien, einem Enkel König Philipps von Schwaben von dessen Tochter Beatrix.

Bei dieser Doppelwahl traten zum ersten Male sieben Fürsten, die wegen der von ihnen bekleideten Erzämter einen höheren Rang einnahmen, als die allein zu der Königswahl berechtigten auf. Diese sieben Wahl- oder Kurfürsten waren die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, als die Kanzler für Deutschland, Italien und Burgund, der König von Böhmen, an welchen das baierische Erzschenkenamt übergegangen, der Herzog von Baiern, als der Erbe des fränkischen Erztruchsessenamtes, der Markgraf von Brandenburg, welchem die Hohenstaufen das schwäbische Erzkämmereramt verliehen hatten, und der Herzog von Sachsen, als Erzmarschall.

Richard von Cornwallis, der sich auf einem im Jahre 1240 von ihm unternommenen Kreuzzuge den Ruf eines tapferen Ritters und umsichtigen Feldherrn erworben, wurde, als er im Frühjahr 1257 nach Deutschland kam, von den rheinischen Städten als König anerkannt und am 17. Mai zu Aachen gekrönt. Er zog hierauf rheinaufwärts bis Mainz und kehrte dann nach England zurück. In den Jahren 1260 und 1262 kam er abermals nach Deutschland; doch blieb auch diesmal seine kurze Anwesenheit auf die Rheinlande beschränkt. Ihm war, wie Böhmer sagt, Deutschland nur ein Luxusbesitz, in welchem er von Zeit zu Zeit Schaugepränge hielt. Im Jahre 1264 wurde er in England von den aufrührerischen Baronen in dem Treffen von Lewes gefangen genommen und erlangte erst

nach einjähriger Haft die Freiheit wieder. Im Jahre 1269 besuchte er zum vierten Male die Rheinlande, auf welche überhaupt seine ganze Regententhätigkeit beschränkt blieb. Alfons von Kastilien kam gar nicht nach Deutschland.

Papst Urban IV., dessen Anerkennung beide Könige nachgesucht, behielt sich, nachdem er vergeblich einen gütlichen Ausgleich zwischen beiden Parteien angestrebt, seine schiedsrichterliche Entscheidung bis nach genauerer Kenntnißnahme der Rechte Beider vor; er starb jedoch, ehe ihm eine solche möglich gemacht worden. Clemens IV., der Richard das bessere Recht zuerkannte, weil derselbe zu Aachen die deutsche Krone empfangen hatte und überhaupt nach Deutschland kam, suchte Alfons zur Verzichtleistung auf seine Ansprüche zu bewegen; doch blieben seine Bemühungen erfolglos. Als Richard am 2. April 1272 in England mit Tod abgegangen, verlangte Alfons von Gregor X., dem Nachfolger Clemens' IV., die Kaiserkrone; dieser erklärte ihm jedoch, der Tod seines Nebenbuhlers habe ihm kein größeres Recht gegeben, als er zuvor gehabt; der heilige Stuhl müsse erst Richards Wähler hören und könne deren Rechte nicht beeinträchtigen, auch eine Neuwahl derselben nicht hindern. Zu einer solchen aber glaubte er selbst den deutschen Fürsten um so mehr rathen zu müssen, als sich in Deutschland um den persönlich unbekannten König, dessen Wähler gestorben waren, Niemand mehr kümmerte und die von Jahr zu Jahr wachsende innere Zerrüttung des Reiches die Wahl eines kräftigen Oberhauptes dringend nöthig machte, und seinen Bemühungen hauptsächlich hatte es Deutschland zu danken, daß im Jahre 1273 die Wahl eines deutschen Königs zu Stande kam, mit welcher die „kaiserlose, die schreckliche" Zeit des Interregnums ihr Ende erreichte.

# Die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters.

## Einleitung.

Mit dem Untergang der Hohenstaufen und dem Ende der Kreuzzüge beginnt für Europa eine neue Zeit von gänzlich verändertem Charakter. Die großartigen Ideen, die das Abendland bis dahin in Bewegung gesetzt, verlieren ihre Macht über die Gemüther; an die Stelle weit ausschauender Entwürfe tritt eine oft kleinliche Berechnung in der Verfolgung näher liegender Zwecke und ein emsiges Haschen nach Besitz und Macht. Das Kaiserthum selbst verliert seinen idealen Charakter, indem es seinen Trägern mehr und mehr als Mittel dient, sich selbst und ihren Nachkommen eine fest-

gegründete Stellung in Deutschland zu sichern. Die deutschen Fürsten wählen Könige von untergeordneter Macht, um in der bereits gewonnenen Selbstständigkeit nicht beeinträchtigt zu werden; aber die Gewählten benutzen ihre Stellung zur Erwerbung von Länderbesitz, um für die abnehmende Königsgewalt in einer erweiterten Hausmacht Ersatz zu finden. Auch für das Ausland verliert das Kaiserthum an Bedeutung, indem sich das Gebiet, in welchem dasselbe über die Grenzen Deutschlands hinaus wirken konnte, immer mehr vermindert; insbesondere entzieht sich Italien fast ganz der kaiserlichen Herrschaft. Auch das Papstthum verliert in Folge des erhöhten Strebens der europäischen Monarchen nach absoluter Gewalt einen Theil des von ihm Jahrhunderte lang zum Wohle der Völker auf die Staaten Europa's geübten Einflusses, der ihm bis dahin, weil durch die Bedürfnisse der europäischen Gesellschaft bedingt und auf die gesammten Rechtsanschauungen und Rechtszustände des Mittelalters gegründet, auch von den mächtigsten Fürsten nicht streitig gemacht worden. Die Feudalverfassung, die zu ihrer Blüthe den Sinn der früheren Zeiten erforderte, geräth mehr und mehr in Verfall, und in dem Maße, in welchem die persönlichen Dienstleistungen geringer werden, erhält das Geld für die Fürsten eine größere Bedeutung. Ueberall weicht das Ideale dem Realen; der poetische Sinn macht mehr und mehr der Reflexion Platz, die, indem sie durch folgenreiche Erfindungen die allgemeine Kultur fördert, das gesammte Leben in mannigfachere Bahnen treibt.

## I.

## Rudolf von Habsburg.

(1273—1291.)

Den dringenden Mahnungen Gregors X. zur unverzögerten Wiederbesetzung des durch den Tod Richards von Cornwallis erledigten deutschen Thrones entsprechend, schrieb der Erzbischof von Mainz, Werner von Eppstein, im Einvernehmen mit den übrigen Fürsten für den Monat September 1273 einen Wahltag nach Frankfurt aus, auf welchem sich die meisten Kurfürsten persönlich einfanden, während die anderen sich durch Bevollmächtigte vertreten ließen. Da die Fürsten, wie der Bischof Bruno von Olmütz an den Papst berichtete, „wohl einen weisen und gütigen König verlangten, von einem mächtigen jedoch Nichts wissen wollten," gaben sie nach längeren Berathungen ihre Stimmen dem von dem Erzbischof Werner in Vorschlag gebrachten Grafen Rudolf von Habsburg, einem Manne,

der zwar ansehnliche Landschaften in Helvetien und am Oberrhein besaß, aber keineswegs mächtig genug war, um den Fürsten gefährlich zu erscheinen. Die Wahl war von Seiten der anwesenden Kurfürsten eine einstimmige; nur der Vertreter des abwesenden Königs Ottokar von Böhmen erhob Einsprache gegen dieselbe, da der Böhmenkönig, der während des Interregnums Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain unter seine Herrschaft gebracht und dadurch der mächtigste deutsche Reichsfürst geworden, sich einem einfachen Grafen nicht unterwerfen wollte.

Rudolf, Graf von Habsburg (Habichtsburg) und von Kyburg und Landgraf zu Elsaß, war am 1. Mai 1218 auf dem Schlosse Limburg am Rhein, in der Nähe von Breisach, geboren und stand somit im sechsundfünfzigsten Lebensjahre, als er durch die Wahl der Kurfürsten auf den deutschen Thron erhoben wurde. Nach dem Tode Konrads IV., auf dessen Seite er als eifriger Ghibelline gestanden, hatte er die Partei König Richards ergriffen, unter welchem er längere Zeit in Oberdeutschland, wo Keiner mächtiger, Keiner hervorragender war an Klugheit, Ehrenhaftigkeit, Kriegserfahrung und Unternehmungsgeist, eine Art königlicher Gewalt geübt. Der Erzbischof von Köln bezeichnete ihn dem Papst als gläubigen Katholiken, als Freund der Kirche, als Anhänger des Rechts, als mächtig im Rathe und stark, nicht nur durch eigene Kraft, sondern auch durch Verbindungen mit den Mächtigsten, und als liebenswürdig vor Gott und den Menschen, und die Chronik von Colmar sagt von ihm: „Rudolf war schlanken Wuchses, sieben Fuß hoch und anmuthig; sein Kopf war klein, sein Antlitz blaß und seine Nase lang. Er war mäßig in Speise und Trank und in allen andern Dingen, weise und klug und blieb immerdar arm, obschon er über die größten Reichthümer verfügte."

Von Rudolfs Frömmigkeit berichten die Zeitgenossen manch' rührenden Zug. So war er einst, als er zum Waidwerk ausgeritten, an einer durch einen angeschwollenen Waldbach unwegsam gemachten Stelle des Gebirges einem Priester begegnet, der einem Kranken des nächsten Dorfes die letzte Wegzehrung brachte. Als der Graf seiner ansichtig wurde, stieg er sogleich vom Pferde, ließ sich vor dem Hochwürdigsten auf die Kniee nieder und nöthigte den Priester, sein Pferd zu besteigen, während er selbst seinen Weg zu Fuß fortsetzte. Das Pferd aber, das seinen Schöpfer getragen, schenkte er dem Priester für den Dienst der Kirche. Der Sage nach wurde dieser Priester später Kaplan des Erzbischofs von Mainz und lenkte dessen Aufmerksamkeit zuerst auf den frommen Schweizergrafen. Uebrigens war Erzbischof Werner demselben persönlich zu Dank verpflichtet, da ihn Rudolf früher, als er zum Empfange des Palliums nach Rom gereist, sicher über die Alpen geleitet hatte.

Rudolf war eben in einer Fehde mit der Stadt Basel und ihrem Bischof begriffen und lagerte mit seinem Kriegsvolk vor derselben, als der Burggraf Friedrich von Nürnberg, der eifrig für seine Wahl gewirkt, ihm die Nachricht von seiner Ernennung zum Reichsoberhaupte überbrachte. Ohne Zögern erklärte er sich zur Annahme der deutschen Krone bereit, schloß mit dem Bischof von Basel Frieden und zog ungesäumt nach Frankfurt, um sich mit den Fürsten über die Hauptgrundsätze der künftigen Regierung zu verständigen. Rasch und leicht einigte man sich dahin, daß Eintracht mit der Kirche und Wiederherstellung gesetzlicher Zustände im Reiche das Hauptziel derselben sein solle. Von Frankfurt brach Rudolf in Begleitung der Fürsten nach Aachen auf, wo am 24. Oktober 1273 die Krönung stattfand. Unzählbar war die Menge des Volkes, das zu dieser Feier herzugeströmt; denn Rudolfs Wahl war im ganzen deutschen Reiche als die Bürgschaft einer besseren Zukunft mit Jubel begrüßt worden. Als Rudolf nach feierlicher Angelobung einer gerechten, die Interessen des Glaubens und des Reiches sichernden Regierung aus den Händen des Erzbischofs Engelbert von Köln die Krone Karls des Großen empfangen, sollte die Vertheilung oder Bestätigung der Lehen durch den neuen König erfolgen; es fand sich jedoch, daß das Scepter nicht zur Hand war. Da ergriff Rudolf ein Kruzifix, küßte es und sprach: „Dieses Kreuz, in welchem Wir und die ganze Welt erlöset sind, kann Uns wohl als Scepter dienen.“ Alle Anwesenden waren gerührt und sahen im Geist unter der Herrschaft des neuen Königs Ruhe und Eintracht in das zerrissene Reich zurückkehren.

Nachdem zu Aachen noch die Vermählung zweier Töchter Rudolfs, Mechtilde und Agnes, mit den Herzogen Ludwig von Baiern und Albrecht von Sachsen stattgefunden, zog der neue König rheinaufwärts, von Stadt zu Stadt, durch Franken und Schwaben, empfing überall die bereitwillig geleistete Huldigung, bestätigte alte Freiheiten und Rechte oder gewährte neue, sorgte für die Sicherheit des Verkehrs und bestrafte die Verletzer des Landfriedens. Zugleich that er die nöthigen Schritte, um für seine Erhebung auf den deutschen Königsthron die päpstliche Bestätigung zu erlangen. Gregor X., der sich kurz vorher zur Abhaltung eines allgemeinen Concils nach Lyon begeben, das am 7. Mai 1274 eröffnet wurde, erkannte ihn als rechtmäßig gewählten König an und lud ihn ein, zum Empfang der Kaiserkrone nach Rom zu kommen. Im Oktober 1275 hatte Rudolf mit dem Papste, dem es unterdeß gelungen war, den König Alfons von Kastilien zum Aufgeben seiner Ansprüche auf die Kaiserkrone zu bewegen, eine persönliche Zusammenkunft zu Lausanne, bei welcher er, unter Erneuerung der von seinen Gesandten bereits in seinem Namen dem päpstlichen Stuhle gemachten Zusagen, die üb-

lichen Eide ablegte und sich zu einem Kreuzzuge verpflichtete, auch seine Romfahrt für das folgende Jahr in Aussicht stellte. Indessen hinderte der Gang der Ereignisse in Deutschland den trefflichen, wahrhaft ritterlichen König, der weit entfernt war, in seiner Politik in die Fußstapfen der Hohenstaufen zu treten, ebensowohl an der beabsichtigten Romfahrt, als an der Ausführung des zugesagten Kreuzzugs. Um seine ganze Kraft dem Wohle Deutschlands widmen zu können, enthielt sich Rudolf jeder Einmischung in die Angelegenheiten Italiens, leistete im Jahre 1279 in einer dem Papste Nikolaus III. ausgestellten Urkunde Verzicht auf alle Reichsrechte im ganzen Umfange des Kirchenstaates und erkannte dem apostolischen Stuhle alle von demselben angesprochenen Gebiete zu.

Rudolfs nächstes Ziel in Deutschland war die Demüthigung Ottokars von Böhmen, der ihm beharrlich die Anerkennung verweigerte und daher auch auf Rudolfs erstem, im November 1274 zu Nürnberg gehaltenen Reichstage nicht erschienen war. Da er auch auf einem zweiten, für den Januar des folgenden Jahres nach Würzburg anberaumten Reichstag, auf welchen er zur Verantwortung vorgeladen worden, nicht erschien, dagegen auf einem dritten Reichstage zu Augsburg (Mai 1275) durch einen Abgeordneten, den Bischof von Seckau, Rudolfs Wahl und Königthum förmlich bestreiten ließ, wurde er durch den Spruch des Fürstengerichts aller seiner Reichslehen verlustig erklärt; doch milderte Rudolf diesen Spruch dahin, daß ihm seine böhmischen Erblande verbleiben sollten. Auch dem Herzog Heinrich von Niederbaiern, der sich aus Feindschaft gegen seinen Bruder, den Pfalzgrafen Ludwig [1]), an den Böhmenkönig angeschlossen hatte und gleichfalls auf keinem der drei Reichstage erschienen war, wurden seine sämmtlichen Lehen abgesprochen. Da Ottokar in seinem Trotze verharrte und die ihm feindlich gesinnten Bischöfe angriff, sprach Rudolf die Reichsacht über ihn aus, worauf er von den Bischöfen auch mit dem Kirchenbann belegt wurde.

Da sich zu dem Reichskriege gegen den widerspenstigen Böhmenkönig die Fürsten nur in geringer Zahl einfanden, suchte Rudolf sich Bundesgenossen zu verschaffen. Den Grafen Meinhard von Tyrol aus dem Hause Görz bewog er durch die Verlobung seines ältesten Sohnes Albrecht mit dessen Tochter Elisabeth zu dem Ver-

1) Die Pfalzgrafschaft am Rhein war von Friedrich II. dem Herzog Ludwig I. von Baiern, dem Sohne Otto's von Wittelsbach, verliehen worden, und dessen Enkel Ludwig und Heinrich hatten ihre Länder so getheilt, daß dem Ersteren die Rheinpfalz und Oberbaiern, dem Letzteren Niederbaiern zugefallen.

sprechen, in Kärnthen einzufallen; der König Ladislaus IV. von Ungarn, mit dessen Bruder, dem Herzog Andreas von Slavonien, eine Tochter Rudolfs verlobt wurde, sagte gleichfalls seine Betheiligung an dem Kriege gegen Ottokar zu; auch der Herzog Heinrich von Niederbaiern söhnte sich mit seinem Bruder und dem Könige aus, nachdem dieser ihm seine Tochter Katharina für seinen Sohn Otto zugesagt und derselben als Brautschatz Oberösterreich angewiesen. So sah sich Rudolf an der Spitze einer bedeutenden Kriegsmacht, mit welcher er im September 1276 über Regensburg und Passau in Oesterreich eindrang, während ein ungarisches Heer die östliche Grenze dieses Landes besetzte. Der strengen Herrschaft Ottokars müde, unterwarfen sich die meisten österreichischen Städte ohne Schwertstreich; nur Wien und Klosterneuburg, die dem Böhmenkönige zu besonderem Danke verpflichtet waren, leisteten Widerstand: sie wurden jedoch nach mehrwöchentlicher Belagerung zur Ergebung gezwungen.

Unterdessen hatte Ottokar bei Drosendorf in der Nähe von Wien ein festes Lager bezogen; da jedoch in seinem eigenen Lande sich Aufstandsgelüste zeigten und Rudolfs Streitkräfte von Tag zu Tag wuchsen, entsank ihm der Muth zu fernerem Widerstand; er entsandte daher den Bischof Bruno von Olmütz mit Vergleichsvorschlägen in das Lager des deutschen Königs. Rudolf zögerte nicht, die ihm dargebotene Friedenshand zu ergreifen, und so kam am 21. November 1276 ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Ottokar seinen Ansprüchen auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau entsagte und dagegen von der Reichsacht losgesprochen und von Rudolf mit Böhmen und Mähren belehnt werden sollte. Zur dauernden Befestigung der hergestellten Eintracht wurde Ottokars Tochter Kunigunde mit Rudolfs zweitem Sohne Hartmann und der böhmische Prinz Wenzel mit Hartmanns Schwester Guta verlobt. Am 25. Oktober erschien der gedemüthigte Ottokar in Rudolfs Lager, leistete knieend dem König den Vasalleneid und empfing hierauf von demselben die Belehnung mit Böhmen und Mähren.

Indessen kam es bei der Durchführung der getroffenen Vereinbarungen zu neuen Zwistigkeiten, indem Ottokar sich von mehreren eingegangenen Verpflichtungen loszumachen suchte, und bald reifte in der Seele des Böhmenkönigs, dessen Stolz die erlittene Demüthigung nicht verwinden konnte, der Entschluß, den Kampf mit Rudolf noch einmal zu wagen. Nachdem er aufs Neue den Herzog Heinrich von Niederbaiern durch reiche Geldsendungen auf seine Seite gezogen und in Wien eine einflußreiche Partei für sich gewonnen, sammelte er seine Streitkräfte. Rudolf, der von seinen Plänen Kunde erhalten, bot sogleich die Mannschaft der Herzogthümer

auf; er fand jedoch diesmal bei den Reichsfürsten noch geringere Unterstützung, als das erste Mal; denn das rasche Wachsen seiner Macht hatte viele derselben mit Neid erfüllt. Dennoch zog er im Vertrauen auf sein gutes Recht am 14. August 1278 muthig über die Donau. Hier stießen die Oesterreicher, Steierer und Kärnthner mit starker Macht zu ihm, und auch der König von Ungarn führte ihm ein Heer zu; dessenungeachtet waren seine Streitkräfte denen seines Gegners nicht gewachsen. Aber der fromme Rudolf verlor den Muth nicht. Als der Bischof von Basel, der ihm die letzten deutschen Truppen zugeführt, ihm seine Bedenken über das Unzulängliche seiner Kriegsmacht aussprach, erwiderte er: „Gottes Gnade, die mich an das römische Reich gerufen, wird mich wunderbar auch aus diesem Kampfe führen.“

Ottokar hatte seine Truppen auf dem Marchfelde bei Wien zusammengezogen, und hier kam es am 26. August zur entscheidenden Schlacht. Als Rudolf sein Heer aufgestellt, stimmte der Bischof von Basel das Schlachtlied an: „Sancta Maria, Mutter und Maid, All' unsere Noth sei dir geclayt (geklagt),“ und voll Siegeszuversicht zogen die Deutschen, die sich durch Beichte und Kommunion auf den Tod vorbereitet, in den Kampf. Lange wogte derselbe unentschieden hin und her; denn beide Heere wetteiferten, durch das Beispiel ihrer Könige zu erhöhter Tapferkeit angefeuert, in kühner Todesverachtung. Gegen Mittag schien sich der Sieg den Böhmen zuwenden zu wollen; denn das deutsche Centrum wurde durchbrochen, und Rudolf selbst, dessen Pferd, während er die Schlachtordnung herzustellen suchte, getödtet wurde, gerieth in die äußerste Gefahr. Walther von Ramswag, ein Ritter aus Thurgau, eilte herzu, um den Gefallenen mit seinem Schilde zu decken; doch dieser erhob sich rasch mit den Worten: „Nicht länger um mich Einzelnen kümmert euch; eilt vielmehr in die Schlacht!“ Die Nachhut rückte ein, und bald begann das Kriegsglück sich zu wenden. Das böhmische Heer wurde durchbrochen und gegen den Fluß gedrängt. Vergebens suchte Ottokar die gestörte Ordnung herzustellen: immer größer wurde die Verwirrung in seinen zerrissenen Schlachtreihen; immer unaufhaltsamer wandten sich seine Schaaren zur Flucht. Da stürzte sich der Böhmenkönig, der seine Niederlage nicht überleben wollte, in das dichteste Kampfgewühl und sank bald, schwer verwundet, von seinem Pferde. Ein Edler aus Oestereich suchte ihn zu retten, indem er ihn aufhob, um ihn hinwegzubringen; aber mehrere steierischen Landherren, die an dem König Blutrache üben wollten für die von ihm verordnete schmachvolle Hinrichtung eines ihrer Anverwandten, fielen über ihn her und tödteten ihn. Als Rudolf nach beendigter Schlacht die nackte, von Blut und Wunden entstellte Leiche seines tapferen Gegners sah, entströmten Thränen seinen

Augen; er gab Befehl, sie in Linnen und Purpur zu hüllen und königlich zu bestatten.

Rudolf säumte nicht, den errungenen Sieg zu verfolgen. Durch Mähren, wo Alles sich ihm ohne Schwertstreich unterwarf, drang er in Böhmen ein. Hier hatte unterdessen der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, der als Ottokars Neffe die Vormundschaft über den elfjährigen Thronfolger Wenzel II. übernommen, neue Streitkräfte zur Fortsetzung des Kampfes gesammelt; doch die Königin Kunigunde, Ottokars Wittwe, wünschte den Frieden, da sie die Ueberzeugung gewonnen, daß Otto nach der Herrschaft über Böhmen strebe. Rudolf nahm die königliche Familie sogleich in seinen Schutz und schloß mit Kunigunde einen Vertrag, kraft dessen Wenzel Böhmen und Mähren behalten, das letztere jedoch zur Deckung der Kriegskosten dem König Rudolf auf fünf Jahre überlassen bleiben sollte. Zur festeren Einigung Böhmens mit dem Reiche wurde noch während Rudolfs Anwesenheit nicht nur der junge Wenzel mit der ihm bereits verlobten zehnjährigen Guta, sondern auch Rudolfs gleichnamiger Sohn mit Ottokars Tochter Agnes vermählt. Die Vormundschaft über den jungen Böhmenkönig wurde dem Markgrafen Otto auf fünf Jahre zugesagt; doch mußte Rudolf später gegen denselben mit gewaffneter Hand vorgehen, da er die Königin mit ihren Kindern in förmlicher Haft hielt und sich mit den Schätzen Böhmens zu bereichern suchte. Als Wenzel II. im Jahre 1283 unter der Leitung des Bischofs Tobias von Prag die Regierung übernahm, ging ihm Rudolf väterlich mit weisen und wohlwollenden Rathschlägen zur Hand.

Drei Jahre lang verweilte Rudolf in den Ländern, durch deren Wiedervereinigung mit dem Reiche dem gefahrdrohenden Anwachsen der slavischen Macht im Osten eine Grenze gezogen worden. Nach Deutschland zurückgekehrt, versammelte er im Dezember 1282 die Fürsten des Reichs zu Augsburg, um über die wiedereroberten Länder zu verfügen. Mit ihrer Zustimmung übertrug er Oesterreich, Steiermark und Krain seinen beiden Söhnen **Albrecht** und **Rudolf** — sein Sohn Hartmann war im Jahre 1281 im Rhein bei dem Umschlagen seines Schiffes ertrunken —, als Reichslehen, das Herzogthum Kärnthen dagegen dem Grafen Meinhard von Tyrol, mit der Bestimmung, daß dasselbe im Falle des Aussterbens der gräflichen Familie von Görz an Oesterreich übergehen solle. Als im Jahre 1283 die deutschen Stände auf einer Versammlung in Rheinfelden dem Könige ihre Bedenken gegen eine Doppelherrschaft in Oesterreich vortrugen, übergab er die gesammten österreichischen Länder seinem Sohne Albrecht allein, mit dem Erbrechte für dessen männliche Nachkommen, indem er für Rudolf eine anderweitige Entschädigung in Aussicht nahm. So wurde Albrecht der Gründer des

ruhmreichen habsburgisch-österreichischen Hauses, das Jahrhunderte lang nicht nur als mächtiger Hort Deutschlands Ostgrenze gegen die Gefahr türkischer Herrschaft geschirmt, sondern auch die Integrität des Reiches im Westen und Süden aufrecht erhalten hat.

Gleich den Ländern, die Ottokar von Böhmen sich angeeignet, suchte Rudolf auch alles, was einzelne Fürsten und Herren sonst noch an Gütern, Rechten und Gefällen an sich gerissen, dem Reiche wieder zu gewinnen. Schon im Jahre 1281 war auf einem Reichstage zu Nürnberg ein Rechtsspruch erlassen worden, kraft dessen alle seit der Absetzung Friedrichs II. von König Richard oder dessen Vorgängern getroffenen Verfügungen über Reichsgüter, insofern nicht die Mehrzahl der Kurfürsten denselben zugestimmt, als nichtig erachtet und demgemäß alle diejenigen Fürsten und Herren, zu deren Gunsten sie erlassen worden, zur Herausgabe der betreffenden Güter angehalten werden sollten. Die Durchführung dieses Rechtsspruches stieß jedoch auf viele Schwierigkeiten, besonders in dem Herzogthum Schwaben, das seit dem Untergang des hohenstaufischen Hauses in viele größeren und kleineren Gebiete zersplittert war. Ganz besonders that sich hier der Graf Eberhard von Württemberg, ein wilder, fehdelustiger Kriegsmann, der den Wahlspruch führte: „Gottes Freund und aller Welt Feind“, durch Trotz und Widerspenstigkeit hervor. Im Bunde mit den Grafen von Helfenstein und Zollern bestritt er sogar Recht und Gut des Königs, bis er nach mehrjährigem Kampfe im Jahre 1286 durch die Erstürmung von Stuttgart zur Unterwerfung und Herausgabe der widerrechtlich von ihm in Besitz genommenen Güter und Burgen gezwungen wurde. Gern hätte Rudolf das Herzogthum Schwaben hergestellt; es war dies jedoch bei der großen Zersplitterung des Landes und der bereits fest begründeten Macht der meisten schwäbischen Herren nicht mehr möglich. Der mittlere Adel, sowie viele Stifter, Klöster und Städte, die früher unter der Lehensherrschaft der schwäbischen Herzoge gestanden, kamen jetzt unmittelbar unter das Reich und wurden unter Vögte gestellt.

Während Rudolf jeder Herrschaft in Italien entsagt hatte, gedachte er zum Schutze des Reiches gegen die Angriffsgelüste Frankreichs die deutsche Oberherrschaft über das arelatische Reich herzustellen, das sich in sechs gesonderte Gebiete: die Grafschaften Toulouse, Vienne und Savoyen, die Landschaft Venaissin, das Gebiet der Stadt Lyon und die Freigrafschaft Burgund, aufgelöst hatte. Von diesen Gebieten war die Grafschaft Toulouse an Frankreich, Venaissin an den apostolischen Stuhl und die Grafschaft Vienne an das französische Herzogthum Burgund gekommen. Zu einem ganz besonders mächtigen Gebiete war die Grafschaft Savoyen

angewachsen, die sich von den Gegenden der Isère zu beiden Seiten der Westalpen bis in das italische Gebiet erstreckte und die gesammten Ufer des Genfersees besaß. Da sowohl der Graf von Savoyen als der Freigraf von Burgund während des Interregnums viele Reichsgüter widerrechtlich an sich gerissen, zog Rudolf im Jahre 1283 gegen den Ersteren und im Jahre 1289 gegen den Letzteren zu Felde. Der Graf von Savoyen wurde aus den Städten Laupen, Milden, Peterlingen und Murten verdrängt, die an das Reich zurückkamen, und gezwungen, seine Feindseligkeiten gegen die Bischöfe von Lausanne und Genf einzustellen, der Graf Otto IV. von Burgund, der vergebens Hilfe von Frankreich erwartet hatte, durch die Belagerung seiner Hauptstadt Besançon genöthigt, sich mit seinem Bundesgenossen, dem Grafen von Mömpelgard, zu unterwerfen und von Rudolf die Belehnung zu empfangen. Rudolfs ursprünglicher Plan, das arelatische Reich für seinen Sohn Hartmann herzustellen, war durch dessen Tod vereitelt worden.

Nicht minder als die Wiederaufrichtung des Ansehens und der Rechte des Reiches lag dem wackeren Rudolf die Herstellung der Ordnung in allen Theilen Deutschlands durch die Beschränkung des Fehderechts und die strengste Handhabung der Gerechtigkeit am Herzen. Auf verschiedenen Reichstagen wurden Landfriedensgebote erlassen, durch welche den Ständen des Reiches aufgegeben wurde, sich auf eine gewisse Anzahl von Jahren aller Gewaltthätigkeit und Selbsthilfe zu enthalten und in ihren Streitigkeiten den Weg Rechtens einzuschlagen; nur „aufrichtige Fehde", d. h. das Recht der Selbsthilfe bei nicht erlangter Genugthuung vor Gericht, blieb gestattet. Um diesen Anordnungen durch strenge Bestrafung der Ruhestörer den nöthigen Nachdruck zu verleihen, durchreiste Rudolf häufig das Reich. Als er im Jahre 1290 nach Beendigung des burgundischen Krieges nach Thüringen kam, ließ er zu Erfurt neunundzwanzig gefangene Raubritter in seiner Gegenwart enthaupten und sechsundsechzig Raubschlösser zerstören.

Die Strenge, mit welcher Rudolf den Großen gegenüber die Rechte der Krone wahrte und der Fehdelust des Adels eine Grenze setzte, sowie die Steuern, die seine Kriege nöthig machten, und endlich auch die Entschiedenheit, mit welcher er in den Streitigkeiten der Städte mit ihren Bischöfen die Rechte der Kirche aufrecht hielt, hatten indessen mannigfache Unzufriedenheit geweckt und bei Vielen die großen Verdienste, die der biedere König sich um Deutschlands Wohlfahrt erworben, in Vergessenheit gebracht. Dies zeigte sich besonders im Jahre 1285 bei dem Auftreten eines Abenteurers, Tile Kolup oder Holzschuh, welcher sich für den angeblich aus dem Morgenlande zurückgekehrten Kaiser Friedrich II. ausgab, mit dem er eine große Aehnlichkeit hatte und aus dessen Leben er eine Menge von

Einzelnheiten zu erzählen wußte. Der Betrüger, der besonders gegen die Geistlichkeit auftrat und ohne Zweifel nur ein Werkzeug in den Händen Anderer war, die Rudolf zu stürzen wünschten, fand namentlich in den Rheinlanden so großen Anhang, daß nach dem Ausdruck eines Zeitgenossen, „das Schiff Rudolfs zu schwanken und das Volk zu zweifeln begann, wen es eigentlich als seinen Herrn betrachten solle.“ Als Rudolf, der eben mit der Belagerung von Kolmar beschäftigt war, zur Herstellung der Ordnung mit einem Heere heranrückte, lieferten die Bürger von Wetzlar den Betrüger aus, worauf Rudolf ihn zu Frankfurt hinrichten ließ.

Rudolf hatte anfänglich seinem zweiten Sohne Hartmann, nach dessen Tode aber dem jüngsten seiner Söhne, Rudolf, die Nachfolge im Reiche zuwenden wollen, „da Albrecht mit Oesterreich hinlänglich ausgestattet sei und auch dort Arbeit genug besitze“; doch auch Rudolf ging dem Vater im Tode voran: er starb zu Prag am 8. Mai 1290. So konnte die deutsche Krone dem habsburgischen Hause nur durch die Uebertragung an Albrecht erhalten werden, und im Vorgefühle seines nahenden Endes suchte der greise König auf dem Reichstage zu Frankfurt (Mai 1291) demselben die Nachfolge zu sichern; aber die Kurfürsten wichen seinen Anträgen aus. Tief gekränkt brach Rudolf von Frankfurt auf, um sich nach Straßburg zu begeben; doch er erreichte diese Stadt nicht mehr: schon zu Germersheim verkündete ihm die rasche Abnahme seiner Kräfte das Herannahen des Todes. „Wohlan denn nach Speier!“ rief er aus. „Ich will zu meinen Vorfahren reiten, daß Niemand mich zu ihnen hinzuführen brauche.“ So ritt der sterbende Held nach Speier, wo er am folgenden Tage, dem 15. Juli 1291, im Alter von dreiundsiebzig Jahren verschied. Seine Leiche wurde unter dem lauten Jammer des in zahlloser Menge herzugeströmten Volkes im Dome beigesetzt, wo er sich selbst seine Ruhestätte neben der des Staufers Philipp ausgewählt.

„König Rudolf“, sagt Lichnowski, „lebte in einer rauhen Zeit und war nicht rauh; er war kriegslustig und doch ein Stifter des Friedens, der wie Strahlen wohlthätigen Feuers überall, wohin er kam, Wärme und Licht verbreitend, von ihm ausging. Er war ein Vater des Volkes; er war gerecht, ein freundlicher Herr, ein steter Vertheidiger des Adels, sich mit Recht als Ersten dieses Standes betrachtend, und doch der Freund des Bürgers und Landmanns, wenn jeder derselben innerhalb seines Rechtes und dessen wohlthätiger Grenzen blieb. Er war ein Schirmer der Stifter und Klöster und fromm aus wahrer Gottesfurcht und unwandelbarem Vertrauen auf Gottes Gnade, denn er war zu frei, zu offen, zu arglos, um heucheln zu können; er war bescheiden und mit großem Scharfsinn begabt, vorzüglich in der Wahl seiner Vertrauten, und

gewiß so beliebt als je ein König, und deßhalb wurde er und sein Wirken so Vielen werth, und deßhalb sind so viele Züge aus seinem Leben eifrig und sorgsam aufgezeichnet und zu unserer Freude uns erhalten worden."

## II.

## Adolf von Nassau.

(1292—1298).

Nach dem Tode Rudolfs drohte die kaum hergestellte Ordnung in Deutschland aufs Neue zu zerfallen, denn aller Orten erhoben sich Unfriede und Spaltung; daher vergingen auch zehn Monate, ehe eine neue Königswahl zu Stande kam. Dem alten Rechte und Herkommen nach hätte es als selbstverständlich erachtet werden müssen, daß Albrecht von Oesterreich seinem Vater auf dem deutschen Throne folge; denn bisher war man stets bei dem regierenden Hause geblieben, und das anfangs von der Gesammtheit der Freien nach den verschiedenen Volksstämmen, dann von der Gesammtheit der Fürsten geübte Wahlrecht galt nur in dem Falle als ein völlig freies, wo nach dem Aussterben eines Königsgeschlechtes die Krone auf ein neues Haus übertragen werden mußte. Allein das lange Zwischenreich hatte die alten Rechtsgrundsätze geschwächt, und der Geist einer neuen Zeit machte sich geltend. Die veränderte Machtstellung des habsburgischen Hauses und die persönlichen Eigenschaften Albrechts, die einen strengen Herrscher befürchten ließen, flößten den Fürsten Besorgnisse ein, und überdies wurde dem Sohne Rudolfs von verschiedenen Seiten, besonders von seinem Schwager Wenzel von Böhmen und dem Erzbischof von Mainz, Gerhard von Eppstein, einem persönlichen Gegner der Habsburger, mit aller Macht entgegengearbeitet. So kam es, daß auf dem Wahltage zu Frankfurt im Mai 1292 Albrecht umgangen und, statt seiner, auf den Vorschlag des Erzbischofs von Mainz dessen Anverwandter, der siebenunddreißigjährige tapfere und ritterliche, aber wenig begüterte Graf Adolf von Nassau aus der Walramischen Linie [1]),

1) Das nassauische Grafenhaus war seit dem Jahre 1255 in zwei Hauptlinien getheilt, von denen die ältere, die Walramische, durch Adolfs Vater Walram, und die jüngere, die Ottonische, durch des Letzteren Bruder Otto gegründet worden. Der Walramischen Linie, der das nassauische Herzogshaus angehört, war bei der Theilung das südlich von der Lahn, und der Ottonischen Linie, die in der königlich niederländischen Dynastie fortlebt, das nördlich von diesem Flusse gelegene Gebiet zugefallen.

trotz des anfänglichen Widerspruchs des für Albrecht warm eintretenden Pfalzgrafen Rudolf, zum König gewählt wurde. Albrecht von Oesterreich, der in der sicheren Erwartung einer auf ihn fallenden Wahl an den Rhein gekommen, wandte sich, schmerzlich enttäuscht, nach dem Elsaß, lieferte aber später bei einer persönlichen Zusammenkunft mit Adolf zu Hagenau die Reichskleinodien an diesen aus und leistete ihm die Huldigung, worauf ihn Adolf im Besitze seiner Lehen bestätigte.

Nachdem Adolf am 24. Juni 1292 zu Aachen gekrönt worden, war er, gleich seinem Vorgänger, vor Allem darauf bedacht, Ruhe und Friede im Reiche aufrecht zu erhalten und dadurch das Volk für sich zu gewinnen. Er zog rheinaufwärts nach Schwaben, um das Landfriedensgebot zu erneuern, und brachte die Widerspenstigen durch Gewalt zum Gehorsam. Während er die geistlichen Kurfürsten durch Verleihung erweiterter Rechte auf seiner Seite zu erhalten bemüht war, suchte er die weltlichen Fürsten durch Familienverbindungen enger an sich zu knüpfen: mit dem Pfalzgrafen Rudolf vermählte er seine Tochter Mechtild und mit der Tochter des Königs Wenzel II. von Böhmen, Agnes, verlobte er seinen ältesten Sohn Ruprecht, den jüngeren, Gerlach, dagegen mit Agnes, der Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen. Nichtsdestoweniger wurde das gute Einvernehmen zwischen ihm und seinen Wählern gestört, als er sich ihrer Bevormundung zu entziehen suchte und das Bestreben an den Tag legte, gleich seinem Vorgänger sein Ansehen durch die Gründung einer Hausmacht zu erhöhen, wozu sich in Thüringen eine günstige Gelegenheit darbot.

Der Landgraf Albrecht der Entartete hatte die Abneigung gegen seine Gemahlin, die unglückliche Kaiserstochter Margaretha, auch auf seine Söhne Friedrich und Diezmann übertragen und nährte den Wunsch, ihnen ihr Erbe zu entziehen, um dasselbe seinem jüngeren Sohne Apitz aus seiner zweiten Ehe zuzuwenden. Seine Abneigung gegen die beiden älteren Söhne steigerte sich zum entschiedenen Hasse, als ihm dieselben im Jahre 1291 nach dem Tode seines kinderlosen Neffen, des Markgrafen Friedrich Tuta von Meißen, in der Besitzergreifung dieses Landes zuvorkamen und in dem darüber entstandenen Kriege die Oberhand behielten. Um sich an ihnen zu rächen, beschloß er, nicht nur seine Rechte an Meißen, sondern auch sein eigenes Land Thüringen unter dem Vorbehalte des lebenslänglichen Besitzes zu verkaufen, und bot Beides dem König Adolf an. Dieser trug um so weniger Bedenken, auf den Vorschlag des Landgrafen einzugehen, als die Meißnischen Lande thatsächlich erledigte Reichslehen waren und die Söhne Albrechts wegen der Besitzergreifung derselben und des dieserhalb mit ihrem Vater geführten Krieges als Landfriedensstörer gelten konnten, die, als der

Reichsacht verfallen, auch ihrer Rechte auf Thüringen verlustig geworden. Zur Abtragung des Kaufpreises — 12,000 Mark Silber — benutzte Adolf einen Theil der Gelder, welche ihm von König Eduard I. von England, dem Sohne Heinrichs III., in Folge eines zwischen Beiden gegen Philipp IV. den Schönen von Frankreich, den Sohn und Nachfolger Philipps III., geschlossenen Bündnisses zur Anwerbung von Kriegsvolk übersandt worden. Zu einem Kriege gegen Frankreich hatte Adolf sehr gegründete Ursachen, da dem Reiche an dessen westlicher Grenze bedeutende Gebietsstrecken von den französischen Herrschern entfremdet worden waren und Philipp IV. sich vielfache Eingriffe in die Rechte des Reiches erlaubt hatte. Er ging auch in der That zweimal über den Rhein; allein er betrieb den Krieg nur lässig, was allerdings seinen Grund hauptsächlich in der geringen Betheiligung der Reichsfürsten haben mochte. Dagegen entfaltete er in der Eroberung der erkauften Provinzen, zu welcher er im Jahre 1294 auszog, den größten Eifer. Seine Söldner hausten fürchterlich im Meißener Lande; aber Friedrich und Diezmann leisteten, von den thüringischen Ständen unterstützt, den tapfersten Widerstand. Dreimal mußte der König den Kampf gegen sie erneuern; erst mit der Eroberung von Freiberg im Erzgebirge, von dessen gefangener Besatzung er sechzig Mann als Reichsfeinde enthaupten ließ, war ihm der Besitz von Meißen gesichert.

Gestützt auf die erworbene Macht, trat Adolf kühner auf; er ließ die gegen den Erzbischof von Mainz eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt, behandelte die Kurfürsten mit Geringschätzung, begünstigte dagegen das Bürgerthum, wofür die Städte ihm große Anhänglichkeit bezeigten, und sprach von dem Einziehen widerrechtlich in Besitz genommener Reichsgüter. Da er mit Albrecht schon längst wieder zerfallen war, lag für diesen die Befürchtung nahe, daß der König seine Berechtigung zum Besitze zweier Herzogthümer als Reichslehen bestreiten und ihn mit einem Reichskriege bedrohen könne. Diese Gefahr wurde abgewandt durch die wachsende Unzufriedenheit der Kurfürsten, die den Herzog Albrecht schließlich aufforderten, an den Rhein zu kommen, da sie entschlossen seien, Adolf abzusetzen und ihn zum König zu wählen.

Adolfs Hauptgegner waren gerade Diejenigen, die zu seiner Erhebung am meisten beigetragen: der Erzbischof von Mainz und der König Wenzel von Böhmen, der sich mit Albrecht ausgesöhnt, nachdem der frühe Tod seiner mit Adolfs Sohn verlobten Tochter das Band gelöst, das ihn mit dem deutschen Könige verknüpft hatte. Nachdem Beide auch die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf ihre Seite gezogen, schrieb der Erzbischof Gerhard auf den Monat Mai 1298 eine Versammlung nach Mainz aus, zu welcher Adolf eingeladen wurde, um sich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen

zu rechtfertigen. Da er nicht erschien, erklärten ihn die versammelten Kurfürsten — weder persönlich anwesend, noch durch Bevollmächtigte vertreten waren nur der Erzbischof von Trier und der Pfalzgraf Rudolf, Adolfs Schwiegersohn, — des Königsthums verlustig, entbanden Alle des ihm geleisteten Eides der Treue und wählten am folgenden Tage einstimmig den Herzog Albrecht von Oesterreich zum König.

Dieser war, der an ihn ergangenen Aufforderung der Kurfürsten folgend, an der Spitze eines zahlreichen Heeres an den Rhein gezogen, während Adolf, die drohende Gefahr mißachtend, in planlosem Hin- und Herziehen Zeit und Kräfte zersplittert hatte. Auf die Nachricht von seiner Absetzung und dem Heranziehen Albrechts eilte er aus dem Elsaß, wo er eben Egisheim vergebens belagerte, mit seinem Heere herbei, um dem Gegner die Entscheidungsschlacht anzubieten. Sie fand statt am 2. Juli 1298 unweit Göllheim, am sogenannten Hasenbühel. Albrecht war stärker an Reiterei; dagegen hatte Adolf, dem die Reichsstädte noch anhingen, ein zahlreicheres Fußvolk; er verlor jedoch diesen Vortheil, weil er, in der Meinung, daß sein Gegner die Schlacht nicht annehmen werde, sich von seinem Fußvolke getrennt hatte und unüberlegt mit seiner Reiterei allein vorgerückt war. Der ganze Kampf war daher nur ein Reitergefecht. Die beiden Könige führten gleichen Waffenrock — gelb mit schwarzen Adlern besetzt — und gleiche Sturmfahne, ein weißes Kreuz in rothem Feld. Es war ein so heißer Tag, daß Viele in ihren Panzerhemden erstickten, unter ihnen Otto von Ochsenstein, der Albrechts Sturmfahne trug. Beide Heere waren in drei Abtheilungen aufgestellt, deren mittlere die beiden Könige selbst führten. Da die Steierer und Kärnthner, die Albrechts Vordertreffen bildeten, besonders nach den Pferden ihrer Gegner stachen, erlitt Adolfs Reiterei bald so bedeutende Verluste, daß sie in Verwirrung gerieth. Um die Ordnung herzustellen, sprengte Adolf selbst herbei; er stürzte jedoch mit dem Pferde und blieb eine Zeitlang besinnungslos. Als er wieder zu sich gekommen, bestieg er rasch ein anderes Pferd und stürzte sich, unbehelmten Hauptes, aufs Neue in den Kampf, der inzwischen allgemein geworden; er fand jedoch bald den Tod. Nach Einigen erlag er im Kampfe mit Albrecht, dem er mit dem Ausrufe: „Hier müßt Ihr mir das Reich und Euer Leben lassen!“ entgegengesprengt sein soll, worauf Albrecht ihm erwidert habe: „Das steht in Gottes Hand!“ Nach Anderen wurde er von zwei Raugrafen erschlagen, die sich gelobt hatten, ihn zu tödten. Der Tag war entschieden und Albrechts Sieg mit geringen Opfern erkauft. Unter den zahlreichen gefangenen Edlen — es sollen ihrer siebenhundert gewesen sein, darunter sechzig Grafen und Herren, — befand sich auch Adolfs fast noch im Knabenalter stehen-

der Sohn Ruprecht, der seinen Vater im Kampfe nicht hatte verlassen wollen. Da der Erzbischof Gerhard ihn in Gewahrsam genommen, konnte ihn Albrecht seiner trauernden Mutter Imagina (aus dem Ysenburgischen Hause) nicht sofort zurückgeben. Obgleich ihm Albrecht mancherlei Gunstbezeigungen zu Theil werden ließ, stand er später dem König Wenzel von Böhmen im Kampfe gegen denselben bei; doch starb er eines frühen Todes.

## III.

## Albrecht I.

(1298—1308.)

Nachdem Albrecht noch mehrere Tage auf dem Schlachtfelde zurückgeblieben, begab er sich über Oppenheim nach Frankfurt, um sich einer nochmaligen Wahl zu unterziehen; denn er wollte nicht als siegreiches Parteihaupt, sondern in Kraft einer von sämmtlichen Kurfürsten ausgegangenen Wahl den deutschen Thron besteigen. Diese erfolgte am 27. Juli mit Beobachtung aller Formen. Von den Kurfürsten fehlte nur der König von Böhmen, welcher durch einen „Willebrief" seine Zustimmung gab. In dem an den Papst Bonifacius VIII. gerichteten Wahlnotifikationsschreiben bezeichneten die Kurfürsten den neuen König als einen Mann, „edel und mächtig, aus königlichem Stamm entsprossen, in den lobwürdigen Fußstapfen väterlicher Trefflichkeit wandelnd, durch jegliche Tugend der Sitten und des Umganges vielfach empfohlen, mächtig und gewaltig, die Kräfte des Reiches zu schirmen, zu vertheidigen und zu mehren." Nichtsdestoweniger verweigerte der Papst, der sich schon vorher gegen die beabsichtigte Thronveränderung ausgesprochen, dem König Albrecht die Anerkennung, weil er dessen Auftreten gegen Adolf als Empörung und Hochverrath und ihn selbst als den Mörder des gefallenen Königs ansah.

Nach seiner Krönung, die am 27. August zu Aachen unter ungeheurem Volkszudrang stattfand, bereiste Albrecht die verschiedenen Gauen des Reiches, wobei er Kirchen und Klöster mit reichen Geschenken bedachte und insbesondere auch den städtischen Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit zuwandte. Auf dem im November 1298 eröffneten Reichstag zu Nürnberg, bei welchem sämmtliche Kurfürsten anwesend waren, fand unter großen Festlichkeiten die Krönung der Königin Elisabeth statt. Auf demselben übergab Albrecht, mit Zustimmung der Fürsten, die österreichischen Lande mit allen Rechten und Freiheiten, die er selbst als deren Herzog besessen, seinen drei ältesten Söhnen, Rudolf, Friedrich und Leopold, zu Lehen, wofür sie ihm den Eid der Treue und die übliche Huldigung

leisteten. Desgleichen wurden die drei Brüder Otto, Ludwig und Heinrich, die Söhne des von Rudolf zum Herzog erhobenen Grafen Meinhard, gemeinsam mit Kärnthen belehnt und mit der Verwaltung von Friaul und Istrien betraut. Auch wurde ein allgemeiner Landfriede verkündet, für dessen Aufrechthaltung der König eifrig Sorge trug.

So einmüthig sich indessen auch die Kurfürsten in der Wahl Albrechts gezeigt, war doch das gute Einvernehmen zwischen ihnen und dem König nicht von Dauer. „Albrecht war", sagt Weiß, „eine zu selbstständige Natur, um sich lange von den Kurfürsten am Gängelband leiten zu lassen; er war ein zu scharfsinniger, kühner und gewandter Staatsmann, um nicht die Schäden des Reiches zu durchschauen: er wollte und konnte die Königsmacht heben, die Nation einigen und die Theilherrschaft brechen." Dies war jedoch nicht nach dem Sinne der Kurfürsten, und als sie erkannten, daß er mit dem Plane umgehe, das Königthum in seinem Hause erblich zu machen, traten sie ihm mit allen Mitteln entgegen und dachten daran, ihm das gleiche Schicksal zu bereiten, wie seinem Vorgänger.

Da das Verhältniß mit Frankreich noch unsicher und insbesondere die Frage wegen der Freigrafschaft Burgund noch ungelöst war, über welche Philipp der Schöne im Einvernehmen mit dem Inhaber derselben, dem Grafen Otto IV., ohne Rücksicht auf die Rechte des deutschen Reiches zu Gunsten seines mit Otto's Tochter vermählten Sohnes verfügt hatte, gab es für Albrechts äußere Politik nur zwei Wege: entweder im Bunde mit Eduard I. von England Frankreich zu bekämpfen oder sich mit Philipp dem Schönen zu verständigen. Er wählte das letztere, theils weil er bei einem feindlichen Vorgehen gegen Frankreich im Bunde mit England nicht mit Sicherheit auf den Beistand der Kurfürsten zählen konnte, theils weil ihn die Weigerung des Papstes, sein Königthum anzuerkennen, auf die Seite Philipps trieb, der gleichfalls mit Bonifacius VIII. im Streite lebte. Auf einer Zusammenkunft beider Könige zu Toul im Dezember 1299 wurde die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland neu bezeichnet und die burgundische Frage einem Schiedsgericht überwiesen, zugleich aber auch für Albrechts ältesten Sohn Rudolf ein Ehebündniß mit Blanka, der Tochter Philipps, verabredet und dabei vereinbart, daß Rudolf, sobald Albrecht selbst die Kaiserkrone erlangt habe, zum römischen König ernannt und ihm das arelatische Reich übergeben werden solle. Gegen diese Vereinbarung erhoben jedoch die drei geistlichen Kurfürsten Einsprache, besonders Gerhard von Mainz, der ausdrücklich erklärte: er werde nie zugeben, daß man das römische Reich bei Lebzeiten des Oberhauptes auf dessen Erben übertrage. Grollend verließen sie den König, und der Erzbischof von Mainz soll sogar beim Hinweggehen geäußert haben, er

habe noch mehrere Könige in seiner Tasche. Seitdem waren sie Albrechts entschiedene Gegner, und der Plan, ihn zu stürzen, gewann immer festere Gestalt.

Im Juni 1300 unternahm Albrecht einen Heerzug gegen den Grafen Johann von Hennegau, der nach dem im Jahre 1299 erfolgten Tode seines Mündels, des Grafen Johann I. von Holland, des Enkels König Wilhelms und letzten männlichen Sprößlings des holländischen Grafenhauses, dessen Besitzungen, Holland, Seeland und Friesland, sich angeeignet, indem er als Schwestersohn König Wilhelms ein Erbrecht auf dieselben zu haben glaubte, während sie durch eine zu Mainz abgehaltene Reichsversammlung für erledigte Reichslehen erklärt worden waren. Bei dem Herannahen Albrechts machte Graf Johann Vergleichsvorschläge; aber der König bestand auf bedingungsloser Unterwerfung. Er stieß jedoch in Holland auf einen so mächtigen Widerstand, daß er, von den Fürsten nur mangelhaft unterstützt, den Kampf aufgeben und den Grafen von Hennegau mit den streitigen Provinzen belehnen mußte.

Gleich nach Albrechts Rückkehr von diesem Zuge kam der Streit mit den rheinischen Kurfürsten zum offenen Ausbruch. Die unmittelbare Veranlassung dazu gab Albrecht durch die an sie gestellte Forderung, die lästigen und gänzlich unberechtigten Zölle aufzugeben, die den Verkehr auf dem Rheinstrom zum großen Nachtheil der rheinischen Städte hemmten. Da sie sich nicht nur entschieden weigerten, dieser Forderung nachzukommen, sondern sogar über Albrechts Absetzung berathschlagten, erklärte dieser, um die rheinischen Städte auf seine Seite zu ziehen, alle seit Friedrich II. neu eingeführten Rheinzölle für aufgehoben und ermächtigte die Städte, sich Denen zu widersetzen, welche solche Zölle einfordern würden. Jetzt traten die rheinischen Kurfürsten offen gegen ihn auf, indem sie sich mit dem König Wenzel II. von Böhmen, der sich gleichfalls mit Albrecht verfeindet hatte, zu seinem Sturze verbündeten. Aber Albrecht kam ihnen zuvor. Mit einem rasch gesammelten Heere und durch bedeutende Zuzüge der rheinischen Städte verstärkt, fiel er im Mai 1301 in das Gebiet des Pfalzgrafen Rudolf ein, den seine Gegner zu seinem Nachfolger ausersehen, und zwang denselben nach kurzem Kampfe, sich ihm zu unterwerfen und sein Kriegsvolk zu dem königlichen Heere stoßen zu lassen. Hierauf wandte sich Albrecht gegen den Kurfürsten von Mainz, der sich nach längerem vergeblichen Widerstand im März 1302 gleichfalls genöthigt sah, die Gnade des Königs anzurufen. Nachdem auch sein Kriegsvolk sich mit dem des Königs vereinigt, blieb den beiden Kurfürsten von Köln und Trier nichts Anderes übrig, als sich ebenfalls dem siegreichen König zu unterwerfen.

Nachdem Albrecht durch diesen glücklich geführten Krieg das gesunkene Ansehen der deutschen Krone hergestellt und, wie Menzel mit Recht bemerkt, die königliche Macht vor der Gefahr gerettet, ganz in den Händen der Kurfürsten zu zerrinnen, suchte er vor Allem durch eine briefliche Rechtfertigung seines Auftretens gegen Adolf die Anerkennung des Papstes zu erlangen. Bonifacius VIII. ließ ihm dieselbe auch am 30. April 1303 mit der Ermahnung zur Treue gegen die römische Kirche zu Theil werden, worauf Albrecht am 17. Juli zu Nürnberg die Obedienz leistete und seines Vaters eidliche Zusagen erneuerte. Nach seiner Aussöhnung mit dem Papste gab Albrecht seine Verbindung mit Philipp IV. von Frankreich auf, der sich dafür an den noch immer feindlich gesinnten König Wenzel von Böhmen anschloß.

Gegen diesen mächtigsten seiner Gegner, der seit dem Jahre 1300 in Folge seiner Vermählung mit der polnischen Prinzessin Elisabeth — seine Gemahlin Guta war bereits im Jahre 1297 gestorben — auch die Krone des vertriebenen Polenkönigs Wladislaw Lokietek trug und zugleich in dem durch den Tod des kinderlosen Königs Andreas III. erledigten Ungarn eine zahlreiche Partei für sich hatte, zog Albrecht im September 1304 zu Felde. Mit ihm hatte sich der neapolitanische Prinz Karl Robert verbündet, der gleichfalls Ansprüche auf den ungarischen Thron erhob und zur Geltendmachung derselben bereits in Ungarn erschienen war. Vereint fielen Beide in Böhmen ein, während Wladislaw Lokietek, von den Ungarn unterstützt, in Polen eindrang, wo bereits ein Aufstand zu seinen Gunsten ausgebrochen war. Trotz aller dieser günstigen Umstände blieb Albrechts Feldzug erfolglos. Während Wenzel, über welchen die Reichsacht ausgesprochen worden, einer offenen Feldschlacht auswich, brachen in Albrechts Heer Krankheiten aus, und nach längerer vergeblicher Belagerung von Kuttenberg mußte er sich, da zu den Krankheiten sich auch Mangel und eine strenge Kälte gesellt hatten und überdies die Treue in seinem Heere zu wanken begann, zum Rückzug nach Deutschland entschließen.

Während Albrecht zu einem zweiten Zuge rüstete, starb Wenzel II. am 21. Juni 1305, nach kurzer Krankheit, erst vierunddreißig Jahre alt, aber durch Ausschweifungen früh entkräftet. Da sein Sohn und Nachfolger, der sechzehnjährige Wenzel III., Albrechts Neffe, eine Verständigung mit seinem Oheim wünschte, kam der Friede rasch zu Stande. In dem am 18. August 1305 zu Nürnberg abgeschlossenen Friedensvertrage wurde Wenzel im Besitze von Böhmen und Polen bestätigt und entsagte dagegen allen Ansprüchen auf Ungarn, zu dessen König ihn sein Vater im Einvernehmen mit der böhmischen Partei in diesem Lande bestimmt hatte. Aber schon im folgenden Jahre fand Wenzel III., der sich, obgleich geistig reichbe-

gabt, durch Ausschweifungen verhaßt gemacht, eben im Begriffe, gegen Wladislaw Lokietek zu Felde zu ziehen, den Tod durch Mörderhand. Da mit ihm der böhmische Herrscherstamm erlosch, nahm Albrecht das Land als erledigtes Reichslehen in Anspruch und bestimmte dasselbe seinem Sohne Rudolf. Dieser fand zwar einen Mitbewerber um die Krone in dem mit Wenzels III. Schwester Anna vermählten Herzog Heinrich von Kärnthen, dem der ermordete König für die Dauer seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes übertragen und der in Böhmen eine mächtige Partei für sich hatte; als jedoch Rudolf von Süden her und Albrecht selbst über Eger gegen Prag vorrückte, erklärten sich die böhmischen Stände für Rudolf und gestanden, nachdem derselbe sich am 13. Oktober 1306 mit Wenzels II. Wittwe Elisabeth vermählt und von seinem Vater die Belehnung mit Böhmen empfangen hatte, für den Fall seines kinderlosen Absterbens seinen Brüdern und deren Nachkommen die Erbfolge in Böhmen zu.

So hatte Albrecht in kurzer Zeit eine Reihe bedeutender Erfolge errungen. Böhmen und Mähren waren seinem Hause gewonnen, und Rudolfs Vermählung mit Elisabeth eröffnete demselben auch die Aussicht auf den Erwerb Polens; Oesterreich und Steiermark standen unter Albrechts Söhnen; mit Salzburg war der König innig befreundet; in Schwaben und im oberen Alemannien war seine Macht durch zahlreiche Besitzungen, die er jedes Jahr durch Kauf noch vermehrte, eine bedeutende und gesicherte. Die rheinischen Kurfürsten waren gedemüthigt, und die Städte, deren mehr und mehr aufblühenden Handelsverkehr und Wohlstand er durch strenge Handhabung des Landfriedens schützte, hingen ihm mit Eifer an. So gewann seine Macht mit jedem Jahre eine breitere und tiefere Grundlage, und die erstrebte Erblichkeit der Krone schien ihm in sicherer Aussicht zu stehen. Doch eine Reihe von Unglücksfällen erschütterte die Macht, die seine Umsicht und rastlose Thätigkeit ihm erworben.

Gleich nach der Wahl Rudolfs zum böhmischen König hatte Albrecht sein Heer unter der Führung des Burggrafen Friedrich von Nürnberg nach Meißen entsandt, das er als erledigtes Reichslehen in Anspruch nahm; Friedrich und Diezmann, die sich bisher im Besitze dieses wie des thüringischen Landes erhalten hatten, schlugen jedoch am 31. Mai 1307 in dem blutigen Treffen bei Lucka unweit Altenburg die königlichen Schaaren siegreich zurück. Auf die Kunde von der Niederlage der Seinen brach Albrecht selbst gegen Thüringen auf; doch schon auf dem Zuge dahin traf ihn die Nachricht von dem Tode seines Sohnes Rudolf und der Erhebung Heinrichs von Kärnthen auf den böhmischen Thron. Erbittert über die weise Sparsamkeit, durch welche der umsichtige und wohlwollende

König Rudolf dem zerrütteten Staatshaushalt aufzuhelfen gesucht, hatte ein Theil des böhmischen Adels die Fahne der Empörung aufgepflanzt, und Rudolf, der dem Aufstande siegreich entgegen getreten, war während der Belagerung der Burg Horazdiowic im Alter von sechsundzwanzig Jahren einem Anfall der Ruhr erlegen.

Vergebens hatte nach Rudolfs unerwartetem Tode der Oberstlandmarschall Tobias von Bechin in der Versammlung der böhmischen Stände, die am 25. August 1307 zur neuen Königswahl zusammengetreten, das dem habsburgischen Hause zugesicherte Erbrecht geltend zu machen gesucht: einer der aufrührerischen Großen, Ulrich von Lichtenburg, hatte ihm, als er von einer Vermählung Friedrichs des Schönen, des zweiten Sohnes Albrechts, mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth, einer jüngeren Schwester Wenzels III., gesprochen, den Degen durch den Leib gestoßen. Nach dieser Gewaltthat hatte Niemand mehr für das Recht der Habsburger zu sprechen gewagt, und so war Heinrich von Kärnthen, den die Barone sich zum Herrscher erkoren, weil sie unter ihm sich ungehinderter ihrer Zügellosigkeit überlassen zu können hofften, ohne weiteren Widerspruch zum König gewählt worden.

Albrecht kehrte sogleich nach Böhmen zurück, wo sich mehrere Städte ihm freiwillig anschlossen; dennoch konnte er gegen Heinrich Nichts ausrichten, da dieser sich bereits durch Bündnisse mit Friedrich dem Gebissenen und anderen unzufriedenen Fürsten verstärkt hatte und die inzwischen eingetretene Winterkälte Krankheiten in dem deutschen Heere hervorrief. Er verlegte sein Heer in die Winterquartiere nach Mähren, dessen Stände sich bereit erklärt hatten, ihm zu huldigen, und kehrte nach Oesterreich zurück, um den Kampf im folgenden Jahre mit verstärkten Streitkräften zu erneuern. Um dieselben zu beschaffen, brach er nach Schwaben und Helvetien auf; doch ein unerwarteter Tod von der Hand eines nahen Verwandten vereitelte die Ausführung seiner Pläne.

Der neunzehnjährige Johann von Habsburg, der Sohn Rudolfs, des jüngeren Bruders Albrechts, forderte von seinem Oheim die Herausgabe seines Antheils an den habsburgischen Gütern im Elsaß und in der Schweiz; da jedoch der König zu den in Aussicht stehenden Kämpfen gegen Böhmen und Thüringen die gesammte habsburgische Hausmacht bedurfte und überdies bei der Unbesonnenheit und Verschwendungssucht seines Neffen Bedenken tragen mochte, ihm die erstrebte Selbstständigkeit zu gewähren, verwies er ihn auf spätere Zeiten und sagte ihm einstweilen die Markgrafschaft Meißen als Lehen zu. Aber hiermit nicht zufrieden und uneingedenk der väterlichen Fürsorge, die Albrecht dem frühverwaisten Brudersohn hatte zu Theil werden lassen, lieh der von Herrschsucht verblendete Jüngling den Einflüsterungen der Feinde Albrechts, die

den Verdacht in ihm zu erwecken suchten, der ländersüchtige Oheim wolle ihn seines väterlichen Erbtheils berauben, ein williges Ohr und verband sich mit den schweizerischen Edelleuten Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm, Konrad von Tegerfeld und Rudolf von Wart, die, mit Albrechts strenger Herrschaft unzufrieden, unter der Regierung eines jüngeren Fürsten bessere Tage erwarteten, zur Ermordung seines Oheims. Als er am 1. Mai 1308 mit dem König in der Burg zu Baden im Aargau an der Mittagstafel saß, kam er auf seine Forderung zurück; allein Albrecht bat ihn, sich zu gedulden, bis der Krieg gegen Böhmen beendet sei; dann wolle er ihm thun nach Billigkeit. Dabei setzte ihm der König, der, sonst so ernst, an diesem Tage in besonders heiterer Stimmung war, den schönsten unter den vorhandenen Maienkränzen auf das Haupt mit den Worten: „Seht, solche Krone möget Ihr wohl tragen; die andere ist noch zu schwer für Euch.“ Dies erschien dem leidenschaftlich erregten Jüngling als bitterer Hohn; mit trotzigem Ungestüm verließ er den Saal, um sich mit seinen Vertrauten über die schleunige Ausführung ihres blutigen Vorhabens zu berathen, zu welcher Albrechts Absicht, mit geringem Gefolge seiner von Rheinfelden herankommenden Gemahlin entgegen zu reiten, eine günstige Gelegenheit darzubieten schien.

Nach aufgehobener Tafel brach der arglose König von Baden auf, und die Verschworenen schlossen sich ihm an. Als bei Windisch über die Reuß gesetzt werden sollte, drängten sie sich allein zu dem König in die Fähre und ließen dieselbe vom Lande stoßen, noch ehe die übrigen Begleiter ein zweites Fahrzeug hatten besteigen können. Als sie mit dem König am jenseitigen Ufer angelangt waren, wo ein Gebüsch sie den Blicken des noch nicht übergesetzten Gefolges entzog, fiel Eschenbach dem König in den Zaun. Albrecht rief seinen Neffen zu Hilfe; dieser aber rannte ihm mit den Worten: „Hier der Lohn des Unrechts!“ das Schwert in den Nacken, daß es durch die Brust herausdrang. Zu der gleichen Zeit versetzte ihm Balm einen Hieb, der ihm den Kopf spaltete; auch die Uebrigen schlugen in blinder Wuth auf den wehrlosen König ein. Dann ergriffen Alle, von der Angst des Verbrechens getrieben, die Flucht, während Albrecht, der, mit Blut bedeckt, vom Pferde gesunken, in den Armen einer von einem nahen Felde herbeigeeilten alten Bäuerin verschied.

Johann, der seines Oheims Pferd bestiegen, entkam nach Italien und starb, nachdem der Papst den Reuevollen an den weltlichen Richter zurückgewiesen und er sich dem nach Italien gekommenen Nachfolger Albrechts, Heinrich VII., entdeckt hatte, im Jahre 1315 in der Gefangenschaft zu Pisa, wo er in der Kirche des heiligen Nikolaus begraben wurde. Balm und Tegerfeld blieben spurlos

verschwunden; Eschenbach lebte eine Zeitlang unerkannt als Schäfer in Schwaben und entdeckte sich erst auf seinem Sterbebette. Rudolf von Wart allein wurde auf der Flucht ergriffen und endete auf dem Rade. Die Schlösser der Verschworenen wurden auf Befehl der beiden Söhne Albrechts, Leopold und Friedrich, die mit dem Heere herbeigeeilt, niedergerissen, ihre Besitzungen verwüstet und diejenigen ihrer Leute, welche sich dem Vollzug der Strafe widersetzt, als Mitgenossen des Verbrechens ihrer Herren hingerichtet. Schweizerische Chronisten berichten von unerhörten Thaten der Rachsucht, die Albrechts Tochter Agnes, die Wittwe des Königs Andreas III. von Ungarn, an den Angehörigen der Mörder ihres Vaters habe verüben lassen; es ist jedoch erwiesen, daß Agnes zu jener Zeit noch gar nicht im Aargau war. Sie kam erst später dahin und gründete, im Verein mit ihrer Mutter Elisabeth, an der Stelle, wo Albrecht unter Mörderhänden geendet, das Kloster Königsfelden, das von beiden Königinnen aufs Reichste ausgestattet wurde. Hierhin zog sich Agnes zurück und erwarb sich, ihre Zeit zwischen Andachtsübungen und Werken der Wohlthätigkeit theilend, im ganzen Lande ein so hohes Ansehen, daß sie oft in Streitigkeiten als Schiedsrichterin angerufen wurde und ihr Tod, der sie erst im achtzigsten Lebensjahre (1364) abrief, überall die tiefste Trauer erweckte.

„Albrecht", sagt Weiß, „ist die bestverläumdete Gestalt in der deutschen Geschichte. Ein finsterer, blutgieriger, ländersüchtiger Tyrann, so wird er geschildert; ein gerader, der Verstellung unfähiger, scharfblickender, offen auf sein Ziel zuschreitender, die Schäden Deutschlands wohl kennender und zu heilen berufener, kraftvoller Herrscher — so erscheint er nach dem ruhigen Urtheil der Geschichte." Und Böhmer sagt von ihm: „Wir sehen ihn mit Geschäften belastet, aber auch allen gewachsen, Nichts überstürzend, aber überall nachhaltig; nicht immer begünstigt vom Glück, aber von den Unfällen auch niemals erdrückt. Gerade die schönsten Eigenschaften des deutschen Charakters, Kraft und Maß, waren ihm eigen. Keinem seiner Vorgänger war er ähnlicher als Ludwig dem Deutschen, nur daß Verrath seines Lebens Faden durchschnitt, bevor sein Beruf erfüllt war. Er war nicht blos ein tapferer, sondern auch ein einsichtiger Kriegsmann. Ihm wie keinem Andern gelangen die schwierigsten Belagerungen. Mitten im Winter wußte er ein Heer über schneebedeckte Alpen zu führen (1292). Auch in weiter Entfernung von seinen Erblanden, am Mittel- und Niederrhein, in Thüringen und in Meißen, trat er mit Heeresmacht auf; aber trotzdem, daß er fast in allen Theilen Deutschlands Krieg geführt hat, erschollen nie gegen sein Heer ähnliche Klagen, wie gegen das zuchtlose Adolfs. Mit den mächtigsten Reichsfürsten, auch mehreren verbündet, probte er furchtlos den Kampf, eingedenk der übernommenen Pflicht, das

Recht zu schirmen. Dennoch war er weder reizbar noch unversöhnlich. Als die Landherren Oesterreichs 1295 und 1296, seine Krankheit benutzend, sich zu Stockerau und Triebensee versammelten und die Entfernung der mitgebrachten Schwaben aus Oesterreich verlangten, gab er alles Billige nach und wollte nur vier seiner Dienstmannen behalten; als jene aber seine Nachgiebigkeit mit Schwäche verwechselten und auch das nicht zugestehen wollten, da gab er den Boten zur Antwort: er habe gern gewährt, was man mit demüthigem Muthe von ihm begehrte; aber mit Hoffart und Gewalt lasse er sich kein Joch aufbinden und auch den geringsten Küchenknecht nicht abdringen, so wahr er Albrecht heiße . . . . . . So arglos war Albrecht, daß er kaum ein Jahr nach dem mit dem Erzbischof Gerhard von Mainz geführten Kriege demselben schon am 4. Januar 1303 die Beruhigung Thüringens anvertraute . . . . . . Er befreite den Rhein von den Zöllen der rheinischen Kurfürsten und öffnete neu den gehemmt gewesenen Verkehr auf demselben; er schirmte den Handel der Deutschen in Venedig und umgekehrt den der Venetianer in Deutschland. Wie das Recht auch des Geringsten in ihm einen Vertheidiger fand, zeigt das ernste Befehlsschreiben zu Gunsten der hörigen Leute Ottobeuerns vom 6. März 1303. Ebenso eifrig war er aber auch für die Rechte des Reichs besorgt, die zu erhalten und zu mehren er im Krönungseid geschworen hatte. Deßhalb freilich war er den Fürsten nicht angenehm, die, zum Verderben des Vaterlandes nur den Augenblick und nicht die Zukunft bedenkend, in blinder Selbstsucht das Reich unter sich zu verbröckeln suchten." Daß auch die Einsichtigen unter seinen Zeitgenossen seinen Werth erkannten, beweist das Urtheil, das Ottokar von Horneck über ihn fällt. „Vier Tugenden", sagt er, „zeichneten ihn aus: Keuschheit, Nachsicht, Versöhnlichkeit und Zucht. An Muth, Leib und Gut hat so verwegen nie gelebt ein Degen. Sein Herz hat in Ehren geglänzt wie glühend Eisen; sein Charakter war fest wie Diamant; dabei übte er solche Selbstbeherrschung, daß er nie Etwas drohend oder im Uebermuth gethan." Was Albrecht seiner Familie gewesen, beweist der tiefe, verzweifelnde Schmerz, der die Seinigen bei seinem Tode ergriff „Du hast den blutigen Leichnam nicht gesehen", sagte die Königin Elisabeth zu ihrem Sohne Friedrich, als dieser ihre Rachegedanken zu mildern suchte. „Barfuß und bettelnd wollte ich die Welt durchziehen, wenn ich deinen Vater unter den Lebenden wüßte."

## IV.

# Die Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Was am meisten dazu beigetragen, dem gehässigen Urtheile gegnerischer Zeitgenossen über Albrecht I. den Schein der Wahrheit zu verleihen und den durchweg edlen und ehrenhaften König als einen finsteren, ländersüchtigen Tyrannen erscheinen zu lassen, ist die den Schweizerchronisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts entlehnte Entstehungsgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Albrecht wollte, so wird erzählt, nachdem er seine Besitzungen an dem Vierwaldstädtersee bedeutend erweitert, zur besseren Abrundung derselben die drei Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden, die bisher reichsunmittelbar gewesen, unter die Botmäßigkeit seines Hauses bringen, und da sie auf seine Anträge nicht eingingen, verweigerte er ihnen die Bestätigung ihrer Freiheiten und sandte ihnen, um ihren Trotz zu brechen, statt der von ihnen gewünschten Reichsvögte, zwei österreichische Landvögte, Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, von denen der Erstere seinen Sitz im Schlosse von Küßnacht nahm, während der Letztere den seinigen in dem Schlosse von Sarnen aufschlug. Beide waren harte, herrschsüchtige Männer, die auf ihre Untergebenen mit der äußersten Geringschätzung herabblickten und die ohnehin strengen Aufträge ihres Herrn mit einer Willkür und Rücksichtslosigkeit ausübten, welche darauf berechnet schien, die an eine solche Behandlung nicht gewöhnten freien Männer des Gebirges zu unüberlegten Schritten hinzureißen, um sie als Verbrecher züchtigen zu können. Diejenigen, welche den Vögten gefährlich schienen, wurden als Gefangene außer Landes in österreichische oder andere Schlösser und Vesten gebracht, und ungestört durften sich die Amtleute die frevelhaftesten Ausschreitungen erlauben. Alle Klagen der schwer gedrückten Landleute blieben ungehört: man müsse, so hieß es im Kreise der Machthaber, die störrischen Bauern durch Strenge zum Gehorsam bringen.

Um die Urner besser im Zaume zu halten, ließ Geßler zu Altorf eine neue Burg erbauen, die er, um ihren Zweck anzudeuten, Zwing-Uri nannte, und auf dem Markte des Ortes einen Hut auf einer Stange aufstecken, mit dem Befehle, daß jeder Vorübergehende vor demselben den Nacken beuge und das Haupt entblöße. Als er einst vor dem neu erbauten stattlichen Hause Werner Stauffachers, eines wohlbegüterten und angesehenen Landmannes zu Schwyz, vorüberritt, erklärte er: er dulde nicht, daß die Bauern

ohne seine Erlaubniß Häuser bauten und lebten, als ob sie selbst Herren wären. Nicht minder despotisch zeigte sich Landenberg. Einem Bauer aus dem Melchthal in Unterwalden, Heinrich an der Halden, ließ er um eines geringen Vergehens willen zwei schöne Ochsen vom Pfluge nehmen und ihm dabei sagen: die Bauern könnten den Pflug wohl selber ziehen. Als nun bei dem darüber entstandenen Wortwechsel Heinrichs Sohn Arnold dem Knechte des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke den Finger zerbrach, ließ der grausame Vogt Arnolds altem Vater die Augen ausstechen.

Zu dieser Zeit begab sich Werner Stauffacher, durch Geßlers Aeußerung beunruhigt, zu seinem Freunde Walther Fürst von Attinghausen, bei welchem Arnold an der Halden eine Zufluchtsstätte gefunden, um mit ihm über die Lage des Landes Rath zu pflegen, und die drei Männer kamen überein, die Mißhandlung und Erniedrigung ihres Volkes nicht länger zu dulden und für die Befreiung ihres Landes selbst das Leben einzusetzen. Nachdem sie die Stimmung von Freunden und Verwandten erforscht, kamen sie im November 1307, am Mittwoch vor Martinstag, Jeder von zehn Männern seines Landes begleitet, in nächtlicher Stille auf dem Rütli, einem einsamen Wiesenabhang unterhalb Selisberg am Vierwaldstädtersee, zusammen und beschlossen, die alte Freiheit wieder herzustellen, ihre Rechte und einheimischen Gerichte zu behaupten, die tyrannischen Vögte zu verjagen, doch ohne dem Kaiser und dem Reiche untreu zu werden, und Jedem, der sie nicht in ihren Rechten kränke, zu leisten, wozu sie ihm verpflichtet seien. Die Hand zum Himmel erhoben, schwuren alle Anwesenden, in der Ausführung dieser Beschlüsse treu zu einander zu halten und Keiner den Andern zu verlassen.

Unter den Verschworenen befand sich auch Wilhelm Tell, ein Urner aus Bürglen, Walther Fürsts Schwiegersohn. Dieser versäumte, als er mit seinem Knaben über den Markt von Altorf ging, dem dort aufgesteckten Hute die vorgeschriebene Ehrerbietung zu erweisen. Da gebot ihm Geßler, sich durch eine Probe seiner vielgepriesenen Schützengeschicklichkeit von der verwirkten Strafe loszukaufen, indem er seinem Kinde einen Apfel vom Kopfe schieße, und drohte, als Tell ihn flehentlich bat, ihm diesen Schuß zu erlassen, ihn selbst, wenn er nicht gehorche, mit dem Kinde tödten zu lassen. Tell ergab sich in sein Geschick und traf den Apfel, ohne das Kind zu verletzen. Aber der Vogt hatte bemerkt, daß Tell einen zweiten Pfeil in seinen Koller gesteckt, und drang in ihn, ihm zu gestehen, weßhalb er dies gethan. Tell erwiderte ihm, das sei also Schützenbrauch; der Vogt ließ jedoch diese Antwort nicht gelten und verlangte Wahrheit, indem er Tell für alle Fälle Sicherheit des Lebens zusagte. Da versetzte Tell: „Mit diesem Pfeile würde ich Euch er-

schossen haben, wenn ich mein Kind getroffen hätte.“ Geßler ließ den kühnen Schützen ergreifen und gebunden in einen Nachen bringen, um ihn über den Vierwaldstädtersee nach Küßnacht zu führen.

Auf der Fahrt erhob sich ein furchtbarer Sturm, und da Tell als kundiger Schiffer bekannt war, ließ ihm Geßler seine Fesseln abnehmen, damit er das Fahrzeug durch die tobende Fluth führe. Tell lenkte den Nachen nach dem felsigen Ufer hin, und als er an eine hervorspringende Felsenplatte gekommen, ergriff er rasch sein Schießzeug, schwang sich mit einem kühnen Sprung auf den Felsen und stieß das schwankende Fahrzeug in den See zurück. Geßler entkam der drohenden Gefahr; als er jedoch nach geschehener Landung weiter zog durch das Land, traf ihn in einem engen Hohlweg Tells sicheres Geschoß.

Der Tod des gefürchteten Tyrannen erhöhte den Muth der Gebirgsbewohner zur Vollendung der Befreiung ihres Landes. Am Neujahrstage 1308 wurde in der Frühe des Morgens zuerst das Schloß Rotzberg durch List genommen, dann die Burg von Sarnen, während Landenberg zur Kirche gegangen, durch zwanzig Unterwaldner, die sich durch den Vorwand, dem Vogte die üblichen Neujahrsgeschenke bringen zu wollen, Einlaß in dieselbe zu verschaffen gewußt, mit Hilfe von dreißig, in einem Hinterhalte versteckt gebliebenen Genossen ohne Blutvergießen besetzt. Auch aus den übrigen Burgen wurden die Besatzungen, sowie die österreichischen Amtleute vertrieben. Landenberg selbst, der auf die Kunde von dem Vorgefallenen die Flucht ergriffen, wurde eingeholt und an die Grenze gebracht, wo er „Urfehde“ schwören, d. h. eidlich geloben mußte, das Geschehene nicht zu rächen und den Boden der Waldstädte nicht wieder zu betreten. Den siegreichen Bauern schlossen sich auch die Edlen des Landes zur Aufrechthaltung der wiedergewonnenen Freiheit an, und schon nach wenigen Tagen erneuerten Abgeordnete der drei Lande auf zehn Jahre den Eid, den die ersten Veranlasser der Erhebung auf dem Rütli geschworen.

Diese ganze Entstehungsgeschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft ist mit fast allen ihren Einzelnheiten von der neueren Geschichtsforschung in das Gebiet der Dichtung verwiesen worden. Die wirkliche Geschichte weiß Nichts von Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten österreichischer Vögte aus der Zeit König Albrechts, Nichts von einer durch die drei Männer aus Schwyz, Uri und Unterwalden veranstalteten Zusammenkunft auf dem Rütli, noch von dem Apfelschusse Tells, von der Ermordung Geßlers durch diesen und der Vertreibung Landenbergs am Neujahrsmorgen 1308, überhaupt gar Nichts von Vögten dieses Namens, weder unter der Regierung Albrechts I., noch zu irgend einer andern Zeit. Selbst die Existenz Tells wird von Vielen bezweifelt, da kein zeitgenössischer Schweizer=

chronist bei der Besprechung der Befreiung der Waldstädte seiner erwähnt und der Name Tell als gleichbedeutend angesehen wird mit Schütze; indessen sprechen gewichtige Gründe für die Annahme, daß wirklich ein Tell gelebt, ganz besonders der Umstand, daß im Jahre 1388 hundertvierzehn Personen aus Uri eidlich erklärt haben, daß sie den Schützen Tell gekannt. Die Sage von seinem Apfelschusse und der Ermordung Geßlers ist ohne allen Zweifel auf die den schweizerischen Chronisten des sechzehnten Jahrhunderts aller Wahrscheinlichkeit nach wohlbekannte und von diesen zur Ausschmückung der Tellsage benutzte Tokosage (s. Bd. III, S. 367) zurückzuführen, der sie Zug für Zug entspricht.

Der sagenhaften Entstehungsgeschichte von der schweizerischen Eidgenossenschaft haben die neueren Geschichtsforscher das Folgende als Thatsache gegenüber gestellt.

Von der Zeit an, wo das Haus Habsburg, das sich zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in eine ältere und eine jüngere Linie spaltete, unter dem Grafen Albrecht dem Reichen (gest. 1190), dem ersten Landgrafen von Elsaß und Statthalter der Grafschaft Zürichgau, in den Besitz ausgedehnter Güter in Schwyz und Unterwalden gelangt, war sein Bestreben darauf gerichtet, sich rings um den Vierwaldstädtersee die volle Landesherrschaft zu erwerben; doch stieß es dabei auf beharrlichen Widerstand von Seiten der Waldstädte, von denen Uri von Kaiser Heinrich VI. und Schwyz von Friedrich II., der die in demselben begüterte jüngere Linie des habsburgischen Hauses für ihre Anhänglichkeit an den Papst strafen wollte, die Zusicherung dauernder Reichsunmittelbarkeit erhalten hatten, während Unterwalden, in dessen beiden Hauptthälern von Sarnen und Stanz die habsburgische Herrschaft am festesten begründet war, hinter seinen beiden reichsfreien Nachbarlanden noch zurückstand.

Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für die Bestrebungen der Habsburger, als der Graf Rudolf aus der älteren Linie des habsburgischen Hauses den deutschen Königsthron bestieg. Da es ihm gelungen war, von einem Vetter aus der jüngeren Linie alle habsburgischen Güter und Rechte durch Kauf zu erwerben, bestätigte er nur den Urnern, nicht aber den Schwyzern ihre Reichsunmittelbarkeit; doch verstand er es, sich in allen drei Landen die Herzen Vieler durch weises und gerechtes Walten zu gewinnen. Als jedoch nach seinem Tode die Krone an Adolf von Nassau übergegangen, der, um das habsburgische Haus zu schwächen, sowohl den Schwyzern als den Urnern ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigte, benutzten die Waldstädte die Gunst der Verhältnisse zur Wiedergewinnung der alten Freiheit, indem sie am 1. August 1291 zu einem „ewigen Bunde“ zusammentraten, in welchem sie, unter eidlicher An-

gelobung gegenseitigen Beistandes, feierlich erklärten, daß sie Keinen als Richter annehmen würden, der nicht ihr Landsmann wäre oder im Lande wohnte, und Streitigkeiten unter ihnen nur durch selbstgewählte Schiedsrichter geschlichtet werden sollten. Von da an treten in den waldstädtischen Gemeinden Landammänner hervor, die an der Stelle der früheren Hofrichter in ihren Streitsachen entschieden; auch finden wir die Waldstädte im Bunde mit Zürich, das mit den Habsburgern in Fehde lebte.

Als nach dem Tode König Adolfs die oberste Gewalt an Rudolfs Sohn Albrecht übergegangen, der sowohl den Urnern als den Schwyzern die Bestätigung ihrer Reichsunmittelbarkeit verweigerte, wagten die Waldstädte im Gefühle der Unzulänglichkeit ihrer Kräfte nicht, diesem gefährlichsten und mächtigsten Gegner ihrer Unabhängigkeit Widerstand zu leisten, und so wurde während seiner zehnjährigen Regierung der Friede zwischen den Waldstädten und den Habsburgern nicht gestört. Auch unter den Waldstädten selbst, wo in Uri Werner der Freie von Attinghausen als Landammann seit Jahren waltete, in Schwyz Männer aus dem angesehenen Geschlechte der Ab Iberg und Stauffach dieses oberste Landesamt abwechselnd bekleideten, herrschte ungestörtes Einvernehmen.

Der plötzliche gewaltsame Tod Albrechts erweckte aufs Neue in den Waldstädten die Sehnsucht nach der alten Unabhängigkeit; sie wandten sich an den König Heinrich VII. mit der Bitte um die Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit und erlangten dieselbe im Mai 1309, nicht allein für Uri und Schwyz, sondern auch für Unterwalden. Als nach Heinrichs frühem Tode in Folge einer Doppelwahl Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich zugleich den deutschen Königsthron bestiegen, erklärten sich die Waldstädte ungesäumt für Ludwig, der ihnen als seinen natürlichen Bundesgenossen freundlich entgegenkam und die Bestätigung ihrer Reichsunmittelbarkeit zusagte, während Friedrich der Schöne zu der gleichen Zeit durch einen königlichen Erlaß den Besitz der Waldstädte seinem Hause zusprach.

Um diesem Erlaß Nachdruck zu verleihen und dadurch zugleich dem Gegner seines Bruders die Unterstützung der Waldstädte zu entziehen, brach Herzog Leopold von Oesterreich im Oktober 1315 mit einem aus der Blüthe der oberländischen Ritterschaft bestehenden Heere nach dem Aargau auf, wo sich zahlreiche, durch die Befreiung der Waldstädte an Gütern und Rechten geschädigte Herren mit ihm vereinigten. Die nächste Veranlassung zum feindlichen Vorgehen gegen die Waldstädte hatten ihm die Schwyzer durch einen gewaltthätigen Angriff auf das unter dem Schutze Oesterreichs stehende Kloster Einsiedlen gegeben, bei welchem die Mönche mit

den Knechten und vielem Eigenthum des Gotteshauses nach Schwyz abgeführt worden waren.

Die erschrockenen Eidgenossen, die unter Aufbietung aller Wehrfähigen des Landes dem feindlichen Heere kaum zweitausend Mann entgegenstellen konnten, riefen die Vermittlung des Grafen von Toggenburg an; die Ausgleichsversuche desselben scheiterten jedoch an Leopolds Erbitterung über die Schwyzer und an seiner Siegeszuversicht: er hoffte mit einem Schlage allen Widerstand der Waldstädte zu brechen und ihren Unabhängigkeitsbestrebungen für immer ein Ende zu machen. Da sein nächster Angriff den Schwyzern galt, zog er seine Streitkräfte in der Nähe der Stadt Zug zusammen, worauf die Eidgenossen die ihrigen auf den Rath eines erfahrenen Mannes, des alten Reding aus Schwyz, in dem engen Passe von Morgarten aufstellten, wo die Natur, indem sie dem Feinde den Vortheil der Menge und der Stärke seiner Reiterei entzog, ihrer geringen Zahl zu Hilfe kam.

Kaum war in der Frühe des 15. November 1315 die berittene Vorhut des österreichischen Heeres in das Engthal von Morgarten eingerückt, als von den Höhen herab gewaltige Steinblöcke und mächtige Baumstämme, von unsichtbaren Händen geschleudert, auf sie herabrollten, Ritter und Pferde niederschmetternd und den Weg versperrend. Während die durch diesen unerwarteten Angriff unter den Rittern hervorgerufene Verwirrung auch das nachrückende Fußvolk ergriff, stürzten die Schweizer von den Höhen herab, stachen die gepanzerten Ritter mit ihren Hellebarden nieder oder erschlugen sie mit Keulen; viele derselben wurden von den wildgewordenen Pferden in den nahen Egerisee gerissen, das Fußvolk zum Theil im Gedränge zertreten. Zeitgenössische Chronisten geben die Zahl der Gefallenen aus dem österreichischen Heere, wohl mit einiger Uebertreibung, auf 2000 an, während die Verluste der Eidgenossen nur zwanzig Mann betrugen.

Die Niederlage Herzog Leopolds war eine vollständige. Er selbst hatte sich, untröstlich über die erlittene Schmach und außer Stand, sie zu tilgen, mit Hilfe eines landeskundigen Mannes auf abgelegenen Pfaden nach Winterthur gerettet. Die Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden aber gaben Gott allein die Ehre des errungenen Sieges und setzten fest, daß der erste Freitag nach St. Martinstag für ewige Zeiten durch ein allgemeines Fasten gefeiert werden solle, „zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, der allerseligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen, weil der Herr sein Volk heimgesucht und durch sein Erbarmen aus den Händen seiner Feinde befreit habe.“

In der That besiegelte der glänzende Sieg bei Morgarten die Freiheit der Waldstädte. Am 9. Dezember stifteten die waldstäd-

tischen Eidgenossen — „die Landlute von Ure, Swits und Unterwalden“ — zu **Brunnen**, unter Erneuerung ihrer Vereinbarungen vom 1. August 1291, einen neuen „ewigen Bund“ mit erweiterten Bestimmungen und dem alten Wahlspruch: „Alle für Einen und Einer für Alle.“ Ludwig von Baiern genehmigte stillschweigend diesen Bund, indem er nicht nur die Freiheitsbriefe seiner Vorgänger aufs Neue bestätigte, sondern auch die Eigenleute und Güter, welche das Haus Oesterreich noch in den drei Landen besaß, für reichsfrei und die Bewohner des Gebirgs für berechtigt erklärte, vor keinem anderen Gerichte zu erscheinen, als dem ihrer Thäler. Mit dem „ewigen Bund“ von Brunnen war der Grund gelegt zu der **helvetischen Eidgenossenschaft**, zu welcher sich in der Folge die eidgenössische Verbindung der Waldstädte erweiterte. Noch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts traten derselben die fünf Landschaften Luzern, Zürich, Zug, Glarus und Bern bei.

## V.

# Frankreich unter Philipp IV. dem Schönen.

(1285—1314.)

### Philipp IV. im Streite mit England und Flandern und mit der Kirche.

**Philipp IV.**, der **Schöne** genannt, war siebzehn Jahre alt, als er nach dem Tode seines Vaters, Philipps III. (Okt. 1285), den französischen Königsthron bestieg; dennoch zeigte er sich schon ganz durchdrungen von dem Geiste seines Ahnen Philipp II., dessen Streben nach absoluter Königsgewalt er in noch schrankenloserer Weise verfolgte, wie er ihn auch an Herrschsucht und Habgier weit übertraf. „Das Bürgerthum zu heben“, sagt Weiß, „aber nicht aus bürgerfreundlichem Sinn, sondern nur um mit ihm den Adel niederzuhalten; alles zu fördern, was das Königthum verstärken kann; Alles anzuwenden, um den Unterthanen den letzten Heller abzupressen; die Staatskasse zu füllen, um Mittel zu haben für eine heimtückische Politik; mehr von Bestechung als von offenem Kampf zu erwarten: das sind Züge aus der ersten Zeit der Regierung Philipps IV.“

Unter den französischen Vasallen, die an Philipps Hof erschienen, um dem König den Huldigungseid zu leisten, befand sich auch

König **Eduard** I. von England. Nachdem er zu Paris mit großer Pracht empfangen worden, schloß er mit Philipp einen Vertrag; doch war das gute Einvernehmen zwischen den beiden Königen nicht von Dauer. Als im Jahre 1293 in Folge eines Streites zwischen englischen und französischen Matrosen ein förmlicher Seekrieg zwischen den Hafenstädten beider Nationen ausgebrochen war, in welchem die Franzosen große Verluste erlitten hatten, forderte Philipp nicht nur vollständigen Schadenersatz, sondern auch die Verhaftung der Schuldigen und ihre Ueberführung in ein französisches Gefängniß und berief, da diese Forderung unbeachtet blieb und seine in Folge dessen angeordnete Beschlagnahme der in Perigord gelegenen Besitzungen Eduards durch die dortigen englischen Truppen gewaltsam verhindert wurde, den König von England als seinen Lehensträger zur Verantwortung vor sein Pairsgericht. Da Eduard eben mit der Unterwerfung Schottlands beschäftigt war, wünschte er, den drohenden Konflikt mit Frankreich durch einen gütlichen Ausgleich zu beschwören, und sandte zu diesem Ende seinen Bruder Edmund mit den ausgedehntesten Vollmachten nach Paris. Dieser schloß im Jahre 1294 mit Philipp einen geheimen Vertrag, kraft dessen dem König von Frankreich zur Genugthuung für seine lehensherrliche Ehre sechs feste Plätze in der Gascogne auf die Dauer von vierzig Tagen eingeräumt werden sollten, wogegen dieser die Zurücknahme der an Eduard ergangenen Vorladung zusagte. Um den König von England über seine wahren Gesinnungen zu täuschen, stellte Philipp ihm eine Vermählung mit seiner Schwester Margaretha in Aussicht und gewann dadurch Eduards Vertrauen in so hohem Grade, daß dieser ihm arglos die ganze Gascogne zur Verfügung stellte, nachdem der König von Frankreich deren Zurückgabe unter Verpfändung seines königlichen Wortes zugesagt. Kaum hatten sich jedoch die Franzosen in der Gascogne festgesetzt, als Philipp sich wortbrüchig zeigte: er lud den König von England, als dieser ihn an die Erfüllung seiner Zusage mahnen ließ, zum andern Male unter nichtigen Vorwänden vor seinen Pairshof und ließ ihn, da er nicht erschien, aller seiner französischen Lehen verlustig erklären.

Aufs Aeußerste erbittert über diese Treulosigkeit, kündete Eduard dem König von Frankreich sein Vasallenverhältniß und suchte sich durch Bündnisse zum Kampfe gegen ihn zu stärken. Aber während es ihm gelang, durch bedeutende Geldsummen den König Adolf auf seine Seite zu ziehen, dessen Bundesgenossenschaft ihm keinen Vortheil brachte, bewog Philipp den Grafen Otto von Burgund zu einem Vertrag, der ihm den Erwerb der Freigrafschaft in Aussicht stellte, indem Otto seine einzige Tochter und Erbin mit einem französischen Prinzen zu vermählen versprach und zugleich die Unterordnung seines dem deutschen Reiche lehenspflichtigen Landes unter

französische Hoheit zusagte — eine Ungebühr, die Adolf nicht zu hindern vermochte. Auch der Graf Guido II. von Flandern, der, aufgebracht über Philipps Einmischung in seine Zwistigkeiten mit den Bürgern von Gent, mit Eduard ein Bündniß geschlossen, nachdem ihm dieser die Vermählung seines ältesten Sohnes, des nachmaligen Eduard II., mit Guido's Tochter Philippa zugesagt, konnte Nichts für ihn thun, da ihn Philipp unter dem Vorwande, mit ihm und den andern französischen Großen über die Lage des Reiches zu berathen, nach Paris gelockt und ihn hier zur Strafe für seine Verbindung mit Eduard, die er für Hochverrath erklärte, mit seiner Familie gefangen hielt.

Auch die Absicht Eduards, zur Wiedereroberung der Gascogne nach Frankreich zu ziehen, wußte Philipp zu vereiteln, indem er im Jahre 1295 mit dem König Johann von Schottland einen Vertrag schloß, in welchem er demselben seine Nichte Isabella für den schottischen Thronfolger Eduard zusagte, wogegen Johann versprach, dem König von England den Lehenseid zu kündigen und in dessen Land einzufallen. Selbst die kurz vorher von Eduard bezwungenen Walliser reizte Philipp zur Empörung und machte dadurch die Lage des englischen Königs in seinem eigenen Lande zu einer so schwierigen, daß derselbe nicht nur für die Wiedergewinnung der Gascogne Nichts thun, sondern auch die Besetzung von Guyenne durch Philipp, der dort über die englischen Truppen einen Sieg erfochten, nicht verhindern konnte.

Der Krieg mit England gab Veranlassung zu einem verhängnißvollen Streite Philipps mit der Kirche. Auf dem Stuhle Petri saß, seitdem der fromme Cölestin V., der Nachfolger Nikolaus' IV., im Gefühle seiner Unfähigkeit, unter den schwierigen Verhältnissen jener Zeit das Steuerruder der Kirche zum Heile der Christenheit zu führen, seine nur ungern übernommene Würde niedergelegt (Dez. 1294) und sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, der gelehrte und tüchtige, aber leider vielfach verkannte Papst Bonifacius VIII., der eine ganz ungewöhnliche Thätigkeit zum Wohle der Kirche und der Menschheit entfaltete, jedoch den Schmerz hatte, die meisten seiner Unternehmungen an der Ungunst der Zeitverhältnisse scheitern zu sehen. Mit rastlosem Eifer waltete Bonifacius insbesondere seines hohen Amtes als Vermittler des Friedens zwischen den streitenden Mächten, die er zu einem gemeinschaftlichen Kreuzzug gegen die Sarazenen zu entflammen gedachte. Im Februar 1295 sandte er zwei Kardinäle an die Könige von England und Frankreich mit der dringenden Mahnung, Frieden unter einander zu schließen, wofür er ihnen seine Vermittlung anbot. Eduard I., dem er seinen in der Jugend so oft kundgegebenen Eifer für das heilige Land in das Gedächtniß zurückrief, erklärte den päpstlichen Legaten, daß er

ohne Zustimmung des mit ihm verbündeten deutschen Königs nicht einseitig Frieden schließen könne; auch weigerte er sich, auf den von dem Papste vorgeschlagenen Waffenstillstand einzugehen; doch willigte er nachher aus Ehrfurcht für den heiligen Stuhl in eine Unterbrechung des Kampfes bis zum 1. November, unter der Bedingung, daß auch der König von Frankreich dazu bereit sei. Auch König Adolf, den der Papst auf die unwürdige Stellung hinwies, die er als Ritter in englischem Sold einnehme, zeigte sich zu Friedensunterhandlungen geneigt. Alle Friedensbemühungen des Papstes scheiterten jedoch an dem entschiedenen Widerstand Philipps IV.; selbst ein von dem Papste im August 1296 gebotener Waffenstillstand wurde von ihm nicht gehalten, und ungehemmt nahm der Krieg seinen Fortgang.

Da beide Könige den Krieg hauptsächlich mit dem Gelde der Kirche führten, die sie willkürlich bis zur Aussaugung besteuerten, und sehr viele französische Prälaten den Schutz des römischen Stuhles gegen die Erpressungen der königlichen Beamten angerufen, hatte Bonifacius, ebensowohl um die beiden Könige durch Beschränkung ihrer Geldmittel zum Frieden zu zwingen, als um den Klagen der französischen Prälaten gerecht zu werden, am 25. Februar 1296 mit Zustimmung der Kardinäle eine Bulle erlassen, worin die alten Kirchengesetze bezüglich der Unantastbarkeit des Kirchenvermögens erneuert und ebensowohl die Kleriker, welche besondere Abgaben ohne Erlaubniß des apostolischen Stuhles an weltliche Fürsten oder deren Beamten entrichteten, als die Laien, die solche verlangten, mit verschärften Kirchenstrafen belegt wurden.

Obgleich in dieser Bulle nicht die geringste Neuerung lag, erklärte Philipp dieselbe für einen Eingriff des Papstes in seine Hoheitsrechte und verbot, um die aus Frankreich nach Rom abgehenden Geldsummen, einschließlich der Gaben für Palästina und der kirchlichen Stiftungen, zurückhalten zu können, jede Ausfuhr von Geld, Kostbarkeiten, Waffen und Lebensmitteln aus seinem Lande ohne königliche Erlaubniß, sowie den Aufenthalt ausländischer Kaufleute in Frankreich. Bonifacius machte dem Könige die eindringlichsten Vorstellungen, um ihn zur Zurücknahme seines Verbotes zu bewegen, das auch gegen das in Frankreich geltende Recht verstieß, gab in mehreren Schreiben an Philipp und den französischen Klerus seiner Bulle die mildeste Auslegung, wobei er ausdrücklich erklärte, daß sich dieselbe nicht auf Lehensabgaben beziehe, auch keine Unterstützung des Königs in Nothfällen ausschließe, in welchen der Papst sogar die heiligen Gefäße veräußern lassen würde, um ein ihm so theures Königreich zu retten, und bewilligte, da die französischen Prälaten, statt sich für seine Bemühungen zu ihren Gunsten dankbar zu beweisen, in feiger Nachgiebigkeit zu dem König hielten, diesem Letzteren erweiterte Privilegien. Jetzt endlich nahm Philipp

seine gegen den römischen Stuhl gerichteten Verordnungen zurück, und nachdem der Papst am 11. August 1297 die in Frankreich schon lange sehnlichst gewünschte Kanonisation Ludwigs IX. vollzogen, schien die Eintracht zwischen dem apostolischen Stuhle und Philipp hergestellt. Diese Eintracht konnte jedoch bei Philipps fortgesetztem Bestreben, sich von jeder kirchlichen Einsprache frei zu halten und die zeitliche Gewalt ohne alle Rücksicht auf die geistliche auszuüben, nicht von Dauer sein.

Inzwischen hatte Philipp in die Freilassung des Grafen von Flandern willigen müssen, da derselbe durch einen Spruch des Pairsgerichtes für unschuldig erklärt worden war; doch behielt er Guido's Tochter Philippa als Geisel für die Treue ihres Vaters an seinem Hofe zurück. Kaum hatte jedoch der Graf von Flandern sein Gebiet wieder betreten, als er sein Bündniß mit England erneuerte und Vorkehrungen zum Kriege gegen Frankreich traf (1297). Sofort fiel Philipp mit einem Heere von 60,000 Mann in Flandern ein, und nachdem er Lille erobert hatte, öffneten ihm Courtray, Douay und Brügge freiwillig ihre Thore. Da der König von England seinem Verbündeten nur mit geringen Streitkräften zu Hilfe kommen konnte und die von König Adolf erwartete Unterstützung ausblieb, sah sich Guido beim Herannahen des Winters genöthigt, einen Waffenstillstand einzugehen, der Philipp den Schönen im Besitz aller von ihm eingenommenen Städte ließ.

Nachdem im Januar 1298 auch zwischen Frankreich und England ein Waffenstillstand vereinbart worden, nahmen beide Könige die von Bonifacius VIII. angebotene Friedensvermittlung an, jedoch mit der Bedingung, daß er seinen schiedsrichterlichen Spruch nicht als Oberhaupt der Kirche, sondern als Privatmann fälle. Bonifacius brachte, nachdem er den geschlossenen Waffenstillstand bestätigt, zur Herstellung eines dauernden Friedens eine Doppelheirath, einerseits zwischen Eduard I. und Philipps Schwester Margaretha und andrerseits zwischen dem englischen Kronprinzen Eduard und Philipps Tochter Isabella, in Vorschlag, unter Zusage der päpstlichen Dispensation für die entgegenstehenden Hindernisse, und traf seine schiedsrichterliche Entscheidung dahin, daß beide Theile sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgeben und für sonstige Verluste einander Entschädigung leisten, die streitigen Gebiete Guyenne und Gascogne aber bis zum definitiven Abschluß eines billigen Vergleichs von päpstlichen Truppen in Verwahrung genommen werden sollten. Da Philipp gegen den Grafen von Flandern und Eduard gegen die Schotten freie Hand zu gewinnen wünschte, genehmigten Beide die päpstliche Entscheidung, obgleich Philipp, der als Sieger mehr beanspruchen zu können geglaubt, als Bonifacius ihm zuerkannt, den Papst der Parteilichkeit für England beschuldigte. Die von Boni-

 

facius in Vorschlag gebrachte Vermählung Eduards I. mit Philipps Schwester Margaretha wurde am 12. September 1299 zu Canterbury vollzogen, und zu der gleichen Zeit fand die Heirath des englischen Thronfolgers Eduard mit Philipps Tochter Isabella statt; doch geschah sie, da der Prinz erst elf und Isabella sieben Jahre alt war, durch Bevollmächtigte.

Auf das Verlangen des Papstes hatte Philipp in eine Verlängerung des mit Flandern abgeschlossenen Waffenstillstandes bis zum Jahre 1300 gewilligt; kaum war derselbe jedoch abgelaufen, als er den Krieg gegen den Grafen Guido wieder aufnahm. Ganz Flandern wurde durch Philipps Bruder, den Grafen Karl von Valois, erobert und Guido, der sich von Eduard II. aufgegeben sah, durch den Sieger bewogen, sich bedingungslos der Gnade des Königs zu unterwerfen. Nachdem der Graf von Valois ihm die Versicherung gegeben, daß sein Bruder ihm alle seine Besitzungen und Rechte zurückstellen werde, und er selbst sich für seine und der Seinigen Freiheit verbürgt hatte, begab sich Guido mit seinen beiden ältesten Söhnen, seinen Enkeln und den Ersten seiner Barone nach Paris, wo sich Alle, um Gnade flehend, dem König zu Füßen warfen. Lange verharrte Philipp in finsterem Schweigen; dann erklärte er dem Grafen: das Leben wolle er ihm schenken; aber was sein Bruder sonst ihm zugesagt, sei er zu halten nicht verpflichtet, da derselbe seine Vollmachten überschritten habe. Der Graf Guido wurde mit den Seinen und allen ihn begleitenden Personen in Haft gebracht und Flandern als erledigtes Lehen eingezogen. Als Philipp hierauf mit seiner Gemahlin die neu erworbene Provinz bereiste, wurde er von den Städten festlich empfangen, wobei deren Reichthum besonders in dem glänzenden Schmuck der Frauen zu Tage trat, so daß die Königin bei dem festlichen Einzug in Brügge erstaunt ausrief: „Ich glaubte, ich sei hier allein Königin; doch ich sehe ihrer mehr als vierhundert“

Der Druck der französischen Herrschaft rief jedoch bald Unruhen unter der flandrischen Bevölkerung hervor. Zuerst empörten sich die unteren Klassen der Bürger von Brügge unter der Führung eines unbemittelten Webers, Peter König, der zwar mit den Seinigen nach einem Gefecht mit den französischen Truppen die Stadt verlassen mußte, dafür aber den Aufruhr im ganzen Lande verbreitete und bald durch Kühnheit und feurige Beredtsamkeit ein solches Ansehen gewann, daß alle Unzufriedenen sich um ihn schaarten und die beiden freigebliebenen jüngeren Söhne des Grafen Guido, Johann und Guido von Namur, sich ihm zur Befreiung des Landes anschlossen. In der Nacht vom 25. März 1302 erschien er mit seiner Schaar vor den Thoren von Brügge, und es gelang ihm, in die Stadt einzudringen, die inzwischen durch den französischen Statt=

halter Chatillon ihrer Freiheiten beraubt und mit neuen unerschwinglichen Abgaben belastet worden. Die aufs Aeußerste erbitterten Bürger ergriffen die Waffen gegen die Bedränger ihres Landes, und in dem von ihnen angerichteten Blutbad fanden, da sie die Thore mit Ketten gesperrt hatten, damit Niemand entrinnen könne, alle in der Stadt befindlichen Franzosen — über 3000 — den Tod.

Um diese Schmach zu rächen und den Aufruhr niederzuwerfen, sandte Philipp, dessen Zorn keine Grenzen kannte, den Grafen von Artois mit einem Heere von 60,000 Mann nach Flandern; dieser erlitt jedoch am 11. Juli 1302 bei Courtray gegen das nur aus Bürgern und Bauern bestehende, von den beiden jungen Grafen geführte flandrische Heer eine entscheidende Niederlage. In der Hitze des Angriffs hatten die Franzosen einen tiefen Graben übersehen, der sich vor der Stellung der Flanderer befand; in diesen stürzten die vorderen Reihen der stürmisch vordringenden Ritter, und die folgenden Reihen, die der aufwirbelnde Staub und das betäubende Kriegsgeschrei über das Schicksal der vorderen im Dunkel ließen, erlitten, indem sie ihnen blindlings nachsprengten, das gleiche Schicksal. Während die Einen der Herabgestürzten in ihren schweren Rüstungen umkamen, fielen die Andern unter den Spießen und Keulen der Flamänder. So fanden 1900 Ritter, unter ihnen auch der Graf von Artois und der Connetable von Frankreich, einen ruhmlosen Tod. In der allgemeinen Verwirrung löste sich das seiner Führer beraubte Heer auf, um mit einem Gesammtverlust von 20,000 Mann in regelloser Flucht das Weite zu suchen. Zwei Jahre lang setzte Philipp seine Bemühungen zur Unterwerfung der Flanderer fort, bis er sich nach der unentschieden gebliebenen Schlacht bei Mons-en-Puelle (1304) zur Nachgiebigkeit gezwungen sah. Im Jahre 1305 ging er mit den Flanderern einen Frieden ein, in welchem er den ältesten Sohn des in der Gefangenschaft gestorbenen Grafen Guido, Robert, mit Flandern belehnte, alle andern flandrischen Herren aus der Gefangenschaft entließ und die alten Vorrechte und Freiheiten des Landes bestätigte.

Inzwischen hatten sich in Frankreich die Klagen über Philipps despotisches Walten in kirchlichen Angelegenheiten und besonders über seine schmachvolle Habsucht in Betreff der kirchlichen Güter immer mehr gehäuft. Durch das sogenannte „Regalienrecht" wurden Bisthümer und Abteien an ihrem Grundvermögen dauernd geschädigt; nicht nur die Einkünfte erledigter Prälaturen, sondern auch solcher, deren Inhaber zeitwillig suspendirt waren, riß der König an sich, ebenso Vermächtnisse für fromme Zwecke, für Studirende u. s. f., und seine Beamten waren maßlos in ihren Geldforderungen an den Klerus. Daneben mußte auch die Aufnahme, welche die

beiden, von Bonifacius wegen offener Rebellion ihrer Würden entsetzten Kardinäle Jakob und Petrus Colonna in Frankreich gefunden, und die enge Verbindung Philipps mit allen Widersachern des apostolischen Stuhles, sowie des Königs Härte und Treulosigkeit gegen den Grafen von Flandern und die gänzliche Nichtbeachtung der päpstlichen Fürsprache für denselben und endlich auch der furchtbare Druck, der auf ganz Frankreich lastete, den Papst mit tiefem Kummer und gerechtem Unwillen erfüllen. Gerade damals, als Bonifacius in Rom mit höchstem Glanze das große Jubiläum feierte und eine Sendung des Mongolenkhans Cazan, sowie der Eifer der Armenier zu neuen Hoffnungen für das heilige Land zu berechtigen schienen, wurden am französischen Hofe Pläne zur völligen Unterjochung des Papstthums entworfen, welche die der Hohenstaufen an Kühnheit noch weit übertrafen. Philipp strebte nach nichts Geringerem, als nach der Herstellung einer Universalmonarchie, welcher der Kirchenstaat, das byzantinische Kaiserreich und der größere Theil Deutschlands und Italiens unterstehen sollten; das unbewegliche Kirchengut sollte von Staatswegen eingezogen, die Kirche ganz der Staatsgewalt untergeordnet werden, der Papst nichts Anderes mehr sein als der besoldete Patriarch des französischen Gewaltherrschers. Man trat zwar mit diesen Plänen noch nicht offen an den Tag; doch wurde deren Ausführung, soweit die Verhältnisse es gestatteten, eifrig vorbereitet.

Der Papst, der solchen Entwürfen gegenüber nicht unthätig bleiben konnte, sandte den Bischof von Pamiers, Bernhard de Saisset, nach Frankreich, um dem Könige die eindringlichsten Vorstellungen zu machen. Derselbe entledigte sich seines Auftrags zwar freimüthig, aber keineswegs in beleidigender Weise; nichtsdestoweniger stellte Philipp den in seine Diöcese zurückgekehrten, ihm ohnehin mißliebigen Bischof, unter der Anschuldigung, hochverrätherische Reden geführt und mehrere Großen zur Empörung aufgestachelt zu haben, vor den Staatsrath zu Senlis und übergab ihn, nachdem ihn dieser des Hochverraths schuldig erklärt, dem Erzbischof von Narbonne zur Haft.

Diesem Gewaltakte gegenüber hielt der Papst, der von der Unschuld des Bischofs überzeugt war, ein energisches Vorgehen für geboten. Er entzog dem König mehrere von demselben mißbrauchte Privilegien, verlangte die Freilassung des Bischofs, sowie die Zurückerstattung seiner konfiscirten Güter und forderte den Erzbischof von Narbonne auf, den Bischof sammt den Akten der Untersuchung ohne alles Bedenken nach Rom zu senden. Hierauf berief er eine Synode nach Rom zur Berathung über die Angelegenheiten Frankreichs und über die zur Wahrung der kirchlichen Freiheit zu ergreifenden Maßregeln. Da er einen vollständigen Bruch mit Philipp

zu vermeiden wünschte, ließ er auch an ihn die Einladung ergehen, entweder persönlich auf der Synode zu erscheinen oder einen Stellvertreter zu derselben zu entsenden. Zugleich ermahnte er ihn, indem er ihm das an der Kirche verübte Unrecht in ernsten Worten vorhielt, der Stimme des Vaters und Lehrers, des Statthalters Christi, der ihn väterlich liebe, ein geneigtes Ohr zu schenken, eingedenk zu sein seines Taufbundes und seiner Christenpflichten, wie seiner Stellung zu dem Oberhaupte der Kirche, und sich nicht einreden zu lassen, daß er keinen Obern über sich habe und nicht der kirchlichen Hierarchie unterstehe.

Als der päpstliche Legat am 10. Februar 1302 dieses Schreiben dem König Philipp überreicht hatte, ließ dieser es verbrennen und an dessen Stelle ein von einem Hofbeamten verfaßtes kürzeres Schreiben in Umlauf setzen, worin mit dürren Worten gesagt war, der König sei dem Papste im Geistlichen *wie im Weltlichen* unterworfen. Durch die Veröffentlichung dieses gefälschten Schriftstückes sollte der französische Nationalstolz gegen den Papst aufgereizt werden, zu welchem Ende auch eine von Philipps Räthen aufgesetzte, in den beleidigendsten Ausdrücken abgefaßte Antwort des Königs an den Papst verbreitet wurde, die jedoch nicht nach Rom abging. Dieser Zweck wurde auch vollständig erreicht, und Philipp benutzte die entstandene Mißstimmung zur Zusammenberufung einer französischen Nationalversammlung, welche über den Papst zu Gericht sitzen sollte. Um das Volk auf seine Seite zu ziehen, um dessen Wünsche der despotische König sich sonst wenig kümmerte, berief er zu derselben, außer dem Adel und der Geistlichkeit, auch Vertreter des Bürgerstandes.

Nachdem die Versammlung am 10. April im Louvre eröffnet worden, trat der Kanzler *Peter Flotte* vor derselben als Ankläger gegen den Papst auf, indem er denselben beschuldigte, daß er nicht allein die französische Kirche bedrücke und belaste, sondern auch den König von Frankreich in zeitlichen Dingen sich unterwerfen und sich zum weltlichen Beherrscher des Königreichs machen wolle. Der König, so fuhr er fort, „bitte“ daher die Versammelten „als Freund“ und „befehle ihnen als Herr“, ihm mit ihrem Rathe beizustehen. Ohne zu bedenken, daß der Papst allein sie gegen den Absolutismus der Krone schützen konnte, erklärten die Barone und die Abgeordneten der Städte nach gemeinsamer Berathung, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand Anderem beschränken lassen würden, und richteten in diesem Sinne abgefaßte, trotzige Schreiben an die Kardinäle. Die Prälaten baten anfangs um Bedenkzeit; als ihnen jedoch erklärt wurde, man werde Jeden als einen Feind des Staates ansehen, der nicht der Ansicht der beiden weltlichen Stände beitrete, versprachen auch sie, dem

König zur Bewahrung seiner Person und der Rechte des Reiches den schuldigen Beistand zu leisten, und wandten sich an den Papst mit der Bitte, die Berufung zu dem römischen Concil zurückzunehmen und in Anbetracht der Stimmung der Laien, die als eine äußerst bedenkliche dargestellt wurde, durch eine schonende Behandlung des Königs die alte Eintracht zwischen Frankreich und der Kirche zu sichern.

Die Kardinäle drückten in ihrer Antwort auf die an sie gerichteten Schreiben ihr Bedauern über deren Inhalt aus, erklärten ihre volle Uebereinstimmung mit dem Papste und wiesen auf das Bestimmteste die gegen denselben erhobenen Anklagen zurück, indem sie zugleich die ungeziemende Art, in welcher in den betreffenden Briefen des Papstes erwähnt werde, einer strengen Rüge unterzogen. Bonifacius selbst gab in seinem Antwortschreiben an den Klerus seinem Unwillen über die Charakterlosigkeit derjenigen Prälaten Ausdruck, die früher selbst seinen Schutz gegen die Bedrückungen des Königs angerufen, hielt ihnen in ernsten Worten ihre feige Pflichtvergessenheit vor und bestand darauf, daß sie auf der ausgeschriebenen Synode zu erscheinen hätten. In einem im August 1302 abgehaltenen Konsistorium, dem auch der Ueberbringer des Schreibens der französischen Geistlichkeit beiwohnte, widerlegte der Kardinalbischof von Porto die gegen Bonifacius geschleuderten Verläumdungen und wies besonders nach, daß auch der König als Christ unter dem Papste stehe. Hierauf nahm Bonifacius selbst das Wort und bestätigte, unter ausdrücklicher Anerkennung der beiden von Gott angeordneten Gewalten, die Ausführungen des Kardinals. Uebrigens erklärte er sich bereit, falls er zu weit gegangen sein sollte, die nachgewiesenen Fehler wieder gut zu machen, und schlug die Kardinäle als Schiedsrichter vor, beharrte aber standhaft auf der Berufung der französischen Prälaten nach Rom, da es sich zeigen mußte, ob noch von ihnen die Obedienzpflicht gegen den päpstlichen Stuhl anerkannt werde oder nicht. Philipp dagegen untersagte der französischen Geistlichkeit auf Strengste die Reise nach Rom und ließ die Güter derjenigen Bischöfe und Aebte, welche trotzdem der päpstlichen Einladung Folge leisteten, mit Beschlag belegen.

Das Ergebniß der am 30. Oktober 1302 in Rom eröffneten Synode waren zwei Bullen, von denen die eine, unter Hinweisung auf ältere Bestimmungen, den Bann über alle Diejenigen aussprach, welche die zum apostolischen Stuhle Reisenden oder von demselben Zurückkehrenden zurückhalten, einkerkern oder sonst benachtheiligen würden, die andere ebenso allgemein und ohne jede Bezugnahme auf Frankreich, nach Darlegung der in den Schulen herrschenden Grundsätze über das Verhältniß der beiden Gewalten, die Verpflichtung

eines jeden Christen ohne Unterschied zum Gehorsam gegen den römischen Papst definirte.

Obgleich diese Bullen in Frankreich sehr übel aufgenommen und von den königlich gesinnten Theologen bekämpft wurden, gab Bonifacius die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung des Streites nicht auf und sandte im Februar 1303 den in Paris beliebten Kardinal Johann Le Moine von Amiens mit Friedensvorschlägen an den König, worin insbesondere Anerkennung der prinzipiellen Rechte des päpstlichen Stuhles, Rechtfertigung wegen des verbrannten päpstlichen Schreibens und Wiedergutmachung des angerichteten Schadens ausbedungen war. Die Antwort des Königs war der Form nach höflich, dem Inhalte nach jedoch ungenügend und voll arglistiger Doppelzüngigkeit; dennoch erklärte sich Bonifacius bereit, die angetragene Vermittlung der Herzoge von Burgund und von der Bretagne anzunehmen. Zugleich sandte er dem Legaten noch zwei Bullen, von denen die eine die französischen Prälaten, die in Rom nicht erschienen waren, aufforderte, binnen drei Monaten sich einzufinden, die andere dagegen die Erklärung enthielt, daß König Philipp trotz seines hohen Ranges und seiner Privilegien schon wegen der Verhinderung der Reise zum apostolischen Stuhle dem Banne verfallen sei. Die Veröffentlichung dieser letzteren Bulle sollte jedoch erst dann erfolgen, wenn der König durch Zurückweisung jeder Versöhnung den Papst zur Anwendung der strengsten Mittel genöthigt haben werde.

Unterdessen hatte der blinde Haß gegen den die Rechte der Kirche standhaft vertheidigenden Papst die französischen Staatsmänner bereits zu den äußersten Schritten fortgerissen. Auf einer am 12. März 1303 im Louvre abgehaltenen Versammlung von Prälaten und Baronen hatte der Nachfolger des bei Courtray gefallenen Peter Flotte, W i l h e l m v o n N o g a r e t, der sich durch Gewandtheit und Talent von einem Professor der Rechte zu Montpellier zur Kanzlerwürde emporgeschwungen, den Antrag gestellt: der König möge die heilige Kirche gegen den Eindringling und falschen Papst Bonifacius schützen, den er als Simonisten, Räuber und Ketzer bezeichnete, und eine Versammlung von Prälaten, Pairs und Juristen anordnen, welcher er die Beweise seiner gegen den Papst erhobenen Anklagen vorlegen wolle. In der That wurde für den 30. Juni eine solche Versammlung anberaumt. Zu derselben fanden sich einige dreißig dem Könige ganz ergebene Prälaten, sowie mehrere Barone und Rechtsgelehrten ein. Der Ritter Wilhelm von Plasian (du Plessis) trug der Versammlung eine Anklageschrift gegen den Papst vor, welche die niedrigsten, ja unsinnigsten Verläumdungen enthielt, wie z. B. daß Bonifacius nicht an die Grundlehren des Christenthums glaube, Simonie, Götzendienst und

Zauberei treibe, einen Hausteufel halte, an dem Verluste des heiligen Landes Schuld sei und dergleichen mehr, und ersuchte den König, als Beschützer des Glaubens die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils zu bewirken. Philipp, der schon vorher den Ueberbringer der päpstlichen Schreiben hatte festnehmen, seiner Papiere berauben und einkerkern lassen, versicherte: „nur aus Gewissensrücksichten und unbeschadet der Ehre des heiligen Stuhles“ wolle er auf die Versammlung eines allgemeinen Concils hinwirken, forderte die Prälaten zur Mitwirkung auf und appellirte zugleich, im Einvernehmen mit der Versammlung, an dieses zukünftige allgemeine Concil, sowie an den künftigen „wahren Papst.“ Die anwesenden Prälaten wagten keinen Widerspruch und suchten ihre Feigheit damit zu entschuldigen, daß sie ein allgemeines Concil zur Rechtfertigung des Papstes für nothwendig erklärten. Die Beschlüsse der Versammlung wurden dem in den Gärten des Louvre harrenden Volke vorgelesen und die Zustimmung der Pariser Universität, der Kapitel, Klöster, Städte und Provinzen theils durch Ueberredung, theils durch Gewaltmaßregeln erwirkt. Diejenigen Aebte und Ordensmänner, welche in standhafter Weigerung beharrten, strafte der König durch Einkerkerung oder Landesverweisung. Die auswärtigen Höfe sollten durch königliche Schreiben für den schismatischen Plan gewonnen werden.

Bonifacius erhielt die Kunde von den Vorgängen in Frankreich in seiner Vaterstadt Anagni, wohin er sich während der heißen Jahreszeit zu begeben pflegte. Nachdem er sich durch einen feierlichen Eid von den ihm zur Last gelegten Verbrechen gereinigt hatte, erließ er mehrere Bullen, in welchen er die zu Paris wider ihn erhobenen Anklagen in der würdigsten Weise zurückwies, durch geeignete Maßregeln nachtheiligen Folgen der Pariser Vorgänge vorzubeugen suchte und die Appellation an ein allgemeines Concil für nichtig erklärte, da dessen Berufung nur dem Papste zustehe. Noch blieb die namentliche Exkommunikation des Königs verschoben; doch wurde bereits an der betreffenden Bulle gearbeitet, die am 8. September verkündet werden sollte, falls der König bis dahin nicht zu besseren Gesinnungen zurückgekehrt sein werde. Philipp kam dieser Verkündigung durch ein schmachvolles Attentat auf die Freiheit des Papstes zuvor.

Schon im März war im französischen Staatsrathe der geheime Beschluß gefaßt worden, den Papst durch einen Handstreich zur Abdankung zu zwingen und, falls er dazu nicht zu bewegen sei, ihn gefangen nach Lyon zu führen. Zu diesem Ende hatte sich Nogaret, angeblich als Gesandter, nach Italien begeben, wo er, von Philipp mit reichen Geldmitteln versehen, im Vereine mit Sciarra Colonna, einem Bruder des Kardinals Petrus Colonna, in Tuscien aus den

dem Papste feindseligen Ghibellinen ansehnliche Streitkräfte zusammengebracht. Am 7. September 1303 erschienen Beid mit ihrem Söldnerheere, dem sie zum Hohne die römische Fahne vortragen ließen, in der frühesten Morgenstunde vor den Thoren von Anagni, die der von ihnen bestochene Führer der Bürgermiliz ihnen sofort öffnete. Unter dem Rufe: „Nieder mit dem Papste! Es lebe der König von Frankreich!“ durchzogen sie die Straßen, umzingelten den päpstlichen Palast, tödteten die wenigen Vertheidiger desselben und drangen in das Gemach des Papstes, dessen Thüre dieser selbst ihnen zu öffnen befohlen. Sie fanden den nahezu 84jährigen Greis, umgeben von den Kardinalbischöfen von Ostia und Sabina, auf seinem Throne sitzend, die Tiara auf dem Haupte, in der einen Hand die Schlüssel und in der andern ein Kruzifix haltend, die Augen auf den Altar gerichtet und ruhig den Tod erwartend. Betroffen standen sie einen Augenblick still; dann trat Sciarra Colonna vor und überschüttete den Papst mit Schmähungen; ja, er soll sogar einen Faustschlag gegen ihn geführt haben. Hierauf theilte Nogaret ihm die Pariser Beschlüsse, sowie seinen eigenen Entschluß mit, ihn gefangen nach Lyon zu bringen, falls er nicht sofort abdanke. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit wies Bonifacius dieses Ansinnen zurück und erklärte sich bereit, für die Freiheit der Kirche Alles zu dulden. Der frevelhafte Handstreich war gelungen; aber Nogaret und Sciarra waren unschlüssig darüber, was weiter zu thun sei, da eine Wegführung des Papstes von Anagni ihnen gefährlich erschien, indem derselbe auf dem Wege von seinen Anhängern leicht befreit werden konnte. Darüber verstrichen drei Tage, während welcher der päpstliche Palast mit der daranstoßenden Muttergotteskapelle geplündert, das päpstliche Archiv zerstreut und ein Bischof getödtet wurde. Am vierten Tage endlich rafften die Bürger von Anagni, empört über den an ihrem Landsmann und Wohlthäter verübten Frevel, sich auf; von dem Kardinal Lucas del Fiesco geführt, rückten sie unter dem Rufe: „Es lebe der Papst! Tod den Verräthern!“ gegen den päpstlichen Palast vor, vertrieben die feindlichen Söldner und setzten, während Sciarra Colonna und Nogaret die Flucht ergriffen, den Papst, unter Bezeugung ihrer Ehrfurcht, in Freiheit. Vom Balkon seines Palastes herab sprach Bonifacius seinen Befreiern seinen Dank aus, sagte hochherzig Denen, die ihn mißhandelt hatten, seine Verzeihung zu und gab Befehl, die Gefangenen aus ihrer Haft zu entlassen. Unter dem Geleite der mit bewaffneter Macht herbeigeeilten Orsini, der erbitterten Gegner der Colonna, kehrte er nach Rom zurück, wo er mit allen Zeichen der lebhaftesten Theilnahme empfangen wurde.

Aber noch hatte der schwer geprüfte Papst den Becher der Trübsal nicht vollständig geleert: die mächtigen Orsini suchten seine

bedrängte Lage zu benutzen, um ihn ganz unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Das drückende Gefühl seiner Unfreiheit, verbunden mit den Nachwirkungen der erlittenen Mißhandlungen, zog ihm ein heftiges Fieber zu, dem er am 11. Oktober 1303 erlag, nachdem er im Beisein der Kardinäle feierlich das katholische Glaubensbekenntniß abgelegt. Die Verläumdungen seiner Gegner verfolgten den großen Papst, der sich auch um die Förderung der Künste und Wissenschaften hoch verdient gemacht, noch über das Grab hinaus. Sie verbreiteten das Gerücht, er habe, dem Wahnsinn verfallen, gegen sich selbst gewüthet und sich in wilder Verzweiflung den Tod gegeben, indem er sich den Kopf an der Wand eingestoßen. Dieses alberne Märchen hat die beste Widerlegung dadurch gefunden, daß, als im Oktober 1605 bei einem Umbau in der Peterskirche der Sarg des Papstes geöffnet wurde, die wohlerhaltene Leiche nicht die geringste Spur einer Verletzung zeigte.

Der Nachfolger Bonifacius' VIII., der würdige und tugendhafte Kardinalbischof von Ostia, der am 22. Oktober 1303 durch einstimmige Wahl der Kardinäle als Benedikt XI. auf den päpstlichen Thron erhoben worden, sah sich durch die bedrängte Lage der Kirche zu entgegenkommenden Schritten gegen Philipp IV. genöthigt, der auf Nogarets Rath eine Gesandtschaft nach Rom abgeschickt, um ihn zu seiner Erhebung zu beglückwünschen. Ohne weiteres Nachsuchen von Seiten des Königs hob er sogleich alle Censuren auf, denen derselbe verfallen war, und erließ in der Folge noch verschiedene Dekrete, durch welche theils die von Bonifacius über Frankreich verhängten kirchlichen Strafen zurückgenommen, theils dem König selbst nicht unwesentliche Begünstigungen ertheilt wurden. Auch die von seinem Vorgänger gegen die Colonna erlassenen Strafurtheile hob er auf, ohne sie jedoch in alle ihre Würden und Güter wieder einzusetzen. Dagegen sprach er in einer am 7. Juni 1304 erlassenen Bulle in scharfen Worten seinen Abscheu vor der Frevelthat von Anagni aus, deren Zeuge er gewesen. Kurz darauf starb er (7. Juli 1304) eines so raschen Todes, daß Viele denselben einer Vergiftung zuschrieben.

Ein Zwiespalt unter den Kardinälen über die Stellung des künftigen Papstes zu Frankreich führte eine längere Verzögerung der Wiederbesetzung des päpstlichen Stuhles herbei; erst am 5. Juni 1305 wurde zu Perugia unter dem überwiegenden Einfluß der französischen Partei im Kardinalskollegium der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand de Got, als Clemens V. zum Oberhaupt der Kirche gewählt. Derselbe erklärte sich zur Annahme der Wahl bereit; anstatt jedoch, dem Wunsche der Kardinäle entsprechend, nach Italien zu kommen, beschied er dieselben zu seiner Krönung nach Lyon, wohin er auch die Könige von Frankreich und England, so-

wie andere Fürsten einlud. Hier fand am 14. November 1305, im Beisein Philipps IV., mit großer Pracht die Inthronisation des neuen Papstes statt. Mit seiner Krönung begann die Residenz der Päpste in Frankreich, das siebenzigjährige Exil, „die babylonische Gefangenschaft der Nachfolger Petri", wie man diese Zeit nicht ohne alle Berechtigung, wenn auch nicht ohne Uebertreibung, genannt hat.

Clemens V. zeigte gegen Philipp den Schönen eine so weitgehende Nachgiebigkeit, daß sich das freilich gänzlich unbegründete Gerücht, er sei durch den Einfluß dieses Königs auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden, verbreiten konnte. Bald sah sich der Papst vollständig in die Netze der französischen Politik verstrickt, die ihn als ein Werkzeug zur Verwirklichung der erstrebten Weltmonarchie zu benutzen suchte. Gleich nach der Beendigung der Krönungsfeierlichkeiten verlangte Philipp von dem neuen Papste, der anfänglich seinen Sitz in Bordeaux nahm, von wo er ihn später nach Poitiers und schließlich nach Avignon verlegte, die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils zur Verurtheilung des von ihm der Häresie beschuldigten Papstes Bonifacius, wodurch das schmachvolle Attentat von Anagni beschönigt und des Königs Verfahren gegen denselben in den Augen der Christenheit gerechtfertigt werden sollte. Um der Erfüllung dieser Forderung auszuweichen oder wenigstens Zeit zu gewinnen, suchte Clemens den König einstweilen in anderer Weise zu befriedigen. Er erneuerte die ihm von Benedikt XI. gegebene Absolution, ernannte unter zehn neuen Kardinälen neun Franzosen, bewilligte dem Könige auf fünf Jahre einen Kirchenzehnten und ging in der Zurücknahme oder Modifikation der Dekrete Bonifacius' VIII. noch viel weiter, als Benedikt XI. Indessen wiederholte der König seinen Antrag auf die Einleitung eines Prozesses gegen Bonifacius so oft und so dringend, daß der Papst, der in Folge seines dauernden Aufenthaltes in Frankreich in eine immer größere Abhängigkeit von dem französischen Hofe gekommen, sich diesem Ansinnen nicht länger entziehen konnte. In dem am 16. Oktober 1311 zu Vienne eröffneten fünfzehnten ökumenischen Concil wurden die Ankläger Bonifacius' VIII. gehört, der so viel gelästerte Papst jedoch, nach eingehender Untersuchung der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, von der Versammlung freigesprochen.

## Die Aufhebung des Tempelherrenordens.

Einen der Gegenstände der Berathungen des Concils von Vienne bildete die Angelegenheit des Tempelherrenordens, dessen Aufhebung Philipp seit der Erhebung Clemens' V. unablässig in der gleichen dringenden Weise gefordert hatte, wie die Verdammung des von ihm so tief gehaßten Bonifacius. Wie die großen liegenden Güter dieses Ordens in Frankreich und dessen aufgehäufte Schätze die Habgier Philipps reizten, so fühlte sich sein Stolz durch die Unabhängigkeit der Ordensritter von seiner Herrschergewalt verletzt; auch waren ihre Streitkräfte von 15,000 Mann der französischen Politik ein Dorn im Auge. Ueberdies hatte der Orden im Kampfe des Königs gegen Bonifacius auf der Seite des Letzteren gestanden und dadurch die Rachsucht des Despoten herausgefordert.

Schon im Jahre 1305 hatte Philipp an den eben erst gekrönten Papst die Forderung gestellt, den Tempelherrenorden aufzuheben, und diese Forderung auf eine Reihe schwerer Beschuldigungen gestützt, die gegen die Ordensritter erhoben wurden. Allerdings war der Tempelherrenorden, einst der Stolz der Christenheit, nicht unberührt geblieben von dem nachtheiligen Einfluß seines rasch anwachsenden Reichthums, der die Ordensritter zu einem üppigen Leben verleitete, und die Unthätigkeit, zu welcher die allmähliche Entfremdung von ihrer Hauptaufgabe, dem Kampfe mit den Ungläubigen, die Tempelherren geführt, hatte einer gewissen Erschlaffung und Sittenverderbniß nur förderlich sein können; auch mochte die Berührung mit dem Morgenlande und seinen Irrlehren nicht ohne verhängnißvolle Rückwirkung auf den Glauben einzelner Ordensritter geblieben sein, wie auch die Klagen über Stolz, Ehrgeiz, Ueberhebung und Selbstsucht der Tempelherren im Allgemeinen wohl nicht der Begründung entbehrten. Aber alle diese Beschuldigungen trafen weit weniger den Orden selbst, als vielmehr einzelne seiner Glieder, und genügten überdies nicht zu einem gewaltsamen Vorgehen gegen denselben; daher wurden von dem König andere Anklagen geltend gemacht, die jeder inneren Glaubwürdigkeit entbehren, wie Verhöhnung des christlichen Glaubens und der Sakramente, Schmähung des Heilandes, förmlicher Götzendienst, schmachvolle Aufnahmeceremonien, systematische Unsittlichkeit und dergleichen mehr — Anklagen, die für nichts Anderes gehalten werden können, als für böswillige Erdichtungen oder vollständige Mißdeutungen gewisser, von dem Orden angenommener Gebräuche. Clemens V. sagte strenge Untersuchung zu und berief zu diesem Ende auch den Großmeister Jakob von Molay von Cypern nach Paris; der König wartete jedoch das Ergebniß der von dem Papste angeord-

neten Untersuchungen nicht ab, sondern ließ am Abend des 12. Oktober 1307 unvermuthet den Großmeister nebst hundertvierzig Brüdern im „Tempel“ von Paris, dem großartigen Hauptsitze der französischen Ordensritter, und gleich darauf auch die übrigen in Frankreich anwesenden Tempelherren verhaften und belegte ihre Güter mit Beschlag. Zu dem gleichen Verfahren forderte er auch die andern Fürsten auf. Clemens V. erhob laute Klage gegen diesen den Verabredungen zuwiderlaufenden und die Rechte der Kirche verletzenden Gewaltschritt, verlangte die Auslieferung der Gefangenen und ihrer Güter und suspendirte die Befugnisse der französischen Bischöfe und Inquisitoren, gegen sie wegen Häresie zu verfahren.

Der König setzte anfangs den Forderungen des Papstes trotzigen Widerstand entgegen, willigte aber endlich, nachdem von einer großen Anzahl von Ordensrittern durch Folterqualen Geständnisse erpreßt worden, in die Auslieferung der gefangenen Tempelherren, worauf der Papst die Vernehmung der auswärtigen Ordensritter den Diöcesanbischöfen übertrug, während die Untersuchung gegen die in Frankreich befindlichen den königlichen Beamten überlassen blieb. Das Schlußurtheil sollte durch die ausgeschriebene Synode gefällt werden. So nahm der Prozeß seinen Fortgang. Durch welche Mittel jedoch die königlichen Beamten zu dem von Philipp gewünschten Ziele zu gelangen wußten, ist aus der Erklärung des Ordenspriors Ponsard von Gisi zu ersehen. Die Geständnisse der dem Orden zur Last gelegten Verbrechen, so lautete dieselbe, seien durch Drohungen und Todesfurcht oder durch furchtbare Martern erpreßt worden, durch welche allein zu Paris sechsunddreißig Ritter umgekommen seien; er selbst habe Stunden lang in einer Grube gestanden, die Hände auf dem Rücken so fest zusammengeschnürt, daß das Blut aus den Nägeln gedrungen; zum Voraus versichere er, daß er, wenn er noch einmal auf diese Weise gefoltert werden sollte, alles eingestehen werde, was man von ihm verlange. Auch Molay bekannte sich, durch die Qualen der Folterbank überwunden und der Besinnung beraubt, der Verläugnung Christi schuldig; als man ihm später sein Geständniß vorlas, gerieth er in Erstaunen und verlangte, vor den Papst geführt zu werden, was jedoch Philipp zu verhindern wußte. Mit ihm erklärten sich mehrere hundert Ordensritter, die nach Paris gebracht zu werden verlangt hatten, bereit, den Orden zu vertheidigen und Beweise für die Grundlosigkeit der gegen denselben erhobenen Anschuldigungen beizubringen. Der Papst ernannte hierauf zur Führung der Untersuchung eine Kommission, die am 7. August 1309 zu Paris unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Narbonne zusammentrat. Vor dieselbe sollten Alle vorgeladen werden, die den Orden vertheidigen wollten; die Vorladung wurde jedoch den gefangenen Tempelherren entweder

gar nicht oder unrichtig mitgetheilt, so daß an dem bestimmten Tage sich Niemand einfand.

Um die Standhaftigkeit der Ordensritter zu erschüttern, ließ der König durch den ihm ganz ergebenen Bischof von Sens ein Provinzialconcil nach Paris zusammenberufen, das über vierundfünfzig Tempelherren, die ihre Aussagen widerrufen hatten, zu Gericht sitzen sollte. Sie wurden als rückfällige Ketzer der weltlichen Gerechtigkeit übergeben und am 12. Mai 1310 auf Philipps Befehl vor dem Thore der Vorstadt St. Antoine dem Feuertode überliefert. Alle bewahrten Kraft und Heldenmuth genug, um selbst auf dem Scheiterhaufen die ihnen als Preis des Bekenntnisses ihrer Schuld angebotene Begnadigung mit der lauten Betheuerung ihrer Unschuld zurückzuweisen. Um das Einschreiten des Papstes zu Gunsten der Ordensritter möglichst zu beschränken, verordnete Philipp, daß nur Diejenigen von den päpstlichen Inquisitoren vernommen werden dürften, die er selbst bezeichnen werde.

Auf dem Concil zu Vienne waren die Ansichten über den Orden und das gegen denselben einzuschlagende Verfahren getheilt. Die Majorität der von dem Papste zur Prüfung der Angelegenheit ernannten Deputation hielt den Beweis der Schuld des ganzen Ordens nicht geliefert, die Unterdrückung desselben nicht gerechtfertigt, die Zulassung der Templer zu dessen Vertheidigung angezeigt. Andere dagegen erklärten die sofortige Aufhebung des Ordens für nothwendig im Interesse der Reinheit des Glaubens und der Moralität und jede weitere Vertheidigung desselben für unnütz und den Frieden gefährdend. Von dem persönlich anwesenden König Philipp zur unverzüglichen Aufhebung des Ordens stürmisch gedrängt, schlug Clemens V., unter Zustimmung des Concils, einen Mittelweg ein: er erklärte am 22. März 1312, daß er den Orden, obgleich derselbe nach den vorliegenden Prozessen nicht als häretisch durch definitives Urtheil kanonisch verdammt werden könne, doch aus vorsorglicher Ueberlegung mittelst apostolischer Verordnung aufhebe. Diese Entscheidung wurde am 3. April in der zweiten öffentlichen Sitzung in Gegenwart des französischen Königs und seiner drei Söhne feierlich bekannt gemacht. In einer zweiten Bulle wurden die Besitzungen der Tempelherren den Johannitern zugesprochen; doch mußten dieselben die in Frankreich belegenen für große Summen dem König abkaufen, der sich außer den liegenden Gütern auch alle Schuldforderungen der Tempelherren, sowie zwei Drittheile ihres beweglichen Vermögens aneignete. Die Aburtheilung der einzelnen Ordensritter wurde den Provinzialconcilien übertragen, mit der Bestimmung, daß den freigesprochenen aus den Gütern des Ordens ein anständiger Jahrgehalt ausgezahlt werden solle. Der Großmeister wurde zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt; als

er jedoch die geforderte feierliche Wiederholung der ihm früher aufgezwungenen Geständnisse beharrlich verweigerte, ließ ihn Philipp am 11. März 1314 als rückfälligen Ketzer verbrennen. Sein Schicksal theilte der Großpräzeptor der Normandie. Die Standhaftigkeit, mit welcher auch sie den Tod erlitten, erregte allgemeine Bewunderung und Theilnahme.

Die gleiche Habsucht, die das Hauptmotiv des Königs bei der Verfolgung des Tempelherrenordens gewesen, trieb ihn auch zu andern Härten und Ungerechtigkeiten. Die Juden wurden aus dem Reiche verjagt und ihre Güter und Ausstände für die königliche Kasse eingezogen, die Münzen mehrfach verschlechtert, und das Volk seufzte unter der Last unerschwinglicher Steuern. Die darüber entstandene Unzufriedenheit wurde lange Zeit durch des Königs despotisches Walten niedergehalten; als er aber im Jahre 1314 zur Bestreitung der Kosten eines neuen Feldzugs gegen die Flanderer, mit welchen er über den Besitz mehrerer Städte in Streit gerathen, eine Steuer von sechs Denaren auf alle gekauften und verkauften Waaren ausschrieb, machte sich die allgemeine Erbitterung gewaltsam Luft. Adelige und Bürger, Geistliche und Weltliche erhoben sich gegen Philipps Tyrannenherrschaft und verlangten einstimmig Abstellung des unerträglich gewordenen Druckes. Philipp sah sich genöthigt, das neue Steuerausschreiben zurückzunehmen und die Rückkehr zu der Regierung seines Großvaters Ludwig IX. zuzusagen. Der Zorn über die ihm abgerungenen Zugeständnisse beschleunigte den Tod des bereits erkrankten Königs: er starb am 29. November 1314 zu Fontainebleau unter dem Fluche seines durch ihn ins Elend gestürzten Volkes.

Von den drei Söhnen Philipps IV. bestieg der älteste, Ludwig X., der Zänker (le hutin, die alte Bezeichnung für mutin) genannt, den Thron. Durch seine Mutter Johanna, die Erbin von Navarra, war er in den Besitz dieses Königreichs gekommen, das bis zum Jahre 1328 mit Frankreich vereinigt blieb, und führte deßhalb den Titel „König von Frankreich und Navarra." Um die im ganzen Reiche herrschende Gährung zu beschwichtigen, erneuerte er nicht nur die Zugeständnisse seines Vaters, sondern opferte auch den Oberaufseher der Finanzen, Enguerrand de Marigny, der als der hauptsächlichste Rathgeber seines Vaters der Gegenstand des allgemeinen Hasses geworden; er wurde vor Gericht gezogen und endete am Galgen. Wie erschöpft der Staatsschatz war, bekundet der Umstand, daß, als der König im Jahre 1315 zu einer zweiten Ehe schritt, und zwar mit Clementia von Ungarn, einer Schwester des Königs Karl Robert, die Vermählung, da die Braut auf ihrer Fahrt zur See durch einen Schiffbruch ihre Aussteuer verloren hatte, ganz in der Stille gefeiert werden mußte.

Die Lage des Königs wurde verschlimmert durch den wieder ausgebrochenen Krieg mit Flandern. Um sich zu demselben die nöthigen Geldmittel zu verschaffen, erließ Ludwig X. eine Ordonnanz, durch welche den leibeigenen Bauern in den Kronländern gestattet wurde, sich durch Aufopferung ihrer Ersparnisse die Freiheit zu erkaufen. Dieses eigenthümliche Auskunftsmittel hatte jedoch nur geringen Erfolg, sei es weil die Leibeigenen keine genügenden Ersparnisse besaßen oder weil sie dem königlichen Worte kein Vertrauen schenkten. Der im Sommer 1315 begonnene Feldzug verlief resultatlos, weil andauernde Regengüsse jedes Fortschreiten des von Ludwig nach Flandern geführten Heeres unmöglich machten. Die für das folgende Jahr beschlossene Erneuerung desselben wurde durch den Tod des Königs verhindert; er starb am 5. Juni 1316 an einem Fieber, das er sich durch einen kalten Trunk nach einem erhitzenden Ballspiel zugezogen. Da sein einziger Sohn Johann nur wenige Tage lebte und das Erbrecht seiner Tochter Johanna unter Berufung auf das salische Gesetz[1]) bestritten wurde, folgte ihm sein Bruder Philipp V. der Lange, der im Jahre 1320 den flandrischen Krieg durch einen Frieden beendigte, in welchem die streitigen Städte bei Frankreich blieben.

Philipp V. suchte die königliche Gewalt durch die Rückkehr zu der Regierungsweise seines Vaters neu zu befestigen. Um den Adel im Zaume zu halten, setzte er in allen Kreisen, neben den Baillis, welche bis dahin dem Gerichts-, Steuer- und Kriegswesen zugleich vorgestanden hatten, besondere Hauptleute ein, die das allgemeine Aufgebot befehligen sollten. Ebenso wurden für die Erhebung der Abgaben neue Beamten unter dem Namen der Receveurs geschaffen. Unter Philipps V. Regierung brach eine blutige Verfolgung der Juden aus, indem man ihren Umtrieben die weitere Verbreitung des aus dem Morgenlande eingeschleppten Aussatzes zuschrieb. Auch Philipp V. starb früh; gleich seinem Bruder erlag er einem Fieber, das ihn im Jahre 1322 im Alter von 28 Jahren hinwegraffte. Da auch er keine männlichen Nachkommen hinterließ, kam der Thron an seinen Bruder Karl IV. den Schönen, der in dem gleichen Geiste zu regieren fortfuhr. Mit ihm starb im Jahre 1328 die gerade Linie der Capetinger aus, die dem Reiche vierzehn Könige gegeben, und der Thron ging über an die Seitenlinie der Valois.

---

1) Nach dem Grundsatze, welchen das von den salischen Franken herrührende, durch Chlodwig und seine Nachkommen mehrfach veränderte salische Gesetzbuch für das Privatrecht aufgestellt, durfte der Landbesitz nicht auf Töchter übergehen. Dieser Grundsatz wurde hier, gegen den bisherigen Gebrauch anderer Länder, auch für die Thronfolge geltend gemacht.

# VI.

# England unter Heinrich III., Eduard I. und Eduard II.

(1216—1327.)

## Heinrich III.

(1216—1272.)

Wir haben oben (Seite 163) gesehen, wie Graf Wilhelm Pembroke dem Sohne Johanns ohne Land, Heinrich III., die Krone rettete und dadurch England vor der Gefahr schützte, eine Provinz Frankreichs zu werden. Wie die Erziehung des jungen Königs, so leitete dieser treffliche Mann, dem nach der am 28. Oktober zu Glocester stattgehabten Krönung Heinrichs der Titel eines Reichsverwesers verliehen worden, auch die Regierung mit Umsicht und redlichem Willen. Die Magna Charta wurde auf einer nach Bristol zusammenberufenen Reichsversammlung bestätigt, nachdem aus derselben dasjenige, was den verstorbenen König persönlich betraf oder die althergebrachten Rechte der Krone zu verletzen schien, unter dem Vorbehalte einer später vorzunehmenden eingehenden Prüfung der betreffenden Punkte ausgeschieden worden. Den Reichsverweser unterstützte in seinen Bemühungen für die Wahrung der Rechte des jungen Königs der päpstliche Legat Gualo, den Honorius III. eigens zu diesem Zwecke nach England gesandt, und dem einmüthigen Zusammenwirken beider Männer gelang es, durch die Herstellung gesetzlicher Zustände die Ruhe im Reiche aufrecht zu halten. Ungünstiger gestalteten sich die Verhältnisse für die Interessen Heinrichs nach dem schon im Jahre 1219 eingetretenen Tode Pembroke's; denn Diejenigen, die an seine Stelle traten, waren ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Zum Unglück für England besaß auch der junge König, der im Jahre 1227 für mündig erklärt wurde, die Eigenschaften nicht, die zur Behauptung seines Ansehens den Baronen gegenüber nöthig gewesen wären. Von Natur gutmüthig, aber ohne Kraft und Beharrlichkeit, unentschlossen, weichlich, launenhaft und unbeständig, wußte er sich weder beliebt noch gefürchtet zu machen. Da er wegen der Magna Charta, in welcher er, gleich seinem Vater, eine ungerechte Beschränkung der königlichen Macht erblickte, den englischen Baronen mißtraute, zog er auf den Rath des Bischofs Peter von Winchester, eines Franzosen aus Poitou, der in den ersten Jahren seiner Regierung alle seine Schritte leitete, eine große Anzahl französischer Edelleute an seinen Hof, die mit Grafschaften und Baronien reichlich ausgestattet wurden und die einflußreichsten Stellen erhiel-

ten. Dies erregte die Eifersucht des einheimischen Adels, der ohnehin die Krone mit Argwohn betrachtete und geneigt war, alle Maßregeln der Regierung übel auszulegen. Immer lauter wurde die Forderung, daß der König den Bischof von Winchester und die übrigen Ausländer aus seinem Rathe entferne; Heinrich gab jedoch erst nach, als ihn der Erzbischof von Canterbury an das Schicksal seines Vaters mahnte und ihm mit kirchlichen Censuren drohte, wenn er sich länger weigere, den Wünschen der Nation gerecht zu werden. (1234.)

Durch die Entfernung der Fremden aus dem königlichen Rathe wurde ein besseres Einvernehmen zwischen Heinrich und den Baronen herbeigeführt; doch war dasselbe nicht von Dauer, denn als zwei Jahre später der König sich mit Eleonore, der Tochter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence und Schwester der Gemahlin Ludwigs des Heiligen, vermählte, traten die Oheime der Königin und andere Provençalen an die Stelle der früheren Günstlinge, und so erwachte der alte Groll des Adels aufs Neue und stieg um so höher, als die Mißerfolge der Feldzüge Heinrichs in Frankreich (s. S. 268 u. 269.) die Volksehre kränkten.

Da die Barone über die Verletzung der Magna Charta Klage zu führen hatten, verlangten sie, als Heinrich im Jahre 1253 zum Behufe neuer Geldforderungen eine Reichsversammlung (Parlament) zusammenberufen, eine wiederholte feierliche Bestätigung derselben, und der bedrängte König mußte nachgeben. Nachdem der Freiheitsbrief in der Westminsterhalle vor den versammelten Prälaten und Baronen bei Fackelschein vorgelesen und von den Bischöfen der Bruch desselben mit dem Banne bedroht worden, gelobte Heinrich feierlich, denselben unverletzt zu halten. Allein der wankelmüthige König vergaß, was er gelobt, und gab bald zu neuen Klagen Anlaß.

Endlich bildete sich gegen Heinrichs Mißregierung eine Verbindung des Adels, an deren Spitze Simon von Montfort, Graf von Leicester, stand. Dieser ebenso talentvolle als kühne und ehrgeizige Mann, ein jüngerer Sohn des aus den Albigenserkriegen bekannten Grafen Simon von Montfort, hatte von seiner Mutter die Grafschaft Leicester ererbt und war in Folge dessen nach England übergesiedelt, wo er sich mit der Schwester des Königs vermählt und bald eine große Volksbeliebtheit erlangt hatte. Bewaffnet und von einem zahlreichen Rittergefolge umgeben, erschienen die Verbündeten im Jahre 1258 vor dem von dem König zu Westminster abgehaltenen großen Rathe und verlangten unverzügliche Abstellung aller Beschwerden des Landes. Heinrich mußte auch diesmal nachgeben, und so wurde die Berufung einer neuen Reichsversammlung vereinbart, die am 11. Juni 1258 zu Oxford zusammentrat. In

dieser Versammlung, die in der englischen Geschichte den Namen des „tollen Parlaments" trägt, wurde ein Ausschuß von vierundzwanzig Baronen und Prälaten gewählt, denen die Verbesserung der Verfassung übertragen wurde. Dieser Ausschuß, von welchem die Verbündeten fast alle Anhänger des Königs fernzuhalten gewußt, entließ sogleich alle mißliebigen Persönlichkeiten aus ihren Aemtern, verbannte alle Ausländer, sogar des Königs Stiefbrüder, die Söhne des Grafen Hugo de la Marche, mit welchem Heinrichs Mutter Isabella sich in zweiter Ehe verbunden, und traf die Bestimmung, daß das Parlament jährlich dreimal zusammentreten, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß von zwölf Baronen die ganze Gewalt desselben ausüben und zugleich eine Art Aufsicht über den König führen solle. So war Heinrichs Macht zu einem Schatten verflüchtigt und eine vollständige Adelsherrschaft eingeführt.

Aber die Barone entzweiten sich bald untereinander und ermuthigten dadurch den König zu einem Versuche, die verlorene Macht wieder zu gewinnen (1262). Er erklärte den Mitgliedern des Ausschusses, daß er, da sie, statt die Staatsreform zu beschleunigen, nur darauf aus seien, sich zu bereichern und ihre Gewalt zu befestigen, sie nicht länger als seine Räthe ansehen könne und die Regierung wieder selbstständig übernehmen werde. Da er das Volk zu seinem Beistande aufrief, rüsteten auch die Barone, und so sah sich das Land von einem förmlichen Bürgerkrieg bedroht. Indessen kamen beide Parteien, deren Kräfte einander ziemlich das Gleichgewicht hielten, überein, ihren Streit dem schiedsrichterlichen Ausspruch des ob seiner Gerechtigkeit auch im Auslande hochverehrten Königs Ludwig IX. von Frankreich zu überlassen. Dieser traf am 23. Januar 1264 auf einer Versammlung seiner Großen zu Amiens seine Entscheidung dahin, daß die Oxforder Verordnungen aufgehoben und die Rechte der Krone hergestellt, aber auch die alten Freiheiten des Volkes aufrecht erhalten und alle Widersacher des Königs straffrei ausgehen sollten. Dieser schiedsrichterliche Ausspruch wurde jedoch auf Leicesters Betrieb von den Baronen verworfen und der Beschluß gefaßt, den Entscheid der Waffen zu suchen.

Bald durchtobte der Bürgerkrieg das ganze Land. Der Norden war fast ausnahmslos für den König, der Süden dagegen für die Barone. Als Heinrich gegen London heranzog, das sich den Baronen angeschlossen, kam es am 14. Mai 1264 bei Lewes in Sussex zu einer Schlacht, in welcher das Heer des Königs geschlagen und Heinrich mit seinem Bruder, dem deutschen König Richard, gefangen genommen wurde. Am andern Morgen kam ein Vergleich zu Stande, in welchem dem König und seinem Bruder gegen die Bestätigung der Oxforder Verordnungen die Freiheit zugesagt wurde, wogegen der Kronprinz Eduard als Geisel an die Barone ausge-

liefert werden sollte. Ruhig folgte derselbe dem Grafen Leicester in das Schloß zu Devonshire; aber weder sein Vater noch sein Oheim erlangten die Freiheit.

Als der thatsächliche Beherrscher von England drückte Leicester, ohne Rücksicht auf den König, den er überall mit sich herumführte, allen von ihm erlassenen Verordnungen das königliche Siegel bei, entwaffnete die Truppen Heinrichs, besetzte dessen Schlösser, zog, um sich für die Durchführung seiner auf den Erwerb der Krone gerichteten Pläne ausreichende Geldmittel zu verschaffen, die Güter von achtzehn Baronen ein und ließ sich von der Geistlichkeit hohe Abgaben zahlen. Um sich den Beistand des niederen Adels und der Städte zu sichern, versammelte er am 20. Januar 1265 ein Parlament zu London und berief zu demselben, außer den Prälaten und Baronen, die bis dahin allein die Reichsversammlung gebildet, aus jeder Grafschaft zwei Ritter und aus den freien Städten, die sich, wie im übrigen Europa, so auch in England durch den Erwerb zahlreicher Rechte und Freiheiten zu immer größerer Selbstständigkeit emporgeschwungen, je zwei oder vier Abgeordnete des Bürgerstandes. So entstand das englische Unterhaus oder das Haus der Gemeinen, deren Betheiligung an den Parlamenten in der Folge das wesentlichste Werkzeug der englischen Freiheit geworden.

Leicester stand auf der Höhe seiner Macht; doch bald folgte für ihn ein jäher Sturz. Der Graf von Glocester, Heinrichs III. jüngerer Bruder, der anfangs auf der Seite der Barone gestanden, verhalf, erbittert über Leicesters Anmaßungen, dem Thronfolger Eduard zur Flucht, und alsbald schaarten sich alle Anhänger des Königs um den ritterlichen Prinzen. In der blutigen Schlacht bei Evesham (4. August 1265), in welcher Leicester nach heldenmüthigem Kampfe den Tod fand, erfochten die Königlichen unter Eduards Führung einen entscheidenden Sieg, der die Herstellung der Macht Heinrichs III. zur Folge hatte. Anfangs ging dieser, nachdem er die Oxforder Verordnungen für erloschen erklärt hatte, in der Bestrafung der Aufständischen mit Strenge vor; als ihn jedoch der Papst daran mahnte, daß Rache eines Christen unwürdig und Milde die festeste Stütze des Thrones sei, stand er von weiterer Verfolgung der Schuldigen ab, bestätigte die Magna Charta in ihrem ganzen Umfange und hielt auch Leicesters Schöpfung, die Zuziehung des Volkes zu den Parlamenten, aufrecht. Prinz Eduard aber verließ das wieder beruhigte Reich, um sich dem zweiten Kreuzzuge Ludwigs IX. anzuschließen. Noch vor seiner Rückkehr aus dem heiligen Lande starb sein Vater, am 16. November 1272, in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre.

# Eduard I.

(1273—1307.)

Eduard I. hatte eben Palästina verlassen, als sein Vater starb, und erhielt die Nachricht von dessen Tode zu Neapel. Einer Einladung des Papstes Gregor X. folgend, der ihn mit dem bescheidenen Titel eines Archidiakons von Lüttich nach Palästina begleitet hatte, von dort aber zurückberufen worden war, um den Stuhl des heiligen Petrus zu besteigen, begab er sich zuerst zu einem kurzen Aufenthalt nach Rom und von da nach Paris, um dem König Philipp III. für die Länder, die er von der französischen Krone zu Lehen trug, den Huldigungseid zu leisten. Da der zerrüttete Zustand von Guyenne seine Gegenwart in dieser Provinz für längere Zeit nöthig machte, verzögerte sich seine Rückkehr in sein Reich bis zum Spätsommer 1274. Nachdem er am 2. August 1273 in England gelandet, empfing er am 29. desselben Monats in Westminster, im Alter von sechsunddreißig Jahren, aus den Händen des Erzbischofs von Canterbury die englische Krone.

Eduards ebenso ehrgeiziger als kriegerischer Sinn strebte nach Eroberungen, hauptsächlich nach der Ausdehnung seiner Herrschaft über die ganze britische Insel. Sein erstes Unternehmen galt der vollständigen Unterwerfung von Wales, dessen Abhängigkeitsverhältniß von England sich unter den unruhigen Regierungen Johanns und Heinrichs III. sehr gelockert hatte. Da Lewellyn, der Fürst der Walliser, welchen Eduard gleich nach seiner Thronbesteigung zur Huldigung nach London berufen, sein Erscheinen unter verschiedenen Vorwänden verzögerte und schließlich dasselbe an unannehmbare Bedingungen knüpfte, wurde er im November 1276 von dem König und dem Parlament seines Lehens verlustig und in die Reichsacht erklärt. Eduard drang mit einem zahlreichen Heere in Wales ein, und es gelang ihm, indem er nur mit großer Vorsicht in den Gebirgsschluchten des Landes vorrückte und einer Schlacht mit den kriegslustigen Wallisern auszuweichen wußte, den geächteten Lewellyn so vollständig einzuschließen, daß derselbe sich ihm, durch Hunger bezwungen, am 12. November 1277 ergeben und als Bürgschaft für die angelobte Treue Geiseln stellen mußte. Fünf Jahre später erhoben sich die Walliser, nachdem der großmüthige Eduard ihnen ihre Geiseln zurückgestellt, noch einmal zur Wiedererkämpfung ihrer verlorenen Freiheit; allein sie unterlagen den Waffen Eduards, und Lewellyn selbst fand im Kampfe den Tod. Sein Bruder David setzte zwar noch eine Zeit lang den Widerstand fort; er fiel jedoch in Eduards Hände und wurde als Hoch-

verräther gehängt, worauf das ganze Land die englische Herrschaft anerkannte.

Eduard theilte Wales in Grafschaften und Hundreds, die er nach englischer Weise verwalten ließ, und blieb über ein Jahr in dem unterworfenen Lande, um selbst die Einführung der Gesetze und Einrichtungen zu überwachen, durch welche das Volk seinem räuberischen Leben entrissen und zu milderen Sitten geführt werden sollte. Während seines Aufenthaltes in Wales wurde ihm am 25. April 1284 zu Caernarvon ein Sohn geboren. Eduard zeigte denselben den versammelten Häuplingen mit den Worten: „Ihr wollt nur einem Walliser gehorchen: hier habt ihr einen König, der in Wales geboren ist.“ Von dieser Zeit an führt der englische Thronfolger den Titel: „Prinz von Wales.“

Zu dem zweiten geplanten Unternehmen, der Unterwerfung Schottlands, bahnten die Verhältnisse selbst Eduard I. den Weg. Der dortige König Alexander III., der mit Eduards Schwester Margaretha vermählt gewesen, starb im Jahre 1286 in Folge eines Sturzes vom Pferde, und mit ihm erlosch die männliche Linie des alten schottischen Herrscherhauses. Da er auf seinem Sterbebette mit Bewilligung der Stände des Landes seine dreijährige Enkelin, das Kind seiner mit König Erich von Norwegen vermählten Tochter Margaretha, zur Thronerbin ernannt hatte, entwarf Eduard den Plan, dieselbe, um die Vereinigung Schottlands mit England herbeizuführen, mit seinem ältesten Sohne Eduard zu vermählen, und die Schotten gaben diesem Plane ihre Zustimmung. Die Einwilligung des Königs von Norwegen war leicht zu erhalten, und der Papst ertheilte die nöthige Dispensation; allein das Mädchen von Norwegen, so wurde die junge Fürstin genannt, starb auf der Reise von Norwegen nach Schottland. Nun erhoben nicht weniger als dreizehn schottische Große, auf Grund näherer oder entfernterer Verwandtschaft mit dem schottischen Königshause, Ansprüche auf den erledigten Thron. Die Nächstberechtigten unter denselben waren Johann Baliol und Robert Bruce, Beide Nachkommen des Grafen von Huntingdon, eines Bruders Wilhelms des Löwen, des Großvaters Alexanders III. Schien Bruce als Enkel Huntingdons von dessen zweiter Tochter Isabella nähere Rechte zu haben als Baliol, Huntingdons Urenkel, so konnte dieser dagegen seine Abstammung von dessen älterer Tochter Margaretha in die Wagschale der Entscheidung legen.

Um einem Bürgerkriege vorzubeugen, riefen die schottischen Stände die schiedsrichterliche Entscheidung Eduards I. an. Dieser erklärte sich zur Uebernahme derselben bereit, doch unter der Bedingung der ausdrücklichen Anerkennung seiner Oberlehensherrschaft. Nachdem die Schotten sich auf einer Reichversammlung zu Norham

im Mai 1291 dieser Bedingung gefügt, übertrug Eduard die Entscheidung der Thronfolgefrage einer von ihm ernannten Kommission von vierundzwanzig Engländern und achtzig Schotten, und diese sprach sich, nach achtzehnmonatlicher Prüfung der Rechte der verschiedenen Thronbewerber, für Baliol aus. Eduard bestätigte diesen Ausspruch und empfing hierauf von Baliol am 20. November 1292 zu Newcastle den Treueid. Zehn Tage später wurde dem neuen König nach altherkömmlicher Weise auf dem berühmten Stein zu Scone die schottische Krone aufgesetzt

Indessen lehnte sich bald der Nationalstolz der Schotten gegen das Abhängigkeitsverhältniß zu England auf, zu dessen Anerkennung sie nur der Drang der Umstände bewogen, und Baliol selbst empfand das Drückende seiner Lehenspflichtigkeit um so schwerer, als wiederholt unzufriedene Unterthanen sich gegen seinen Entscheid auf den obersten Lehensherrn, den König von England, beriefen und er in Folge dessen mehrere Male vor das Oberlehensgericht Eduards gefordert wurde. Eine günstige Gelegenheit, das verhaßte Band zu zerreißen, schien der zwischen Eduard und Philipp IV. von Frankreich ausgebrochene Krieg darzubieten. Ohne Zögern nahm Baliol das ihm von Philipp angetragene Schutz- und Trutzbündniß an und kündigte dem König von England den Lehenseid (siehe S. 321). Rasch brach dieser mit den zum Kriege gegen Frankreich zusammengebrachten Truppen nach Schottland auf und erfocht am 27. April 1297 bei Dunbar über die Schotten einen entscheidenden Sieg. Baliol, dessen Heer fast vollständig vernichtet war, mußte sich selbst und das Reich in die Hände Eduards überliefern, der ihn als Gefangenen nach London bringen ließ, wo ihm im Tower eine fürstliche Wohnung angewiesen wurde. Später gestattete ihm Eduard, sich auf seine Güter in der Normandie zurückzuziehen, wo er im Jahre 1305 starb. Die Verwaltung Schottlands übertrug Eduard dem englischen Grafen Warenne und ließ sich von den schottischen Großen den Eid der Treue leisten. Zum Zeichen, daß die Unabhängigkeit Schottlands völlig vernichtet sei, nahm er beim Weggehen den Krönungsstein von Scone mit nach London, wo derselbe noch jetzt in der Westminsterabtei aufbewahrt wird.

Um die Kosten des doppelten Krieges gegen Frankreich und Schottland bestreiten zu können, für welche die von dem Parlamente bewilligten Summen nicht ausreichten, hatte Eduard zu Erpressungen seine Zuflucht genommen, von denen selbst Kirchen und Klöster nicht verschont geblieben waren, und die sowohl dadurch als durch die eigenmächtige Einführung neuer drückenden Abgaben unter allen Klassen der Bevölkerung hervorgerufene Unzufriedenheit war so groß, daß nicht nur Berathungen darüber angestellt wurden, wie dem Mißbrauch der königlichen Gewalt ein Ziel zu setzen sei, sondern daß auch die Anordnungen Eduards

hin und wieder auf offenen Widerstand stießen. Als der König im Jahre 1297 den Connetable und den Marschall des Reiches, die Grafen von Hereford und Norfolk, mit der Führung zweier Heerhaufen beauftragte, von denen der eine nach Guyenne und der andere nach Flandern abgehen sollte, weigerten sich Beide, den ihnen zugedachten Oberbefehl zu übernehmen, unter dem Vorwande, daß ihr Amt sie nur zum Dienst bei der Person des Königs verpflichte. „Beim ewigen Gott, Herr Graf", rief Eduard im heftigsten Zorn dem Marschall zu, „Ihr werdet gehen oder hängen." — „Beim ewigen Gott, Herr König", erwiderte Norfolk, „ich werde weder gehen noch hängen," und verließ sogleich mit dem Connetable und dreißig Baronen, denen sich 1500 Ritter anschlossen, den königlichen Hof. Eduard, der sich angesichts dieser unzweideutigen Kundgebung eines ungeahnten Widerstandsgeistes über die seiner Regierung drohende Gefahr keiner Täuschung hingeben konnte, erkannte die Nothwendigkeit, in andere Bahnen einzulenken. Er befahl, die Beitreibung der ausgeschriebenen Zwangslieferungen für die nach Guyenne und Flandern abgehenden Truppen einzustellen, und versprach, um die Gemüther vollends zu beruhigen, die Magna Charta nochmals feierlich zu bestätigen, sobald er aus Flandern, wohin er sich eben einzuschiffen im Begriffe stand, zurückgekehrt sein werde. Die Grafen von Hereford und Norfolk zwangen jedoch den Thronfolger, den der König als Regent zurückgelassen, schon während dessen Abwesenheit die zugesagte Bestätigung des Freiheitsbriefes zu vollziehen und in denselben einen wichtigen Zusatz aufzunehmen, durch welchen das Steuerbewilligungsrecht, das nach dem ursprünglichen Wortlaut der Magna Charta nur den Prälaten und Baronen zugestanden, auch auf die Ritter und Bürger des Königreichs, also auf die Gesammtheit der Freien der Nation, ausgedehnt wurde. Eduard bestätigte von Flandern aus, wenn auch mit Widerstreben und erst nach längerem Zögern, die Urkunde dieser neuen Bewilligung.

Unterdessen hatte die in England herrschende Gährung die Schotten zu einem neuen Versuche ermuthigt, ihre Selbstständigkeit wiederzugewinnen. William Wallace, ein Ritter aus einem alten, aber verarmten Geschlechte, der im Zorn einen englischen Beamten erschlagen hatte und darauf in die Wälder entflohen war, rief seine Landsleute zur Befreiung des Vaterlandes auf, und die kühnen Streifzüge, die er an der Spitze einer Anzahl gleichgesinnter Männer gegen die Engländer ausführte, verschafften ihm bald einen so großen Ruf, daß zahlreiche Schaaren zu seinen Fahnen strömten. Das auf Eduards Befehl zur Dämpfung des Aufstandes heranrückende englische Heer wurde am 7. September 1297 bei Stirling vollständig geschlagen. Um seine ganze Macht gegen die Schotten verwenden zu können, schloß Eduard einen Waffenstillstand

mit Philipp IV. (s. S. 323), in welchem der Letztere die Schotten der Rache des Königs von England preisgab, und brach selbst mit einem zahlreichen und wohlgerüsteten Heere nach Schottland auf. Er griff die Schotten am 22. Juli 1298 bei Falkirk an, und die Ueberlegenheit seiner Reiterei verschaffte ihm den Sieg, worauf er, ohne weiteren Widerstand zu finden, bis Perth vordrang. Als ihn jedoch bald darauf die Erschöpfung seines Heeres und eingetretener Mangel zur Rückkehr nach England nöthigten, begannen die Schotten den Kampf aufs Neue.

Im Jahre 1303 bewogen die Fortschritte, welche die Schotten unter der Führung des unermüdlichen Wallace gemacht, den König von England zu einem dritten Feldzuge gegen sie. An der Spitze einer furchtbaren Macht durchzog er das ganze Land bis an das Hochgebirge, ohne auf Widerstand zu stoßen, und nachdem die Großen ihm ihre Huldigung erneuert und Wallace durch Verrath in seine Hände gefallen, glaubte er die Unterwerfung Schottlands vollendet zu haben. Der heldenmüthige Wallace, der die ihm früher angebotene Gnade verschmäht hatte, um den Kampf fürs Vaterland fortzusetzen, wurde in Ketten nach London geführt und im Tower als Hochverräther hingerichtet. Aber seine Thaten lebten, in Sagen und Liedern dichterisch ausgeschmückt, in dem Andenken seines Volkes fort, und noch heute sind den Schotten die Stätten heilig, an denen er geweilt.

Obgleich der siegreiche Eduard in der Behandlung des unterworfenen Landes, über welches er im Einvernehmen mit den schottischen Ständen seinen Neffen Johann von Bretagne zum Reichsverweser einsetzte, die Milde walten ließ, riß der Zorn über den schmachvollen Tod des gefeierten Wallace die Schotten zu einem neuen Aufstande hin, an dessen Spitze der junge Robert Bruce, der Enkel des gleichnamigen früheren Thronbewerbers, trat. Da Baliol inzwischen gestorben war, machte Bruce Ansprüche auf die Krone; doch trat ihm als Mitbewerber um dieselbe Johann Comyn, Baliols Schwestersohn, entgegen. Als Beide zufällig zu Dumfries zusammentrafen, verlangte Bruce eine Unterredung mit Comyn unter vier Augen, die im Chor der Minoritenkirche stattfand. Das Gespräch erhitzte sich bald so sehr, daß Bruce seinem Gegner den Dolch in die Brust stieß. Bruce nahm hierauf den Königstitel an, rief die Schotten unter seine Fahnen und gewann bald einen so zahlreichen Anhang, daß er im Jahre 1306 fast ohne Widerspruch zu Scone gekrönt wurde. Aber das ganze Geschlecht der Comyns, das reichste und mächtigste im Lande, erhob sich wider ihn und rief die Engländer zur Rache auf. Diese schlugen ihn zurück und zwangen ihn zur Flucht in die Grampianberge, von wo er sich nach Irland begab. Noch einmal rückte der heftig erzürnte

Eduard mit gewaltiger Heeresmacht heran, um über die Aufständischen ein schreckenerregendes Strafgericht ergehen zu lassen; aber er gelangte nur bis zur Grenze des Landes: in der Nähe von Carlisle ereilte ihn der Tod am 7. Juli 1307, im neunundsechzigsten Jahre seines Alters.

Obgleich Eduards I. ganze Regierung durch Kriege ausgefüllt war, verlor er doch darüber die inneren Angelegenheiten des Landes nicht aus den Augen und führte insbesondere in die Gerechtigkeitspflege, die unter seinem Vater sehr im Argen gelegen, verschiedene wesentliche Verbesserungen ein, die allerdings immer durch die Initiative des Parlaments ins Leben gerufen und durch die Bewilligung ansehnlicher Geldforderungen erkauft wurden, dem Könige aber nichtsdestoweniger den Namen des „englischen Justinian" verschafft haben.

Unter den von Eduard I. getroffenen Maßregeln ist auch die Vertreibung der Juden aus England zu erwähnen, die unter Wilhelm dem Eroberer in das Land gekommen waren und trotz aller über sie von Zeit zu Zeit verhängten Bedrückungen und Verfolgungen nicht nur an Zahl sehr gewachsen waren — besonders in London, wo sie ein eigenes Viertel, die sogenannte J u d e n s t a d t, bewohnten — sondern auch große Reichthümer zusammengescharrt hatten. Da ihnen Eduard schon im ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung verboten hatte, Lehengüter zu besitzen und Geld auf Zinsen auszuleihen, hatten sich viele Juden auf ein betrügerisches Erwerbsmittel, nämlich auf das Beschneiden der Münzen, verlegt, ein Verbrechen, das schwer zu entdecken war, da das Gesetz damals noch das Zerschneiden der Silberpennies in Halfpennies und Farthings gestattete. Im Jahre 1279 wurden alle dieses Verbrechens verdächtigen Juden an einem und demselben Tage verhaftet und 280 derselben, nach einem durch eine besondere Kommission geführten Prozeß, als schuldig befunden, gehängt und ihre Häuser sammt dem übrigen Vermögen zum Besten der Krone eingezogen. Im Jahre 1287 ließ Eduard alle Juden, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gefangen nehmen und behielt sie so lange in Haft, bis sie sich durch ein Geschenk von zwölftausend Pfund loskauften. Drei Jahre später, 1290, wurde ihnen befohlen, bei Todesstrafe binnen zwei Monaten das Königreich auf ewige Zeiten zu verlassen. Sie erhielten ein angemessenes Reisegeld, wogegen ihre Häuser, Grundstücke, Schätze und Schuldforderungen für die Krone konfiscirt wurden. Die Zahl der Ausgewiesenen belief sich auf 16,511. — Erst unter Karl II. durften die Juden wieder nach England kommen.

# Eduard II.

(1307–1327).

Eduard I. hatte auf seinem Sterbebette Befehl gegeben, den Kampf gegen die Schotten mit aller Macht fortzusetzen und, den Aufständischen zum Schrecken, seine Gebeine vor dem Heere hertragen zu lassen; aber sein Sohn und Nachfolger Eduard II. kehrte, obgleich er dem sterbenden Vater feierlich gelobt, diesem Befehle nachzukommen, nach London zurück, nachdem er kaum die schottische Grenze überschritten, und gab dadurch dem aus Irland zurückgekehrten Bruce Gelegenheit, sich im Besitze der schottischen Krone zu behaupten und seinem Volke die Erhaltung seiner Selbstständigkeit noch für Jahrhunderte zu erkämpfen.

Eduard II. war achtundzwanzig Jahre alt, als er am 29. Februar 1308 zu London die Krone Englands empfing. Er war ein schöner Mann von kräftigem Körperbau; aber von seines Vaters großer Persönlichkeit war wenig auf ihn übergegangen. Unkriegerischen Sinnes und ohne jedwede Selbstständigkeit, war er ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Günstlinge und liebte die Herrschaft nur um des Genusses willen, den sie ihm verschaffen konnte. Kein Wunder, daß unter einem solchen König das Reich aufs Neue den unheilvollsten Verwirrungen anheimfiel und Eduard II. sich nur mit Mühe auf dem Throne behaupten konnte.

Die erste Veranlassung zu den Wirren, die Eduards II. ganze Regierung ausfüllen sollten, gab der Einfluß, den der König seinem Günstling Gaveston, einem Edelmanne aus Guyenne, einräumte, der mit ihm aufgewachsen war. Eduard I. hatte denselben, als den Verführer seines Sohnes, kurz vor seinem Tode aus dem Reiche verbannt und diesem auf seinem Sterbebette das feierliche Versprechen abgenommen, ihn nicht zurückzurufen; nichtsdestoweniger ließ ihn Eduard II. gleich nach seiner Thronbesteigung wieder an seinen Hof kommen, ernannte ihn zum Grafen von Cornwallis und überhäufte ihn mit Beweisen seiner Gunst und seines Vertrauens; ja er übertrug ihm sogar, als er sich im Januar 1308 zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps IV., nach Frankreich begab, für die Dauer seiner Abwesenheit die Reichsverwaltung. Dies steigerte die Erbitterung der englischen Barone über den übermüthigen Emporkömmling, der die königlichen Schätze plünderte und durch maßlose Prachtentfaltung die von ihm mit Geringschätzung behandelten Großen des Landes zu verdunkeln suchte, zum äußersten Haß. Nach Eduards Rückkehr forderten sie seine Entfernung vom königlichen Hofe in so entschiedener und dringender Weise, daß der eingeschüchterte König nachgab; doch ernannte er Gaveston zum

Statthalter von Irland und rief ihn zurück, sobald es ihm gelungen, wieder einige Barone auf seine Seite zu ziehen.

Da der wieder in den vollen Besitz seines Einflusses gelangte Günstling die Barone mit noch größerem Uebermuthe behandelte, als vorher, traten diese aufs Neue zusammen und erzwangen zum andern Male seine Verbannung, welcher von Seiten des Parlaments die Drohung beigefügt wurde, daß er, wenn er sich wieder in England treffen lasse, als ein Feind des Königs und des Volkes betrachtet werden solle. Damit noch nicht zufrieden, nöthigte das Parlament im Jahre 1311 den König zu einer Reihe von Zugeständnissen, durch welche der königlichen Gewalt die engsten Grenzen gezogen wurden. Außer der Steuererhebung sollte hinfort auch die Verleihung aller wichtigen Aemter der Zustimmung des Parlaments bedürfen, keine Verschenkung von Ländereien ohne die Einwilligung der Barone Giltigkeit haben und dem König das Recht nicht mehr zustehen, ohne Wissen und Willen des Parlamentes das Heer zusammenzuberufen oder einen Krieg zu beginnen.

Im Drange der Noth hatte Eduard nachgegeben; sobald jedoch das Parlament aufgelöst war, begab er sich nach dem Norden, rief den kaum entlassenen Gaveston wieder zu sich und setzte ihn in alle seine Güter und Würden wieder ein. Die Barone griffen hierauf zu den Waffen und zogen unter der Führung des Grafen Thomas von Lancaster, eines Enkels Heinrichs III., gegen York, wo der König mit seinem Günstling weilte. Gaveston flüchtete nach dem befestigten Scarborough, wo er von den Verbündeten belagert wurde. Nach kurzem Widerstand zur Ergebung gezwungen, wurde er der Obhut des Grafen Pembroke übergeben, bald darauf jedoch von dem Grafen von Lancaster und den übrigen Häuptern der Verbindung, kraft des wider ihn erlassenen Parlamentsbeschlusses, des Todes schuldig erklärt und auf ihren Befehl enthauptet.

Aufs Tiefste betrübt über den Tod seines Lieblings und zugleich aufs Aeußerste erbittert über die der Krone zugefügte Demüthigung, griff Eduard zu den Waffen; doch entschloß er sich, im Hinblick auf die überlegenen Streitkräfte seiner Gegner, die Rache auf gelegenere Zeit zu verschieben. In dem durch den päpstlichen Legaten vermittelten Frieden wurden die Barone von aller Verantwortung für den Tod Gavestons freigesprochen, wogegen sie in die Zurücknahme aller derjenigen Verordnungen willigen mußten, welche die Rechte der Krone allzusehr beeinträchtigten.

Während dieser Wirren in England hatte Bruce die Engländer fast gänzlich aus Schottland vertrieben; von allen befestigten Plätzen besaßen sie nur noch Berwick und Stirling, und schon war das letzterer dem Falle nahe. Um diese wichtigste aller schottischen Festungen zu retten, brach Eduard im Jahre 1314 mit

einem Heere, dessen Stärke von den schottischen Geschichtschreibern, wohl nicht ganz der Wahrheit getreu, auf 100,000 Mann angegeben wird, nach Schottland auf; er erlitt jedoch am 24. Juni 1314 bei Bannockburn, in der Nähe von Stirling, gegen Bruce, dessen Heer nur 30,000 Mann zählte, eine so entscheidende Niederlage, daß er selbst nur mit Mühe den ihm nachsetzenden Feinden entkam. Der von den Schotten errungene Sieg sicherte die Unabhängigkeit ihres Landes. Auf einer allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit und des Adels wurde Bruce noch einmal als König anerkannt, und obgleich die Engländer noch mehrere Einfälle in Schottland machten, behauptete er nicht nur bis an seinen Tod (1329) den durch seine siegreichen Waffen erworbenen Thron, sondern fügte auch den Engländern durch wiederholte verheerende Streifzüge in ihre nördlichen Provinzen schwere Verluste zu.

Der glückliche Ausgang des schottischen Befreiungskampfes entmuthigte auch die hart bedrängten Irländer zu einem Aufstande, in welchem sie von den Schotten unterstützt wurden. Derselbe wurde jedoch in Folge eines von den Engländern am 5. Oktober 1318 bei Dundalk über sie erfochtenen Sieges unterdrückt, worauf der König den Iren, um ferneren Aufständen vorzubeugen, eine Erleichterung ihrer Lage durch die Beschränkung der Befugnisse der königlichen Beamten in Aussicht stellte.

Unterdessen hatte die Schwäche, mit welcher sich Eduard dem Einfluß eines neuen Günstlings, Hugo Spenser, hingab, den der Graf von Lancaster selbst ihm als Kämmerer aufgedrungen, ein abermaliges Zerwürfniß zwischen ihm und den Großen des Landes herbeigeführt. Mit den Waffen in der Hand verlangten die verbündeten Barone von dem König, daß er Spenser und dessen Vater, einen hochbejahrten Edelmann, der im Rathe des Königs nicht ohne Einfluß geblieben, dessen einziges Verbrechen jedoch in seiner nahen Verwandtschaft mit dem Günstling bestand, sofort aus dem Reiche verbanne, widrigenfalls sie ihm selbst den Gehorsam aufkündigen und aus eigener Macht sich an dem übermüthigen und eigennützigen Günstling und dessen Vater Recht verschaffen würden. Dann rückten sie unter Lancasters Führung gegen London vor und übergaben dem Parlamente eine Anklage gegen die beiden Spenser, in welcher dieselben beschuldigt waren, das königliche Ansehen an sich gerissen, den König den großen Lords abwendig gemacht, des Gesetzes unkundige Richter ernannt und von Allen, die Etwas bei der Krone gesucht, Taxen gefordert zu haben. Eingeschüchtert durch die von den Verbündeten entfaltete Waffenmacht, erklärte das Parlament die Anklage für begründet und gab der von den Baronen beantragten Strafe der immerwährenden Verbannung der beiden Spenser seine Zustimmung. Zugleich wurde den verbündeten Baronen, auf ihr Ver-

langen, ein Generalpardon für alle in ihrem Vorgehen gegen die Spenser von ihnen begangenen Gesetzwidrigkeiten ausgefertigt (1321).

Aber noch ehe zwei Monate verflossen waren, fand Eduard Gelegenheit, sich an seinen Feinden zu rächen. Als die Königin Isabella auf einer Reise nach Canterbury in dem königlichen Schlosse Ledes übernachten wollte, verweigerte ihr Lord Badlesmere, dem die Obhut desselben anvertraut war, im Einvernehmen mit den Baronen den Einlaß, und in dem dadurch entstandenen Streite wurden mehrere Diener der Königin getödtet. Das Volk von London ergriff sogleich Partei für die schwer gekränkte Herrscherin und zog unter der Führung des Königs in so zahlreichen Schaaren zur Erstürmung des Schlosses aus, daß selbst die zur Hilfe heranrückenden Barone dessen Einnahme nicht verhindern konnten. Dieser Erfolg hob das gesunkene Ansehen des Königs aufs Neue, und als Lancaster mit einem im Norden Englands gesammelten Heere zu seiner Bekämpfung heranrückte, konnte ihm Eduard mit so bedeutenden Streitkräften entgegenziehen, daß er zurückgeschlagen wurde. Er selbst fiel in die Hände des Königs und starb als Hochverräther auf dem Blutgerüste. Das gleiche Loos traf sechzehn seiner vornehmsten Genossen, während Andere in strenger Haft zurückbehalten und ihre Güter den Anhängern Eduards, besonders den beiden Spenser, zuerkannt wurden.

Ungewarnt durch das Schicksal Gavestons, sann Hugo Spenser nur darauf, an seinen Gegnern Rache zu nehmen, und rief dabei durch die Willkür, mit welcher er sich der wiedergewonnenen Gewalt bediente, einen neuen, durch den unglücklichen Verlauf des fortgesetzten Kampfes mit Schottland verstärkten Widerstand hervor. Zu den Gegnern des Königs gesellte sich bald seine eigene Gemahlin, die sich aus Haß gegen die Spenser insgeheim der Lancasterischen Partei genähert hatte. Als sie sich im Jahre 1325 nach Frankreich begeben hatte, um einen zwischen ihrem Gemahle und ihrem Bruder, dem König Karl IV., über Guyenne ausgebrochenen Streit zu schlichten, ließ sie ihren Sohn, den dreizehnjährigen Eduard, nachkommen, angeblich damit derselbe der mit ihrem Bruder getroffenen Vereinbarung gemäß die Huldigung für Guyenne leiste, kehrte aber nach der Erledigung der streitigen Angelegenheit, trotz Eduards wiederholter Aufforderung, nicht nach England zurück, unter dem Vorwande, daß sie dort vor den Spenser ihres Lebens nicht sicher sei. Als hierauf der Papst, dessen Vermittlung Eduard angerufen, den König Karl unter Androhung der Exkommunikation aufforderte, seine Schwester ihrem Gemahle zurückzuschicken, begab sie sich mit ihrem Sohne nach den Niederlanden und vermählte dort den jungen Prinzen, ohne Wissen und Willen ihres Gemahls, mit Philippa, der Tochter des Grafen Wilhelm von Hennegau, worauf dieser ihr seine

Streitkräfte zur Verfügung stellte. Mit einigen tausend Mann, deren Führung sie ihrem Buhlen Roger Mortimer, einem aus dem Tower entflohenen eifrigen Anhänger der Lancastrischen Partei, übertrug, der sich in Paris bei ihr eingefunden hatte und von ihr zum obersten Beamten ihres Hofhaltes ernannt worden war, schiffte sie sich nach England ein und landete am 2. September 1326 an der Küste von Suffolk. In einer an die Nation gerichteten Proklamation erklärte sie, daß sie gekommen, um das Land von der Tyrannei der Spenser zu befreien, und forderte alle getreuen Unterthanen auf, sie hierin zu unterstützen. Nachdem die Barone unter der Führung Heinrichs von Lancaster, des Bruders des hingerichteten Grafen Thomas, mit ihren Streitkräften zu ihr gestoßen, wurde bald ihr Anhang so groß, daß der König mit Hugo Spenser in die Gebirge von Wales entfloh. Des Letzteren Vater suchte sich in Bristol zu vertheidigen; er sah sich jedoch durch die feindselige Stimmung der Bürgerschaft zur Uebergabe der Stadt gezwungen, worauf der neunzigjährige Greis als Hochverräther zum Tode verurtheilt und unter grausamen Martern hingerichtet wurde (26. Okt. 1326). Das gleiche Schicksal traf seinen Sohn, nachdem derselbe mit dem König in Wales ergriffen worden. Eduard selbst wurde als Gefangener nach Kenilworth gebracht.

Ein von den Verschworenen zusammenberufenes Parlament erklärte Eduard II. wegen erwiesener Unfähigkeit zur Führung der Regierung für abgesetzt und erhob den Prinzen von Wales als Eduard III. auf den Thron. Der entthronte König, der vergebens um eine Unterredung mit der Königin bat, blieb unter der Aufsicht Heinrichs von Lancaster; da seine Gegner jedoch von diesem eine zu milde Behandlung des Gefangenen fürchteten, übergaben sie den unglücklichen König zweien andern Hütern, Johann von Maltravers und Thomas Berkley, die ihn, damit sein Aufenthalt unter dem Volke nicht bekannt und jeder Bewegung zu seinen Gunsten vorgebeugt werde, von einem Ort zum andern schleppten und dabei durch Mißhandlungen aller Art seinen Tod herbeizuführen suchten. Da dies nicht rasch genug gelang, gab Mortimer zweien Hausbeamten Berkley's Befehl, den Gefangenen zu ermorden. Um jede Spur eines gewaltsamen Todes zu verbergen, verbrannten die Mörder dem Unglücklichen die Gedärme mit einem glühenden Eisen (21. Sept. 1327); aber die verzerrten, den furchtbarsten Schmerz bekundenden Gesichtszüge des Todten brachten die begangene Schandthat an den Tag.

Eine Zeitlang genossen Mortimer und die Königin die Früchte ihrer Verbrechen, indem der aus Männern ihrer Partei zusammengesetzte Reichsrath, der statt des vierzehnjährigen Eduards III. die Regierung führte, sich ganz von ihnen leiten ließ. Als ein mit den

Schotten geschlossener Vertrag, durch welchen Robert Bruce als selbstständiger König anerkannt wurde, den allgemeinen Haß gegen Mortimer aufs Aeußerste gesteigert, ließ derselbe, um die Großen einzuschüchtern, den Grafen von Kent, einen Bruder Eduards II., unter einem nichtigen Vorwande enthaupten (1330) und umgab den jungen König mit Spähern. Der nunmehr achtzehnjährige Eduard III., der seine Kraft zu fühlen begann, beschloß jedoch, der Willkür und Tyrannei des Königmörders ein Ende zu machen. Er gewann den Befehlshaber des Schlosses zu Nottingham, wo Mortimer und die Königin sich eben aufhielten, so daß er mit einer Anzahl Bewaffneter zu nächtlicher Weile in dasselbe eindringen konnte. Mortimer wurde ergriffen und trotz der Bitten und Thränen der Königin gewaltsam fortgeführt, worauf ihn das Parlament zum Tode verurtheilte und die Hinrichtung sofort vollziehen ließ (1331). Der Königin selbst wies Eduard das Schloß Resings zum Wohnsitze an, wo sie bis an ihr Lebensende (1358) ihre Tage in vollständiger Abgeschiedenheit verbrachte.

Mit Eduards III. selbstständiger Regierung beginnt ein neuer, durch glänzende äußere Siege wie durch einen erneuten inneren Aufschwung wichtiger Abschnitt der Geschichte Englands.

## VII.

## Kaiser Heinrich VII.

(1308–1313.)

Der plötzliche Tod Albrechts I. drohte Deutschland in neue Wirren zu stürzen; denn über die Thronfolge war Nichts bestimmt, und bei der Eifersucht der Fürsten auf die emporsteigende Macht des habsburgischen Hauses war für Albrechts Sohn Friedrich wenig von dem guten Willen der Kurfürsten zu erwarten. Auch schien derselbe von der Aussichtslosigkeit seiner Thronansprüche überzeugt, da er für die Geltendmachung derselben keinerlei Schritte that. Dagegen fehlte es nicht an andern Thronbewerbern. Der eifrigste derselben war Philipp der Schöne, der die deutsche Krone für seinen Bruder Karl von Valois zu erlangen wünschte, um das Kaiserthum an Frankreich zu bringen, und die große Abhängigkeit, in welche Papst Clemens V. zu dem französischen Hofe gerathen war, schien ihm dessen gebieterisch verlangte Mitwirkung zur Erreichung des angestrebten Zieles zu sichern. Clemens V. fühlte jedoch wohl, welche nachtheiligen Folgen eine solche Erhöhung der französischen Macht für den päpstlichen Stuhl haben müsse;

daher fügte er sich nur scheinbar dem Verlangen des Königs, während er insgeheim seinen Einfluß auf die geistlichen Kurfürsten zur Herbeiführung einer anderen Wahl verwandte. Diese veranstalteten, um eine Einigung über die zu treffende Wahl zu erzielen, eine Zusammenkunft sämmtlicher Kurfürsten auf dem Königstuhl zu Rense, unweit Koblenz — einem von uralten Nußbäumen umgebenen und von neun Säulen getragenen steinernen Altan, wo die rheinischen Kurfürsten sich zu Berathungen über wichtige Reichsangelegenheiten zu versammeln pflegten, „weil von dieser Stelle aus ein gellendes Hüfthorn in den vier Landen gehört werden konnte.“ Schon vorher hatte der Erzbischof Balduin von Trier den Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter, für seinen Bruder, den Grafen Heinrich III. von Luxemburg oder Lützelburg, gewonnen, dem er die Krone zu verschaffen wünschte, und auch der Erzbischof von Köln hatte die Unterstützung dieser Wahl zugesagt. Dagegen hatte von den weltlichen Kurfürsten jeder einen andern Thronkandidaten im Auge, und da sie sich nicht einigen konnten, wurde schon bei den Vorberathungen zu Rense durch das feste Zusammenhalten der drei geistlichen Kurfürsten eine Entscheidung zu Gunsten Heinrichs herbeigeführt. Nachdem derselbe am 27. November 1308 zu Frankfurt einstimmig zum König gewählt worden, empfing er am 6. Januar 1309 zu Aachen mit seiner Gemahlin aus den Händen des Erzbischofs Heinrich von Köln die deutsche Königskrone.

Heinrich VII., geboren zu Valenciennes am 12. Juli 1262, war am französischen Hofe erzogen und von Philipp IV. zum Ritter geschlagen worden; aber er war unberührt geblieben von dessen frivolem Geiste. Aufrichtige Frömmigkeit, Gerechtigkeitsliebe und ritterlicher Sinn zeichneten ihn aus; dabei war er waffengeübt und einer der ersten Turnierhelden seiner Zeit. Auf das Volk machte sein einnehmendes Aeußere, seine edle Männlichkeit und die Pracht seines Auftretens einen günstigen Eindruck, der noch erhöht wurde durch sein Bestreben, gleich Rudolf von Habsburg durch strenges Vorgehen gegen die Raubritter die Sicherheit des Verkehrs zu erhöhen. Dem Adel dagegen gefiel es, daß der neue König dem Stolz des Bürgerthums entgegentrat, wie er dies der Stadt Straßburg gegenüber that, deren Boten, weil sie sich als die Abgeordneten „der Herren der Stadt Straßburg“ gemeldet, von ihm nicht vorgelassen wurden und erst Zutritt erhielten, als sie, auf ihren Verstoß aufmerksam gemacht, ihm sagen ließen, sie seien gekommen, um für die „treuen Bürger von Straßburg“ die Bestätigung ihrer Freiheiten zu erbitten.

Seinen ersten Reichstag hielt Heinrich VII. im August und September 1309 zu Speier. Auf demselben wurde über den Grafen Eberhard von Württemberg, der, wegen wiederholter Verletzung

des Landfriedens zur Verantwortung vorgeladen, zwar erschienen war, aber den wider ihn erhobenen Klagen starren Trotz entgegengestellt und die Stadt wieder verlassen hatte, ohne sich von dem Könige zu verabschieden, die Acht ausgesprochen und die Vollstreckung derselben seinen durch ihn schwer geschädigten Nachbarn übertragen.

Das wichtigste Ergebniß des Speierer Reichstags war die Herstellung eines freundschaftlichen Verhältnisses zwischen dem König und den österreichischen Fürsten Friedrich und Leopold. Heinrich VII. hatte denselben die Bestätigung ihrer Lehen zugesagt; er verzögerte jedoch, wahrscheinlich durch den Einfluß des dem habsburgischen Hause feindlich gesinnten Erzbischofs von Mainz umgestimmt, die Erfüllung dieser Zusage und bekundete auch dadurch eine feindselige Gesinnung gegen die Habsburger, daß er den schweizerischen Waldstädten ihre Reichsunmittelbarkeit bestätigte. Außer den Besorgnissen, welche die habsburgische Macht ihm einflößte, mochte ihn zu einem veränderten Benehmen gegen die österreichischen Fürsten auch die Aussicht bestimmt haben, Böhmen an sein Haus zu bringen.

Heinrich von Kärnthen hatte sich nämlich, theils durch Willkür, theils durch Schwäche, die Herzen der Böhmen entfremdet, und alle Stände waren einig in dem Wunsche, die Regierung in andere Hände übergehen zu sehen. Während die Einen ihre Blicke auf Friedrich von Oesterreich richteten, dachten Andere an den neuen König Heinrich VII. Der Stern ihrer Hoffnungen war die Prinzessin Elisabeth, eine jüngere Tochter Wenzels II. und die entschiedenste Gegnerin ihres Schwagers Heinrich. Als dieser sie, um sie unschädlich zu machen, zu einer unstandesmäßigen Vermählung mit einem seiner Anhänger zwingen wollte, sandte sie Boten an Heinrich VII., um seinen Schutz für sich selbst und das böhmische Land anzuflehen. Dieser erklärte ihren Abgesandten, daß Heinrich von Kärnthen, da er sich nicht um die Belehnung bekümmert habe, nicht als rechtmäßiger König zu betrachten sei und die Wiederbesetzung des erledigten böhmischen Thrones ihm allein zustehe — eine Entscheidung, welche die unzufriedenen Böhmen mit neuen Hoffnungen erfüllte und die Macht und das Ansehen Heinrichs von Kärnthen noch mehr untergrub. Da aber Friedrich von Oesterreich zu Gunsten des Böhmenkönigs, seines Oheims, seinen eigenen Ansprüchen auf Böhmen entsagt hatte, stand zu erwarten, daß er ihm zur Behauptung der böhmischen Krone Beistand leisten werde. In Speier kam es indessen zwischen Heinrich VII. und den österreichischen Fürsten zu einer Verständigung. Die Letzteren versprachen dem König, nicht nur der Besitzergreifung Böhmens durch ihn nicht entgegen sein zu wollen, sondern ihn sogar in derselben zu unterstützen, und empfingen

hierauf am 17. September die Belehnung mit den österreichischen Landen.

Am folgenden Tage sprach Heinrich VII. über die Mörder seines Vorgängers die Acht aus: ihre Lehen sollten ledig, ihre Weiber Wittwen, ihre Kinder Waisen, sie selbst ihren Freunden verboten und ihren Feinden erlaubt sein. Die Leiche Albrechts hatte er gleich nach Eröffnung des Reichstages mit der des Königs Adolf feierlich in der Kaisergruft beisetzen lassen.

Heinrichs zweiter großer Reichstag fand im Juli 1310 zu Frankfurt statt. Auf demselben wurde die Angelegenheit Böhmens zur Entscheidung gebracht. Nachdem das Fürstengericht den Herzog Heinrich von Kärnthen seiner Rechte auf den böhmischen Thron verlustig erklärt hatte, verlobte Heinrich, auf den Wunsch der böhmischen Stände, welche eine Gesandtschaft nach Frankfurt abgeschickt, seinen vierzehnjährigen Sohn Johann mit der zweiundzwanzigjährigen Prinzessin Elisabeth und belehnte denselben mit dem Königreich Böhmen, worauf am 1. September die Vermählung Beider stattfand. Die Besitzergreifung Böhmens erfolgte ohne große Schwierigkeiten. Nachdem die Hauptstadt am 3. Dezember 1310 dem unter Begleitung des Erzbischofs von Mainz mit einem Heere erschienenen jungen König durch Verrath in die Hände gefallen, gab Heinrich von Kärnthen seine Sache für verloren und zog sich in sein Stammland zurück, wo er den Titel eines Königs von Böhmen fortführte, ohne jedoch weitere Schritte zur Wiedergewinnung des böhmischen Thrones zu thun.

Gleich nach seiner Wahl hatte Heinrich VII. durch eine nach Avignon abgeordnete Gesandtschaft den Papst um die Kaiserkrone bitten lassen, und Clemens V. hatte ihm dieselbe zugesagt, nachdem die deutschen Gesandten ihm im Namen des Königs den üblichen Eid der Treue und des Schutzes für die Person des Papstes und die Besitzungen der römischen Kirche geleistet. Demgemäß war schon auf dem Reichstage zu Speier eine Romfahrt beschlossen und der Aufbruch nach Italien für den Herbst des kommenden Jahres festgesetzt worden. Dorthin zog den König ein heftiges Verlangen; denn der Gedanke, in diesem Lande die kaiserliche Gewalt im Sinne der Hohenstaufen herzustellen, hatte für seinen von Weltherrschaftsplänen erfüllten Geist einen höheren Reiz, als die Erfüllung seiner Regentenpflichten in Deutschland. Trotz der Bedenken, die von den deutschen Fürsten gegen seine hochfliegenden Entwürfe erhoben wurden, trat Heinrich, nachdem er seinen Sohn Johann zum Reichsvikar ernannt, am 23. September 1310 von Lausanne, dem allgemeinen Sammelplatze, aus, wo er persönlich vor Abgeordneten des Papstes den von seinen Gesandten bereits geleisteten Eid erneuert hatte, nur von einer kleinen Zahl deutscher Fürsten be-

gleitet, seinen Zug über die Alpen an und traf am 24. Oktober in Susa ein.

Die Verhältnisse Italiens schienen Heinrichs Pläne zu begünstigen; denn die Parteien hatten in ihrem unausgesetzten blutigen Ringen ihre eigenen Kräfte mehr und mehr aufgerieben. Nicht allein die Ghibellinen und die Guelfen standen einander in unversöhnlicher Feindschaft gegenüber: auch die verschiedenen Städte, namentlich Oberitaliens und Tusciens, und in vielen derselben einzelne hervorragende Familien kämpften mit einander um den Vorrang oder um die Erweiterung ihrer Macht und Herrschaft, und fast überall war die Freiheit, für welche insbesondere die Lombarden so beharrlich gegen die Deutschen gestritten, untergegangen unter der drückendsten Tyrannenherrschaft. Diesen von den Italienern selbst schwer empfundenen Zuständen gedachte Heinrich dadurch ein Ende zu machen, daß er, ohne sich an die eine oder die andere der beiden Hauptparteien anzuschließen, durch die Macht seines kaiserlichen Ansehens Versöhnung und Friede stifte. Aber es gelang ihm nicht, sich über den Parteien zu behaupten, und wider seinen Willen in ihre Kämpfe hineingerissen, wurde er bald der Führer der Ghibellinen, die seine Ankunft am meisten herbeigesehnt.

Anfangs stieß Heinrich in der Lombardei auf keinen nennenswerthen Widerstand, und es gewann den Anschein, als solle hier in der That das Kaiserthum in seinem alten Glanze neu erstehen. Die Städte öffneten dem König bereitwillig ihre Thore und leisteten ohne Widerspruch die geforderte Huldigung. Selbst in Mailand, das noch immer unter den lombardischen Städten den Vorrang behauptete, wagte der guelfische Guido de la Torre, der kurz vorher seinem ghibellinischen Gegner Matteo Visconti die Herrschaft über die Stadt abgerungen, nicht, dem König feindlich entgegenzutreten, und so konnte derselbe am 6. Januar 1311 aus den Händen des Erzbischofs von Mailand die lombardische Krone empfangen. Wie in den übrigen Städten, so wurden auch hier die Verbannten zurückgerufen, zugleich aber auch die städtischen Gewalthaber von ihren Stellen entfernt und durch Reichsstatthalter ersetzt.

Bald jedoch erlitt Heinrichs Sache einen bedenklichen Umschwung. Die Geldforderungen, welche er zur Unterhaltung seines Heeres an die lombardischen Städte stellte, riefen Unruhen hervor, die von den deutschen Truppen nur unter Strömen von Blut gedämpft werden konnten. In Mailand hatte der ausgebrochene Aufstand die Vertreibung Guido's de la Torre zur Folge, an dessen Stelle wieder der von Heinrich zum Reichsvikar ernannte Matteo Visconti trat. Von den übrigen Städten, die sich, dem Vorgange Mailands folgend, gegen Heinrich aufgelehnt, leistete besonders Brescia hartnäckigen Widerstand. Erst nachdem die Stadt mehrere

Monate lang vergebens von Heinrich belagert worden, kam durch die Vermittlung der Kardinäle, die Clemens V. zur Vollziehung der Kaiserkrönung nach Italien gesandt, ein Friede zu Stande, in welchem die Brescianer gegen die Bestätigung ihrer Freiheiten dem König Unterwerfung zusagten.

Nachdem Heinrich VII. im Oktober 1311 zu Pavia einen Reichstag gehalten, wollte er nach Pisa aufbrechen; die Florentiner die als eifrige Guelfen zu seinen erbittertsten Gegnern zählten, verlegten ihm jedoch den Weg; er mußte daher den Seeweg wählen, zu welchem Ende er sich nach Genua begab. Hier schiffte er sich am 10. Februar ein und hielt am 16. März seinen Einzug in Pisa, dessen ghibellinisch gesinnte Bevölkerung ihn mit Jubel empfing. Nachdem ihm hier aus Deutschland und von den Ghibellinen Toskana's Verstärkungen zugeführt worden, brach er zum Empfang der Kaiserkrone nach Rom auf. Diese Stadt war zwischen den ghibellinisch gesinnten Colonna und den guelfischen Orsini getheilt, welche Letzteren in dem von Clemens V. zum Statthalter der Romagna ernannten König Robert von Neapel, dem Enkel Karls von Anjou, einen mächtigen Bundesgenossen besaßen. Von dem mit einem Heere nach Rom gekommenen Herzog Johann von Durazzo, Roberts Bruder, unterstützt, hatten sie den Vatikan und die Peterskirche besetzt, so daß die Krönung Heinrichs, der sich den Einzug in die Stadt hatte erkämpfen müssen, durch die von dem Papste dazu delegirten Legaten in dem Lateran vorgenommen werden mußte. (29. Juli 1312.)

Da Heinrich sich in Rom nicht sicher fühlte und überdies die Fieberluft der Stadt viele seiner Krieger hinwegraffte, brach er bald nach seiner Krönung wieder nach Toskana auf, um das feindliche Florenz zu bezwingen, das unterdessen, von Lucca, Perugia, Bologna und Ferrara unterstützt, zum Kampfe gegen ihn gerüstet. Unter schweren Verwüstungen des florentinischen Gebietes rückte er gegen Florenz vor, das am 19. September erreicht wurde; aber nach kaum begonnener Belagerung der Stadt sah er sich, da seine geringen Streitkräfte zur vollständigen Einschließung derselben nicht ausreichten und ihm von allen Seiten die Zufuhr abgeschnitten wurde, zum Rückzug nach dem getreuen Pisa genöthigt. Hier sprach er über die Florentiner, die, um der Hoheit des Kaisers zu entgehen, dem König Robert auf fünf Jahre die Herrschaft über ihr Gebiet übertragen hatten, die Reichsacht aus und erklärte sie aller ihrer Freiheiten verlustig. Hierauf ließ er ein förmliches Rechtsverfahren gegen Robert von Neapel einleiten und sprach, gestützt auf das Vasallenverhältniß, in welchem dieser bezüglich der Grafschaft Provence und einiger kleineren Besitzungen zu ihm stand, am 26. April 1313 über denselben die Reichsacht aus, indem er ihm zugleich mit Enthauptung drohte, falls er in seine Hände falle.

Gegen diesen Spruch riefen die Könige von Frankreich und England das Einschreiten des Papstes an, worauf dieser, den Weg der Güte einschlagend, den Kaiser ersuchte, selbst den übereilten Spruch zurückzunehmen. Obgleich Heinrich keineswegs die Absicht hatte, mit dem Papst zu brechen, ließ er doch dessen Aufforderung unberücksichtigt und bereitete, nachdem er mit dem König Friedrich von Sicilien ein Bündniß gegen Robert geschlossen, einen Kriegszug gegen Neapel zur Vollstreckung des gefällten Urtheils vor. Nachdem auf einem von seinem Sohne zu Nürnberg abgehaltenen Reichstage die Entsendung eines Heeres nach Italien beschlossen worden, brach er am 8. August 1313 voll Siegeshoffnungen von Pisa auf; doch schon am 24. August ereilte ihn in Buonconvento der Tod.

Heinrichs rasches Hinscheiden gab zu dem Gerüchte Veranlassung, er sei an Gift gestorben, das ihm ein Dominikaner beim Empfange der heiligen Kommunion gereicht haben sollte; aber dieses Gerücht, das noch heutigen Tages in manchen Geschichtsbüchern eine haßerregende Rolle spielt, obgleich selbst zu jener Zeit kein Einsichtiger demselben Glauben schenkte, ist von wohl unterrichteten Zeitgenossen als völlig grundlos bezeichnet worden; auch haben eingehende Untersuchungen neuerer Geschichtsforscher die Thatsache festgestellt, daß Heinrich eines natürlichen Todes gestorben ist. Schon im Lager von Brescia hatte das in seinem Heere herrschende Fieber auch ihn ergriffen, und wenn er auch von demselben genesen, so war doch seine Gesundheit seitdem untergraben. Im Lager von Florenz war er aufs Neue so heftig erkrankt, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten. Während des Winters hatte er sich zwar noch einmal erholt; aber der Aufenthalt in den Niederungen von Pisa während der heißen Jahreszeit hatte auf sein Befinden den nachtheiligsten Einfluß ausgeübt und seine Kräfte so sehr geschwächt, daß ein neuer Rückfall auf dem anstrengenden Zuge ihm tödtlich werden mußte.

Heinrichs Leiche wurde nach Pisa gebracht und in dem dortigen Dome beigesetzt. Die Pisaner, die gleich allen Ghibellinen seinen Tod tief betrauerten, schmückten seine Ruhestätte mit einem kunstreichen Marmorsarkophage, dessen obere Seite das Bild des Kaisers in Lebensgröße zeigt. Jetzt befindet sich derselbe im Campo Santo.

Nach dem Tode Heinrichs, dem auch die Guelfen ein ehrenvolles Andenken bewahrten, dauerten die Parteikämpfe in Italien mit um so größerer Heftigkeit fort, als durch sein Erscheinen der alte Streit zwischen den Ghibellinen und den Guelfen neue Nahrung erhalten hatte; doch machte kein späterer deutscher König mehr den Versuch, in die unheilvollen Wirren der Halbinsel versöhnend einzugreifen.

Mitten unter diesen erbitterten Kämpfen zwischen den Guelfen und den Ghibellinen dichtete Dante Alighieri (geb. in Florenz im Mai 1265) seine „Divina Comedia“, eines der größten Dichterwerke aller Völker und Zeiten. Als eifriger Ghibelline hatte Dante die Ankunft Heinrichs VII., von dem er die Rettung der italienischen Freiheit erwartete, mit Jubel begrüßt; mit dessen Tod sank seine Hoffnung auf die Herstellung eines halb demokratisch, halb monarchisch aufgefaßten römischen Kaiserthums, in welchem er das Heil der Welt erblickte, ins Grab. Mit seiner Vaterstadt zerfallen, lebte er fortan als Verbannter, ruhelos von einem Ort zum andern wandernd, bis er zuletzt in Ravenna bei Guido von Polenta ehrenvolle Aufnahme und Pflege fand. Dort starb er am 21. September 1321 im Alter von sechsundfünfzig Jahren.

## VIII.

## Friedrich der Schöne von Oesterreich (1314—1330) und Ludwig von Baiern (1314—1347).

Nach Heinrichs VII. Tode trat Friedrich der Schöne von Oesterreich als Bewerber um die deutsche Krone auf, und da ihm nicht nur alle Glieder des habsburgischen Hauses, insbesondere sein durch ritterlichen Sinn hervorragender Bruder Leopold, sondern auch die Mehrzahl der Kurfürsten: der Erzbischof von Köln, der Pfalzgraf Rudolf, der Markgraf von Brandenburg und Heinrich von Kärnthen, der, obgleich entthront, noch immer die böhmische Wahlstimme in Anspruch nahm, und endlich auch sein durch eine gemeinsame Erziehung und innige Jugendfreundschaft mit ihm verbundener Vetter Ludwig von Oberbaiern, der Sohn Ludwigs des Strengen und Mechtildens, einer Tochter Rudolfs von Habsburg, ihm ihre Unterstützung zugesagt, schien seine Wahl gesichert. Aber die Gegner der Habsburger, an ihrer Spitze die Erzbischöfe von Mainz und Trier, entfalteten die rührigste Thätigkeit, um die Rückkehr der Krone zu Albrechts Haus zu verhüten. Anfangs dachten sie an Johann von Böhmen; aber die große Jugend des Luxemburgers — er zählte kaum siebzehn Jahre — erregte Bedenken; daher beschlossen sie auf einer Versammlung zu Rense, den Herzog Ludwig von Baiern, der sich in einem früheren Streite mit Friedrich dem Schönen den Ruf eines tüchtigen Kriegführers erworben, als Thronkandidaten aufzustellen, und es gelang ihrem Drängen, denselben trotz der seinem Vetter gegebenen Zusage zur Annahme der ihm zugedachten Wahl geneigt zu machen, worauf auch der

Markgraf von Brandenburg für ihn gewonnen wurde. Johann von Böhmen hatte, in der Befürchtung, daß Friedrich als König die Ansprüche seines Hauses auf Böhmen und Mähren erneuern möchte, schon früher seine Zustimmung zu der Wahl Ludwigs gegeben.

Auf dem für den 19. Oktober 1314 nach Frankfurt anberaumten Wahltage erschienen beide Parteien mit kriegerischer Macht und schlugen außerhalb der Stadt ihr Lager auf, die österreichische auf dem linken und die baierische auf dem rechten Ufer des Mains. Noch an demselben Tage erklärte die erstere mit den vier Stimmen Köln, Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Kärnthen Friedrich den Schönen für den erwählten König, während die Gegenpartei am folgenden Morgen mit den fünf Stimmen Mainz, Trier, Böhmen, Brandenburg und Sachsen-Lauenburg Ludwig von Baiern zum König ausrief. Dem Letzteren öffnete die Stadt Frankfurt, die nach altem Herkommen während der Wahl gesperrt geblieben, bereitwillig ihre Thore, während sie dem König Friedrich den Einzug verweigerte. Das Gleiche that die Krönungsstadt Aachen, und hier empfing Ludwig am 25. November mit seiner Gemahlin aus den Händen des Erzbischofs von Mainz die deutsche Königskrone. Den Gegenkönig Friedrich hatte der Erzbischof von Köln bereits am vorhergehenden Tage zu Bonn gekrönt. Der Erstere hatte also die Krone am rechten Orte, aber nicht aus den Händen des rechten Bischofs empfangen, während der Letztere von dem rechten Bischof, aber nicht am rechten Orte gekrönt worden war.

So hatte Deutschland zwei Könige, zwischen denen die Waffen entscheiden mußten. Der Kampf, in welchem beide Gegner, um die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren, das Reichsgut mit vollen Händen verschenkten, mußte ein um so erbitterterer werden, als er zugleich ein Principienkampf war, indem Ludwig, welchem die von ihm begünstigten Reichsstädte mit Begeisterung anhingen, als der Vorkämpfer des Bürgerthums, Friedrich dagegen als der Vertreter des Adels galt. Während der Letztere über Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tyrol und die oberländischen Städte, sowie über die großen Besitzungen des habsburgischen Hauses im deutschen Südwesten verfügte, hatte Ludwig, außer den meisten Städten am Mittel- und Niederrhein, besonders Böhmen, sowie die schweizerischen Waldstädte für sich, die ihn als den Gegner Oesterreichs sogleich freudig anerkannt hatten.

Acht Jahre lang dauerte der Bürgerkrieg, dessen ausschließlicher Schauplatz der Süden Deutschlands blieb, ohne anderen Erfolg, als die Verwüstung der Gegenden, in denen er geführt wurde; erst am 28. September 1322 fand bei Ampfingen unweit Mühldorf die Entscheidungsschlacht statt, die Friedrich längst herbeigesehnt, der minder entschlossene Ludwig dagegen beharrlich zu vermeiden

gesucht. Friedrich war mit einem zahlreichen Heere, zu dessen Verstärkung ihm der König Karl Robert von Ungarn 5000 Reiter gesandt, von Oesterreich aus, sein Bruder, der heldenmüthige Leopold, dagegen, nachdem er einen Frieden mit den Waldstädten geschlossen, von Schwaben aus in Baiern eingedrungen. Die beiden Gegner hatten den 30. September als Schlachttag angesetzt; da jedoch Friedrich bereits früher eingetroffen war und den Rath seiner Umgebungen, sich in der Richtung hin zurückzuziehen, aus welcher sein Bruder eintreffen mußte, verschmäht hatte, griff ihn Ludwig, der getroffenen Uebereinkunft entgegen, schon am 28. an, um ihm die Unterstützung seines Bruders zu entziehen, zu welchem Ende er auch die von Friedrich an diesen entsandten Boten aufhalten ließ. In der sicheren Erwartung des baldigen Eintreffens Herzog Leopolds, der unterdessen, vergebens auf Botschaft harrend, ruhig am Lech verweilte, nahm Friedrich den Kampf auf. In königlicher Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helm, stürmte er, in ritterlicher Tapferkeit Allen voranleuchtend, in die feindlichen Schlachtreihen, während Ludwig, in einen unscheinbaren Waffenrock gehüllt, sich von dem blutigen Ringen fern hielt und die Leitung der Schlacht dem tapferen Grafen Konrad von Schüsselburg[1]) überließ. Anfangs schien das Glück sich den Waffen Friedrichs zuwenden zu wollen: die erste Linie des Feindes wurde durchbrochen, das baierische Banner erobert und das feindliche Fußvolk zum Weichen gebracht; eine von Ludwig gebrauchte List führte jedoch einen raschen Umschwung herbei. Er ließ den eben mit Verstärkungen eingetroffenen Burggrafen von Nürnberg das österreichische Banner aufstecken, so daß derselbe, als er im Rücken der Oesterreicher erschien, von diesen in der Meinung, es sei Herzog Leopold, mit Jubel begrüßt wurde. Da plötzlich entfaltete sich vor ihren Augen das baierische Banner; sie geriethen in Verwirrung und erlagen, von zwei Seiten zugleich angegriffen, nach einem heldenmüthigen Kampfe, in welchem

---

1) Gewöhnlich wird der fränkische Ritter Seyfried Schweppermann irrthümlich als der Führer des baierischen Heeres in der Schlacht bei Mühldorf bezeichnet und auf diese die Anekdote bezogen, nach welcher, als am Abend nach dem errungenen Siege in der verwüsteten Gegend für die königliche Tafel nur ein Korb voll Eier aufgebracht werden konnte, Ludwig dieselben unter die Anwesenden mit den Worten vertheilte: „Jedem Manne ein Ei, dem braven Schweppermann zwei.“ Dieser Spruch befindet sich auch auf dem Grabdenkmale Schweppermanns im Kloster Kastel; der Schlacht bei Mühldorf gedenkt jedoch die Grabschrift mit keinem Worte, sondern sagt nur, daß „dieser Ritter keck und fest, im Streit zu Gundersdorf (Gammelsdorf) that das Best.“ Auf die Schlacht bei Gammelsdorf (13. November 1313), durch welche ein zwischen Ludwig und Friedrich dem Schönen wegen der Vormundschaft über die Söhne des Herzogs Otto von Niederbaiern ausgebrochener Streit zu Gunsten Ludwigs entschieden wurde, bezieht sich ohne Zweifel jener Spruch.

vierzehnhundert ihrer Edlen den Tod fanden und Friedrich selbst, der von seinem getödteten Pferde gestürzt, gefangen genommen wurde, während sein Bruder Heinrich, Albrechts fünfter Sohn, sich freiwillig ergab.

Ludwig führte seinen besiegten Gegner im Triumphe nach Regensburg und ließ ihn von dort als Gefangenen auf das Schloß Trausnitz bringen; Friedrichs Bruder Heinrich wurde dem Böhmenkönig übergeben, der ihn wie einen Verbrecher im Schlosse Birglitz gefangen hielt. Dagegen schloß der König Karl Robert von Ungarn, seinem Bundesgenossen auch im Unglück treu, mit Herzog Leopold ein neues Freundschafts- und Angriffsbündniß zur Befreiung der beiden Gefangenen. Indessen zog sich Leopold, den Nichts über das Unglück seines Bruders zu trösten vermochte, einstweilen zur Beschaffung neuer Streitkräfte in seine Stammländer zurück, wo er unter schwierigen Verhältnissen das Ansehen seines Hauses aufrecht erhielt.

Nachdem Ludwig durch die Besiegung seines Gegners Friedrich seinen Thron befestigt, war er vor Allem darauf bedacht, gleich seinen Vorgängern durch den Erwerb neuer Länder seine Hausmacht zu vergrößern. Die nächste Gelegenheit dazu bot sich ihm in Brandenburg dar, wo im Jahre 1320 mit dem Tode des Markgrafen Heinrich, der im vorhergehenden Jahre seinem kinderlos verstorbenen Bruder Waldemar im Besitze der Marken gefolgt, die brandenburgische Linie des askanischen Hauses erloschen war. Ludwig übertrug im Juni 1324 mit Zustimmung der Reichsfürsten die erledigte Mark seinem zehnjährigen Sohne Ludwig und sicherte sich durch dessen Vermählung mit Margaretha, der Tochter des Königs Christoph II. von Dänemark, einen bedeutenden Einfluß im Norden. Um auch im mittleren und nordwestlichen Deutschland seinen Einfluß zu vergrößern, vermählte er in dem gleichen Jahre seine Tochter Mechtilde mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen und ging selbst mit Margaretha, der Schwester des kinderlosen Grafen Wilhelm von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, eine zweite Ehe ein, durch welche er sich die Aussicht auf den Erwerb dieser reichen Länder eröffnete.

Während Leopold von Oesterreich neue Kräfte zur Bekämpfung Ludwigs sammelte, gerieth dieser in Streit mit dem Papste Johann XXII., der im August 1316 durch die einstimmige Wahl der Kardinäle als Nachfolger Clemens' V. auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. Gleich am Tage seiner Krönung hatte der neue Papst an die beiden Gegenkönige und ihre Wähler, welche Letzteren sich schon vorher wegen der Anerkennung und Kaiserkrönung des einen oder des andern an ihn gewandt, eine dringende briefliche Mahnung zur gütlichen Beilegung des Streites ergehen

lassen, da er aus mehrfachen Gründen der eigenen Entscheidung sich enthalten zu müssen glaubte; aber keiner der Gewählten hatte nachgegeben, und die Fürsten schwankten hin und her; die meisten zogen es vor, den Entscheid der Waffen oder die Anerkennung des einen oder des andern der beiden Gegenkönige durch den Papst abzuwarten. So lange aber keine Entscheidung erfolgt war, hatte keiner von Beiden einen unzweifelhaften Anspruch auf König- und Kaiserthum und folglich auch keine Berechtigung zur Ausübung kaiserlicher Gerechtsame in Italien. Johann XXII. bestätigte daher den von seinem Vorgänger für die Dauer der Erledigung des Kaiserthums zum Reichsvikar über Italien ernannten König Robert von Neapel. Ludwig erklärte dies nicht nur für einen Eingriff in seine Rechte, sondern unterstützte auch den in offener Auflehnung gegen die Kirche begriffenen und mit Censuren belegten Tyrannen Galeazzo Visconti von Mailand gegen den König Robert. Dessenungeachtet beantwortete der Papst das Schreiben, in welchem Ludwig ihm seinen Sieg über Friedrich meldete, in freundlicher Weise und bot ihm Gelegenheit zu weiterer Annäherung; aber statt das Entgegenkommen des Papstes zu benutzen, setzte Ludwig die Unterstützung der italienischen Ghibellinen gegen den päpstlichen Legaten fort und benahm sich, ohne jedwede Rücksicht auf die Rechte des Papstes, thatsächlich als Kaiser. Johann ließ hierauf an Ludwig, unter Androhung des Bannes, die Aufforderung ergehen, sich der Reichsverwaltung zu enthalten, bis der apostolische Stuhl über die Legitimität seiner Wahl und über seine Zulassung zum Kaiserthum entschieden haben werde, alle seine Verfügungen bezüglich Italiens zurückzunehmen, den Feinden der Kirche, insbesondere den als Ketzern verurtheilten Visconti, keinen Beistand zu leisten und binnen drei Monaten vor dem Papste sich zu stellen.

Ludwig zeigte sich dieser Aufforderung gegenüber, die Johann an die Kirchenthüren von Avignon hatte anschlagen lassen, schwankend und zweideutig. Nachdem er bereits eine Gesandtschaft nach Avignon abgeordnet, um von dem Papste eine Verlängerung der ihm anberaumten Frist zu erbitten, die ihm auch sogleich bewilligt wurde, erklärte er auf dem Reichstage zu Nürnberg (Dez. 1323), daß er das ganze Verfahren des Papstes nicht anerkenne, da der von der Mehrzahl der Kurfürsten Gewählte und am rechten Orte Gekrönte wahrer König sei und der päpstlichen Bestätigung nicht bedürfe; ja, er beschuldigte sogar den Papst der Begünstigung der Ketzer und beantragte die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils, das über Johann zu Gericht sitzen sollte. Da durch diesen Antrag Ludwigs, der offen auf ein Schisma zielte, eine Verständigung fast unmöglich geworden, sprach Johann am 23. März

1324 über Ludwig den Bann aus und belegte Deutschland mit dem Interdikte. Ludwig beantwortete die päpstliche Bannbulle durch ein heftiges Manifest, welches den Papst geradezu als Ketzer bezeichnete und ihn des Eingriffs in die Wahlrechte der Kurfürsten beschuldigte. Johann wies beide Anschuldigungen als Verläumdungen zurück und verhängte noch schärfere Censuren über Ludwig, indem dieser inzwischen auch die Rechte der Kirche vielfach verletzt hatte.

Unterdessen war Karl IV. von Frankreich eifrig bemüht, das Kaiserthum für sich zu erlangen, und hatte für diesen von dem Papste unterstützten Plan, außer dem König Johann von Böhmen und dem Erzbischof von Trier, auch den Herzog Leopold von Oesterreich gewonnen, wofür diesem französische Hilfe zur Befreiung seines Bruders, sowie der Wiedergewinn der Waldstädte zugesagt worden. Leopold gab zwar bald die Betheiligung an einem Plane auf, der Deutschland in einen neuen blutigen Bürgerkrieg gestürzt haben würde; dennoch blieb Ludwigs Lage eine sehr bedrängte. Er beschloß daher, durch persönliche Unterhandlungen mit Friedrich dem Schönen eine Aussöhnung mit den österreichischen Fürsten anzubahnen, und ritt zu diesem Ende in der Fastenzeit 1325 nach dem Schlosse Trausnitz, in welchem der unglückliche Friedrich schon dreißig Monate in gramvoller Einsamkeit hingebracht. Der Kummer hatte nicht nur seine Haare gebleicht, sondern auch seinen Muth gebrochen; er ging daher bereitwillig auf die Bedingungen ein, unter welchen ihm Ludwig die Entlassung aus seiner einsamen Haft anbot, und so kam am 13. März zwischen Beiden ein Vertrag zu Stande, in welchem Friedrich seinen Ansprüchen auf die deutsche Krone entsagte und nicht nur alles herauszugeben versprach, was er vom Reiche besitze, sondern auch seinem bisherigen Gegner seinen Beistand gegen dessen Feinde, selbst gegen den Papst, zusicherte. Für den Fall, daß es ihm nicht gelänge, seinen Bruder Leopold zur Anerkennung dieses Vertrags und zur Einstellung der Feindseligkeiten gegen Ludwig zu bewegen, gelobte er, sich unverzüglich zu neuer Haft zu stellen. Nachdem beide Könige den geschlossenen Vertrag auf den Leib des Herrn beschworen, empfing Friedrich von Ludwig den Friedenskuß und wurde aus seiner Haft entlassen. Nach Wien zurückgekehrt, wo er, wie in den gesammten österreichischen Landen, mit Jubel empfangen wurde, hatte er den Schmerz, seine geliebte Gemahlin, Elisabeth von Aragonien, vom vielen Weinen erblindet zu finden.

Da Leopold den elfjährigen ruhmvollen Kampf nicht mit Verlust beschließen wollte und auch die mit seinen Bundesgenossen eingegangenen Verträge nicht plötzlich brechen konnte, verweigerte er die Anerkennung der zwischen seinem Bruder und Ludwig getroffenen

Vereinbarungen; Friedrich begab sich daher, seinem Worte getreu, nach München, um aufs Neue seine Haft anzutreten. Im wiedererwachten Gefühle der Freundschaft, die Beide in ihrer Jugend verbunden, schloß ihn Ludwig in seine Arme und erklärte sich im ersten Ueberwallen der Großmuth bereit, den Thron mit ihm zu theilen. In der That kam zwischen Beiden ein neuer Vertrag zu Stande, kraft dessen jeder von ihnen den Titel eines römischen Königs führen und die Regierung von Beiden gemeinschaftlich geleitet werden sollte. Dieser Vertrag, an welchem indessen Ludwigs Bedrängniß ebensoviel Antheil hatte, als seine Großmuth, rief jedoch unter den Fürsten, die von einem solchen Doppelkönigthum Nichts wissen wollen, den lebhaftesten Widerspruch hervor und wurde ebensowohl von Leopold als von dem Papste entschieden verworfen. Friedrich selbst verzichtete, in Folge neu entstandener Zerwürfnisse mit Ludwig, auf jede Betheiligung an der Regierung und begnügte sich mit dem Titel eines römischen Königs. Der Gram, der so lange auf seinem Herzen gelastet, hatte ihn so sehr allen weltlichen Bestrebungen entfremdet, daß er sich in die Einsamkeit des Bergschlosses Guttenstein zurückzog, wo er am 13. Januar 1330 starb.

Durch den Tod Leopolds von Oesterreich, der im Jahre 1326 einem heftigen Fieber erlegen war, von seinem gefürchtetsten Gegner befreit, hielt sich Ludwig für stark genug, auch in Italien seiner Partei das Uebergewicht zu verschaffen. Der Einladung der italienischen Ghibellinen folgend, trat er im Februar 1327 seinen Zug über die Alpen an, hielt in Trient einen Kongreß der ghibellinischen Städte und Dynasten, die sich ihm in seinem Kampf gegen den Papst anschließen mußten, und empfing am 30. Mai zu Mailand aus den Händen der abgesetzten Bischöfe von Arezzo und Brescia die lombardische Krone. Da Galeazzo Visconti sich dem Papste wieder genähert hatte, ließ er denselben mit seinem Sohne und zweien seiner Brüder in den Kerker von Monza werfen und stellte in Mailand das Schattenbild eines Freistaates her. Hatten sich auch anfangs die Ghibellinen massenhaft um ihn geschaart, so erregte doch die Gefangennehmung der Visconti unter ihnen eine bedenkliche Mißstimmung, die durch die Willkür erhöht wurde, mit welcher er den lombardischen Städten, sowie später auch Toskana, schwere Abgaben auferlegte. Da die Pisaner, eingeschüchtert durch die Vorgänge in Mailand und durch die Sorge vor dem Kirchenbanne, Gesandte an ihn abgeordnet hatten, um ihn zu bitten, ihre Stadt nicht zu berühren und ihnen gegen die Zahlung von sechzigtausend Goldgulden Neutralität und Unabhängigkeit zu gewähren, erschien er mit bewaffneter Macht vor den Mauern von Pisa, zwang die Stadt zur Ergebung und übertrug die Vogtei über dieselbe seinem Günstling Castruccio Castracane, dem hervorragendsten

unter den Häuptern der Ghibellinen, den er zum Reichsfürsten und Herzog von Lucca ernannt hatte. Hierauf drang er, von Castruccio und dessen gesammter Heeresmacht begleitet, gegen Rom vor und hielt am 7. Januar 1328 seinen Einzug in die ewige Stadt. Während ihn die zur Herrschaft gelangten Ghibellinen mit Jubel empfingen und ihm für die Dauer eines Jahres die Senatorwürde übertrugen, hielt sich die Geistlichkeit mit der Masse des Volkes fern von dem gebannten König, wegen dessen Anwesenheit aller Gottesdienst eingestellt wurde.

Am 17. Juni fand in St. Peter die Krönung Ludwigs und seiner Gemahlin Margaretha statt, wobei ein exkommunicirter Bischof die Salbung vollzog und der berüchtigte Sciarra Colonna dem Gesalbten im Namen des römischen Volkes die Kaiserkrone aufsetzte. Am folgenden Tage übergab der neue Kaiser dem Tyrannen von Lucca, Castruccio, das Senatoramt von Rom und ernannte ihn zum kaiserlichen Statthalter.

Um den Papst zu stürzen, ließ Ludwig am 18. April, nachdem er vorher die Todesstrafe gegen Jeden ausgesprochen, der des Majestätsverbrechens oder der Häresie schuldig sei, ein Rechtsverfahren gegen denselben einleiten, in Folge dessen „der Priester Jakob von Cahors, der sich Papst Johann XXII. nenne," als offenbarer Ketzer, Bedrücker der Kirche, Usurpator der hohenpriesterlichen und der kaiserlichen Gewalt, der päpstlichen Würde verlustig und der Strafe der Hochverräther und Häretiker verfallen erklärt wurde. Später wurde eine Strohpuppe, die den Papst vorstellen sollte, öffentlich verbrannt. Um die Römer auf seine Seite zu ziehen, erließ Ludwig ein Edikt, welches jedem künftigen Papste bei Strafe der Absetzung verbot, sich länger als drei Monate und ohne Erlaubniß des römischen Volkes über zwei Tagereisen von Rom zu entfernen. Hierauf schritt er, um sein Werk zu krönen, zur Wiederbesetzung des seiner Behauptung nach erledigten päpstlichen Stuhles. Seine Wahl fiel auf einen übelberüchtigten Minoriten, der am 12. Mai unter dem Namen Nikolaus V. inthronisirt wurde und sich sogleich mit sieben von ihm ernannten Kardinälen und einem glänzenden Hofstaat umgab, zu dessen Unterhalt die Kirchenämter und die geistlichen Privilegien verkauft wurden. Um auch die päpstliche Krönung zu erhalten, ohne seiner Kaiserwürde Etwas zu vergeben, ließ sich Ludwig am 22. Mai in der Peterskirche von dem Gegenpapste ein goldenes Diadem aufsetzen.

Mit dieser zweiten Krönung hatte Ludwigs Herrlichkeit in Rom ihr Ende erreicht. Während einerseits die Fortschritte des gegen ihn heranrückenden neapolitanischen Heeres und das Ausbleiben der von dem König von Sicilien zugesagten Hilfstruppen ihm große Verlegenheiten bereiteten, steigerten andererseits seine Geldforderungen

die Unzufriedenheit der schon längst über die Gewaltthätigkeiten der schlecht bezahlten deutschen Krieger erbitterten Römer so sehr, daß ein offener Ausbruch derselben zu befürchten stand. Unter diesen Verhältnissen sah sich Ludwig genöthigt, auf seine Pläne bezüglich der Unterwerfung des Kirchenstaates und der Eroberung Neapels Verzicht zu leisten und mit seinem Gegenpapste schleunigst Rom zu verlassen. Nach seiner Entfernung erklärten sich die Römer, welche die Abziehenden mit Hohn und Spott überschüttet hatten, sogleich wieder für Johann XXII.

In Pisa, wohin Ludwig die Ghibellinen zu einem Kongresse zusammenberufen, sprach der Gegenpapst über Johann XXII., sowie über den König von Neapel und die guelfisch gesinnten Städte, besonders über Florenz, das Anathem aus; doch seine Bannstrahlen zündeten nicht, und sein Ansehen sank bald so sehr, daß er sich, nachdem Ludwig Pisa verlassen, längere Zeit versteckt halten mußte, um der Gefahr zu entgehen, an den rechtmäßigen Papst ausgeliefert zu werden Von der Haltlosigkeit seiner Stellung überzeugt, bat er Johann XXII. in einem demüthigen Briefe um Verzeihung und Lossprechung und erhielt Beides, nachdem er am 25. August 1330 zu Avignon knieend das Bekenntniß seiner Schuld abgelegt und Abbitte gethan. Johann gab ihm den Friedenskuß und verurtheilte ihn zu einer gelinden Haft im päpstlichen Palaste, wo er in Studien und Bußübungen drei Jahre verlebte. Ganz Italien trat wieder auf die Seite des rechtmäßigen Papstes.

Unterdessen war Ludwig, der durch den Tod des im Kampfe gegen die Stadt Pistoja gefallenen Castruccio seine Hauptstütze in Toskana verloren, nach der Lombardei zurückgekehrt; doch auch hier fand er, da viele Städte und Ghibellinenhäupter Aussöhnung mit dem rechtmäßigen Papste suchten, keine günstige Aufnahme. Der kurz vorher von ihm in Mailand eingesetzte Azzo Visconti, Galeazzo's Sohn, verweigerte ihm sogar den Einzug in die Stadt. So blieb dem König Nichts übrig, als ruhmlos nach Deutschland zurückzukehren, während hinter ihm alles, was er jenseits der Alpen geschaffen, haltlos zusammenbrach.

Nach seiner Rückkehr aus Italien schloß Ludwig mit dem österreichischen Hause, dessen Haupt nach Friedrichs des Schönen Tod Königs Albrechts vierter Sohn, A l b r e c h t II. d e r W e i s e, geworden, einen Frieden, worin die österreichischen Fürsten ihn als rechtmäßigen König anerkannten und dagegen von ihm in dem Besitze aller ihrer Länder bestätigt wurden.

Nach seiner Aussöhnung mit dem habsburgischen Haupte hatte Ludwig in Deutschland nur noch e i n e n mächtigen Gegner, Johann von Böhmen, der, voll Thatendurst und unstäten, abenteuerlichen Sinnes, rastlos immer neuen Plänen zur Vergrößerung seiner Haus-

macht nachjagte. Nachdem es demselben gelungen, den größten Theil von Schlesien, das unter mehrere Herzoge aus dem Stamme der Piasten getheilt war, seiner Oberherrschaft zu unterwerfen und durch die Verlobung seines zweiten Sohnes Johann Heinrich mit Margaretha Maultasche, der einzigen Tochter und Erbin seines früheren Gegners Heinrich von Kärnthen, sich die Aussicht auf den Erwerb Kärnthens und Tyrols zu eröffnen, brach er plötzlich, von den Brescianern gegen die Visconti zu Hilfe gerufen, von Innsbruck aus zu einem Kriegszuge nach Italien auf, wo er eine Zeit lang bei Guelfen und Ghibellinen, die er gleich seinem Vater versöhnen zu wollen erklärte, sich Ansehen zu verschaffen wußte. Als ihn jedoch Ludwig wegen unbefugter Einmischung in die italienischen Angelegenheiten und widerrechtlicher Aneignung lombardischer Reichsgüter auf einem Fürstentag zu Nürnberg für einen Reichsfeind erklärte und Miene machte, feindlich gegen Böhmen vorzugehen, kehrte er im Juli 1331, die Führung seiner italienischen Angelegenheiten seinem fünfzehnjährigen Sohne Karl überlassend, über die Alpen zurück, um eine Aussöhnung mit Ludwig zu suchen, und es gelang ihm auch, denselben bei einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm auf einer Donauinsel bei Regensburg so sehr für sich zu gewinnen, daß er ihn zum Statthalter über Italien ernannte. Dafür versprach ihm Johann, eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Papste zu bewirken. Dieselbe kam jedoch nicht zu Stande, theils weil Johann, für das Interesse des französischen Hofes gewonnen, die Sache lässig betrieb, theils weil Ludwig auf die von dem Papste gestellten Bedingungen nicht eingehen wollte. Erst im Jahre 1333 erklärte sich Ludwig, der mehr und mehr die Nothwendigkeit erkannte, mit der Kirche Frieden zu schließen, zu der von Johann XXII. als Bedingung für seine Lossprechung geforderten Niederlegung seiner Krone bereit; doch wurden die abermals von Johann von Böhmen geleiteten Friedensunterhandlungen durch die Ränke der Könige von Ungarn und Neapel zum Scheitern gebracht.

Günstigere Aussichten schienen sich für Ludwig zu eröffnen, als nach dem Tode Johanns XXII. (21. Dez. 1334) der milde und versöhnliche, durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Benedikt XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. In der That gab Benedikt alsbald nach seiner Erhebung seine Geneigtheit zu einem Ausgleich mit dem gebannten König zu erkennen, worauf dieser Bevollmächtigte nach Avignon sandte. Die Unterhandlungen nahmen einen so günstigen Verlauf, daß eine Vereinbarung als nahe bevorstehend erschien; aber den erneuten Ränken des Königs von Neapel und dem dominirenden Einfluß Philipps VI. von Frankreich, welcher die Güter der dem Frieden geneigten Kardinäle mit Beschlag belegte und den Papst durch Drohungen aller Art einzu-

schüchtern wußte, gelang es auch diesmal, das eingeleitete Friedenswerk zu vereiteln.

Die Bemühungen Philipps VI., die Aussöhnung Ludwigs mit dem Papste zu hintertreiben, waren auch durch Johann von Böhmen unterstützt worden, der wegen des Kärnthner Erbes wieder mit dem König zerfallen war. Als nämlich nach dem Tode Heinrichs von Kärnthen (1338) der böhmische Prinz Johann Heinrich von dessen Ländern Besitz ergreifen wollte, erklärte Ludwig dieselben für erledigte Reichslehen, die nicht in weiblicher Linie vererbt werden könnten, und sprach sie Albrecht II. von Oesterreich und dessen Bruder Otto zu. Die Folge davon war ein Krieg Johanns von Böhmen gegen Ludwig und die österreichischen Fürsten, der im Jahre 1336 durch einen einseitigen Frieden Johanns mit Oesterreich beendet wurde, in welchem das letztere auf Tyrol, der König von Böhmen dagegen auf Kärnthen, sowie auf das an Kärnthen verpfändet gewesene Krain Verzicht leistete.

Nachdem Ludwig im Jahre 1337 einen erneuten Versuch zur Aussöhnung mit dem Papste gemacht, der abermals, trotz der fortdauernden Friedensgeneigtheit Benedikts, an dem Entgegenwirken Frankreichs und Neapels gescheitert war, berief er im Juli 1338 die Bischöfe und Fürsten zu einem Reichstag nach Frankfurt und erbat sich, unter Darlegung aller seiner bisherigen Bemühungen für die Wiederherstellung des Friedens mit der Kirche, für deren Erfolglosigkeit er den König von Frankreich allein verantwortlich machte, ihren Rath gegen den Bann des Papstes und das Verbot des Gottesdienstes. Die Versammlung ernannte zur Begutachtung der Sache eine Kommission von Prälaten und Rechtsgelehrten, und nachdem diese die Erklärung abgegeben: der Kaiser habe zur Erlangung der Lossprechung von dem Banne alles gethan, was man von ihm habe verlangen können, und sei unschuldig an der Fortdauer des Interdikts, wurde der Beschluß gefaßt, daß dasselbe als nichtig nicht weiter zu beachten und jeder Geistliche, der die Abhaltung des Gottesdienstes verweigere, als Reichsfeind anzusehen und als solcher zu bestrafen sei. Hierauf schlossen die Kurfürsten, mit Ausnahme Johanns von Böhmen, auf einer Zusammenkunft zu Rense das unter dem Namen des ersten Kurvereins bekannte Bündniß, in welchem sie sich verpflichteten, des Reiches Ehre, Rechte, Gewohnheiten und Freiheiten aufrecht zu erhalten, und erließen auf einem neuen Reichstage zu Frankfurt die sogenannte „Konstitution von der Unabhängigkeit des Reiches“, welche, die Königswürde und die Kaiserwürde miteinander verwechselnd, den von den Kurfürsten erwählten König für unbedingt befugt erklärte, ohne päpstliche Bestätigung alle Rechte eines Königs und Kaisers auszuüben, „da die Kaiserkrone von Gott komme.“

 

Als Eduard III. von England, Ludwigs Schwager, im Jahre 1327 den König Philipp VI. mit Krieg überzog, um seine Ansprüche auf den französischen Thron geltend zu machen, schloß Ludwig mit demselben ein Bündniß zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes; doch blieb seine Betheiligung an dem englisch-französischen Kriege eine laue, und im Jahre 1341 sagte er sich gänzlich von seinem Schwager los, um ein Bündniß mit Philipp VI. zu schließen, der ihn durch die Zusage seiner Vermittlung zur Herbeiführung eines Friedens mit dem Papste auf seine Seite zu ziehen gewußt. In der That wurden zum Behufe der Lossprechung des Kaisers neue Unterhandlungen mit Benedikt XII. angeknüpft; aber Ludwig selbst vereitelte das Friedenswerk durch einen alles göttliche und menschliche Recht verhöhnenden Gewaltschritt, zu welchem er sich durch seine Ländersucht hinreißen ließ.

Die Erbin von Tyrol, Margaretha Maultasche, die mit ihrem Gemahle, dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich, wahrscheinlich durch beiderseitiges Verschulden, in unglücklicher Ehe lebte, wünschte, von demselben geschieden zu werden, und wandte sich dieserhalb, von dem über die Sparsamkeit des Luxemburgers und die Herbeiziehung zahlreicher fremder Beamten erbitterten Adel des Landes unterstützt, an den König. Um in den längst erstrebten Besitz Tyrols zu gelangen, löste Ludwig im Jahre 1340, nachdem Margaretha in die Vermählung mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg gewilligt, dessen erste Gemahlin kurz vorher gestorben war, ihre Ehe aus „kaiserlicher Machtvollkommenheit" auf und ertheilte selbst die wegen der nahen Verwandtschaft der beiden Verlobten nöthige Dispens, worauf der böhmische Prinz aus Tyrol vertrieben, die Vermählung Margaretha's mit dem Markgrafen Ludwig vollzogen und der Letztere mit Tyrol belehnt wurde (1342).

Hatte schon das haltlose, wankelmüthige Benehmen Ludwigs in seinen Beziehungen zu England und Frankreich in Deutschland allgemeines Mißfallen erregt, so brachte sein selbstsüchtiges, das sittliche Gefühl der Nation tief verletzendes Auftreten in Tyrol die öffentliche Meinung in noch weit höherem Grade gegen ihn auf, und als Papst Clemens VI., der Nachfolger des am 25. April 1342 nach schwerer Krankheit verschiedenen Benedikt XII., nach einem abermaligen erfolglosen Ausgleichsversuch an die deutschen Kirchenfürsten die nachdrückliche Mahnung zu einer neuen Königswahl ergehen ließ, war Ludwigs Lage auf das Ernsteste gefährdet. Dennoch wußte er noch einmal den Unmuth der Fürsten, die bereits zu einer Vorberathung über die Wahl des neuen Königs zu Rense zusammengetreten, durch Versprechungen aller Art und insbesondere durch die Aussicht auf seine baldige Aussöhnung mit dem Papste zu beschwichtigen; als er jedoch im Jahre 1345 nach dem Tode

seines Schwagers, des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, diese Länder, um sie nicht mit den jüngeren Schwestern Wilhelms theilen zu müssen, für erledigte Reichslehen erklärte und seine Gemahlin, sowie seinen zweiten Sohn Wilhelm mit denselben belehnte, war die Geduld der längst durch das Anwachsen seiner Hausmacht mit Besorgnissen erfüllten Kurfürsten erschöpft. Müde, einem Fürsten zu gehorchen, der auf nichts Anderes bedacht zu sein schien, als auf Ländererwerb, und in seinem fortdauernden Zerwürfniß mit der Kirche kein Recht derselben mehr achtete, sprachen die fünf Kurfürsten von Köln, Mainz, Trier, Böhmen und Sachsen am 11. Juli 1346 auf einer neuen Versammlung zu Rense die Absetzung Ludwigs aus und wählten an seiner Stelle den luxemburgischen Prinzen Karl, den Sohn Johanns von Böhmen.

Obgleich die Wahl Karls mit Zustimmung des Papstes Clemens VI., seines früheren Erziehers, erfolgt war, dem er zum Voraus alle von demselben gewünschten Zusagen gemacht, fand er doch in Deutschland keine allgemeine Anerkennung; insbesondere blieben die von Ludwig begünstigten Städte, namentlich die rheinischen, auf dessen Seite. Sowohl Aachen als Köln verschlossen dem neuen König ihre Thore, weßhalb seine Krönung zu Bonn geschehen mußte. Da seine Macht für den Augenblick zur Bekämpfung Ludwigs nicht ausreichte, verließ er Deutschland, um im Vereine mit seinem erblindeten Vater dem König von Frankreich deutsche Söldnerschaaren gegen die Engländer zuzuführen. Durch den für Philipp VI. unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Crécy (26. August 1346), in welcher König Johann den Tod fand, jeder Aussicht auf Unterstützung von Seiten Frankreichs beraubt, kehrte er nach Böhmen zurück, um in seinen Erblanden Streitkräfte zum Kampfe gegen Ludwig zu sammeln.

Aber die Schrecken eines neuen Bürgerkrieges sollten dem ohnehin schwer heimgesuchten Deutschland erspart bleiben: Ludwig von Baiern starb am 11. Oktober 1347 eines plötzlichen Todes. Um ein leichtes Unwohlsein, das ihn beim Mittagsmahle in seinem Schlosse zu München überfallen, durch Bewegung in freier Luft zu verscheuchen, war er zur Jagd auf einen Bären ausgeritten, dessen Spuren die Jäger entdeckt hatten; als er jedoch in die Nähe des Klosters Fürstenfeld gekommen, sank der dreiundsechzigjährige König plötzlich, vom Schlage getroffen, vom Pferde und starb bald darauf in den Armen seines herbeieilenden Gefolges. Noch heute heißt der Anger, auf welchen ihn der Tod ereilte, die Kaiserwiese.

„Ludwig", sagt K. A. Menzel (Geschichte der Deutschen, Bd. V. S. 251), „war ein gutmüthiger und freundlicher Fürst — trotz des endlosen Verdrusses, der ihn sein Lebenlang verfolgte, sah man seine Miene

stets heiter, ja lächelnd —, reich an Tugenden des Privatstandes und ein mittelmäßiges Loos auszufüllen geschaffen; aber an dem großen Berufe, welchen er übereilt auf sich genommen hatte, verlor er das Glück seines Lebens und seines Volkes. Für das Reich ist seine dreiunddreißigjährige Regierung seit den Zeiten der Wiederherstellung durch Rudolf die verderblichste gewesen, und mag daher der zweiköpfige Adler, den er vielleicht nach dem Beispiel der Griechen in dessen Wappen genommen, an die Zwietracht und den Widersinn seiner Zeiten erinnern; doch sollten noch verderblichere kommen. Für sein Haus hat keine der glänzenden Erwerbungen, um derentwillen er so großen Haß auf sich geladen, Früchte getragen; Tyrol, Brandenburg und Holland sind binnen einem Jahrhundert seinen Nachkommen entfremdet und Baiern selbst, dessen Wiedervereinigung er so hoch anschlug, ist in langen und traurigen Theilungen und Bruderzwisten von Neuem zerrissen worden. So wenig glücklich war Ludwig der Baier, wie im Leben, so in der Aussaat."

## IX.

## Kaiser Karl IV.

(1347—1378.)

Auch nach dem Tode Ludwigs von Baiern wurde Karl IV. nicht sogleich allgemein als König anerkannt; der Kampf der Parteien dauerte vielmehr noch eine Zeit lang fort. Hauptsächlich waren die Städte, die als treue Anhänger Ludwigs ihm wie dem Papste getrotzt, aus Besorgniß für ihre Freiheiten seine entschiedenen Gegner. Dies ermuthigte die baierischen Fürsten, die sich mit dem Verluste der unter Ludwig errungenen Vortheile bedroht sahen, eine neue Königswahl in Anregung zu bringen, und da sie selbst über zwei Kurstimmen, die brandenburgische und die pfälzische, verfügten und überdies der Herzog von Sachsen-Lauenburg, sowie der von Clemens VI. wegen offener Feindschaft gegen die Kirche abgesetzte Mainzer Erzbischof, Heinrich von Vierneburg, auf ihrer Seite standen, wurde in der That auf einer von dem Letzteren veranstalteten Versammlung zu Oberlahnstein am 7. Januar 1348 Eduard III. von England, als der Schwager und frühere Bundesgenosse Ludwigs, zum König gewählt.

Eduard war zwar anfangs nicht abgeneigt, die Wahl anzunehmen, da sie ihm die Unterstützung Deutschlands in seinem Kriege gegen Frankreich in Aussicht stellte; allein die von seinen Baronen

erhobenen Bedenken und das Anerbieten Karls, ihn in der Geltendmachung der Ansprüche seiner Gemahlin Philippa auf das Erbe ihres Vaters, des Grafen von Hennegau, zu unterstützen, bewogen ihn, die ihm angebotene Krone auszuschlagen.

Unterdessen hatte Karl IV. auch nach andern Seiten hin mit Umsicht und Geschick für die Befestigung seines Königthums gewirkt. Nichts erinnerte in ihm an den ritterlichen Sinn seines Großvaters oder an die abenteuerliche Kampflust seines Vaters: ganz ein Fürst im Sinne der neuen Zeit, suchte er den Widerstand gegen seine Herrschaft auf dem Wege klug angelegter Unterhandlungen zu bewältigen. Am französischen Hofe erzogen, wohin ihn König Johann in seinem siebenten Jahre gebracht, weil die Vorliebe der Böhmen für den jungen Prinzen ihn mit Argwohn erfüllt hatte, und schon im Alter von sechzehn Jahren von seinem Vater mitten in die Wirren Italiens und die Ränke der dortigen Parteien gestellt, hatte er frühe die Kunst erlernt, Menschen und Verhältnisse richtig zu beurtheilen, seine Zwecke nach den Umständen und den ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu beschränken und mit kluger Besonnenheit zu handeln. So gelang es ihm auch jetzt, die Städte durch die Bestätigung ihrer Freiheiten und durch die ausgedehntesten Zusagen für sich zu gewinnen und durch die Verlobung seiner Tochter mit Herzog Albrechts minderjährigem Sohne Rudolf die Macht Oesterreichs auf seine Seite zu ziehen. Auf Schwaben konnte er mit Sicherheit zählen, da Graf Eberhard von Württemberg sich für ihn erklärt hatte.

Auch zu einem direkten Angriff auf die Macht des Wittelsbachischen Hauses bot sich Karl IV. eine erwünschte Gelegenheit dar. In Brandenburg war nämlich ein Mann aufgetreten, der sich für den im Jahre 1319 verstorbenen Grafen Waldemar (s. S. 349) ausgab, indem er behauptete, ein Anderer sei an seiner Stelle zum Schein begraben worden, während er selbst, von Gewissensunruhe getrieben, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande gemacht; von dort sei er zurückgekehrt, um sein Land von dem Druck der Fremdherrschaft zu befreien. Wahrscheinlich hatten die Fürsten von Anhalt, welche als Anverwandte Waldemars auf die Marken Anspruch erhoben hatten und gegen den Markgrafen Ludwig wegen der Vereitelung ihrer Hoffnungen unversöhnlichen Groll hegten, diesem Manne, der mit Waldemar eine große Aehnlichkeit hatte und ein Müller aus der Gegend von Zerbst gewesen sein soll, seine Rolle eingeübt, und er wußte dieselbe so vortrefflich zu spielen, daß er, als er im August 1348 nach längerem Aufenthalte an dem Hofe des Erzbischofs von Magdeburg in den Marken erschien, von der gegen die baierische Herrschaft längst aufgereizten Bevölkerung als der wirkliche Waldemar anerkannt und als solcher mit Jubel em-

pfangen wurde. Bald hatte der Markgraf Ludwig in den Marken, außer einem kleinen Theile des Adels, nur noch die Städte Spandau, Briezen (daher Treuenbriezen genannt) und Frankfurt auf seiner Seite. Während er in dieser letzteren Stadt von dem angeblichen Waldemar belagert wurde, kam Karl IV. selbst in dessen Lager bei Heinrichsdorf und ertheilte ihm, nachdem er ihn auf das Zeugniß der anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten als den wahren Waldemar anerkannt, die Belehnung mit Brandenburg. Ludwig nöthigte jedoch durch seinen beharrlichen Widerstand seinen Gegner zur Aufhebung der Belagerung von Frankfurt und sicherte sich dadurch den Besitz der Neumark; auch gelang es ihm, einen Theil des verlorenen Gebietes zurückzuerobern.

Unterdessen hatte die baierische Partei ihre Bemühungen zum Sturze Karls durch die Wahl eines Gegenkönigs mit verdoppeltem Eifer fortgesetzt. Nachdem der Markgraf Friedrich von Meißen, der Schwager Ludwigs von Brandenburg, theils wegen Kränklichkeit, theils durch Karls Gold gewonnen, die Krone ausgeschlagen, fiel ihre Wahl auf den Grafen Günther von Schwarzburg, einen tapferen, ritterlichen Fürsten, der jedoch die Annahme der Krone an die Bedingung knüpfte, daß die Kurfürsten erklärten: Karl von Böhmen sei einstimmig oder doch von der Mehrzahl verworfen, ihn aber wollten sie ohne Bestechung erwählen und berufen. Nachdem er hierüber die bündigsten Versicherungen erhalten, wurde er am 30. Januar 1349 zu Frankfurt von den Fürsten der baierischen Partei zum König gewählt. Der Ruf seiner Kriegstüchtigkeit, sowie seine in glücklichen Kämpfen erworbenen Reichthümer und endlich auch die Bemühungen seiner Anhänger, die ihm jedweden Beistand zugesagt, führten ihm zahlreiche kriegslustige Schaaren zu, mit welchen er zum Kampfe gegen Karl ausrückte. Mit welcher Siegeszuversicht er dem Entscheid der Waffen entgegensah, bewies er dadurch, daß er, als Karl Kastel bei Mainz zum Sammelplatz seiner Schaaren bestimmt hatte, an demselben Orte ein Turnier veranstaltete. Aber so sehr er auch seinem Gegner an Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit überlegen sein mochte, an Staatsklugheit war er demselben nicht gewachsen. Noch bevor es zum Kampfe kam, hatte Karl durch geschickt angeknüpfte Verbindungen mit der Gegenpartei den Boden untergraben, auf welchem Günther stand. Da seine Gemahlin Blanka, die Tochter Karls IV. von Frankreich, bereits im Jahre 1346 gestorben war, bot er, um den Pfalzgrafen Rudolf auf seine Seite zu ziehen, dessen Tochter Anna seine Hand an, und nachdem Rudolf dadurch für ihn gewonnen, war es ihm ein Leichtes, auch mit den übrigen baierischen Fürsten eine Aussöhnung anzubahnen, so daß sich Günther bald von den meisten seiner Anhänger verlassen sah. Dennoch war er entschlossen, den Kampf um

die Krone zu wagen, und zog zu diesem Ende seine Streitkräfte in der Nähe von Eltville zusammen. Hier überfiel ihn jedoch plötzlich eine schwere Krankheit, wahrscheinlich die damals in ganz Europa herrschende Pest, so daß er sich genöthigt sah, sich mit Karl zu vertragen. Nachdem er zu dessen Gunsten gegen eine Abfindungssumme von 20,000 Mark Silber seinen Ansprüchen auf die deutsche Krone entsagt, ließ er sich nach Frankfurt bringen, wo er am 14. Juni 1349 seiner Krankheit erlag. Viele schrieben seinen Tod einer vergifteten Arznei zu, die ihm ein berühmter Frankfurter Arzt, Freidank, auf Karls Betrieb gereicht habe; aber dieses vollständig unverbürgte Gerücht findet eben so wenig in der Gemüthsart Karls und in seinen sonstigen Handlungen irgend welchen Anknüpfungspunkt, als es mit der notorischen Ehrenhaftigkeit des „Meisters" Freidank in Einklang zu bringen ist. Karl ließ seinem versöhnten Gegner ein königliches Leichenbegängniß halten und folgte selbst mit allen anwesenden Fürsten der von zwanzig Reichsgrafen getragenen Bahre.

Obgleich Karl in Folge seiner Aussöhnung mit den Wählern Günthers nach dessen Tod unbestrittener König war, ließ er sich doch noch einmal zu Frankfurt von sämmtlichen Kurfürsten wählen und zu Aachen krönen, worauf ein vollständiger Ausgleich mit Ludwig von Brandenburg zu Stande kam. In demselben leistete Ludwig zu Gunsten Böhmens auf die zu Brandenburg gehörige Lausitz Verzicht, wogegen Karl allen Ansprüchen auf Tyrol entsagte, die nachträgliche Genehmigung des Papstes für die Ehescheidung Margaretha's und ihre Verbindung mit Ludwig, sowie die Lösung des über Beide ausgesprochenen Bannes zu erwirken versprach, seine Hand von dem falschen Waldemar abzog und Ludwig in dem Besitze der Marken bestätigte. Indessen zeigten die Brandenburger eine so feste Anhänglichkeit an den Mann, der ihnen das Glück der askanischen Zeiten zurückzubringen verheißen, daß Ludwig gegen sie die Waffen ergreifen mußte. Noch ehe es ihm gelungen, seinen Gegner vollständig aus Brandenburg zu vertreiben, vertauschte er, zur Abrundung seiner Besitzungen, die Marken an seine beiden jüngeren Brüder, Ludwig den Römer — so genannt, weil er zur Zeit der Kaiserkrönung Ludwigs von Baiern in Rom geboren war — und Otto, gegen Oberbaiern (1351). Erst vier Jahre später verließ der angebliche Waldemar, vollständig besiegt, die Marken, um sich nach Dessau zurückzuziehen, wo er bis an seinen Tod von den anhaltischen Fürsten als wirklicher Markgraf behandelt wurde.

Obgleich Karl IV. nicht im Geringsten daran dachte, in die Angelegenheiten Italiens in ähnlicher Weise einzugreifen, wie dies sein Vater und sein Großvater gethan, bewog ihn doch der Wunsch,

sein Ansehen durch den Glanz der Kaiserkrone erhöht zu sehen, im Jahre 1354, nur von einem kleinen Gefolge begleitet, zum Empfang derselben seinen Römerzug anzutreten. In Oberitalien, wo eben zwischen den Visconti, die durch kluge Benutzung der Umstände eine selbst über die Grenzen der Lombardei sich erstreckende Macht erlangt hatten, und ihren zu dem „venetianischen Bunde" vereinigten Gegnern ein offener, durch Söldnerschaaren geführter Krieg entbrannt war, suchte er den Frieden zu Gunsten der Ersteren herzustellen, die ihn durch bedeutende Geldsummen auf ihre Seite gezogen; doch konnte er die Verbündeten nur zu einem Waffenstillstand bewegen.

Nachdem Karl am 4. Januar 1355 zu Mailand in der Kirche des hl. Ambrosius die eiserne Krone Lombardiens empfangen und die Florentiner ihm für die Zusage, daß er weder ihre Stadt noch einen andern florentinischen Ort betreten werde, unter Anerkennung seiner Oberhoheit 100,000 Goldgulden gezahlt, setzte er seinen Zug ohne weitere Unterbrechung bis Rom fort, das er am 1. April erreichte. Nach einem feierlichen Einzug in die Stadt empfing er am 6. April 1355 aus den Händen des Kardinalbischofs von Ostia die Kaiserkrone. Seinem dem Papst Innocenz VI., dem Nachfolger Clemens' VI. (seit 1352) gegebenen Versprechen gemäß, verließ er noch an dem nämlichen Tage Rom, um nach einem kurzen Aufenthalte in Pisa den Rückweg über die Alpen anzutreten.

Nach seiner Rückkehr aus Italien war Karls nächste Sorge darauf gerichtet, durch eine gesetzliche Feststellung alles dessen, was auf die Königswahl Bezug hatte, den vielfachen Verwirrungen und Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, zu welchen dieselbe bis dahin so häufig Veranlassung gegeben. Zu diesem Zwecke wurden im Jahre 1356 zwei Reichstage, zu Nürnberg (im Januar) und zu Metz (im Dezember), abgehalten, deren Ergebniß der Erlaß eines neuen Reichsgesetzes war, das von der das Reichssiegel einschließenden goldenen Kapsel — Bulla — den Namen der goldenen Bulle erhalten hat. In dieser wichtigen Urkunde wurde die Berechtigung zur Führung der sieben Wahlstimmen den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, dem König von Böhmen, dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem Herzog von Sachsen-Wittenberg und dem Markgrafen von Brandenburg unter Bestätigung der mit denselben verbundenen Erzämter zuerkannt, mit der Bestimmung, daß die Kurstimme mit dem untheilbaren Kurlande verbunden bleiben und bei den weltlichen Fürsten nach dem Rechte der Erstgeburt forterben solle. Dem Erzbischof von Mainz wurde die Verpflichtung auferlegt, bei eingetretener Erledigung des Thrones binnen Monatsfrist die Kurfürsten zur neuen Königswahl nach Frankfurt zu berufen, wo sich dieselben entweder persönlich einfinden

oder durch Bevollmächtigte vertreten lassen sollten. Die Wahl sollte durch Stimmenmehrheit erfolgen und der Gewählte zu Aachen durch den Erzbischof von Köln gekrönt werden. Während der Dauer der Thronerledigung sollte der Kurfürst von der Pfalz in den südlichen Theilen des Reiches und der Kurfürst von Sachsen in den nördlichen die Reichsverwaltung führen.

Außer den Bestimmungen über die Ausübung des Wahlrechtes und die damit verbundenen Pflichten enthält die goldene Bulle auch über das gesammte Ceremoniel der Wahl und Krönung, über die Kleidung, die Feierlichkeiten, die Rangverhältnisse u. s. w., eine Reihe äußerst genauer und eingehender Verfügungen, in denen sich Karls Hang zu äußerem Prunk zu erkennen gab.

So wohlthätig auch die goldene Bulle für die Aufrechthaltung des Friedens bei den Königswahlen wirkte, wurde sie doch verhängnißvoll für Deutschlands Zukunft durch die großen Vorrechte, die sie den Kurfürsten zuerkannte. Außer den Regalien der Bergwerke, der Münze und der Zölle wurde ihnen für ihre Territorien volle Gerichtsbarkeit zugesprochen, so daß keiner ihrer Unterthanen vor ein anderes Gericht gezogen und an das kaiserliche Gericht nur in dem Falle appellirt werden konnte, in welchem dem Klagenden sein Recht verweigert wurde. Vergehungen gegen die Kurfürsten wurden für Majestätsverbrechen erklärt und mit den gleichen Strafen belegt, wie die gegen den Kaiser selbst. Durch diese Bestimmungen wurde die Landeshoheit der Kurfürsten und damit das Erlöschen der königlichen Gewalt in ihren Territorien förmlich anerkannt. Die große Bevorzugung der Kurfürsten aber, durch welche Karl dieselben dauernd an sich und sein Haus zu ketten hoffte, riß auch die übrigen Fürsten zu dem Streben nach gleicher Erweiterung ihrer Rechte und Befugnisse hin, zu welcher sie sich durch Willfährigkeit gegen Karls Pläne den Weg zu bahnen suchten, und so wurde die goldene Bulle die Quelle der unseligen deutschen Vielherrschaft. Da in Folge dieser durchgreifenden Veränderungen in der deutschen Reichsverfassung die Macht des Reichsoberhauptes sich kaum mehr über die Grenzen seiner eigenen Territorien hinaus erstreckte, blieb den kleineren Ständen, der Ritterschaft und den Städten, kein anderer Ausweg übrig, als sich, nach dem Vorgange des rheinischen Städtebundes und anderer ähnlicher Verbindungen, durch Bündnisse gegen die drohende Gefahr zu schützen, den größten Theil ihrer Selbstständigkeit an die mächtig um sich greifenden Fürsten zu verlieren.

Da die goldene Bulle mit keinem Worte des Verhältnisses der Reichsgewalt zu der Kirche erwähnte und die Antwort Karls auf die darüber von Innocenz VI. ausgesprochene Mißbilligung die Absicht zu verrathen schien, in der für nothwendig erklärten Reform

des deutschen Klerus eigenmächtig vorzugehen, lag die Gefahr eines neuen Zerwürfnisses zwischen der Reichsgewalt und dem päpstlichen Stuhle nahe. Diese Gefahr wurde jedoch durch die von Innocenz VI. an Karl gerichteten Vorstellungen abgewendet, die denselben bewogen, sich jedes Eingriffs in die Rechte der Kirche zu enthalten.

Eine weit größere und angestrengtere Sorgfalt, als auf das Wohl des Reiches, verwendete Karl auf die Erweiterung seiner Hausmacht und das Gedeihen seiner Besitzungen, besonders Böhmens, weßhalb ihn auch Kaiser Maximilian I. „Böhmens Vater und des heiligen römischen Reiches Erzstiefvater" nennt. Nach dem Tode seines Schwiegervaters Rudolf von der Pfalz vereinigte er, obgleich seine Gemahlin Anna bereits gestorben und die Pfalz ein Mannslehen war, die Oberpfalz mit Böhmen; auch bewirkte er durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, der allein von allen schlesischen Herzogen von Böhmen unabhängig geblieben, den Heimfall dieser beiden Fürstenthümer an sein Haus. Seine bedeutendste Erwerbung war jedoch die von **Brandenburg**. Nachdem er bei Gelegenheit eines in dem Wittelsbachischen Hause ausgebrochenen Zwistes von den kinderlosen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto den Abschluß eines Vertrags zu erlangen gewußt, in welchem sie ihm die Nachfolge in den Marken zusicherten, zwang er nach dem Tode des Ersteren den schwachen und unthätigen Otto, welcher, fremden Einflüssen hingegeben, sich von dem geschlossenen Vertrage loszumachen suchte, durch Waffengewalt, ihm noch bei seinen Lebzeiten das Land gegen ein Jahrgehalt abzutreten. Da zu jener Zeit auch die Herzoge von Mecklenburg Lehensträger Brandenburgs waren, so erstreckte sich die unmittelbare Herrschaft Karls IV. im Osten Deutschlands über alle germanisirten Länder der Slaven von der Donau bis zu der Meeresküste.

Alle diese Länder hob Karl durch weise Einrichtungen zu hoher Blüthe. Der bevorzugte Gegenstand seiner Regententhätigkeit und wahrhaft väterlichen Fürsorge blieb jedoch Böhmen, das er in völlig zerrüttetem Zustande, gänzlich verarmt und durch innere Kämpfe erschöpft, überkommen hatte und als ein dicht bevölkertes, reiches und glückliches Land zurückließ. Um den inneren Frieden dauernd herzustellen, brach er selbst die Burgen, von denen aus das Land und die Heerstraßen durch Räubereien unsicher gemacht wurden, und saß Tage lang unermüdlich zu Gericht vor den Thoren der Schlösser und auf den Märkten der Städte. Ein neues Gesetzbuch, die Majestas Carolina, sollte den Böhmen auch für die Zukunft den Segen einer ähnlichen Gerechtigkeitspflege sichern. Alles, was Karl während seiner bewegten Jugend in den verschiedenen Ländern Europa's Gutes gesehen, suchte er nach Böhmen zu verpflanzen.

Zur Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels und Verkehrs traf er die zweckmäßigsten und umfassendsten Anordnungen. Neue Städte und Dörfer wurden angelegt und mit Ansiedlern besetzt, Flüsse schiffbar gemacht, in der Landwirthschaft Verbesserungen eingeführt, bei Melnik Reben aus Burgund angepflanzt und sorgsam gepflegt und zur Verfertigung kostbarer Stoffe sogar Mohammedaner aus dem fernen Morgenlande nach Prag berufen. Damit Böhmen auch eine Heimstätte der Wissenschaft werde, gründete Karl, der selbst eine für seine Zeit glänzende Bildung besaß, zu Prag im Jahre 1348 nach dem Muster der Pariser Universität die erste deutsche Hochschule und fand seine Freude daran, den Disputationen beizuwohnen und Lehrer und Lernende durch Wort und That zu erhöhtem Streben aufzumuntern. Seine Bemühungen hatten einen so glänzenden Erfolg, daß schon während seines Lebens die Zahl der in Prag Studierenden auf 5000 stieg.

Wie die Wissenschaft, so erfreute sich auch die Kunst der besonderen Fürsorge Karls. Von zahlreichen Künstlern unterstützt, die er aus fremden Ländern an seinen Hof berufen und zu einer Bruderschaft vereinigt hatte, schmückte er Böhmen mit einer großen Anzahl herrlicher Kirchen und Paläste, von denen die ersteren mit werthvollen Reliquien, frommen Schenkungen und Stiftungen reichlich bedacht wurden, und erweiterte Prag durch die Anlage der Neustadt (Karlsstadt) und der Kleinseite.

Auch die staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens wurden durch Karl neu geordnet und dessen alte Privilegien dem Reiche gegenüber bestätigt. Das Recht der freien Königswahl erfuhr insofern eine Beschränkung, als dasselbe nur nach dem völligen Aussterben des regierenden Hauses Geltung haben sollte. Die Markgrafschaft Mähren übertrug Karl seinem Bruder Johann als erbliches Lehen der Krone Böhmen, unter der Bedingung, daß er und seine Nachkommen keine Ansprüche auf die Erbfolge in Böhmen erheben würden, so lange Karls direkter Mannsstamm fortblühe.

Karl IV. starb am 20. November 1378, nachdem er seinem ältesten, von den deutschen Fürsten zu seinem Nachfolger ernannten Sohne Wenzel Böhmen und Schlesien, dem zweiten, Sigismund, die Mark Brandenburg und dem dritten, Johann, die Lausitz übertragen hatte.

## X.

# Das Elend der Zeiten in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.

Schon während der Regierung Ludwigs von Baiern war Europa durch eine Reihe ungewöhnlicher, von den verheerendsten Folgen begleiteter Naturerscheinungen schwer heimgesucht worden. Im Spätsommer des Jahres 1338 hatten ungeheure Heuschreckenschwärme, die nach den Worten eines Zeitgenossen „die Sonne verfinsterten“, in Ungarn und Polen, sowie in dem ganzen Osten von Deutschland in Gärten, auf Feldern und Wiesen und in den Wäldern alle Saaten und alles Grün vollständig aufgezehrt. Dann war in Folge mehrerer nassen und kalten Sommer eine Reihe von Mißjahren gekommen, welche die fruchtbarsten Länder in das Elend der grauenvollsten Hungersnoth gestürzt, während zu der gleichen Zeit andere Gegenden durch verheerende Erdbeben heimgesucht worden waren.

Noch schlimmere Zeiten kamen für Europa während der Regierung Karls IV. Nachdem im Januar 1348 ein großes und allgemeines Erdbeben in verschiedenen Gegenden Europa's furchtbare Verwüstungen angerichtet, bei welchen viele Tausende von Menschen unter den Trümmern einstürzender Burgen, Kirchen und Wohnhäuser begraben wurden, herrschten das ganze Jahr hindurch in dem größten Theile von Europa die ungewöhnlichsten Witterungsverhältnisse. So lag über Griechenland Monate lang ein dicker, schwerer Nebel, während England vom Juni bis zum Dezember durch beinahe unausgesetzte Regengüsse überschwemmt wurde; auch wiederholten sich die Erdstöße zu verschiedenen Malen mit mehr oder weniger großer Heftigkeit. Kaum hatte man begonnen, nach allen diesen Schrecknissen wieder freier aufzuathmen, als im Frühling 1349 eine furchtbare Pest ausbrach, die, durch genuesische Schiffe aus dem Morgenlande eingeschleppt, zuerst in den italienischen und französischen Seestädten wüthete, bald aber sich mit rasender Schnelligkeit über alle Länder Europa's verbreitete und überall, durch das vorausgegangene Elend begünstigt, die schreckenvollsten Verheerungen anrichtete.

Die Krankheit, zu deren Bekämpfung sich alle Kunst der Aerzte als unzulänglich erwies, zeigte sich zuerst durch Beulen von der Größe eines Eies, die sich bald über den ganzen Körper verbreiteten, dann aber durch gelbe oder schwarze Flecken, weßhalb sie den Namen des schwarzen Todes erhielt. Die von derselben Befallenen starben gewöhnlich am ersten Tage, oft schon nach wenigen

Stunden, und so unaufhaltsam pflanzte sich das Gift fort, daß oft alle Bewohner eines Hauses, ja selbst die Hausthiere hinter dem zuerst Angesteckten dahinstarben. Von Todesangst ergriffen, mieden und flohen Nachbarn, Freunde und Verwandte einander; ja selbst Eltern verließen ihre sterbenden Kinder: nur die Mönche hielten aus als Pfleger und Tröster der Erkrankten und starben zu Hunderttausenden als Opfer ihrer Nächstenliebe. Von den Minoriten allein wurden über 120,000 von der Seuche hinweggerafft. Alle Todtengebräuche und Leichenfeierlichkeiten hörten auf: die Todten wurden auf Karren fortgeführt und zu Hunderten in große Gruben geworfen. Ganze Flecken und Dörfer waren verödet. An einzelnen Orten zählte man auf hundert Einwohner nur zehn, an anderen sogar nur fünf Ueberlebende. In Genua starben 400,000, im Königreich Sicilien 530,000, in Wien an Einem Tage 1200 Personen; in Tyrol soll kaum der sechste Theil der Bevölkerung übrig geblieben sein. Im Ganzen berechnet man die Opfer der Seuche auf zwei Fünftheile der Gesammtbevölkerung Europa's.

Das verzweifelnde Volk nahm endlich, um den Zorn Gottes zu versöhnen, seine Zuflucht zu ungewöhnlichen Bußübungen, und so lebte die bereits im vorhergehenden Jahrhundert bei einer ähnlichen Noth entstandene Schwärmerei der Geißler oder Flagellanten wieder auf, welche zu förmlichen Geißlergesellschaften zusammentraten und durch die Behauptung, daß nach einem vom Himmel gefallenen Briefe Niemand von seinen Sünden befreit werden könne, der nicht einen Monat lang an ihren Bußübungen Theil genommen, die Massen fortrissen. Mit Kruzifixen und Fahnen und mit rothen Kreuzen auf den Hüten, auf der Brust und auf dem Rücken, zogen sie in großen Schaaren unter dem Absingen von Bußliedern von Stadt zu Stadt, legten in der Kirche ihre Oberkleider ab und gingen in Prozession um den Kirchhof, wobei sie sich unter fortgesetztem Singen mit ihren Geißeln zu beiden Seiten über die Achseln schlugen, bis das Blut über die Schultern floß.

In der alle Begriffe übersteigenden Verwirrung, die sich der Gemüther bemächtigt hatte, artete das Geißlerwesen mehr und mehr aus. Mit dem Geiste der Zerknirschung und schwärmerischer Andacht mischte sich bei den Flagellanten geistige Ueberhebung, und die Ausschweifungen, in welche einzelne Geißlerbanden verfielen, begannen sogar die öffentliche Sicherheit und die bürgerliche Ordnung zu gefährden. Clemens VI. gab daher den Bischöfen von Deutschland, Polen, Schweden, England und Frankreich Befehl, dem Geißlerunwesen auf das Nachdrücklichste entgegenzutreten; doch verschwand dasselbe erst nach und nach.

Aber noch blieb ein anderer schlimmer Wahn zu bekämpfen.

Viele schrieben das Entstehen und die allgemeine Verbreitung der Pest den Juden zu, die in ihrem Hasse gegen das Christenthum die Brunnen und Flüsse vergiftet oder gar die Luft durch Zaubersprüche und ausgeworfenen Samen verpestet haben sollten. Diese Gerüchte entflammten besonders in Deutschland aufs Neue den unter dem Volke tief eingewurzelten Judenhaß, dessen Grund hauptsächlich in dem drückenden Uebergewichte lag, das die Juden vermittelst ihrer Reichthümer und der dadurch erkauften Fürstengunst erlangt hatten, und so entbrannte eine allgemeine blutige Judenverfolgung, die, von den Ufern des Genfersees ausgehend und von der allgemeinen Lockerung bürgerlicher Bande begünstigt, sich rasch über die Schweiz und die deutschen Rheinlande verbreitete. In Bern, Basel, Freiburg und Straßburg mußte der Rath, nachdem er vergebens die Verfolgten zu schützen gesucht, dem Volkswillen nachgeben und die dort ansässigen Juden einkerkern lassen. Vielen wurden durch Folterqualen Geständnisse entrissen, in Folge deren sie den Scheiterhaufen besteigen mußten; die andern wurden vertrieben, fielen jedoch zum großen Theile dem erbitterten Volke in die Hände, das sie zu Tode marterte oder in Sümpfen erstickte.

In Speier, Worms, Oppenheim und Mainz vergruben viele Juden auf die Kunde von diesen Vorgängen ihre Schätze und verbrannten sich selbst in ihren Häusern; die andern wurden von dem Volke erschlagen und ihre Leichen in den Rhein geworfen. In Frankfurt entstand bei der Plünderung des Judenquartiers eine Feuersbrunst, durch welche der größte Theil der Stadt zerstört wurde. Um der Verfolgung zu entgehen, ließen manche Juden sich taufen; doch hatten auch sie meist ein trauriges Loos, da zahlreiche Verbrecher, um die verdiente Strafe von sich abzulenken, unter der Folter die Aussage machten, sie seien von getauften Juden zur Vergiftung der Brunnen gedungen und durch gewisse über sie ausgesprochene Zauberworte in eine Art blutgierigen Wahnsinns versetzt worden. Die Bemühungen einzelner Fürsten, wie Ruprechts von der Pfalz, Herzog Albrechts von Oesterreich u. a., sowie vieler städtischen Obrigkeiten zu Gunsten der Verfolgten dienten nur dazu, die Wuth des bethörten Volkes zu erhöhen, da dasselbe in dem Wahne befangen war, sie wollten um des Geldes willen die Frevler an der Christenheit der gerechten Strafe entziehen.

Weit nachdrücklicher noch, als die weltlichen Obrigkeiten, nahm sich der Papst der verfolgten Juden an, wie überhaupt die Kirche zu allen Zeiten sie vor jeglicher Unbill zu schützen bemüht gewesen ist. Clemens VI. suchte in einem öffentlichen Erlaß die Ungereimtheit der Beschuldigung, daß die Juden durch Vergiftung der Brunnen die Pest hervorgerufen, durch den Hinweis auf den Umstand anschaulich zu machen, daß die Krankheit ebensowohl Juden als

Christen hinraffe und auch solche Gegenden, in welchen gar keine Juden wohnten, mit ihren Verheerungen heimsuche, und ließ zugleich an die Erzbischöfe, Bischöfe und alle geistlichen Obrigkeiten die Aufforderung ergehen, dem Volke in den Kirchen das päpstliche Verbot der Judenverfolgung zu verkündigen und die Ungehorsamen mit der Strafe des Bannes zu belegen. Aber selbst diese Maßregel vermochte nicht dem Wüthen des Volkes gegen die Juden sofort Einhalt zu thun; erst mit dem Erlöschen der Pest (1350) hörte allmählich die Judenverfolgung auf.

## XI.

## Die Vehmgerichte.

Der Verfall der Rechtspflege in Deutschland und die Schwierigkeit, bei dem immer mehr überhandnehmenden Faustrechte die richterlichen Sprüche zur Vollstreckung zu bringen, gab im dreizehnten Jahrhundert Veranlassung zu der Ausbildung der sogenannten Vehmgerichte[1]), auch heimliche oder westfälische Gerichte genannt, deren Hauptwirksamkeit jedoch erst in das vierzehnte Jahrhundert fällt. Das Dunkel, in welches sie gehüllt waren; der gerechte Schrecken, den sie im Mittelalter verbreiteten; die Scheu, die alles einflößte, was auf sie Bezug hatte; die Phantasie, welche das theilweise in Geheimniß Gehüllte gern ins Schauerlichste und Unheimlichste ausmalte — dies Alles hat, unterstützt durch den Mangel an genügenden urkundlichen Nachrichten, zu den irrigsten Ansichten und Vorstellungen über diese Gerichte Veranlassung gegeben. In tiefer Nacht sollen die Vehmrichter an unzugänglichen Orten, in schauerlichen Wäldern oder in tiefen Gewölben, sich versammelt, vermummt ihre Urtheile gefällt und vollzogen, ohne Ankläger rein inquisitorisch verfahren, durch Folterqualen Geständnisse erzwungen, die Angeklagten in schwerer Haft gehalten und — auf kein Gesetz, keine Reichssatzung gestützt — eigenmächtig durch einen schauerlichen Bund sich ihre Berechtigung selbst gegeben haben.

Alle diese Vorstellungen entbehren vollständig der Begründung. Allerdings waren die Vehmgerichte bis auf einen gewissen Grad in Dunkel und Geheimniß gehüllt; allerdings wirkten sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mit beinahe unwiderstehlicher Ge-

---

1) Ueber den Ursprung und die eigentliche Bedeutung des Namens Vehme oder Veme (auch Fehme oder Feme) haben sich verschiedene Ansichten geltend zu machen gesucht. Am meisten hat wohl die Meinung Grimms für sich, nach welcher Veme einfach Ding — Gericht — bedeutet.

walt und furchtbarer Strenge, indem sie, als die Rächer der verletzten Religion, der verletzten Treue und des verletzten Rechtes, die Schuldigbefundenen mit der höchsten Strafe, dem Tode, belegten. Allein nie gebrauchten sie die Folter, sondern richteten nach altherkömmlicher Weise auf freier Männer Eid oder auf freies Geständniß. Nie ließen sie Gefangene in Haft schmachten; denn wenn der Geladene erschien, so wurde ihm an demselben Tage das Urtheil gesprochen, und er ging entweder nach erwiesener Unschuld frei wieder weg, oder er wurde als Verurtheilter ohne vorausgegangene Todesqualen sofort an dem nächsten Baume aufgehängt. Nie richtete die Vehme in Gewölben oder an andern verborgenen Orten, nie bei Nacht, sondern unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, an den allbekannten germanischen Mahlstätten. Nie machte sie ein eigentliches Geheimniß daraus, wer zu ihr gehöre; denn es war eine Ehre und ein allgemein gesuchter Schutz und Schirm, Schöffe der „heimlichen, beschlossenen Acht" zu sein. Freischöffe konnte jeder freie Deutsche werden, dessen Ehrenhaftigkeit durch mehrere anderen Schöffen bezeugt und verbürgt wurde; der ausschließliche Sitz der Vehmgerichte war jedoch Westfalen: nur auf der „rothen Erde" — wie der Boden Westfalens in der Sprache des Gerichts aus unbekannten Gründen genannt wurde — gab es sogenannte Freistühle.

Die westfälischen Vehmgerichte waren nichts Anderes als kaiserliche Landgerichte und schrieben selbst ihren Ursprung Karl dem Großen zu. Dieser, so besagen ihre Urkunden, habe sie auf den Rath des Papstes Leo eingesetzt, besonders um die überwundenen Sachsen durch ein strenges und mächtiges kaiserliches Gericht im Gehorsam und hauptsächlich in der Treue an die neu angenommene Religion zu erhalten. Einen historischen Faden hat diese Entstehungsgeschichte der Vehmgerichte allerdings; allein in der Hauptsache ist sie eben nur Sage, wie ja so Manches in sagenhafter Anknüpfung an den Helden Karl im Glauben des Volkes festwurzelte und Jahrhunderte lang fortlebte.

Als nach der karolingischen Zeit die alte Gauverfassung sich allmählich auflöste und die Gewalt, welche die Grafen als kaiserliche Richter ausgeübt, in ein erbliches Recht und in Landeshoheit überzugehen anfing, verloren die Freien, indem sie aufhörten, unmittelbar unter Kaiser und Reich zu stehen, mit andern angestammten Rechten auch die Befugniß, an den kaiserlichen Gerichten Theil zu nehmen. Nur in Westfalen und in einigen angrenzenden Ländern erhielten sich viele freie Grundbesitzer, welche noch lange Zeit mit ihrer Unmittelbarkeit unter Kaiser und Reich und ihrer freien Gemeindeverfassung auch ihr altgermanisches Gericht behielten. Der Richter, der als Vorsitzender die Gerichtsverhandlungen leitete, galt

hier immer noch als kaiserlicher Beamter, als der alte karolingische Graf, und führte, als Richter der Freigebliebenen, den Namen Freigraf, wie die Schöffen Freischöffen genannt wurden. Selbst nachdem es auch in Westfalen bei der immer weiter um sich greifenden Territorialgewalt den Territorialherren gelungen war, die innerhalb ihrer Gebiete liegenden Gerichtsbezirke der Freigrafen, die sogenannten Freigrafschaften, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu sich zu bringen und mit der Grafschaft selbst als sogenannte Stuhlherren (Gerichtsherren) von dem Kaiser erblich belehnt zu werden, behielten die westfälischen Freien ihr altes Gericht, das sie sich, besonders durch den Kurfürsten von Köln als obersten Stuhlherrn unterstützt, als kaiserliches Gericht mit allen einem solchen zukommenden Auszeichnungen und Rechten zu erhalten wußten.

In ihrer Eigenschaft als kaiserliche Gerichte hielten sich diese Freigerichte für berechtigt und verpflichtet, ihr Anklagerecht und ihre Gerichtsbarkeit auch auf Verbrechen, welche außerhalb ihres Gerichtssprengels und von Solchen verübt wurden, die an sich nicht vor ihr Gericht gehörten, in dem Falle auszudehnen, wo der ordentliche Richter nicht im Stande war, des Schuldigen mächtig zu werden, oder den guten Willen hierzu nicht hatte, ein Fall, der in jenen Zeiten der Verwirrung und des Trotzes gegen jedes Recht und Gericht unzählige Male vorkam.

Aus diesen Freigerichten sind die Vehmgerichte hervorgegangen; doch läßt sich aus den der Geschichtsforschung zu Gebote stehenden Urkunden weder über die spezielle Veranlassung zu dieser Umgestaltung noch über die Art, auf welche sich dieselbe vollzogen, etwas Bestimmtes nachweisen.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert war die peinliche Gerechtigkeitspflege eine äußerst schwierige; denn in den meisten Fällen stellte sich der Angeklagte nicht, und bei den vielen kleinen Territorien, die einander durchschnitten und deren Inhaber häufig untereinander oder mit dem Kaiser im Kampfe lagen, bei dem Mangel aller Polizei und bei dem vielfach erschwerten Verkehr fehlten dem Gerichte gewöhnlich Macht und Mittel, seiner habhaft zu werden. Schon das Vorladen vor Gericht war oft eine mißliche Sache; denn nicht selten büßte der mit der Ladung Beauftragte den bloßen Versuch dazu mit dem Leben, wie sogar Vergewaltigungen vor dem Gerichte selbst nicht zu den Seltenheiten gehörten. Zwar konnte das Gericht über den Ungehorsamen den Bann aussprechen, ihn „verfesten“, wodurch der Ankläger und jeder Andere, den dieser zu Hilfe rief, die Befugniß erhielt, sich seiner zu bemächtigen und ihn vor das Gericht zu bringen; aber auch dieses Mittel erwies sich in den meisten Fällen als wirkungslos, da der gerichtliche Bann

nur innerhalb des betreffenden Gerichtssprengels Giltigkeit hatte und der „Verfestete“ in jedem fremden Sprengel vollständige Sicherheit fand. Selbst den Folgen der Reichsacht konnte der widerspenstige Angeklagte in vielen Fällen sich entziehen, besonders wenn er ein festes Schloß besaß, auf welchem ihm nur schwer beizukommen war. Es herrschte daher in jenen Zeiten großentheils die Willkür des Stärkeren; Gewalt, Raub, Mord, Anarchie, die höchste Rechtsunsicherheit waren an der Tagesordnung. Sehr natürlich war es daher, daß einzelne Wackere auf Mittel sannen, diesem trostlosen Zustande abzuhelfen und wenigstens die Wirksamkeit ihres Gerichtes so zu kräftigen, daß die Vollstreckung der von demselben gefällten Urtheile gesichert sei. Da dies jedoch nur dadurch möglich schien, daß gegen Denjenigen, der dem offenen Gerichte durch Nichtbeachtung der an ihn ergangenen Vorladung Trotz bot, das Urtheil im Geheimen gesprochen und für dessen sichere Vollziehung auf besondere Weise Sorge getragen wurde, verwandelte sich das früher offene Gericht oder „offenbare Ding“ bei den Freistühlen für viele Fälle in ein heimliches oder Stillgericht, in eine „heimliche, beschlossene Acht“ und so entstanden die Vehmgerichte, die, weil gerade diese heimliche, beschlossene Acht ihre Haupteigenthümlichkeit bildete, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vorzugsweise mit dem Namen heimliche Gerichte bezeichnet wurden.

Um sich als kaiserliche Strafgerichte zu behaupten und ihren Urtheilssprüchen auch über die Grenzen Westfalens hinaus die nöthige Wirksamkeit zu sichern, verstärkten sich die Freigerichte durch Mitglieder aus ganz Deutschland, die jedoch nur in Westfalen als Freischöffen oder „Wissende“ in den Bund der Vehme aufgenommen werden konnten, und bald war der Zudrang zu dieser Aufnahme ein so großer, daß Manche die Zahl der Freischöffen im vierzehnten Jahrhundert auf mehr als 100,000 angeben. Um den Schutz der Vehme zu genießen, sorgten insbesondere die freien Städte dafür, unter den Mitgliedern ihres Rathes einige Freischöffen zu haben; ebenso sahen es die Fürsten gern, wenn ihre Räthe Freischöffen wurden. Viele Reichsfürsten ließen sich selbst als solche aufnehmen; sogar deutsche Kaiser verschmähten es nicht, nach Westfalen zu reisen, um sich dort „wissend“ machen zu lassen.

Obgleich die Urtheilssprüche der „heiligen Vehme“ in ganz Deutschland zur Vollstreckung gebracht werden konnten, wurde doch nur in Westfalen Gericht gehalten. Dasselbe fand von Morgens sieben Uhr bis Nachmittags unter freiem Himmel, an den allbekannten Mahlplätzen der einzelnen Freistühle statt, deren es über hundert gab. Der Vorsitzer war ein Freigraf. Dieser mußte ein Westfale sein; aber jeder freie Westfale konnte Freigraf werden, und viele der gefürchtetsten Freigrafen waren schlichte Landleute. Vor

dem Grafen stand beim Gerichte ein Tisch, auf welchem ein blankes Schwert und ein aus Weiden geflochtener Strick, die sogenannte Wyd, lagen, ersteres zur Eidesabnahme, letztere zur Vollstreckung des Urtheils. Erscheinen und am Urtheile Theil nehmen konnte jeder Freigraf und jeder Freischöffe, so daß bei manchen Urtheilen Hunderte anwesend waren. Zum Wenigsten aber mußten sieben Wissende zugegen sein.

Jedem Verfahren der Vehme mußte eine Anklage zu Grunde liegen. Ankläger konnte nur ein Freischöffe sein, der bald auf eigenen Namen, entweder wegen seiner allgemeinen Rügepflicht oder als Verletzter, bald im Namen eines verletzten Wissenden oder Nichtwissenden Klage erhob. Nach erfolgter Anklage wurde vor Allem entschieden, ob das Verbrechen, wegen dessen geklagt wurde, Vehmwroge, d. h. ein vor die Vehme gehöriges Verbrechen sei. Vor die Vehme gehörten alle Verbrechen, auf welche nach den Gesetzen des Mittelalters die Todesstrafe stand. War das angeschuldigte Verbrechen als Vehmwroge anerkannt worden, so wurde der Angeklagte, wenn er Freischöffe war, vor die heimliche Acht geladen. Die Ladung wurde schriftlich ausgefertigt und vom Freigrafen besiegelt. Die Ladungsfrist betrug, gleich der alten sächsischen Frist, sechs Wochen und drei Tage. Erschien der Angeklagte auf die erste Ladung nicht, so erfolgte eine zweite, und wenn auch diese wirkungslos blieb, eine dritte und letzte. Leistete er auch dieser keine Folge, so forderte der Ankläger an dem letzten festgesetzten Termine, nachdem er nachgewiesen, daß die Ladungen gehörig geschehen waren, die „Vervehmung“ des Angeklagten durch die sogenannte „höchste Wette“ oder „letzte schwere Sentenz.“

Zum Beweise seiner Anklage mußte der Kläger den ausgebliebenen Angeklagten „übersiebenen“, d. h. er mußte zunächst selbst, knieend, zwei Finger der rechten Hand auf das blanke Schwert gelegt, schwören, daß der Angeklagte schuldig sei, dann sechs andere Freischöffen beibringen, die eidlich bekräftigten, daß sie überzeugt seien, der Kläger schwöre rein, nicht mein. War dies geschehen, so galt die Anklage als vollständig erwiesen, und es erfolgte in feierlicher Form die Vervehmung des Angeklagten. Der Freigraf sprach über denselben die letzte schwere Sentenz aus mit den Worten: „Den beklagten Mann mit Namen N. nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat und ferner alle Fürsten, Herren Ritter und Knechte, Freie und Freischöfen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette, in den höchsten Unfrieden und Ungnade, und mache ihn unwürdig, achtlos, rechtlos,

siegellos, ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechtes, und vervehme ihn und setze ihn nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig; sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

Dieses Urtheil wurde schriftlich ausgefertigt und, mit dem Siegel des Freigrafen versehen, dem Ankläger behändigt, um ihm als Legitimation gegen andere Freischöffen zu dienen, deren Hilfe er bei der Vollstreckung etwa nöthig haben werde. Zu dieser Hilfeleistung waren alle Wissenden verpflichtet, selbst wenn der Vervehmte ihr Freund oder Bruder war. Wo immerhin sie den Verurtheilten fanden, mußten sie ihn ergreifen und an den nächsten besten Baum aufhängen. Um zu bekunden, daß er von der Vehme gerichtet worden, steckten sie neben ihn ein mit dem Zeichen des Bundes versehenes Messer in den Baum. Damit aber Mißbräuche von Seiten Einzelner verhütet würden, durften die Freischöffen den Schuldigen nur zu Dreien richten.

Um bei der Vollstreckung eines Todesurtheils andere Schöffen in der Nähe des Verurtheilten zur Mitwirkung aufrufen zu können, ohne befürchten zu müssen, das Geheimniß der Vehme an einen Nichtwissenden zu verrathen, hatten die Freischöffen eine geheime Losung, an der sie sich gegenseitig erkannten und die zugleich das Mittel war, jeden Nichtwissenden, der sich etwa in ihre Gerichte eindrängte, als solchen sogleich zu erkennen. Auf dem Verrathe dieser geheimen Losung, wie der Geheimnisse des Gerichtes überhaupt, welche zu bewahren „vor Weib und Kind, Sand und Wind" die Schöffen schwören mußten, stand unnachsichtlich der Tod. Ebenso war auch jeder Schöffe, der einen Vervehmten zu retten suchte, als ein Eidbrüchiger dem Strange verfallen.

Erschien ein angeklagter Wissender auf die geschehene Ladung vor der heimlichen Acht, so war das Verfahren gewöhnlich in einer Gerichtssitzung beendigt. Gestand er das ihm zur Last gelegte Verbrechen, so wurde sogleich das Todesurtheil über ihn gesprochen und unverzüglich vollstreckt. Leugnete er dagegen die That, so mußte er sich von der Anschuldigung reinigen und zwar, nach altgermanischem Grundsatz, meist durch einen einfachen Reinigungseid. Hielt jedoch der Ankläger nichtsdestoweniger seine Klage aufrecht und beschwor dieselbe mit zwei anderen Schöffen als Eidhelfern, so mußte der Angeklagte, um denselben zu überbieten, sechs Eidhelfer beibringen. Ueberbot ihn der Ankläger seinerseits durch dreizehn Eidhelfer, so konnte er nur durch zwanzig Eidhelfer seine Un-

schuld beweisen. Gelang es ihm, diese aufzufinden, so wurde er unbedingt freigesprochen.

War gegen einen Nichtwissenden vor dem Vehmgerichte Klage erhoben worden, so wurde er vor das „offene Ding" geladen, da er in der heimlichen Acht nicht erscheinen durfte. Die schriftliche Ladung, in welcher ihm gewöhnlich nur eine Frist von dreimal fünfzehn Tagen gesetzt war, wurde ihm durch den Frohnboten des Freistuhls oder durch zwei Freischöffen übermittelt, die dieselbe, wenn es einem Mächtigen galt, von welchem Gewaltthätigkeiten gegen den Ladenden zu fürchten waren, zu nächtlicher Stunde an die Thore des Schlosses oder der Stadt anheften durften, worin er weilte. War der Wohnort des Angeklagten unbekannt, so wurden vier schriftliche Ladungen ausgefertigt, welche die Frohnboten an vier Orten des Landes, worin er sich vermuthlich aufhielt, auf Kreuzstraßen gegen Osten, Westen, Süden und Norden aufsteckten, indem sie jeder Ladung eine Königsmünze beilegten.

Leistete der Angeklagte der Ladung Folge, so war seine Stellung eine äußerst schwierige; denn nur selten mochte es ihm gelingen, unter den Freischöffen, von denen die meisten ihn vielleicht nicht einmal kannten, die zu seiner Freisprechung nöthigen Eidhelfer zu finden. So war ihm also, wenn er erschien, der Strang ziemlich sicher. Daher geschah es auch häufig, daß angeklagte Nichtwissende, besonders bei ihrer großer Scheu vor einem Gerichte, dessen Verfahren und Grundsätze ihnen unbekannt waren, auf jeden Versuch der Rechtfertigung verzichteten und der Ladung keine Folge leisteten. In diesem Falle verwandelte sich an dem bestimmten Termine das offene Ding zum Behufe der Verurtheilung des Angeklagten sogleich in die heimliche Acht, indem alle Anwesenden, die nicht Freischöffen waren, aufgefordert wurden, sich zu entfernen. Wenn nach dieser Aufforderung ein Nichtwissender zurückblieb oder auch nur aus Zufall an den Gerichtsort kam und die Verhandlung anhörte, so erklärte ihn der Freigraf dem Tode verfallen und ließ ihn an den nächsten Baum aufknüpfen.

Furchtbarer noch, als in ihrem gerichtlichen Verfahren, erschien die Wirksamkeit der Vehme in ihrem summarischen Verfahren bei handhafter That, d. h. in solchen Fällen, wo der Verbrecher auf der That selbst ergriffen oder unter Umständen betreten wurde, die über seine Schuld keinen Zweifel zuließen. In solchen Fällen konnte auch außerhalb Westfalens gerichtet werden. Trafen drei Freischöffen Jemanden bei einer Vehmwroge auf handhafter That, so konnten und mußten sie ihn zur Stunde richten, d. h. ihn ergreifen und an den nächsten Baum aufknüpfen. Daß diese den Freischöffen eingeräumte Gewalt häufig zur Befriedigung persönlichen Hasses ausgebeutet wurde, unterliegt wohl keinem Zweifel,

wie überhaupt in der ganzen Institution der Keim zu den größten Mißbräuchen lag, die nicht ausbleiben konnten und in der That nicht ausblieben. In Folge dieser Mißbräuche wurden die Vehmgerichte, nachdem sie lange Zeit der kräftigste und in vielen Fällen der einzige Schutz der Bedrückten gegen übermüthige, auf ihre Macht trotzende Verhöhner des Rechts gewesen, nach und nach zu einer wahren Geißel für Deutschland. Daher erhob sich auch im fünfzehnten Jahrhundert die allgemeine Stimme gegen sie, und Fürsten und Städte verbündeten sich zur gemeinsamen Bekämpfung einer Macht, vor der sich bis dahin auch die gewaltigsten Reichsfürsten gebeugt. Vergebens suchten die Freistühle durch Reformen ihre Fortdauer zu sichern: ihre Blüthezeit war vorüber, und gegen die immer stärker zu Tage tretende Opposition vermochten sie ihr früheres Ansehen nicht zu behaupten. Immer mehr sank ihre Macht, bis endlich im sechzehnten Jahrhundert, in Folge der gänzlichen, eine wirksamere Handhabung der Gerechtigkeit sichernden Umgestaltung des deutschen Gerichtswesens und der kräftigeren Entfaltung der Landeshoheit, ihre Wirksamkeit als Strafgerichte vollständig erlosch. Nur dem Namen nach dauerten sie, in ihren Befugnissen auf Westfalen beschränkt, als einfache Polizei- und Rügegerichte fort, bis im Jahre 1811 der letzte Freistuhl im Münsterischen durch die französische Verwaltung aufgehoben wurde.

## XII.

## Der deutsche Hansebund.

Die festere Ausbildung des Hansebundes (s. S. 287), der in der ersten Zeit seines Bestehens höchstens zehn bis zwölf, meist an der Ostsee gelegene Städte umfaßte, beginnt um das Jahr 1270, seine eigentliche Blüthezeit jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert, und erst vom Jahre 1370 an erscheint der Bund unter dem Namen Hansa, einer Bezeichnung, die schon in den ältesten Zeiten für Handelsverbindungen aller Art gebraucht wurde, von da an aber ausschließlich dem großen norddeutschen Bunde angehörte, der sich allmählich über alle sächsischen und friesischen Völker verbreitet hatte. Von dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts an erstreckte sich der Bund der Hansa von dem Ausfluß der Schelde bis nach Esthland. Außer sämmtlichen Seestädten an der Nord- und Ostsee gehörten zu demselben auch alle bedeutenden Binnenstädte Norddeutschlands, wie Köln, Osnabrück, Paderborn, Magdeburg, Hildesheim, Braunschweig, Berlin, Breslau, Kulm, Thorn u. a. m. Der Protektor des Bundes war der Großmeister des deutschen Ritterordens, der jedoch keinerlei Obergewalt ausübte.

Der Zweck der Verbindung war, durch Sicherung der Wasser- und Landstraßen, welche die verbündeten Städte befuhren, ihren Handel zu schützen, durch schiedsrichterliche Beilegung aller inneren Streitigkeiten den Frieden unter den Mitgliedern des Bundes aufrecht zu halten und durch ein einträchtiges Zusammenwirken die in auswärtigen Ländern erworbenen Privilegien, sowie die dort gegründeten Niederlassungen zu erhalten und zu erweitern. Durch gemeinsame Beiträge wurde eine bewaffnete Macht zu Land und zur See unterhalten, und nicht nur auf der Nord- und Ostsee, sondern auch auf dem Mittelmeere wehte die Flagge der Hansa.

Der ganze Bund zerfiel in vier verschiedene Kreise, Quartiere genannt, in den wendischen, an dessen Spitze Lübeck stand, den preußisch-liefländischen, dessen Mittelpunkt Danzig war, den sächsischen, in welchem Braunschweig den Vorsitz hatte, und den westfälisch-niederländischen mit dem Hauptorte Köln. Der Hauptschauplatz des hanseatischen Handelsverkehrs war der europäische Norden, Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland. In allen diesen Ländern besaß der Bund bleibende Niederlassungen, für welche er bedeutende Vorrechte und Begünstigungen genoß, zu deren Erhaltung und Erweiterung er selbst den Kampf mit den nordischen Königen nicht scheute. In Rußland war Nowgorod, in Norwegen Bergen seine Hauptniederlassung. So wie die Hanseaten diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie allein auch die Erzeugnisse derselben aus, und aus diesem Zwischenhandel zogen sie ungleich größeren Gewinn, als aus der Ausfuhr der Produkte ihres eigenen Kunst- und Gewerbfleißes.

Im Westen ging der Verkehr der Hansa besonders nach den Niederlanden, wohin damals Venetianer, Griechen und Pisaner die feinen Arbeiten des Südens und die Waaren des Ostens brachten. Hier war Brügge ihr Hauptstapelplatz. Auch mit England, Schottland und Irland stand der Bund im regsten Verkehr; wie in Brügge, so hatte er auch in London ein großes Handelscomptoir. In ihren Beziehungen zu dem Auslande traten die Hanseaten als selbstständige Macht auf: sie kündigten Krieg an und schlossen Frieden, ohne alles Zuthun von Kaiser und Reich. Indessen nahmen gewöhnlich nur die Seestädte unmittelbaren Antheil an den auswärtigen Kämpfen; die Binnenstädte zahlten Beiträge zur Deckung der Kriegskosten.

Der Vorort des Bundes war das ungefähr in der Mitte der verbündeten Städte und ihrer Handelsniederlassungen gelegene Lübeck. Die oberste Bundesgewalt lag in den Händen der zu den allgemeinen Hansetagen versammelten Abgeordneten der verbündeten Städte. Diese Hansetage, denen bisweilen sogar die Könige des Nordens beiwohnten, wurden alle drei Jahre um Pfingsten, ge-

wöhnlich zu Lübeck, abgehalten; doch stand dieser letzteren Stadt, die bei den Berathungen den Vorsitz führte, das Recht zu, außerordentliche Tagfahrten auszuschreiben und diejenigen Städte, welche die Beschickung derselben versäumten, mit dem Verluste hanseatischer Gerechtsame zu bedrohen. Die Beschlüsse der Hansetage waren für alle Bundesglieder verbindlich; diejenigen Städte, welche sich denselben widersetzten, bei ausgebrochenen Streitigkeiten sich der schiedsrichterlichen Entscheidung des Bundes nicht unterwarfen oder in anderer Art die Bundesgesetze verletzten, traf die Strafe des „Verhansens", d. h. sie wurden von dem Bunde und jeder Gemeinschaft mit demselben ausgeschlossen und zugleich mit einer Art Handelsbann belegt, welcher der vollständigen Vernichtung ihres Handels gleichkam.

Den größten Eifer entfaltete die Hansa in der Bekämpfung des Seeraubes. Die zur Unterdrückung desselben erlassenen Verordnungen wurden mit unerbittlicher Strenge durchgeführt: kein noch so hohes Lösegeld konnte einen gefangenen Seeräuber vom Tode erretten. Der Kauf geraubter Güter war mit Strafe belegt; dagegen erhielt Derjenige, welcher geraubtes oder gestrandetes Gut zur Anzeige brachte, den sechsten Theil desselben als Prämie. Mit der gleichen Entschiedenheit, wie gegen die Seeräuber, wurde gegen die Wegelagerer vorgegangen, welche die Landstraßen unsicher machten. Ein wohlorganisirtes Botenwesen vertrat die Stelle der späteren Posten. Um die Ehre des Bundes aufrecht zu halten, wurde mit der äußersten Strenge über gute Beschaffenheit und richtiges Maß der ausgeführten Waaren gewacht; zu diesem Ende durften die Schiffe der Hansa auch nur vaterländische Mannschaft führen und keine ausländischen Schiffe von Hanseaten befrachtet werden.

Drei Jahrhunderte lang erhielt sich die Hansa in Blüthe, und zu keiner anderen Zeit hat der deutsche Handel eine so selbstständige Kraft entwickelt und ein so weites Gebiet beherrscht, als damals. Mit dem Emporkommen des niederländischen Handels und der Erweiterung der englischen Seeherrschaft erlosch ihr Ansehen, bis sich der Bund im Jahre 1630 auf dem letzten, zu Lübeck abgehaltenen Hansetage auflöste. Nur Lübeck, Hamburg und Bremen blieben als „Hansestädte" übrig.

## XIII.

# Cola di Rienzi.

(1347—1354.)

Während in Deutschland Ludwig von Baiern und Karl IV. noch um den Besitz der Krone stritten und in Italien der Kampf der Parteien mit der alten Leidenschaft fortgesetzt wurde, richteten sich plötzlich Aller Blicke nach Rom, wo durch Cola di Rienzi die Gründung eines Reichs des Friedens und der Gerechtigkeit und die Wiederherstellung der Oberherrlichkeit des römischen Volkes verkündet und damit zugleich eine Bewegung hervorgerufen wurde, die längere Zeit hindurch ganz Europa in Spannung hielt.

Cola di Rienzi — eigentlich Nicolo di Lorenzo — war der Sohn des Schenkwirthes Laurentius in Trastevere und im Jahre 1313 geboren. Nach dem frühen Tode seiner Mutter, einer Wäscherin, kam der Knabe zu Verwandten nach Anagni, wo er unter Bauern als Bauer lebte, bis ihn in seinem zwanzigsten Jahre der Tod seines Vaters nach Rom zurückrief. Das kleine Vermögen, das ihm derselbe hinterlassen, setzte ihn in den Stand, sich ganz seiner Neigung für wissenschaftliche Beschäftigungen hinzugeben. Angeregt durch die Trümmer der untergegangenen Herrlichkeit Roms, las er mit Eifer die altrömischen Klassiker Livius, Cäsar, Seneca und Cicero, und je klarer bei diesem Studium das Bild der alten Größe Roms vor seine Seele trat, desto mehr wuchs seine Sehnsucht nach der Rückkehr ähnlicher Zustände. Durch das Gewinnende seiner Erscheinung, seinen feurigen Geist und die hinreißende Beredtsamkeit, mit welcher er seiner Begeisterung Ausdruck zu verleihen wußte, sowie durch die warme Theilnahme, die er dem unterdrückten Theile der Bevölkerung bewies, gelangte er bald zu einem so hohen Ansehen, daß er der Gesandtschaft, die im Jahre 1342 nach Avignon abging, um den Papst zur Rückkehr nach Rom einzuladen, als Wortführer beigegeben wurde. Die ergreifende Schilderung, die er dem Papste von den zu Rom verübten Räubereien, Mordthaten und Gewaltthätigkeiten entwarf, enthüllte demselben das Talent des begeisterten Sprechers; er ernannte ihn zum Notar der städtischen Kammer und bewilligte ihm einen ansehnlichen Gehalt.

Diese Stelle, die Cola mit großer Sorgfalt verwaltete, verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über die damaligen Zustände Roms, insbesondere über die herrschende Gesetzlosigkeit und die Gewaltthätigkeiten des mächtigen römischen Adels, der seine Paläste in förmliche Zwingburgen verwandelt hatte, lauter auszusprechen. Um durch

die Bändigung dieser gefürchteten Bedränger der Stadt bessere Zustände herbeizuführen, suchte er gegen dieselben die Volkskraft wach zu rufen. Da damals weder durch Zeitungen noch durch Flugblätter auf das Volk eingewirkt werden konnte, stellte er auf dem Kapitol ein Gemälde auf, das dem Volke über den Zustand Roms und über Das, was zu dessen Rettung gethan werden müsse, die Augen öffnen sollte. Das Bild zeigte mitten auf dem tobenden Meere ein Schiff ohne Ruder und Segel, das dem Versinken nahe war; auf dem Verdeck kniete eine Frau in schwarzem, zerrissenem Gewande und mit aufgelösten Haaren, die Hände, wie um Rettung flehend, zum Himmel erhoben, und über dem Schiffe las man die Worte: „Das ist Rom." Um das Schiff herum trieben zertrümmerte Fahrzeuge mit den Inschriften Babylon, Karthago, Troja, Jerusalem. Auf einer Insel zur Linken sah man das trauernde Italien in Gestalt eines schamerfüllten Weibes, auf einer andern die vier Haupttugenden der Alten: Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit, und ihnen gegenüber den christlichen Glauben mit der Umschrift: „Wo ist, wenn Rom untergeht, wohl meine Heimath?" Eine Anzahl wilder und räuberischer Thiere stellte die mächtigen Barone dar. Solch ein Bild war ganz dazu geeignet, das Volk zu fesseln, und mit dem lebhaftesten Interesse lauschte es den Erläuterungen, die Cola an dasselbe knüpfte.

Einige Tage später lud Cola das Volk nach der Kirche St. Johann im Lateran und zeigte der zahllos herzugeströmten Menge eine von ihm aufgefundene eherne Tafel mit dem Senatsbeschluß, durch welchen das römische Volk einst dem Kaiser Vespasian die verschiedenen Titel seiner Herrschaft übertragen. „Sehet", rief er aus, „das war ehedem die Herrlichkeit des römischen Volkes, daß das Kaiserthum von ihm seine Macht empfing!" Dann schilderte er mit feurigen Worten die gegenwärtige Erniedrigung Roms, das, seiner beiden Augen, des Papstes und des Kaisers, beraubt, selbst seinen tiefen Fall nicht sehen könne. „Rom", so schloß er, „die Königin der Nationen, ist das Gespötte der Völker geworden!"

Solche Reden verfehlten des bezweckten Eindruckes nicht: die Massen geriethen in Bewegung, und bald konnte Cola, dessen Treiben die verblendeten Barone als eine lächerliche und ungefährliche Thorheit verachteten, wie sie ihn selbst mit Hohn und Spott überschütteten, es wagen, unter den angesehensten Bürgern Roms eine förmliche Verschwörung einzuleiten. Mit einem feierlichen, auf das Evangelium abgelegten Schwure verpflichteten sich die Verschworenen, für die Wiederherstellung der römischen Freiheit Gut und Blut zu opfern.

Am Himmelfahrtstage 1347 ließ Cola, die zufällige Abwesenheit Stephan Colonna's, des mächtigsten und gefürchtetsten unter

den römischen Baronen, benutzend, das Volk unter Trompetenschall zu einer Versammlung auf dem Kapitole auffordern. Geharnischt und entblößten Hauptes erschien er auf der großen Treppe desselben und hielt an die Versammelten eine Anrede, worin er nach einer wiederholten Schilderung der einstigen Größe Roms und dessen gegenwärtiger Schmach eine Reihe von Gesetzen in Vorschlag brachte, durch welche allen herrschenden Uebeln schleunig und sicher abzuhelfen sei. Zur Handhabung der Ordnung sollte in der Stadt eine bewaffnete Macht, für jedes der dreizehn Quartiere fünfundzwanzig Reiter und hundert Mann zu Fuß, eingerichtet, zum Schutze gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels den Baronen das Recht, Burgen und Thürme in der Stadt zu besitzen, genommen, zur Sicherung einer wirksamen Gerechtigkeitspflege den Richtern die sofortige strenge Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht und zur Abwehr jeglicher Noth in der Stadt die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert und für Kornvorräthe gesorgt werden.

Mit unermeßlichem Jubel gab das Volk diesen Gesetzvorschlägen seine Zustimmung und ertheilte Cola durch die Ermächtigung, zu strafen an Leib und Leben, zu verzeihen, Beamte ein- und abzusetzen, Gesetze und Verträge zu machen, eine vollständig diktatorische Gewalt; er nahm jedoch keinen andern Titel an als den eines Tribuns und Befreiers des Volkes.

Als Stephan Colonna von diesen Vorgängen Kunde erhielt, eilte er sogleich zur Bestrafung Cola's nach Rom zurück; allein dieser sandte ihm einen schriftlichen Befehl, sofort die Stadt zu verlassen, und ließ, da Colonna, statt zu gehorchen, das Schreiben Cola's zerriß, die Sturmglocke läuten. Bewaffnet strömten die Bürger zu dem Kapitole, und nur durch schleunige Flucht konnte Colonna ihrem Zorne entgehen. Jetzt mußten auch die übrigen Barone, denen es zum Widerstand an der nöthigen Einigkeit fehlte, die Stadt verlassen und bei ihrem Abzug eidlich geloben, die Römer nicht zu befehden, ihre Zufuhren nicht zu hemmen, über die Sicherheit der Straßen zu wachen und geraubte Güter zurückzustellen.

In der befreiten Stadt führte Cola eine neue Ordnung der Dinge ein, und die Maßregeln, die er, von dem geeinigten Volke unterstützt, für die Aufrechthaltung des Friedens, der Gerechtigkeit und der Eintracht traf, schienen in der That geeignet, eine neue Aera des Glückes für die Römer zu begründen. Eine vorher nie gekannte Sicherheit fing an in Rom und der Umgegend zu herrschen; Räuber und andere Uebelthäter flohen, mit Zurücklassung ihrer Familien und ihrer Habe, über die Grenze. „Die Wälder freuten sich", sagt ein Zeitgenosse, „daß keine Räuber mehr in ihnen hausten; die Stiere konnten den Acker pflügen; die Pilger fingen wieder an die Heiligthümer zu besuchen, und die Kaufleute zogen ihres Weges mit

ihrer Ladung; sie ließen ihre Waaren bei Nacht auf der Straße und fanden sie wohlbehalten und unberührt wieder. Furcht und Zittern befiel die Tyrannen, und die braven Leuten freuten sich, aus der Sklaverei befreit zu sein."

Cola, der sich fortan „Nikolaus, der Gestrenge und Gnädige, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit und erlauchter Begründer der römischen Republik" nannte, beeilte sich, den Papst, Ludwig von Baiern, alle Mächte Italiens und verschiedene auswärtige Fürsten von den errungenen Erfolgen in Kenntniß zu setzen. Clemens VI. drückte zwar seine Mißbilligung darüber aus, daß in Rom ohne seine Zustimmung so bedeutende Veränderungen vorgenommen worden, bestätigte jedoch, mit Rücksicht auf die für die Römer daraus entsprungenen Vortheile, die neue Ordnung der Dinge und ernannte Cola und den Bischof Raimund von Orvieto zu Rektoren der Stadt.

Hierdurch ermuthigt, sandte Cola Herolde an alle Fürsten und Städte Italiens, um sie einzuladen, Bevollmächtigte zur Berathung über die Wohlfahrt des gemeinsamen Vaterlandes nach Rom zu schicken. Unbewaffnet, nur mit einem silbernen Stabe und dem Wappen Roms versehen, durchzogen die Boten des Tribuns die Halbinsel und rühmten sich, daß sie unbehelligt auf Straßen und durch Wälder ihren Stab getragen und daß Tausende vor demselben niedergekniet und unter Freudenthränen ihre Dankbarkeit für die Sicherheit der Landstraßen und die Vertreibung der Räuber bezeigt hätten.

Fast überall fand das durch seine Neuheit Staunen erregende Unternehmen Beifall und Lob. Die Gemeinden Toskana's beglückwünschten Cola durch ehrenvolle Gesandtschaften; Lucchino Visconti, der Beherrscher von Mailand, versicherte ihn seiner Freundschaft und gab ihm Rathschläge über die Mittel, den Adel zu bändigen; die Königin Johanna von Neapel und ihr Vetter, der König Ludwig von Ungarn, verlangten für ihren Streit seine schiedsrichterliche Entscheidung, und Ludwig von Baiern soll sogar seine Vermittlung zur Erlangung seiner Lossprechung vom Banne nachgesucht haben. Zu den entschiedensten Lobrednern des Tribuns gehörte auch der damals zu Avignon weilende Dichter Petrarca, der Cola's Erhebung als die Bürgschaft einer neuen glücklichen Zeit für Rom und Italien in einer begeisterten Canzone feierte.

Aber so viel Erfolg und so viel Beifall raubten dem Tribun, dessen Stärke nur in seinem Enthusiasmus lag, die Besinnung. Statt mit Mäßigung und Besonnenheit sein Werk fortzusetzen, schien er, von Eitelkeit und Hoffart berauscht, nur darauf bedacht, durch die Entfaltung eines königlichen Prunkes die errungene Macht zur Schau zu tragen. Die vornehmsten Barone empfing er sitzend,

während sie mit entblößtem Haupte und über die Brust gekreuzten Armen vor ihm stehen bleiben mußten. „Wenn seine junge und schöne Frau“, erzählt ein Zeitgenosse, „zur Kirche ging, war sie von einem Gefolge bewaffneter Jünglinge und adeliger Frauen begleitet, die ihr mit feinen Tüchern die Mücken abwehrten. Sein Oheim, vordem Barbier, der rothe Johann genannt, ritt mit einem Gefolge römischer Bürger durch die Straßen.“ Obgleich Cola seine Herrschaft hauptsächlich seiner Feindschaft gegen den Adel verdankte, ließ er sich selbst durch einen Adeligen unter prunkvollen Festlichkeiten zum Ritter schlagen. Nachdem er die Abzeichen der Ritterwürde empfangen, wurde durch den städtischen Notar ein von ihm erlassenes Gesetz verlesen, in welchem der Papst und das Kollegium der Kardinäle gebieterisch zur Rückkehr in die Hauptstadt der Christenheit eingeladen und Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen nebst den deutschen Kurfürsten aufgefordert wurden, innerhalb eines bestimmten Termins nach Rom zu kommen, um sich über ihre angemaßten Würden zu rechtfertigen, weil Rom allein, als dem Haupte des Erdkreises, die Wahl des römischen Kaisers und die Herrschaft über das römische Reich gebühre. Dann erhob sich der Tribun von seinem Throne, zog sein Schwert und hieb mit demselben nach drei Seiten hin in die Luft, mit dem jedesmaligen Ausrufe: „Auch dies ist mein!“ Vergebens suchte der päpstliche Vikarius Einsprache zu erheben: seine Worte wurden auf Cola's Wink durch kriegerische Musik übertönt.

Indessen merkte Cola bald, daß die Häupter des Adels trotz seiner Annäherungsversuche nur Verachtung für ihn hatten. Durch ihre Stimmung erschreckt, beschloß er, sich ihrer zu entledigen. Er lud sie zu einer Berathung auf das Kapitol ein, ließ sie dort unter dem Vorwande einer entdeckten Verschwörung verhaften und verurtheilte sie als Hochverräther zum Tode. Als jedoch unter dem Volke, das ohnehin über die Prunksucht des Tribuns zu murren begann, bedenkliche Zeichen der Mißbilligung zu Tage traten, fehlte ihm der Muth, das Aeußerste zu wagen; er bat daher das Volk, die Gefangenen zu begnadigen, und hob dann selbst das Todesurtheil auf. Voll Zorn im Herzen verließen die Begnadigten die Stadt, um in ihren Schlössern zum Kampfe gegen den Tribun zu rüsten, und rückten bald darauf mit Heeresmacht gegen Rom vor. Cola zog ihnen an der Spitze der Bürgerschaft entgegen, und obgleich er kein Kriegsheld war, begünstigte ihn das Glück. In dem vor den Mauern von Rom entbrannten Gefechte wurden die Barone durch die Ueberzahl überwältigt, und vier Glieder des Hauses Colonna fanden mit vielen andern Edlen im Kampfe den Tod. Anstatt jedoch den errungenen Sieg und die Muthlosigkeit der Barone zur vollständigen Vernichtung ihrer Macht zu benutzen, zog Cola

im Triumphe auf das Kapitol und kehrte dann in prunkvollem Aufzuge auf den Kampfplatz zurück, um an der Stelle, wo die Colonna gefallen waren, seinen Sohn Lorenzo zum „Ritter des Sieges“ zu schlagen.

Die hohen Steuern, die Cola ausgeschrieben, um sich zur Behauptung seiner Stellung und zur Bestreitung der Kosten seines prunkvollen Hofhaltes die nöthigen Geldmittel zu verschaffen, sowie die Theuerung, welche in Rom durch die fortdauernden Plünderungen und Raubzüge der feindlichen Barone entstand, vollendeten die Unzufriedenheit des Volkes mit seinem ehemaligen Befreier, und die Stellung des Tribuns wurde um so unhaltbarer, als der Papst sich gänzlich von ihm losgesagt und der von ihm zur Wahrung der päpstlichen Rechte nach Rom entsandte Kardinallegat sich mit dem Adel in Verbindung gesetzt hatte. Als Cola am 15. Dezember 1347 einen neapolitanischen Edelmann vor sein Gericht lud, verhöhnte dieser die Boten des Tribuns und erregte, im Bunde mit den in Rom anwesenden Baronen, einen Aufstand, den Cola vergebens durch seine besoldeten Reiter zu dämpfen suchte. Da ließ der Tribun die Sturmglocke läuten, um die Bürger zu den Waffen zu rufen; aber Niemand eilte herbei. Von Allen verlassen, suchte Cola Schutz in der Engelsburg; doch bald mußte er erkennen, daß seine Herrschaft unrettbar verloren sei. Weinend erklärte er, daß er seine Gewalt niederlege, und entfloh nach Civita Vecchia, dessen Burg sein Neffe inne hatte. Drei Tage später rückten die Barone, selbst über ihren raschen Sieg erstaunt, mit dem Kardinallegaten, der Cola für einen Ketzer und Feind des Papstes erklärt hatte, in Rom ein, wo alsbald die alte Ordnung der Dinge hergestellt wurde.

Cola entkam nach Apulien und gab sich dort längere Zeit, in einem Kloster versteckt, strengen Bußübungen hin, indem er seine Sucht nach weltlichem Glanze für die Ursache seines Sturzes ansah. Da ein apulischer Einsiedler ihm gesagt, daß er noch zu hohen Dingen bestimmt sei, die er im Vereine mit Karl IV. vollbringen werde, verließ er im Jahre 1350 seine Zufluchtsstätte, um sich an Karls Hof nach Prag zu begeben, und erreichte verkleidet und unter falschem Namen die böhmische Hauptstadt. Er stellte sich dem König als einen Anverwandten vor, da er sich für den Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrichs VII. hielt, und versprach ihm, wenn er ihn vorausschicken wolle, seine Erhebung zum König von Rom zu bewerkstelligen. Aber Karl IV. hatte keinen Sinn für solche abenteuerlichen Pläne. Nachdem er Cola längere Zeit in anständiger Haft gehalten, sandte er ihn im Juli 1351, dem Verlangen des Papstes entsprechend, nach Avignon. Clemens VI. ließ ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten, in Folge dessen er am päpstlichen Hofe gefangen gehalten wurde, wobei der Papst ihm

jedoch eine äußerst milde Behandlung zu Theil werden ließ. Da er von seinen Schwärmereien vollständig zurückgekommen zu sein und sein verkehrtes Treiben ernstlich zu bereuen schien, glaubte Innocenz VI., der Nachfolger Clemens' VI. (seit 1352), sich seiner zur Bekämpfung eines neuen Tribuns, Francesco Baroncelli, bedienen zu können, der sich im August 1353 der Gewalt in Rom bemächtigt hatte; er gab ihn daher dem Kardinal Aegidius Albornoz zum Begleiter mit, als er denselben, mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen, zur Wiederherstellung der Ordnung im Kirchenstaate nach Rom sandte.

Inzwischen war in Rom auch Baroncelli gestürzt worden, und schwer lastete aufs Neue der Druck der adeligen Gewaltherrschaft auf der bürgerlichen Bevölkerung. Das Wiedererscheinen Cola's wurde daher von den Römern mit Jubel begrüßt. An der Spitze von sechzehn Fähnlein deutscher und burgundischer Reiter zog er, nachdem der päpstliche Legat ihn zum römischen Senator ernannt, am 2. August 1354 durch eine Reihe von Triumphbögen in Rom ein. Sogleich forderte er die Barone zur Huldigung auf, und da sie sich trotzig zeigten, zog er, von dem Söldnerhäuptling Fra Moreale durch Geld und Truppen unterstützt, zum Kampfe gegen sie aus. Aber die wiedergewonnene Macht raubte ihm aufs Neue die Besinnung. Er überließ sich, wie früher, der Schwelgerei und drückte das Volk durch schwere Steuern. Bei der wachsenden Unzufriedenheit der Bürgerschaft das Schwankende seiner Stellung fühlend, suchte er dieselbe durch Schrecken zu befestigen. In einer Anwandlung von Mißtrauen ließ er Fra Moreale, der sich mit geringer Begleitung nach Rom begeben, ergreifen und als einen Störer des allgemeinen Friedens und der Sicherheit enthaupten. Auch ein vornehmer und sehr beliebter Römer, Pandolfo, den er des Strebens nach der Herrschaft beschuldigte, endete auf dem Blutgerüste.

Dieses tyrannische Wüthen beschleunigte jedoch nur den Sturz des Emporkömmlings. In der Frühe des 8. September 1354, während er noch auf seinem Lager ruhte, ertönte durch alle Straßen der Ruf: „Es lebe das Volk! Tod dem Verräther!", und bald war Rienzi's Palast von einer unabsehbaren Volksmenge umringt. In dem Wahne, daß die Bewegung nur ein gewöhnlicher Volksaufstand sei, trat Cola im senatorischen Schmucke, mit dem Banner des Volkes in der Hand, auf den Balkon und winkte Stillschweigen, um zu der Menge zu reden; aber die Römer, die nur allzuwohl den Zauber seiner Beredtsamkeit kannten, übertönten seine Worte durch verdoppeltes Geschrei und nöthigten ihn durch Steinwürfe, sich zurückzuziehen. Eine Zeitlang schwankte er, ob er als Ritter mit den Waffen in der Hand sterben oder durch einen Fluchtversuch sein Leben zu retten suchen solle; als jedoch die tobende Menge Feuer an den

Palast gelegt, entschloß er sich, zu entfliehen. Er schnitt sich den Bart ab, schwärzte sich das Gesicht und drang, in einen alten Bauernmantel gehüllt, unter dem Rufe: „Hinauf, hinauf zu dem Verräther!“ durch das Feuer hindurch unter das Volk. Aber während er sich durch die Menge durchzuschleichen suchte, verriethen ihn seine goldenen Armbänder. Er wurde ergriffen und an die Treppe des Kapitols geschleppt, zu der Stelle, wo er seine Urtheile zu verkündigen pflegte. Hier stand er eine Zeitlang, die Arme über die Brust gekreuzt und die Blicke umherwerfend, ohne daß Jemand Hand an ihn zu legen wagte. Erst als er einen Versuch machte, zu dem Volke zu sprechen, stieß ihm ein Römer das Schwert durch den Leib, während ein anderer ihm den Kopf spaltete. Sein Leichnam wurde von der erbitterten Menge durch die Straßen geschleift und schließlich bei den Füßen an einem Galgen aufgehängt.

Inzwischen hatte Kardinal Albornoz durch Ausdauer und Besonnenheit, durch Tapferkeit und Milde das Patrimonium Petri mit dem Herzogthum Spoleto dem päpstlichen Stuhle wiedergewonnen und viele kleinen Tyrannen zur Unterwerfung gebracht. In Rom selbst ernannte er nach dem Tode Cola's, mit Ermächtigung des Papstes, einen neuen Senator und sicherte die Ordnung durch ein weises Gesetzbuch.

## XIV.

## Das große abendländische Schisma.

(1378—1415.)

Nach dem Tode Innocenz' VI. (1362) bestieg Wilhelm Grimoard, Abt des Benediktinerklosters St. Viktor in Marseille, als Urban V. den Stuhl Petri. Voll Eifer für das durch die Verlegung des päpstlichen Hofes nach Avignon schwer geschädigte Wohl der Kirche, faßte er im Jahre 1366 den Entschluß, nach Rom zurückzukehren, und brachte denselben, trotz der Gegenbemühungen Karls V. von Frankreich, im Mai 1367 zur Ausführung. Obgleich ihn die Römer bei seinem Einzug in die ewige Stadt (16. Okt.) mit Jubel empfangen hatten, sah er sich doch bald, da ihm als Franzosen Vieles in Italien fremd war, durch Unruhen und Parteigetriebe in seinem Wirken gehemmt, und so beschloß er, dem Drängen der französischen Kardinäle nachzugeben und nach der Provence zurückzukehren, wozu er sich um so mehr angetrieben fühlte, als er dem neu ausgebrochenen Krieg zwischen Frankreich und England durch sein vermittelndes Dazwischentreten ein Ende machen zu können hoffte. Die Besten Italiens jammerten über diesen Entschluß, und

die heilige Brigitta von Schweden [1]), die wiederholt in den eindringlichsten Worten die Päpste zur Rückkehr nach Rom aufgefordert, verkündete ihm nach einer Vision, daß ihn bald nach seiner Ankunft in Frankreich der Tod ereilen werde. Nichtsdestoweniger schiffte er sich am 5. September 1370 mit seinem Hofe nach Frankreich ein und hielt, nachdem er am 16. in Marseille gelandet, am 24. seinen Einzug in Avignon, wo er mit um so größerem Jubel empfangen wurde, als man kaum mehr auf sein Wiederkommen zu hoffen gewagt. Aber schon nach mehreren Wochen erkrankte er, und am 19. December 1370 setzte der Tod, zum großen Schmerze aller Gutgesinnten, seinem eifrigen apostolischen Wirken ein Ziel.

Zu Urbans V. Nachfolger wurde der Kardinal Peter Roger, ein Sohn des Grafen Wilhelm von Beaufort und Neffe Clemens' VI., erwählt, der den Namen Gregor XI. annahm. Nachdem er vergebens von Avignon aus in die immer größer werdenden Wirren Italiens versöhnend einzugreifen und die im Kirchenstaate selbst zum Ausbruch gekommene Empörung zu bewältigen gesucht, ließ er sich durch die Bitten der heiligen Katharina von Siena aus dem Orden des heiligen Dominikus, welche das von dem Papste mit dem Interdikt belegte Florenz als Friedensvermittlerin nach Avignon gesandt, zur Rückkehr nach Rom bewegen, so sehr ihn auch die zahlreichen französischen Kardinäle im Vereine mit Karl V. in Avignon zurückzuhalten bemüht waren. Nachdem er sich am 2. Oktober 1376 in Marseille eingeschifft, hielt er am 17. Januar 1377 unter dem stürmischen Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in Rom.

Aber die Unruhen brachen bald aufs Neue aus, und ringsumher tobte der Krieg fort. Der Papst stand fast allein da in einem fremden Lande, in welchem Niemand an ernstliche Unterwerfung dachte. Zwar söhnte sich Bologna mit der Kirche aus; aber Florenz war weniger als je zum Frieden geneigt. Die heilige Katharina, die abermals als Friedensvermittlerin dort auftrat, gerieth sogar in Lebensgefahr. Endlich wurde Barnabo Visconti als Schiedsrichter angenommen; aber kaum war der Friedenskongreß eröffnet, als der Tod den schon seit längerer Zeit leidenden Papst hinwegraffte (27. März 1378). Kurz vorher hatte er durch eine Bulle den sechzehn Kardinälen, die ihn nach Rom begleitet, die Ermächtigung ertheilt, einen neuen Oberhirten zu wählen, ohne die Ankunft der sechs in Avignon zurückgebliebenen Kardinäle abzu-

---

1) Die heilige Brigitta oder Birgitta, eine schwedische Prinzessin, (gest. 1373), die „nordische Seherin" genannt, errichtete, nachdem sie schon im Ehestande ein Muster tiefer Frömmigkeit gewesen, als Wittwe im Jahre 1363 im Kloster Wadstena einen neuen Orden, den Urban V. im Jahre 1370 als „Orden des Erlösers" (später Orden der Brigitterinnen genannt) bestätigte.

warten, und zugleich die Bestimmung getroffen, daß die Wahl an jedem beliebigen Orte ohne Konklave und durch einfache Stimmenmehrheit geschehen könne.

Dieser Bestimmung gemäß traten die in Rom weilenden Kardinäle, unter welchen sich elf Franzosen befanden, am 7. April 1378 zur Wahl eines neuen Papstes zusammen. Das römische Volk verlangte stürmisch die Erhebung eines Römers oder eines Italieners, und es fehlte auch nicht an tobenden Rufen vor dem Vatikan. Um der Kirche ein kräftiges Oberhaupt zu geben, wählten die Kardinäle den Erzbischof von Bari, Bartholomäus von Prignano, einen sittenstrengen Prälaten, der am päpstlichen Hofe wichtige Aemter verwaltet hatte, und am Osterfeste (18. April) wurde derselbe als Urban VI. inthronisirt, worauf ihn auch die sechs in Avignon zurückgebliebenen Kardinäle als rechtmäßigen Papst anerkannten.

Unglücklicherweise entfremdete sich Urban durch den allzu rücksichtslosen Eifer und die unbeugsame Festigkeit, womit er dem Luxus und der Habsucht der Kardinäle und der Verweltlichung der Bischöfe entgegentrat, viele Gemüther, und bald erhob sich unter den Franzosen lautes Murren gegen ihn, besonders in Folge seiner entschiedenen Weigerung, nach Avignon zurückzukehren. Die Unzufriedenen verließen, theils mit, theils ohne Erlaubniß Urbans, den päpstlichen Hof, um sich nach Anagni zurückzuziehen. Hier knüpften sie geheime Unterhandlungen mit Frankreich an, zogen Truppen an sich und bereiteten in der Stille die Empörung gegen Urban VI. vor. Es war, wie Hergenröther sagt, die Rache der französischen Politik, welcher der Einfluß auf den päpstlichen Stuhl entwunden worden.

Um Urban VI. zur Abdankung zu bestimmen, erklärten die abtrünnigen Kardinäle, seine Wahl sei nicht ganz frei gewesen und daher eine neue Papstwahl nöthig. Da Urban, statt dieser Ansicht beizutreten und ihrer Einladung nach Anagni zu folgen, sie zu sich nach Tivoli entbot, traten sie offen wider ihn auf und hielten die drei zu ihnen abgeordneten italienischen Kardinäle in Anagni zurück. Nachdem sie in einem am 2. August erlassenen Manifeste durch die Behauptung, der von den Römern ausgeübte Druck habe eine kanonische Wahl unmöglich gemacht, die Ungiltigkeit der Erhebung Urbans nachzuweisen gesucht, traten sie, ungeachtet der Abmahnungen Kaiser Karls IV., der mit Eifer für das gute Recht Urbans eintrat, unter dem Schutze der Königin Johanna von Neapel in Fondi zu einem Konklave zusammen und wählten am 20. September 1378 einen Gegenpapst in der Person des sechsunddreißigjährigen, ehrgeizigen und prachtliebenden Kardinals Robert, Grafen von Genf, der sich Clemens VII. nannte und seinen Sitz in Avignon nahm. Für ihn erklärte sich mit den in Frankreich wei-

lenden Kardinälen auch König Karl V., durch dessen Bemühungen Lothringen und Schottland, sowie später Aragonien und Kastilien in das Schisma hineingezogen wurden. Dagegen blieb Italien, wo besonders die heilige Katharina von Siena bis zu ihrem Tode (1380) für die Sache des rechtmäßigen Papstes erfolgreich wirkte, mit Ausnahme Neapels und Savoyens, sowie Deutschland, Dank den Bemühungen Karls IV., die anfangs auch sein Sohn Wenzel fortsetzte, Urban VI. treu. Auch in den übrigen katholischen Ländern fand der Gegenpapst keine Anerkennung.

Auch nach dem Tode Urbans und des Gegenpapstes Clemens dauerte das unheilvolle Schisma fort, das nicht nur eine längere Reihe von Jahren hindurch die Christenheit in Verwirrung stürzte, sondern auch den Grund zu den beklagenswerthen Zerrüttungen legte, die eine der Hauptursachen der späteren Kirchentrennung wurden. Sein ersehntes Ende fand dasselbe erst im Jahre 1414 durch das Concil von Konstanz. (vgl. S. 417 ff.)

## XV.

## Deutschland unter König Wenzel.

(1378—1400.)

König Wenzel war siebzehn Jahre alt, als er, in Folge seiner am 17. Juni 1376 zu Frankfurt stattgehabten Wahl zum römischen König, die Regierung über Deutschland antrat. Die Natur hatte ihn mit reichen Gaben ausgestattet; aber die übertriebene Zärtlichkeit seines Vaters, der, wie Weiß sagt, in seiner Politik ganz Verstand, in seiner Familie dagegen, wie es scheint, ganz Herz war, hatte seiner Erziehung eine Richtung gegeben, die eine gediegene Charakterbildung unmöglich gemacht. Nachdem Karl IV. ihn schon als zweijähriges Kind zum Markgrafen von Brandenburg ernannt und ihn trotz der Abmahnungen des Erzbischofs von Prag, der ihm zu bedenken gab, daß die Krönung nicht nur Rechte verleihe, sondern auch Pflichten auferlege, mit der böhmischen Königskrone hatte schmücken lassen, war Wenzel schon als Knabe in den Staatsrath aufgenommen worden, und wie die königlichen Ehren ihn frühe aufgebläht, so hatte der Ernst der Geschäfte den Blüthenstaub von seiner Seele weggehaucht. Als er selbst die Zügel der Regierung ergreifen sollte, hatte er die Staatsgeschäfte satt und überließ sich

ganz den Gelüsten seiner leidenschaftlichen, launenhaften Natur. Obgleich in den Wissenschaften wohl bewandert, in welchen sein Vater ihn durch die besten Lehrer hatte unterrichten lassen, war er von rohen Sitten, und sein Hang zur Willkür, sowie sein gänzlicher Mangel an Selbstbeherrschung machten ihn, trotz seines natürlichen Gerechtigkeitsgefühls, zum Tyrannen seines Landes.

In den ersten Jahren von Wenzels Regierung dauerten in Böhmen die von Karl IV. geschaffenen Zustände fort, da der junge König den tüchtigen Räthen, die seinem Vater zur Seite gestanden, die Leitung der Staatsangelegenheiten überließ, während er selbst als leidenschaftlicher Jäger der Waidlust fröhnte oder sich auf Turnieren vergnügte. Nach und nach jedoch wurde es anders. Die Unzufriedenheit der Böhmen über die Bevorzugung der Deutschen, die in immer größerer Zahl sich unter ihnen angesiedelt, weckte den Despotismus des Königs und gab ihm Veranlassung zu einem harten und grausamen Vorgehen gegen die Unzufriedenen. Um der beständigen Geldverlegenheit abzuhelfen, in welchen seine Verschwendung ihn stürzte, verlangte er von den böhmischen Baronen die Zurückgabe derjenigen Krongüter, die durch Verkauf, Verpfändung oder Verschenkung in ihren Besitz übergegangen waren. Da er mit dieser Forderung nicht durchgedrungen war, berief er im Jahre 1389 die Inhaber der fraglichen Güter auf einen Landtag nach Willemow, unter Androhung seiner Ungnade für den Fall ihres Ausbleibens. Auf einem freien Felde hatte er ein schwarzes und ein rothes Zelt aufschlagen lassen. In das erstere, in welchem er inmitten seiner Räthe und einer Anzahl Bewaffneter saß, ließ er von den erschienenen Baronen einen nach dem anderen eintreten, und alle, die bei ihrer Weigerung beharrten, wurden in das rothe Zelt geführt und dort ohne Weiteres enthauptet. Durch die Androhung ähnlicher Gewaltmaßregeln wußte er auch bei den Bürgern von Prag jeden Gedanken an Widerstand gegen seine Forderungen niederzuschlagen. Dabei versank er immer tiefer in Ausschweifungen, die nicht nur alle seine Thatkraft aufzehrten, sondern auch die Wildheit und Ungebundenheit seines Wesens erhöhten. Selten sah man ihn anders, als von einer Rotte großer Hunde begleitet, die er auch auf Menschen zu hetzen pflegte. Da er dieselben des Nachts in seinem Zimmer behielt, wurde der plötzliche Tod seiner tugendhaften Gemahlin, Johanna von Baiern, dessen nähere Umstände nicht bekannt geworden, einem dieser Unthiere zugeschrieben, von welchem sie angefallen und erwürgt worden sein soll.

Mit besonderer Grausamkeit wüthete der königliche Tyrann gegen den heiligen Johann von Nepomuk, den Beichtvater der Königin Johanna, weil er sich weigerte, das Beichtsiegel zu brechen. Wüthend über diese Weigerung, ließ Wenzel den standhaften Priester,

dessen Muth er vergebens zu brechen gesucht hatte, am 21. März 1383, an Händen und Füßen gebunden, von der Prager Brücke hinab in die Moldau stürzen. Die Kirche hat diesen Märtyrer des Beichtsiegels den Heiligen beigezählt und begeht alljährlich sein Fest am 16. Mai.

Auch der Erzbischof von Prag und alle Prälaten, welche die Rechte der Kirche der königlichen Laune nicht preisgeben wollten, wurden von Wenzel arg bedrückt, verfolgt und mißhandelt.

Aber endlich war das Maß des Unwillens über den Tyrannen voll. Der böhmische Adel beschloß, sich seiner Person zu bemächtigen, und ihrem Bunde traten selbst Wenzels Bruder Sigismund von Brandenburg, der inzwischen in Folge seiner Vermählung mit Maria, der Erbtochter Ludwigs des Großen von Ungarn, den Thron dieses Reiches bestiegen, und der Markgraf Jost von Mähren, Kaiser Karls IV. Neffe, bei. Während Wenzel auf einem Königshof bei Beraun weilte, erschienen die Verbündeten, an ihrer Spitze Jost von Mähren, am 8. Mai 1394 in großer Zahl vor ihm und erklärten ihm, nachdem sie über die Mißregierung Klage erhoben, unter welcher Böhmen seufze, sie hielten es für ihre Pflicht, nicht mehr von seiner Seite zu weichen und mit ihm in Prag nach alter Sitte das gemeine Beste zu schaffen. Wenzel mußte ihnen als ihr Gefangener nach der Hauptstadt folgen, sofort die Stände einberufen und den Markgrafen Jost zum Landeshauptmann ernennen.

Indessen fand der König Mittel, sich mit seinem jüngsten Bruder, Johann von Görlitz, der auf Sigismund eifersüchtig war, ins Einvernehmen zu setzen, und dieser erschien alsbald mit Heeresmacht vor Prag. Die Barone aber entflohen mit dem gefangenen Wenzel und brachten ihn, stets von den Mannen Johanns verfolgt, von Schloß zu Schloß, zuletzt nach der Burg Wiltperg in Oesterreich. Als jedoch auch die deutschen Stände, entrüstet über die dem Oberhaupte des Reiches zugefügte Schmach, die böhmischen Barone mit Krieg bedrohten, falls sie den König nicht sofort freigäben, entließen sie ihn am 1. August 1394 aus seiner Haft, nachdem er ihnen vollständige Amnestie zugesichert und das Versprechen gegeben, Böhmen fortan nach altem Rechte zu regieren.

Nach seiner Freilassung beeilte sich jedoch Wenzel nicht, die den Baronen gemachten Zusagen zu erfüllen; es blieb vielmehr in Böhmen Alles beim Alten. Sogar seinen Bruder Johann behandelte der König aus Mißtrauen mit Undank. Dagegen kam es zwischen ihm und Sigismund zu einer Versöhnung, in Folge deren Wenzel denselben zu seinem Vikar und Stellvertreter im gesammten römischen Reich und zum Schiedsrichter in den zwischen ihm und den Baronen obschwebenden Streitfragen ernannte. Sigismund ordnete die Verhältnisse in Böhmen zu Gunsten der bisherigen

Verfassung; kaum war er jedoch nach Ungarn zurückgekehrt, als Wenzel seinem unversöhnlichen Hasse gegen die Barone freien Lauf ließ. Sechs von ihnen ließ er gefangen nehmen, überschüttete sie mit Vorwürfen und Drohungen und gab sie erst auf Verwendung des Herzogs Stephan von Baiern wieder frei.

Für Deutschland ging Wenzels Regierung fast spurlos vorüber. Zwar hatte er anfangs guten Willen gezeigt, seiner Aufgabe gerecht zu werden und insbesondere die Kirchenspaltung zu unterdrücken, wie er auch sogleich sich entschieden für Urban VI. ausgesprochen; aber es fehlte ihm auch hierin an jeglicher Ausdauer, und sein ganzes Auftreten in Deutschland blieb auf einige, meist erfolglose Versuche beschränkt, in die Bewegungen einzugreifen, die damals besonders den südwestlichen Theil des Reiches in Verwirrung stürzten.

Da Karl IV. durch seine Bemühungen, die Fürsten für die Anerkennung seines Sohnes als seines Nachfolgers zu gewinnen, unter den schwäbischen Städten die Besorgniß geweckt, daß er denselben Zugeständnisse machen könne, durch welche ihre eigenen Freiheiten bedroht würden, hatten sie zur Aufrechthaltung ihrer Selbstständigkeit einen Bund geschlossen, dem außer vielen fränkischen Städten auch mehrere Glieder des in seiner Auflösung begriffenen rheinischen Städtebundes beigetreten waren. Auch dem Bunde der Waldstädte hatten sich mehrere Reichs- und Landstädte angeschlossen. Wie die Bestrebungen dieses schweizerischen Bundes gegen das Haus Oesterreich gerichtet waren, so suchte der schwäbische Bund ganz besonders der Macht des kriegslustigen Grafen **Eberhard** II. des **Greiners** oder **Rauschebarts** von Württemberg entgegen zu treten, der durch die ihm von Karl IV. verliehenen Gerechtsame ein bedeutendes Uebergewicht erlangt hatte und seinem Hause die herzogliche Würde zu erwerben strebte. Da die Ritterschaft durch die zwischen den Fürsten und Städten entstandenen Kämpfe ihre Stellung gefährdet sah, trat auch sie zu verschiedenen Verbindungen zusammen, unter denen der Bund der **Schlägler** oder **Schlegelbrüder** — sogenannt nach der Keule, die er als Abzeichen gewählt hatte — die mächtigste war. Indessen neigte sich selbst der Adel bisweilen, wenn ihm die wachsende Macht der Fürsten Besorgnisse einflößte, den Städtebündnissen zu, denen andererseits wohl auch Fürsten zur Bekämpfung der Ritterschaft beitraten.

Alle diese verbündeten Massen lagen, unbekümmert um das Reichsoberhaupt, unaufhörlich mit einander im Kampfe, und ihre Friedensschlüsse waren nur Waffenstillstände. Um den Frieden im Reiche herzustellen, schlug Wenzel im Jahre 1383 auf einem Reichstage zu Nürnberg den Ständen vor, alle einzelnen Verbindungen aufzuheben und dagegen zur Aufrechthaltung der Ruhe und der

öffentlichen Sicherheit einen allgemeinen, das ganze Reich umfassenden Bund zu gründen; sein Vorschlag scheiterte jedoch an dem Widerstand des Adels und der Städte, welche die Befürchtung hegten, der König wolle ihre Kraft nur wieder zersplittern, um sie an die Fürsten zu verrathen. So dauerte der Kampf ungeschwächt fort, bis durch ein entscheidendes Ereigniß die Kraft der Städte für längere Zeit gebrochen wurde.

Der Erzbischof Piligrim von Salzburg war dem schwäbischen Bunde beigetreten, um dessen Beistand gegen den Herzog Friedrich von Baiern zu gewinnen, mit welchem er im Streite lebte. Als er nun im Jahre 1387 von den Baiern geschlagen und gefangen genommen worden, ergriffen die Städte sogleich für ihn die Waffen, während der Adel, begierig den stolzen Freiheitssinn der Bürger zu brechen, sich an die Fürsten anschloß. Bei Döffingen, unweit Weil, stieß Graf Eberhard von Württemberg mit seiner eigenen und seiner Bundesgenossen Kriegsmacht auf das städtische Heer, und hier kam es am 23. August 1388 zur Entscheidungsschlacht. Anfangs schien das Glück sich auf die Seite der Städte neigen zu wollen; denn schon waren zahlreiche Ritter und Edle gefallen, und selbst der junge Graf von Württemberg, Eberhards Sohn, sank, tödtlich verwundet, vom Pferde; aber in diesem bedenklichen Augenblick entriß der Heldenmuth des alten Eberhard dem Feinde die errungenen Vortheile. Mit dem Rufe: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! Wohlan, stehet tapfer, die Feinde fliehen!“ drang er auf die Nürnberger ein und trieb sie in die Flucht; ihnen folgten bald die andern Bundesgenossen, und so wurde der Tag von Döffingen für die Fürsten und den Adel ein glänzender Siegestag.

Fast zu der gleichen Zeit erlagen die rheinischen Städte dem Kurfürsten Ruprecht von der Pfalz, während die fränkischen von den Bischöfen von Würzburg und Bamberg und dem Burggrafen von Nürnberg geschlagen wurden. Durch diese dreifache Niederlage wurde die Macht der Bürger so sehr erschüttert, daß sie ihre besonderen Verbindungen auflösen und einer allgemeinen Landfriedenseinigung beitreten mußten, die König Wenzel im Jahre 1389 auf einer Fürstenversammlung zu Eger auf sechs Jahre verkünden ließ. Eine Zeitlang herrschte Ruhe im südwestlichen Deutschland; als jedoch nach dem Tode Eberhards des Greiners (1392) der Bund der Schlegelbrüder sich wieder mächtiger auszubreiten begann, entstanden aufs Neue Gegenbündnisse der Fürsten und Städte, und so lebte der alte Kampf wieder auf.

Glücklicher als der schwäbische Städtebund gegen die wider ihn verbündeten Fürsten und Ritter, war der Bund der Waldstädte in dem wiederbegonnenen Kriege gegen Oesterreich. Herzog Leopold II., der jüngste Sohn Albrechts II. des Weisen, der nach dem Tode

seines ältesten Bruders Rudolf, des Schwiegersohnes Karls IV., die habsburgischen Besitzungen in Schwaben, im Elsaß und in der Schweiz erhalten hatte, während das eigentliche Oesterreich seinem Bruder Albrecht III. zugefallen, grollte den Luzernern, weil sie das Städtchen Sempach und das Entlibuch zum Abfall von Oesterreich gereizt und vertragswidrig in ihr Bürgerrecht aufgenommen; auch sah er sich durch das Bündniß, das Zürich, Bern und Zug im Jahre 1385 mit den schwäbischen und fränkischen Städten geschlossen, in seinen schwäbischen und schweizerischen Besitzungen bedroht; er beschloß daher, den Kampf gegen die Eidgenossen mit seiner ganzen Macht zu erneuern, und der größte Theil des süddeutschen Adels sagte ihm Unterstützung zu; innerhalb zwölf Tagen wurde den Eidgenossen von hundertsiebenundsechzig geistlichen und weltlichen Herren Fehde angesagt.

Mit einem glänzenden Heere von viertausend Rittern und Herren, unter ihnen auch der Herzog Eberhard von Württemberg und die Markgrafen von Baden, rückte Leopold in das Gebiet von Luzern ein, und bei Sempach kam es am 9. Juli 1386 zur blutigen Entscheidungsschlacht. Die Eidgenossen, kaum vierzehnhundert Mann stark, hatten auf einer Hügelreihe, die sich bis zum See erstreckte, Stellung genommen und waren im Rücken durch Gehölze gedeckt. Voll stolzer Siegesgewißheit und begierig, die Schmach von Morgarten zu tilgen, rückten die Schaaren der Ritter in ihren glänzenden Rüstungen gegen sie heran, an ihrer Spitze Herzog Leopold selbst, damals siebenunddreißig Jahre alt, strahlend in männlicher Schönheit und voll Heldenfeuer in der Erinnerung so manches errungenen Sieges. Da die Schweizer mit dem Angriff zögerten, um den Vortheil ihrer Stellung nicht aufzugeben, und die Gegend für die Reiterei ungünstig war, ließ Leopold die Reiter absitzen und in dichtgeschlossenen Reihen Stellung nehmen, um mit vorgehaltenen Speeren den Angriff der Eidgenossen zu erwarten. Als einige der Herren ihn baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, erwiderte er ihnen: „Soll denn Leopold von Weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch will ich siegen oder umkommen.“

Bei dem Anblicke des zu Fuß ihres Angriffs harrenden Feindes stiegen die Eidgenossen von den Höhen herab, knieten nieder und beteten mit ausgebreiteten Armen, nach der Väter Sitte, fünf Vater Unser und fünf Ave Maria; dann erhoben sie sich und suchten im Sturmlauf die feindlichen Reihen zu durchbrechen. Aber die Ritter standen felsenfest, und an ihrem Wald von Lanzen prallte der Angriff der leicht bewaffneten Bergbewohner ab. Schon lagen ihrer sechzig am Boden, und die starren Reihen begannen sich zu schwenken, um die Schweizer zu umzingeln. Da rief der

ritterliche Unterwaldner Arnold von Winkelried den Seinen zu: „Treue, liebe Eidgenossen! Ich will der Freiheit eine Gasse machen; sorgt für mein Weib und meine Kinder!“ Dann stürmte er gegen den Feind, umschlang mit seinen gewaltigen Armen so viele der feindlichen Speere, als er fassen konnte, und stürzte, sie in seine Brust begrabend, todt zur Erde nieder. Die eiserne Mauer war durchbrochen, und über die Leiche des gefallenen Helden drangen die Eidgenossen in die feindlichen Reihen. Verwirrung entstand unter den Rittern, die, durch ihre schweren Rüstungen in ihren Bewegungen gehemmt, gegen die leicht bewaffneten Eidgenossen sich kaum vertheidigen konnten. Viele wurden wehrlos erschlagen; andere erstickten, der Gluthitze des Tages erliegend, im Kampfgewühle. Da sah Herzog Leopold das Banner Oesterreichs sinken und eilte herzu, um es aus der Hand des sterbenden Ulrich von Arburg zu nehmen, der mit dem Ausrufe: „Rette, rette Oesterreich!“ zu Boden gestürzt. Vergebens baten ihn seine Getreuen, sein Leben zu retten; mit den Worten: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich will mit ihnen ehrlich sterben!“ stürzte er sich in das dichteste Kampfgewühl und fand den gesuchten Tod. Martin Malterer, der Bannerträger der Stadt Freiburg, warf sich auf die Leiche des gefallenen Herzogs, damit sie von den Feinden nicht zertreten werde, und wurde, auf seinem Herrn liegend, erschlagen.

Als die Ritter des Herzogs Helmbusch nicht mehr sahen, riefen sie, nur noch auf die eigene Rettung bedacht, nach ihren Pferden; aber die Troßbuben waren mit denselben entflohen. Es blieb ihnen daher nichts Anderes übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, und so endete die Schlacht in einem allgemeinen Blutbade. Sechshundertsechsundfünfzig Grafen und Ritter wurden erschlagen, mit ihnen dreihundertfünfzig Bürger und über zweitausend Fußknechte; dagegen soll die Zahl der gefallenen Eidgenossen nur zweihundert betragen haben. Jammer und Wehklagen erfüllte weit und breit die Burgen und Schlösser; denn mancher alte Name war erloschen in dem Blutbade von Sempach und der Glanz des Ritterstandes für längere Zeit getrübt; das Volk aber, das in dem Ausgang der Schlacht ein Gottesurtheil sah, sagte: „Gott ist zu Gericht gesessen über den Stolz des Adels.“

Zwei Jahre nach der Schlacht bei Sempach, am 9. April 1388, fand auch Herzog Leopolds II. dritter Sohn, der fünfzehnjährige Leopold der Stolze, bei einem Einfalle in das Gebiet der Glarner in dem Treffen bei Näfels den Tod. Im folgenden Jahre schloß das durch innere Streitigkeiten an der Fortsetzung des Kampfes verhinderte Oesterreich mit den Eidgenossen einen

siebenjährigen Frieden, in welchem denselben alle Landschaften, die sich ihnen angeschlossen hatten oder von ihnen erobert worden waren, gegen das Versprechen zuerkannt wurden, ferner nur solchen österreichischen Unterthanen, die sich in ihrem Gebiete niederließen, das Bürgerrecht zu ertheilen. Dieser Friede, der den Eidgenossen alle Früchte ihrer gegen Oesterreich errungenen Siege dauernd sicherte, wurde im Jahre 1394 auf zwanzig Jahre verlängert.

Inzwischen war Papst Urban VI. am 15. Oktober 1389 gestorben, nachdem er durch eine an Grausamkeit streifende Strenge sich selbst und den Seinen vielfaches Unheil bereitet und seine Macht in Italien tief erschüttert hatte, und sein von den Kardinälen gewählter Nachfolger Bonifacius IX., ein frommer, milder und kluger Mann, war sofort von allen katholischen Ländern, die auf Urbans Seite gestanden, als rechtmäßiger Papst anerkannt worden, obgleich der Gegenpapst zu Avignon nicht ermangelt hatte, das Anathem gegen ihn zu schleudern.

Zur Wiederherstellung des von der ganzen Christenheit heiß ersehnten kirchlichen Friedens brachte die von Karl VI. von Frankreich auf Veranlassung Bonifacius' IX. zu Rathe gezogene Pariser Universität, die schon unter Urban VI. Vermittlungsvorschläge gemacht, drei verschiedene Wege in Vorschlag: entweder die Abdankung beider Päpste oder eine schiedsrichterliche Entscheidung oder endlich die Zusammenberufung eines ökumenischen Concils. Der erste Weg fand, als der einfachste und sicherste, den meisten Beifall; aber sowohl diesem Mittel, als den beiden andern wurde von Seiten des Gegenpapstes und seiner Anhänger mit aller Macht entgegengearbeitet. Indessen starb Clemens VII. am 16. September 1394 unerwartet an einem Schlagflusse, und so schien der Weg zur Herstellung der kirchlichen Einheit geebnet. Aber trotz der Abmahnungen des Königs von Frankreich wählten die Kardinäle in Avignon einen neuen schismatischen Papst in der Person des Kardinals Peter de Luna, eines Spaniers, der allen Ausgleichsversuchen am entschiedensten entgegengewirkt, und am 28. September wurde derselbe zu Avignon als Benedikt XIII. inthronisirt.

Unterdessen setzte die Pariser Universität ihre Bemühungen zur Beseitigung des Schisma's mit unermüdlichem Eifer fort, und auf einer am 2. Februar 1395 auf Veranstaltung Karls VI. zu Paris eröffneten Versammlung von Prälaten und Gelehrten wurde aufs Neue die Abdankung beider Päpste dringend befürwortet. Benedikt XIII. setzte jedoch der diesethalb an ihn ergangenen Aufforderung zuerst Ausflüchte und dann den entschiedensten Widerstand entgegen und war dabei eifrig bemüht, durch große Versprechungen den französischen Hof zu seinen Gunsten umzustimmen.

Mittlerweile waren Abgeordnete an die Könige von Deutsch-

land, Spanien, England und Ungarn entsandt worden, um deren Mitwirkung zur Beseitigung des Schisma's zu erlangen. Richard II. von England und Heinrich III. von Kastilien sagten dieselbe zu und ließen im Jahre 1397, im Vereine mit Frankreich, beide Päpste zur Resignation auffordern. Auch König Wenzel wurde für die Bestrebungen des französischen Hofes gewonnen und begab sich, der Aufforderung desselben folgend, im März 1398, zum Behufe eingehender Berathungen mit dem König von Frankreich, nach Rheims, wo der Beschluß gefaßt wurde, nöthigenfalls durch Zwangsmaßregeln die Abdankung beider Päpste zu bewirken. Vergebens hatte der Pfalzgraf Ruprecht den König Wenzel vor einem Eingehen auf die Vorschläge Frankreichs gewarnt, das durch seine Parteinahme für die abtrünnigen Kardinäle die ganze Verwirrung verschuldet habe, und ihm zu bedenken gegeben, daß der rechtmäßige Papst nicht gleich dem schismatischen zur Abdankung gezwungen werden könne: der apathische Wenzel, der in Rheims nur seiner Trunksucht fröhnte, fügte sich willenlos den Zumuthungen Frankreichs und übernahm die Verpflichtung, Bonifacius IX. zur Abdankung zu zwingen, während Karl VI. das Gleiche bei Benedikt XIII. zu thun versprach und zu diesem Ende den schismatischen Papst, der von keiner Resignation hören wollte, in seinem Palaste zu Avignon förmlich belagern ließ.

Das Vorgehen Wenzels in dieser Angelegenheit brachte ihn um den letzten Rest seines Ansehens in Deutschland und wurde die unmittelbare Veranlassung zu seinem Sturze. Von den längst aufs Aeußerste gegen ihn erbitterten Kurfürsten traten vier: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier und der Pfalzgraf Ruprecht, die an dem rechtmäßigen Papste festhielten, zu Berathungen über eine neue Königswahl zusammen und schrieben auf den 11. August 1400 eine Fürstenversammlung nach Oberlahnstein aus, auf welche sie den König Wenzel zur Verantwortung vorluden. Da er, wie sie vorausgesehen, nicht erschien, erklärten sie ihn der deutschen Krone verlustig und übertrugen dieselbe am 20. August dem Pfalzgrafen Ruprecht.

Außer Wenzels kraftloser, die inneren Wirren Deutschlands begünstigender Regierung, seinem tyrannischen Wüthen in Böhmen und seiner zwanzigjährigen Unthätigkeit in Beziehung auf die kirchlichen Wirren, wurde als ein Hauptgrund seiner Absetzung auch sein die Rechte und Ehre des Reiches verletzendes Auftreten in der Lombardei geltend gemacht. Hier hatte Johann Galeazzo Visconti, der kraft der seinem Vorfahren Matteo von Heinrich VII. verliehenen Statthalterwürde die Herrschaft über das mailändische Gebiet führte, durch Umsicht, Schlauheit und Thatkraft eine so bedeutende Gewalt erlangt, daß die Freiheit des ganzen nördlichen

Italiens dadurch bedroht und zum Theil bereits vernichtet war. Um für seine angemaßte Herrschaft einen entsprechenden Titel zu erlangen, war er mit Wenzel in Unterhandlungen getreten, und dieser hatte ihm im Jahre 1395, um sich aus seiner Geldverlegenheit zu reißen, für eine Summe von 100,000 Goldgulden den erblichen Titel eines Herzogs von Mailand mit allen Rechten der Herzoge des Reichs verkauft. Wenn er dadurch auch dem Reiche keine wirkliche Besitzung entfremdet hatte, so war doch durch das Siegel der Rechtmäßigkeit, welches der usurpirten Herrschaft der Visconti aufgedrückt schien, deren Ansehen so bedeutend erhöht worden, daß sich das Reich in seinen Rechten in Italien in der bedenklichsten Weise bedroht sah.

## XVI.

## Ruprecht von der Pfalz.

(1400—1410.)

Da Wenzels Absetzung nur von vier Kurfürsten ausgesprochen worden, fand Ruprechts Wahl keine allgemeine Anerkennung; insbesondere blieben die Städte meist auf Wenzels Seite. Indessen erleichterte dieser selbst, obgleich er seine Absetzung für Hochverrath und Empörung erklärt und blutige Rache dafür zu nehmen geschworen, durch seine Unthätigkeit dem neuen König seine Stellung in Deutschland. Dagegen konnte Ruprecht die seinen Wählern gemachte Zusage, Johann Galeazzo Visconti zur Verzichtleistung auf die ihm verliehene Herzogswürde zu zwingen, bei seiner ungenügenden Hausmacht nicht erfüllen. Er zog zwar bald nach seiner Erhebung an der Spitze eines mühsam zusammengebrachten Reichsheeres von fünfzehntausend Mann über die Alpen, erlitt jedoch am 21. Oktober 1401 bei Brescia gegen das bedeutend überlegene Heer Visconti's eine Niederlage, die mit einem Schlage alle seine Pläne vereitelte und ihn zur Rückkehr nach Deutschland nöthigte.

Auch hier gelang es ihm, trotz seiner ritterlichen Tapferkeit und seines guten Willens, nicht, der allgemeinen Zerrüttung ein Ende zu machen. Ebenso wenig führte ein von seinem Sohne Ludwig gegen Böhmen unternommener Kriegszug, durch welchen Wenzel zur Abdankung gezwungen werden sollte, zu dem gewünschten Ziele; doch wurde durch denselben die von Karl IV. mit Böhmen vereinigte Oberpfalz den pfälzischen Kurfürsten wiedergewonnen.

In Böhmen selbst dauerten indessen die Wirren fort, und da Wenzel sich den Anordnungen seines Bruders Sigismund widersetzte,

der aus Ungarn gekommen, um ihn zur Kaiserkrönung nach Rom zu begleiten, nahm ihn dieser zum anderen Male gefangen und brachte ihn nach Wien, wo er ihn der Obhut Herzog Albrechts IV. von Oesterreich übergab; doch gelang es Wenzel im November 1403, verkleidet aus Wien zu entkommen, worauf seine Anhänger sich in Mähren um ihn schaarten und ihn nach Prag zurückführten.

Unterdessen war Frankreich am 12. März 1403 unter die Obedienz Benedikts XIII. zurückgekehrt, und so war vorläufig an eine Beilegung des Schisma's nicht zu denken. Auch der am 1. Oktober 1404 erfolgte Tod Bonifacius' IX., der im Jahre 1403 Ruprecht von der Pfalz als König anerkannt, konnte eine solche nicht herbeiführen, da sich die römischen Kardinäle, die anfangs mit einer Neuwahl gezögert hatten, durch einen in Rom ausgebrochenen Aufstand veranlaßt sahen, am 17. Oktober den Kardinal Migliorati, einen edlen, gelehrten und tugendhaften Mann, als Innocenz VII. auf den päpstlichen Stuhl zu erheben, nachdem derselbe eidlich gelobt, jegliches Mittel, im Nothfalle auch das der Abdankung, zur Beseitigung der Spaltung in Anwendung zu bringen. Innocenz VII. starb jedoch schon im Jahre 1406, ohne daß es ihm bei den fortdauernden Unruhen in Rom und bei dem Entgegenwirken des schismatischen Papstes möglich gewesen, seinen Plan der Zusammenberufung eines allgemeinen Concils, zu welcher auch König Ruprecht mahnte, zur Ausführung zu bringen, und auch diesmal sahen sich die Kardinäle durch eine drohende Empörung der Römer veranlaßt, zu einer neuen Papstwahl zu schreiten, bevor sie sich, wie es ihre Absicht gewesen, mit Frankreich ins Einvernehmen gesetzt.

Gleich seinem Vorgänger mußte auch der von den römischen Kardinälen erhobene Gregor XII. bei seiner Wahl die eidliche Verpflichtung eingehen, auf die päpstliche Würde zu verzichten, falls der Gegenpapst dasselbe thue und dessen Kardinäle bereit seien, gemeinsam mit den römischen eine kanonische Wahl vorzunehmen. Noch vor seiner Krönung schrieb Gregor XII. an den Gegenpapst und dessen Kardinäle und erklärte sich, trotz seines legitimen Rechtes, bereit, dem Frieden jedes Opfer zu bringen. Benedikt XIII. brachte, scheinbar auf Gregors Vorschläge eingehend, eine Zusammenkunft mit demselben in Vorschlag, welche in Marseille stattfinden sollte; dieselbe kam jedoch nicht zu Stande, weil Gregor aus Furcht vor Ueberlistung von Seiten Benedikts, der über eine große Zahl von Galeeren verfügte, Bedenken trug, sich nach Marseille zu begeben, und Benedikt auf keinen andern Ort der Zusammenkunft eingehen wollte.

Indessen hatte der von seinen Verwandten allzu sehr beeinflußte Gregor XII. durch die Ernennung mehrerer neuen Kardinäle die älteren so sehr gegen sich erbittert, daß sie im Mai 1408 nach Pisa entflohen, ihrem Herrn den Gehorsam aufkündigten und an ein

allgemeines Concil appellirten. Nachdem sich ihnen auch die Kardinäle Benedikts XIII. angeschlossen und der französische Hof nicht nur selbst dem Gegenpapste aufs Neue die Obedienz gekündigt, sondern auch alle christlichen Fürsten durch Gesandte hatte auffordern lassen, keinen der beiden Päpste mehr anzuerkennen, beriefen sie von Livorno aus ein „ökumenisches“ Concil nach Pisa, das in der That am 25. März 1409 eröffnet wurde.

Obschon die Gründe, welche die rebellischen Kardinäle zur Rechtfertigung ihres Verfahrens anführten, nicht stichhaltig waren und das Concil nicht als ein ökumenisches gelten konnte, da die Zusammenberufung eines solchen nur dem Papste zukam, fanden sich zahlreiche geistliche und weltliche Würdenträger, sowie die Gesandten mehrerer Höfe und die Abgeordneten verschiedener Universitäten zu demselben ein. Nur König Ruprecht und Ladislaus von Neapel blieben Gregor XII. treu, während Spanien, Portugal und Schottland in der Anerkennung Benedikts XIII. verharrten.

Nachdem die Versammlung die Absetzung der beiden Päpste in der fünfzehnten Sitzung ausgesprochen hatte, wurde am 26. Juni der Erzbischof von Mailand, Kardinal Peter Philargi aus Kandia, zum Papst gewählt und nahm den Namen Alexander V. an. Unter seinem Vorsitze hielt die Synode noch einige Sitzungen, wurde aber bald darauf geschlossen und ein neues Concil für das Jahr 1412 ausgeschrieben. Da keiner der beiden Päpste seine Absetzung anerkannte und Gregor XII. an dem König Ladislaus von Neapel, Benedikt XIII. dagegen, der sich nach Perpignan zurückgezogen, an den spanischen Reichen eine Stütze behielt, war eingetreten, was König Ruprecht vorausgesagt: das Schisma hatte sich, zum größten Aergerniß der Christenheit, zu einer „Trifaltigkeit“ erweitert, indem jetzt drei Männer auf die päpstliche Tiara Anspruch erhoben.

Der Pisanische Papst, der seinen Sitz in Bologna genommen, starb schon am 3. Mai 1410, und zu seinem Nachfolger wurde auf Betrieb Ludwigs II. von Anjou, den die Florentiner zur Bekämpfung des Königs Ladislaus herbeigerufen, der schlaue Kardinal Balthasar Cossa gewählt, der sich Johann XXIII. nannte.

Nur wenige Tage nach Alexander V., am 18. Mai 1410, starb auch König Ruprecht, und sein Tod befreite ihn von der Gefahr, die deutschen Stände, die der Mehrzahl nach auf die Seite Alexanders V. getreten, während er selbst treu zu Gregor XII. hielt, gegen sich in Waffen zu sehen. Da die Kurfürsten in der Wahl seines Nachfolgers nicht einig waren, indem die einen sich für König Sigismund von Ungarn, die andern dagegen für dessen Vetter, den Markgrafen Jost von Mähren, erklärten, und auch Wenzel sich fortwährend für den rechtmäßigen Kaiser hielt, drohte dem deutschen Reiche die Gefahr, gleich der Kirche drei Häupter sich

um die Krone streiten zu sehen. Diese Gefahr wurde abgewendet durch den am 8. Januar 1411 zu Brünn erfolgten Tod Josts von Mähren und eine fünf Monate später zwischen Sigismund und Wenzel getroffene Vereinbarung, kraft deren der Letztere seine Zustimmung zu der Wahl seines Bruders gab, unter der Bedingung, daß ihm selbst, so lange er lebe, der Kaisertitel verbleibe.

## XVII.

## Kaiser Sigismund.

(1410—1437.)

### Die Beilegung des Schisma's auf dem Concil von Konstanz.

Nachdem Sigismund am 21. Juli 1411 zu Frankfurt nochmals, und diesmal einstimmig, zum König gewählt worden, blieb seine Hauptsorge auf die Beilegung des Schisma's gerichtet, zu welcher er sich bei seiner Wahl ausdrücklich verpflichtet hatte. Als das einzige Mittel zur Erreichung dieses so lange vergeblich erstrebten Zieles wurde allgemein die Zusammenberufung eines ökumenischen Concils erkannt, von welchem allein auch die so dringend geforderten kirchlichen Reformen erwartet werden durften. Gegen dieses Mittel sträubte sich jedoch der von Sigismund anerkannte Johann XXIII. aus allen Kräften, besonders seitdem es ihm gelungen, den König Ladislaus von Neapel dem rechtmäßigen Papste Gregor XII. abwendig zu machen und in demselben eine Stütze seiner Herrschaft in Italien zu gewinnen. Erst nachdem Ladislaus, ganz seiner selbstsüchtigen Politik hingegeben, sich auch gegen ihn treulos erwiesen und ihn durch einen feindlichen Einfall in das römische Gebiet zur Flucht nach Florenz genöthigt, gelang es Sigismund, der zur Bekämpfung der Visconti über die Alpen gezogen, den schwerbedrängten Papst durch die Zusage seines Schutzes und Beistandes gegen den König von Neapel zur Zusammenberufung eines allgemeinen Concils zu bewegen, das im folgenden Jahr (1414) zu Konstanz eröffnet werden sollte. Johann XXIII. suchte sich zwar, nachdem der unerwartete Tod des Königs Ladislaus seinen politischen Verlegenheiten ein Ziel gesetzt und ihm die Rückkehr nach Rom ermöglicht hatte, von der gegen Sigismund eingegangenen Verpflichtung des persönlichen Erscheinens in Konstanz loszumachen; denn das Concil von Pisa, auf welches er allein seine Ansprüche auf die Tiara stützen konnte, war nicht ohne Anfechtung geblieben, und so

lag für ihn die Befürchtung nahe, daß er als Privatmann von Konstanz werde zurückkehren müssen, nachdem er sich als Papst dorthin begeben; da ihm jedoch die Kardinäle vorstellten, daß seine Anwesenheit auf dem Concil dringend nöthig sei und er sein gegebenes Wort halten müsse, entschloß er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, zur Reise nach Konstanz, für welche ihm sowohl Sigismund als auch der dortige Stadtrath jegliche Freiheit und persönliche Sicherheit gelobten und verbrieften. Er trat dieselbe am 1. Oktober 1414 von Bologna aus mit zahlreichem Gefolge und bedeutenden Geldmitteln an und hielt am 28. Oktober unter lebhafter Begrüßung seinen Einzug in Konstanz. Die feierliche Eröffnung der Synode erfolgte am 5. November; da aber noch viele Theilnehmer erwartet wurden, blieb die erste eigentliche Sitzung auf den 16. November verschoben.

Indessen fanden sich die Theilnehmer an dem Concile erst nach und nach ein. König Sigismund, der am 8. November zu Aachen gekrönt worden, erschien am 24. Dezember mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge und vielen deutschen Fürsten; die übrigen Monarchen waren durch Abgeordnete vertreten. In ihrer Gesammtheit zählte die Versammlung, außer den Laien, drei Patriarchen, neunundzwanzig Kardinäle, dreiunddreißig Erzbischöfe, gegen hundertfünfzig Bischöfe, über hundert Aebte, an dreihundert Doktoren der Theologie und des kanonischen Rechtes; nicht weniger als siebenunddreißig Universitäten hatten zu derselben Deputirte entsandt. Alles, was das Abendland an hervorragenden Vertretern der Wissenschaft, an ausgezeichneten kirchlichen und weltlichen Würdenträgern besaß, war herbeigeeilt, um nicht nur die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren, sondern auch als eine Art europäischer Kongreß die Streitfragen des Abendlandes zu schlichten, den durch Kriege entzweiten Völkern den Frieden wiederzugeben und die erschütterten Grundlagen des gesammten europäischen Lebens neu zu kräftigen.

Nachdem bereits in der ersten Sitzung für jede der vier Nationen — Franzosen, Italiener, Deutsche und Engländer — Beamte bestellt worden, beantragten in der Versammlung vom 7. Dezember die zur Obedienz Johanns gehörenden Italiener die Bestätigung der Synode von Pisa, die Ermächtigung der Kardinäle zur Berufung eines allgemeinen Concils für bestimmte Fälle, die Erzwingung der Abdankung der Gegenpäpste und verschiedene Reformen; dagegen schlug der französische Kardinal Peter d'Ailly friedliche Maßregeln gegen Gregor XII. und Benedikt XIII. und den Weg der Unterhandlungen vor, den auch Sigismund bereits eingeschlagen. Indessen fand der Gedanke einer Abdankung aller drei Päpste immer entschiedeneren Anklang, und nachdem der Kardinal

Filastre von St. Markus erklärt hatte, daß es für Johann XXIII. nicht nur ehrenvoll, sondern Pflicht sei, freiwillig seine Würde niederzulegen, und er nöthigenfalls von dem Concil dazu gezwungen oder abgesetzt werden könne, wurde, um den Einfluß der zahlreichen von Johann ernannten Bischöfe zu brechen, der Beschluß gefaßt, daß alle Mitglieder des Concils in Sachen der Union stimmberechtigt sein, die Abstimmung aber nicht nach Köpfen, wie es bisher Sitte war, sondern nach Nationen geschehen solle. Auch wurde bestimmt, daß die drei Päpste zu freiwilliger Abdankung aufgefordert werden sollten, da auf diesem Wege allein der kirchliche Friede leicht und rasch hergestellt werden könne.

Nach längeren fruchtlosen Bemühungen, diese Beschlüsse rückgängig zu machen, erklärte sich Johann XXIII., durch eine von einem Ungenannten gegen ihn eingereichte Klageschrift geängstigt, in welcher auf Grund vielfacher schwerer Beschuldigungen die Einleitung einer Untersuchung gegen ihn verlangt wurde, zur Niederlegung der päpstlichen Würde bereit und verlas in der Sitzung vom 2. März 1415 die Urkunde seiner Abdankung; bald darauf, am 20. März, verließ er jedoch, bei Gelegenheit eines von dem Herzog Friedrich von Oesterreich zu diesem Zwecke veranstalteten Turniers, heimlich Konstanz und entkam verkleidet nach Schaffhausen, wo er seine Abdankung als eine erzwungene für nichtig erklärte und Miene machte, das Concil aufzulösen.

Indessen versäumte die Versammlung zu Konstanz ihrerseits nicht, gegen einen Versuch ihrer Auflösung die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Während Sigismund in einer Fürstenversammlung den Herzog von Oesterreich wegen des an Reich und Kirche begangenen Verraths zur Verantwortung vorlud, wurde in der dritten Sitzung eine Reihe von Beschlüssen erlassen; welche das Concil für ein rechtmäßig berufenes und eröffnetes erklärten, das durch den Weggang des Papstes und anderer Prälaten nicht aufgelöst werde, sondern in seiner Integrität und Autorität bleibe und vor der Beilegung des Schisma's wie vor den kirchlichen Reformen weder aufgelöst, noch ohne seine eigene Zustimmung an einen andern Ort verlegt werden dürfe. Noch weiter ging die Versammlung in den beiden folgenden Sitzungen, indem sie auf Veranlassung d'Ailly's und seines Schülers, des Kanzlers Gerson, den verhängnißvollen, die Kirche von ihrem Oberhaupte trennenden Grundsatz aufstellte, das Concil habe seine Gewalt unmittelbar von Christus, und der Papst müsse die Entscheidungen desselben in Sachen des Glaubens und des jetzigen Schisma's, sowie in allem, was auf die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern Bezug habe, annehmen und befolgen.

 

Inzwischen waren mit Johann XXIII., der sich in Freiburg niedergelassen, Unterhandlungen über seine Rückkehr nach Konstanz angeknüpft worden, für welche ihm volle persönliche Freiheit zugesichert wurde, jedoch mit dem Zusatze, daß er, falls er bei der Zurücknahme seiner Abdankung verharre, als abgesetzt zu betrachten sei. Da diese Unterhandlungen zu keinem Ziele führten, wurde der Prozeß gegen ihn eingeleitet und am 24. Mai 1415 auf Grund der wider ihn erhobenen schweren, zum großen Theil jedoch sehr übertriebenen Anklagen seine Absetzung ausgesprochen. Der Verurtheilte, von welchem sich sein bisheriger Beschützer, Friedrich von Oesterreich, losgesagt, um durch Unterwerfung unter den König Sigismund die Aufhebung der über ihn ausgesprochenen Reichsacht zu erlangen, wurde durch den Burggrafen von Nürnberg als Gefangener nach Radolfszell bei Konstanz gebracht. Vollständig entmuthigt und gebrochen, unterwarf er sich am 24. Mai dem Ausspruche des Concils und bat nur um Schonung seiner Person, seiner Ehre und seines Standes. Nachdem er zuerst in dem Schlosse Gottlieben bei Konstanz, dann in Heidelberg und zuletzt in Mannheim in Haft gehalten worden, erlangte er im Jahre 1419, nicht ohne Mitwirkung des neuen Papstes Martin V., seine Freiheit wieder, worauf ihn dieser zum Kardinalbischof von Tusculum ernannte, als welcher er noch in demselben Jahre zu Florenz starb.

Der rechtmäßige Papst Gregor XII. ließ am 15. Juni 1415 durch den Fürsten Malatesta, den er als seinen Bevollmächtigten nach Konstanz entsandt, dem König Sigismund seine Bereitwilligkeit erklären, um des Friedens willen auf die päpstliche Würde Verzicht zu leisten, unter der Bedingung, daß das Concil bis jetzt nicht als legitimes gelte, sondern erst von ihm sich neu berufen lasse, und weder Cossa noch Jemand von seiner Obedienz in der Sitzung, in welcher seine Abdankung verkündet werde, den Vorsitz führe. Indem die Versammlung auf diese Bedingung, durch welche Gregors Recht gewahrt wurde und eine entsprechende Genugthuung erhielt, einging, gestand sie stillschweigend zu, daß die dreizehn bisherigen Sitzungen kein ökumenisches Ansehen hatten. Die Verkündigung der Abdankung Gregors erfolgte am 4. Juli, nachdem der von ihm bereits früher nach Konstanz abgeordnete Kardinal Johann Dominici von Ragusa im Namen des rechtmäßigen Papstes das Concil berufen, autorisirt und bestätigt hatte. Die Synode verlieh dem zurückgetretenen Papste, der ihre früheren Beschlüsse bestätigte, das Kardinalbisthum Porto und die Legation von Ankona. Er starb am 18. Oktober 1417 zu Recanati als neunzigjähriger Greis im Rufe der Heiligkeit.

Was Gregor XII. freiwillig gethan, war von dem halsstarrigen Benedikt XIII., den Nichts zu entmuthigen vermochte, durch keinerlei Unterhandlungen zu erreichen, obgleich sich Sigismund persön-

lich zu ihm nach Perpignan begab, um ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und die meisten der zu seiner Obedienz gehörigen Fürsten ihm bei fortgesetzter Weigerung mit dem Abfall drohten. Nachdem er eine nochmalige Aufforderung von Seiten des Concils, seine Würde niederzulegen, durch einen Protest gegen die Rechtmäßigkeit der Versammlung beantwortet und alle zu seiner Obedienz gehörigen Fürsten ihm den Gehorsam gekündigt, wurde am 15. November 1416, in der dreiundzwanzigsten Sitzung des Concils, das Verfahren gegen ihn eingeleitet und am 26. Juli 1417, in der siebenunddreißigsten Sitzung, das Schlußurtheil verkündet, dahin lautend: Peter de Luna sei als eidbrüchig, schismatisch und häretisch aller seiner Würden und Rechte verlustig, der Gehorsam gegen ihn allen Gläubigen verboten. Unbekümmert um diesen Spruch, fuhr der starrsinnige Aragonier fort, auf dem seiner Familie gehörigen Felsenschlosse Penniscola in der Nähe von Valencia, wohin er sich geflüchtet, als Papst zu leben, wenngleich als Papst ohne Kirche, als Hirt ohne Heerde, und beharrte, den Bannfluch gegen die abgefallenen Fürsten schleudernd, in seinem Widerspruch gegen die Beschlüsse des Concils, bis er im Jahre 1424 im Alter von neunzig Jahren starb.

Nachdem durch die freiwillige Abdankung des rechtmäßigen Papstes und durch die Absetzung der beiden Gegenpäpste das Schisma beseitigt worden, entstand die Frage, ob das Concil erst die als nothwendig erkannten kirchlichen Reformen vornehmen oder sofort zur Wahl eines neuen Papstes schreiten solle. Für das Erstere sprachen die Deutschen und die Engländer, welche den künftigen Papst durch vorher festgestellte Reformdekrete beschränkt zu sehen wünschten; dagegen befürworteten die Italiener, die Franzosen und die Spanier, welche Letzteren seit dem Monat Oktober 1416 als fünfte Nation dem Concil beigetreten, die sofortige Erhebung eines neuen Papstes. Nach längeren heftigen Debatten kam in der vierzigsten Sitzung, am 4. September 1417, eine Vereinigung zu Stande, kraft deren das Concil selbst mehrere Reformdekrete erlassen, die eigentliche Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern aber vor der Auflösung des Concils durch den künftigen Papst vorgenommen werden sollte. Hierauf traten die dreiundzwanzig Kardinäle, denen für diesmal aus jeder der fünf Nationen sechs Deputirte beigegeben waren, am 8. November 1417 in das Konklave und wählten nach dreitägigen Berathungen den edlen Kardinal Otto Colonna, der den Namen M a r t i n V. annahm. Diese Wahl, die der Kirche endlich wieder ein unzweifelhaft rechtmäßiges Oberhaupt gab, wurde mit um so lebhafterer Freude begrüßt, als der Gewählte sich der ungetheiltesten Achtung erfreute.

Martin V. errichtete, nach vorausgegangenen Berathungen mit den Präsidenten der verschiedenen Nationen, eine aus sechs Kardi-

nälen und je einem Deputirten jeder Nation zusammengesetzte Reformkommission und legte derselben einen Reformentwurf vor, welchem die von der deutschen Nation eingereichte Denkschrift zu Grunde lag; da jedoch in Folge der vielfach von einander abweichenden Ansichten und Wünsche der einzelnen Nationen die Arbeiten dieser Kommission nur langsam voranschritten, beschloß der Papst, nur die allgemein angenommenen Reformdekrete zu bestätigen und verkündigen zu lassen und für die durch dieselben nicht erledigten Punkte mit jeder Nation ein besonderes Konkordat abzuschließen, wobei er sich, die Verhältnisse berücksichtigend, zu der größten Nachgiebigkeit bereit zeigte, soweit dieselbe mit den wesentlichen Rechten des Primates zu vereinigen war.

Mit dem Abschlusse dieser Konkordate hörte die Thätigkeit der Synode von Konstanz auf; die Vollendung des kirchlichen Reformationswerkes sollte einem neuen Concil vorbehalten bleiben, das Martin V. nach Ablauf von fünf Jahren nach Pavia zu berufen versprach.

Der Schluß des Concils durch den Papst erfolgte am 22. April 1418 in der fünfundvierzigsten und letzten Sitzung. Sigismund dankte der Versammlung für ihre treue Ausdauer und betheuerte seine unwandelbare Anhänglichkeit an die Kirche und den Papst. Da ihm das Concil große Kosten verursacht hatte, verlieh ihm Martin V. einen einjährigen Zehnten von den meisten Kirchen Deutschlands. Am Pfingstmontag, dem 16. Mai, trat der Papst, von Sigismund und den noch anwesenden Fürsten feierlich bis Gottlieben geleitet, seine Reise nach Italien an, wo er, da Rom und Benevent in den Händen der Neapolitaner waren, der Einladung der Florentiner folgend, seinen Sitz zunächst in Florenz nahm. Erst am 19. September 1420 konnte er nach Rom zurückkehren, wo er mit Jubel empfangen wurde.

## Johann Hus und die Husiten.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts war in England, das bis dahin von Häresien verschont geblieben, durch Johann Wiklif eine äußerst verderbliche Irrlehre verbreitet worden, welche das Land in die verhängnißvollsten Wirren stürzte.

Johann Wiklif, geboren im Jahre 1324 in dem Dorfe Wiklif, von welchem er den Namen erhielt, hatte zu Oxford Philosophie, Theologie und die Rechte studiert, besonders die Werke des Aristoteles und des heiligen Augustin fleißig gelesen und in seinen jüngeren Jahren ebenso den Ruf unbescholtener Sitten und großer

Frömmigkeit, als den des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit erlangt. Von einem ersten leidenschaftlichen Angriff auf die Mendikanten, zu welchem seine durch dieselben mittelbar veranlaßte Entfernung von der Rektorstelle eines Kollegiums an der Universität Oxford ihn hingerissen, war er bald zu direkten Angriffen auf den apostolischen Stuhl übergegangen, indem er sich zum Vertheidiger verschiedener die Rechte der Kirche verletzender Parlamentsbeschlüsse aufwarf. Gestützt auf die dadurch erlangte Gunst des Hofes, erging er sich in den heftigsten Schmähungen gegen den Papst, den er als den „hochmüthigen und weltlichen Priester von Rom", als Gelderpresser, ja in einer Predigt sogar als Antichrist bezeichnete.

Auf das Betreiben des Bischofs von London, Wilhelm von Courtenay, wurde Wiklif im Februar 1377 vor das geistliche Gericht geladen; doch beschränkte sich dasselbe darauf, ihm Stillschweigen über die streitigen Punkte zu gebieten. Dessenungeachtet schritt Wiklif, dem das unselige abendländische Schisma eine erwünschte Gelegenheit gab, unter dem Scheine des Eifers für die kirchliche Zucht den apostolischen Stuhl zu verläumden, auf der betretenen Bahn weiter, und sein Widerspruch gegen Rom gestaltete sich bald zu einer Opposition gegen die Kirche überhaupt. Er vertheidigte die absolute Prädestinationslehre, verwarf die kirchliche Autorität, erklärte die heilige Schrift, die er im Jahre 1380 ins Englische übersetzte, als alleinige Glaubensquelle und die Kirche für die ausschließliche Gemeinschaft der Prädestinirten, leugnete die Freiheit des Willens und die Transsubstantiation und trug den verderblichen Irrthum vor, daß kein weltlicher oder geistlicher Oberer irgendwelche Gewalt habe, wenn er sich nicht im Stande der Gnade befinde. Diese auch die weltliche Macht bedrohenden Irrlehren, die er durch Reiseprediger unter der Masse des Volkes verbreiten ließ, riefen Aufstände hervor, die zwar durch den König Richard II. unterdrückt wurden, dem Irrlehrer aber die Gunst des Hofes entzogen. Durch die Synode von Oxford am 18. November 1382 seiner Professur entsetzt, zog er sich auf seine einträgliche Pfarrei Lutterworth zurück, wo er am 31. Dezember 1384 starb.

Die Irrlehren Wiklifs wurden durch den Verkehr, den die Vermählung einer Tochter Karls IV. mit Richard II. von England zwischen diesem Lande und Böhmen angebahnt, auch in Prag bekannt und fanden hier einen eifrigen Vertheidiger und Verbreiter in dem Professor Johann Hus.

Johann Hus — so genannt nach seinem Geburtsort, dem böhmischen Städtchen Husinecz — war der im Jahre 1369 geborene Sohn einer wohlhabenden Bauernfamilie. Nachdem er zu Prag Philosophie und Theologie studirt hatte, war er im Jahre 1398 Lehrer an der dortigen Hochschule und im Jahre 1402 Rektor der-

selben und zugleich Prediger an der Bethlehemskapelle geworden. Er war ein Mann von unbescholtenen Sitten und großer Redegewandtheit, bleich und hager, schwärmerisch in seiner Rede wie in seinen Ideen und seiner Nation mit glühender Liebe zugethan. Immer mehr hingerissen von den Gedanken Wiklifs, die seinen eigenen Anschauungen entsprachen, suchte er dieselben besonders durch seine Predigten in der Bethlehemskapelle unter dem Volke zu verbreiten, das, von seiner Beredtsamkeit angelockt, in Menge zu denselben herbeiströmte und seinen feurigen Worten ein um so willigeres Ohr lieh, als ihm aus denselben zugleich die rücksichtslosesten und leidenschaftlichsten Angriffe auf das Treiben der Großen geistlichen wie weltlichen Standes entgegen tönten.

Inzwischen hatte die deutsche Partei an der Prager Universität, die, als die zahlreichere, nach den bisherigen Statuten der Hochschule drei Stimmen zählte, während den Böhmen nur eine Stimme zuerkannt war, im Jahre 1308 durch ihr Uebergewicht die Verurtheilung von fünfundvierzig Lehrsätzen Wiklifs durchgesetzt und zugleich einen Beschluß erwirkt, der jede weitere Verbreitung derselben von Seiten der Mitglieder der Universität mit Strafe belegte. Dadurch war die zwischen den Deutschen und den Böhmen schon längst bestehende Eifersucht zur höchsten Erbitterung gesteigert worden, und Hus, der an der Spitze der Letzteren stand, setzte alle Hebel in Bewegung, um durch eine Aenderung des statutengemäßen Stimmenverhältnisses seiner Partei das Uebergewicht zu verschaffen. In der That gelang es ihm, den König Wenzel, der damals wegen seiner Absetzung auf die Deutschen sehr erbittert war, dahin zu bringen, daß derselbe am 18. Januar 1409 ein Dekret erließ, durch welches das bisherige Stimmenverhältniß zu Gunsten der Böhmen umgekehrt wurde, so daß diese drei Stimmen und die Deutschen nur eine erhielten. In Folge dieser ungerechten Neuerung verließen sämmtliche deutsche Professoren und Studirenden, fünftausend an der Zahl, Prag und begaben sich meist nach Leipzig, wo Markgraf Friedrich der Streitbare noch in demselben Jahre eine neue Universität gründete.

Obgleich der Abgang der Deutschen nicht nur die Interessen der Prager Hochschule schwer schädigte, indem dieselbe dadurch aus einer Weltuniversität in eine böhmische Landesuniversität verwandelt wurde, sondern auch für die Stadt selbst ein harter Schlag war, wurde Hus mehr und mehr als „der Meister in Israel" und „der Mittler Böhmens" gepriesen und von Wenzel zum Hofkaplan ernannt. Um etwaige Censuren von Seiten Gregors XII. unwirksam zu machen, bewog er, im Vereine mit Hieronymus von Prag (einem alten und berühmten ritterlichen Geschlechte der Prager Neustadt angehörend), dem eifrigsten seiner Gesinnungsgenossen, den

König, dem rechtmäßigen Papste die Obedienz zu kündigen und sich für den in Pisa gewählten Alexander V. zu erklären.

Da Hus nicht nur seine Angriffe auf den Klerus mit wachsender Leidenschaftlichkeit fortsetzte, sondern auch offen und ungescheut in der Bethlehemskapelle die Irrlehren Wiklifs zu verkünden fortfuhr, verbot ihm der Erzbischof von Prag das Predigen und ließ, als Hus, statt zu gehorchen, an Johann XXIII. appellirte, die Wiklif'schen Schriften einfordern und verbrennen (16. Juli 1410). Diese Maßregel, sowie der von dem Erzbischof über Hus und seine Freunde ausgesprochene Kirchenbann führten unter der leidenschaftlich erregten Bevölkerung von Prag einen Tumult herbei, bei welchem die Geistlichen mißhandelt, die Kirchen durch Gewaltthätigkeiten und wüstes Geschrei entweiht und in den Straßen Spottlieder auf den Erzbischof gesungen wurden.

Noch ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als Johann XXIII. im Jahre 1412 zu Prag einen Ablaß für Diejenigen verkünden ließ, die sich an seinem beabsichtigten Kreuzzug gegen Ladislaus von Neapel durch Kriegsdienst oder Beisteuern betheiligen würden. Hus und Hieronymus von Prag predigten nicht nur auf das Heftigste gegen diesen Ablaß, sondern reizten auch das Volk zu dem größten Unfuge auf. Die Ablaßprediger wurden in den Kirchen durch wüstes Geschrei unterbrochen und auf den Straßen beschimpft und mißhandelt und gegen den Papst selbst von umherziehenden bewaffneten Volkshaufen höhnende Ausrufe ausgestoßen. Das Einschreiten des Magistrats, der drei junge Männer als die eigentlichen Urheber des Aufruhrs auf dem Marktplatze enthaupten ließ, diente nur dazu, die Aufregung und Erbitterung aufs Aeußerste zu steigern. Die Hingerichteten wurden als Märtyrer und Heilige gepriesen und zu feierlicher Bestattung in die Bethlehemskapelle gebracht.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen sprach Johann XXIII. selbst über Hus und seine Anhänger den Kirchenbann aus und belegte Prag mit dem Interdikt. Der Aufforderung Wenzels folgend, entfernte sich Hus aus der böhmischen Hauptstadt und nahm seinen Aufenthalt auf den Burgen seiner adeligen Freunde. Während er hier fortfuhr, dem Volke auf freiem Felde zu predigen, verfaßte er zugleich mehrere Schriften, besonders sein Hauptwerk: „Von der Kirche“, in welchem er die meisten seiner Irrthümer niederlegte, die im Wesentlichen mit denen Wiklifs übereinstimmen.

Nach Husens Ansicht besteht die Kirche nur aus den Prädestinirten; die Verworfenen gehören derselben nur dem Namen nach an. Da kein Prädestinirter je zu Grunde gehen, durch keine Gewalt von der Kirche getrennt werden kann, so vermag auch die Exkommunikation Niemanden vom Heile und von der Kirche auszuschließen. Da ohne besondere Offenbarung Niemand wissen kann,

wer zu den Prädestinirten gehöre, ist auch kein Laie verpflichtet, zu glauben, daß sein geistlicher Oberer ein Glied der Kirche sei. Christus allein ist das Haupt der Kirche, der Fels, auf den sie gebaut ist; das Papstthum verdankt seinen Ursprung nur kaiserlicher Gunst und Gewalt. Den päpstlichen Bullen darf man nur glauben, so fern sie der Schrift gemäß sind, weßhalb jeder Einzelne nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, sie zu prüfen, um zu sehen, ob er denselben Gehorsam oder Widerstand zu leisten habe. Auch den weltlichen Obern ist man nur dann Gehorsam schuldig, wenn sie sich im Stande der Gnade befinden, da ihre Autorität nur durch diese bedingt ist. Gleich Wiklif erklärte Hus die heilige Schrift als einzige Glaubensquelle; dagegen scheint er bezüglich der Eucharistie der Ansicht desselben nicht beigetreten zu sein.

Unterdessen war die Zeit der Eröffnung des Concils von Konstanz herangenaht, und König Sigismund ließ, mit Wenzels Zustimmung, an Hus die Aufforderung ergehen, vor demselben zu erscheinen, um vor den versammelten Vätern seine Vertheidigung zu führen. Dieser Aufforderung konnte Hus sich um so weniger entziehen, als er sich stets auf die Entscheidung eines Concils berufen und wiederholt feierlich seine Anhänglichkeit an die Kirche betheuert hatte; auch hoffte er, daß bei den Mitgliedern dieser Synode seine Lehren Billigung finden würden. Er kehrte daher nach Prag zurück und erklärte durch Maueranschläge, daß er bereit sei, sich vor dem Konstanzer Concil zu stellen und sich über seinen Glauben zu verantworten. Da er jedoch fürchtete, auf der Reise von den ihm feindlich gesinnten Deutschen angegriffen zu werden, stellte ihm Sigismund einen Geleitsbrief aus, durch welchen er ihn gegen jede Unbill auf der Hin- und Herreise in seinen und des Reiches Schutz nahm. Nachdem seine Freunde und Anhänger das nöthige Geld zur Bestreitung der Reisekosten zusammengebracht, verließ er am 11. Oktober 1414 unter zahlreicher Begleitung die böhmische Hauptstadt und kam am 3. November, drei Tage vor der Eröffnung des Concils, in Konstanz an.

Anfangs erfuhr Hus von Seiten der Versammlung eine äußerst milde Behandlung. Der Papst, dem er sogleich seine Ankunft melden ließ, suspendirte den über ihn ausgesprochenen Bann und das damit verbundene Interdikt, so daß Jedermann frei mit ihm verkehren konnte, und gestattete ihm sogar den Besuch des Gottesdienstes. Nur das Predigen und Celebriren blieb ihm untersagt; auch sollte er sich zur Vermeidung jedes Aergernisses von kirchlichen Feierlichkeiten fern halten. Da er jedoch trotz des päpstlichen Verbotes nicht nur die heilige Messe las, sondern auch an die zusammengeströmten Neugierigen Ansprachen hielt, in welchen er ihnen seine Irrlehren vortrug, wurde er der Freiheit beraubt; doch blieb

seine Haft in dem ihm zum Aufenthalte angewiesenen Dominikanerkloster eine so milde, daß er sich ungehindert mit Arbeiten zu seiner Vertheidigung beschäftigen und den Besuch seiner Freunde empfangen konnte. Erst nach der Flucht Johanns XXIII. ließ ihn der Bischof von Konstanz, dem er zur Bewachung übergeben worden, aus dem Dominikanerkloster auf das Schloß Gottlieben bringen, wo er in strengerem Gewahrsam gehalten wurde.

Nach einer längeren Voruntersuchung, zu welcher das Concil eine besondere Kommission eingesetzt, fand am 5., 7. und 8. Juni in Gegenwart Sigismunds das öffentliche Verhör Husens statt. Da die Versammlung bereits am 4. Mai fünfundvierzig Lehrsätze Wiklifs als häretisch verurtheilt hatte, konnte die Entscheidung über die Lehren seiner böhmischen Anhänger nicht zweifelhaft sein. Hus erkannte die meisten der aus seinen Schriften ausgezogenen Sätze als die seinigen an, während er andere für verfälscht und untergeschoben erklärte. Von den letzteren wurde sofort Abstand genommen, für die anderen dagegen als Irrlehren Widerruf gefordert, zu welchem Ende ihm mehrere in der mildesten Form abgefaßte Abschwörungsformeln vorgelegt wurden. Er wies dieselben jedoch mit der Erklärung zurück, daß er nur dann widerrufen werde, wenn man ihm aus der heiligen Schrift Irrthümer nachgewiesen habe; ja er verlangte sogar, daß über jeden einzelnen seiner Lehrsätze eine öffentliche Disputation angestellt werde. Dies würde jedoch, ganz abgesehen davon, daß ein solches Verfahren vollständig dem kirchlichen Herkommen widersprochen hätte, indem die Kirche einfach fragt, ob eine verdächtige Doktrin mit der katholischen Glaubenslehre übereinstimme oder nicht, schon aus dem Grunde schwer gewesen sein, weil Hus bei der seinem Geiste eigenen Unbestimmtheit seine früher ausgesprochenen Sätze immer wieder durch beigefügte Beschränkungen zurücknahm oder anders deutete und bei seinen steten Berufungen auf die Schrift nur seine eigene Erklärungsweise gelten lassen wollte.

Die Anklage, daß er die Transsubstantiation leugne, vermochte Hus als unbegründet zurückzuweisen, nicht aber die, daß er Wiklifs Lehrsätze empfohlen und ihrer Verurtheilung sich widersetzt, den kirchlichen Autoritäten den Gehorsam verweigert, in Böhmen Aufruhr und Zwietracht erregt, zwischen dem geistlichen und weltlichen Stande Zwiespalt gesäet und dadurch die Verfolgung des Klerus und die Schädigung kirchlicher Güter veranlaßt, sowie auch durch die ihm zur Last gelegte Vertreibung der Deutschen von der Prager Hochschule den Ruin derselben verursacht habe. Dabei trug seine Vertheidigung so sehr das Gepräge hohler Sophistik, daß der Glaube an seine Wahrheitsliebe gänzlich schwinden mußte. Am Schlusse der Sitzung vom 8. Juni forderte ihn der Vorsitzende, Peter d'Ailly,

im Namen des Concils auf, demüthig zu bekennen, daß er in den von ihm bis dahin behaupteten Lehrsätzen geirrt, und eidlich zu geloben, daß er dieselben fürderhin nicht mehr behaupten, noch zu verbreiten suchen werde. Hus, dessen Stolz sich dagegen sträubte, seinen Anhängern, die ihn bis dahin angebetet, zu erklären, daß er sie in die Irre geführt, beharrte dabei, daß er nur dann widerrufen werde, wenn man seine Lehre widerlegt habe.

Nachdem das Concil am 24. Juni Husens Schriften als häretisch zum Feuer verurtheilt hatte und alle Versuche der angesehensten Mitglieder der Versammlung, ihn in Privatunterredungen zum Widerruf geneigt zu machen, an seiner Halsstarrigkeit gescheitert waren, wurde am 6. Juli 1415 in der Domkirche in Gegenwart Sigismunds, der ihn gleichfalls auf das Ernstlichste zum Widerrufe ermahnt, indem er ihn darauf aufmerksam gemacht, daß sein Geleitsbrief ihn gegen den Spruch des Concils nicht schützen könne, das Urtheil über ihn gefällt. Als „wahrer und offener Häretiker, als Verführer des Volks, der hartnäckig und unverbesserlich weder in den Schooß der Kirche zurückkehren, noch die von ihm öffentlich behaupteten Ketzereien verdammen wolle," wurde er seiner priesterlichen Würde entkleidet und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert. Nach dem damals geltenden strengen Rechte war er dem Feuertode verfallen, und er erlitt denselben mit großer Standhaftigkeit, nachdem er noch auf dem Scheiterhaufen sich geweigert, sein Leben durch Widerruf zu retten. Er hatte, wie Höfler treffend nachweist, den physischen Tod dem moralischen vorgezogen, der für ihn in der Nothwendigkeit gelegen haben würde, seiner bisherigen Wirksamkeit zu entsagen; denn wie ihm die Demuth fehlte, das eigene Urtheil dem Urtheile der Kirche unterwerfend, seinen Irrthum zu bekennen, so würde ihm auch der Muth gefehlt haben, von Denjenigen, welche er soweit geführt, den Vorwurf zu ertragen, er sei ein Abtrünniger von seiner eigenen Bahn.

Der dem König Sigismund gemachte Vorwurf, er habe durch die Zulassung der Verurtheilung und Bestrafung Husens seinen Geleitsbrief verletzt, entbehrt jeder Begründung; denn dieser Geleitsbrief war nach Form und Inhalt nichts weiter als ein einfacher Reisepaß, der Hus gegen die Angriffe seiner Feinde, nicht aber gegen das Urtheil seiner zuständigen Richter schützen sollte, und wenn gelegentlich dieses Geleitsbriefes die Behauptung aufgestellt worden, die Väter des Concils hätten die Bedenken Sigismunds durch den Satz niedergeschlagen: einem Häretiker brauche man keine Treue zu halten, so ist dies nichts Anderes, als eine tendenziöse Erfindung, für welche sich in den vorhandenen Urkunden nicht der geringste Anhaltspunkt findet.

Das gleiche Schicksal, wie Hus, erfuhr auch sein Freund Hiero-

nymus von Prag, der ungerufen nach Konstanz gekommen, bald darauf aber, für seine Sicherheit besorgt, heimlich wieder abgereist war. Da er sich schwere Schmähungen gegen das Concil hatte zu Schulden kommen lassen, wurde er auf seiner Reise nach Böhmen verhaftet und gefangen nach Konstanz zurückgebracht. Um aus seiner Haft zu entkommen, ließ er sich zu einem feierlichen Widerrufe herbei; da er jedoch nicht sofort freigelassen wurde, weil man auf Grund mehrerer gegen ihn erhobener schwerer Anklagen die Aufrichtigkeit seiner Unterwerfung in Zweifel zog, nahm er unter erneuten Schmähungen gegen Päpste und Kardinäle seinen Widerruf zurück; er wurde daher, nach vielen vergeblichen Bemühungen, ihn zur Umkehr zu bewegen, am 30. Mai 1416 als hartnäckiger und rückfälliger Häretiker dem weltlichen Gerichte übergeben und von diesem zum Feuertode verurtheilt. Er starb mit der gleichen Standhaftigkeit wie Hus.

## Die Husitenkriege.

Noch ehe zu Konstanz die Untersuchung gegen Hus eingeleitet worden, hatte sein früherer Mitschüler Jakob von Mies — wegen seiner kleinen Gestalt gewöhnlich Jakobellus genannt — Pfarrer an der St. Michaelskirche zu Prag und Professor der Philosophie, den Satz aufgestellt: zum vollständigen Genusse der Eucharistie gehöre auch der Kelch, und darum gebühre derselbe ebensowohl den Laien, als den Priestern. Auf diesen Ausspruch gestützt, hatten mehrere husitische Geistliche sofort die Kommunion unter beiden Gestalten ausgetheilt, und Hus, über diese Neuerung zu Rathe gezogen, hatte derselben nach längerem Zögern von seinem Gefängnisse aus zugestimmt. Von dieser Zeit an nannten sich die Husiten Kalixtiner (Kelchner) oder auch Utraquisten, d. h. die unter beiden Gestalten (sub utraque specie) Genießenden, und der Kelch wurde ihr Parteizeichen.

Am 15. Juni 1415 erließ das Concil ein Dekret, welches die kirchliche Praxis aufrecht hielt und Spender wie Empfänger der Kommunion unter beiden Gestalten mit Censuren belegte. Die Aufregung, welche dieser Beschluß in Böhmen hervorrief, wurde bald durch die Nachricht von der Hinrichtung des gefeierten Hus, die man für eine der böhmischen Nation zugefügte Schmach erklärte, zur äußersten Erbitterung gesteigert. In Prag kam es zu einem wüsten Tumulte; die Häuser der antihusitischen Priester wurden theils geplündert, theils zerstört, viele Geistlichen mißhandelt, andere getödtet; der in seinem Palaste belagerte Erzbischof konnte

nur mit Mühe durch die Flucht sein Leben retten. Allen diesen Gewaltthätigkeiten, die auch auf dem Lande Nachahmung fanden, sah Wenzel ruhig zu; ja er stimmte sogar in die Schmähungen ein, die von allen Seiten über das Concil laut wurden. Auch die Königin und viele vornehmen Frauen schwärmten für den „Märtyrer“ Hus.

Erst als Sigismund nach dem Schluß des Concils im Jahre 1418 von Ungarn aus eine Art Manifest an seinen Bruder erließ, worin er ihn mit einem förmlichen Bruch bedrohte, falls er die von Martin V. zur Unterdrückung der husitischen Häresie erlassenen Verordnungen nicht zur Ausführung bringe, raffte sich Wenzel aus seiner Unthätigkeit auf: er entfernte die Förderer der husitischen Lehre aus seiner Nähe und befahl, die katholischen Pfarrer in ihre Pfarreien wieder einzuführen. Als diese jedoch von den Utraquisten die Abschwörung ihrer Irrthümer verlangten und sich weigerten, den Laien den Kelch zu reichen, kam es zu Volksaufläufen und zu Gewaltthätigkeiten gegen Kirchen und Klöster. Während Niklas von Pistna, Burggraf auf Husinecz, auf dem Lande den Aufruhr predigte, stellte sich in Prag Johann Ziska von Trocznow, ein unbemittelter, aber mit großen kriegerischen Talenten ausgestatteter Edelmann, an die Spitze der Prager Utraquisten. Als diese am 30. Juni 1419 aus der Kirche zu Maria Schnee, wo die Predigt eines entsprungenen Prämonstratensermönches, Johann von Selau, sie zum glühendsten Fanatismus erhitzt hatte, in Prozession unter Vortragung des Kelches an dem Rathhause vorüberzogen, wurde aus einem Fenster desselben ein Stein herabgeworfen, der einen husitischen Geistlichen traf. Sogleich stürmte die Menge, durch eine Ansprache Ziska's zu erhöhter Wuth entflammt, das Rathhaus, riß sieben Rathsherren nach den Fenstern hin und stürzte sie in die unten emporgehaltenen Spieße. Bald ertönte die Sturmglocke, um die gesammte Bürgerschaft zu den Waffen zu rufen. Zu spät erkannte Wenzel, wohin seine Unthätigkeit ihn und das Land geführt. In seiner Rathlosigkeit entsandte er Boten an Sigismund mit der Bitte um schleunige Hilfe; als jedoch einer seiner Günstlinge die Aeußerung that: er habe schon lange gesehen, daß es so kommen müsse, übermannte ihn der Zorn, und mit einem Dolche in der Hand wollte er auf den kühnen Sprecher losstürzen; in dem nämlichen Augenblicke jedoch sank er, vom Schlage getroffen, zu Boden. Vollständig gelähmt, mußte er hinweggetragen werden und starb, nach mehrwöchentlicher Krankheit, am 16. August 1419. Nach seinem Tode lösten sich alle Bande der Ordnung. Ueberall wurden die katholischen Geistlichen von den Husiten vertrieben, Kirchen und Klöster geplündert, Bilder, Orgeln und Altäre zerstört. Ein furchtbarer Bürgerkrieg durchtobte ganz Böhmen.

Da König Sigismund, der Erbe des kinderlosen Wenzel, durch seine Kämpfe gegen die Türken in Ungarn zurückgehalten war, übertrug er einstweilen der Königin-Wittwe Sophie die Regentschaft; diese war jedoch ihrer schweren Aufgabe nicht gewachsen, und so stieg die Verwirrung von Tag zu Tag. Erst im Dezember 1419 kam Sigismund nach Brünn, um die Huldigung der Böhmen und Mähren zu empfangen. Da die Prager Bürgerschaft durch Abgeordnete wegen der in ihrer Stadt begangenen Frevel Abbitte thun ließ, stand er von der Bestrafung derselben ab; anstatt jedoch durch sofortiges kräftiges Einschreiten die Aufrührer einzuschüchtern und sich rasch in den Besitz des ganzen Königreichs zu setzen, begnügte er sich damit, scharfe Verordnungen gegen die Husiten zu erlassen, und begab sich nach Breslau, um dort einige Empörer zu strafen. Als hier Abgeordnete der böhmischen Stände vor ihm erschienen, um ihm die Bitte vorzutragen, den husitischen Predigern in ganz Böhmen freie Predigt zu gestatten und die Kommunion unter beiden Gestalten zu bewilligen, gab er die unbestimmte Antwort: er werde regieren, wie sein glorreicher Vater, und bei seiner baldigen Ankunft in Böhmen Alles nach dem Rechte entscheiden.

Unterdessen war unter den Husiten selbst eine Spaltung eingetreten, die dem König die Bewältigung des Aufruhrs erleichtert haben würde, wenn er sie sofort benutzt hätte. Von den eigentlichen Kalixtinern, deren Hauptforderung in der Bewilligung des Kelches bestand, hatten sich die T a b o r i t e n getrennt, so genannt nach einem im Bechiner Kreise gelegenen Berge, dem sie bei einer im Jahre 1419 von Niklas von Pistna dort veranstalteten großen Versammlung den Namen Tabor gegeben. Diese Letzteren gingen nicht nur in religiöser Beziehung ungleich weiter, als die Kalixtiner, indem sie mit Ausnahme der Taufe und des Abendmahls alle Sakramente, sowie alle kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen verwarfen und keine andere Autorität anerkannten, als die Bibel, sondern sie hatten auch in politischer Beziehung ganz andere Ziele im Auge. Während die Kalixtiner, zu denen die meisten Adeligen und die Mehrzahl der Städte gehörten, monarchisch gesinnt waren und dem königlichen Hause nicht feindlich gegenüber standen, war das Streben der Taboriten, zu denen nur ein kleiner Theil des Adels und der städtischen Bevölkerung, aber die meisten Dorfschaften zählten, auf die Herstellung einer Republik gerichtet. Das Haupt und die Seele dieser Partei war der fanatische, durch Kühnheit und Tapferkeit nicht minder als durch sein kriegerisches Genie hervorragende Z i s k a, der seine wilden Schaaren, so lange andere Waffen fehlten, mit ihren eisenbeschlagenen Dreschflegeln kämpfen und aus ihren Ackerkarren eine sichere Wagenburg herstellen lehrte.

Der durch die immer höher steigende Zerstörungswuth der

Taboriten beunruhigte Adel suchte ihrem wüsten Treiben ein Ziel zu setzen, indem er ihre Versammlungen verbot und einzelne widerstrebende Bauernhaufen durch Waffengewalt auseinander sprengte; er wurde jedoch durch Ziska mit überlegener Macht angegriffen und nach einer erlittenen Niederlage zu einem Waffenstillstande gezwungen. Ehe der Kampf aufs Neue begann, gelang es Ziska, sich in den Besitz mehrerer festen Plätze zu setzen, in welchen sich die Bauern mit Hab und Gut niederließen, und in der von den Husiten erbauten Stadt Tabor ein unüberwindliches Bollwerk zu schaffen. Während er hier eine neue Regierung einsetzte, wußte er zugleich in dem wieder ausgebrochenen Kriege die Mittel zu finden, eine Reiterei zu bilden und seine Schaaren in ein wohlgerüstetes Kriegsheer umzuwandeln.

So lagen die Dinge in Böhmen, als Sigismund im Jahre 1420 von Breslau aus mit einem zahlreichen Heere gegen Prag heranzog. Da Martin V. die Verkündigung eines allgemeinen Kreuzzugs gegen die Husiten bewilligt hatte, waren aus allen Ländern Kreuzfahrer zu Sigismunds Fahnen geeilt; auch die deutschen Reichsfürsten waren mit zahlreichem Zuzug erschienen, und aus Böhmen selbst hatten sich viele dort ansässige Deutsche, vor den Husiten fliehend, bei dem Kreuzheere eingefunden, so daß dasselbe auf 100,000 Mann angewachsen war. Noch einmal ließen die Kalixtiner durch eine Deputation den König um Gewährung des Kelches bitten; da er jedoch ihre Forderung entschieden zurückwies und unter Strafandrohung die Auslieferung der Waffen verlangte, vereinigten sich alle husitischen Parteien gegen ihn zu einem Kampfe auf Leben und Tod.

Unter Ziska's Führung zogen Kalixtiner und Taboriten dem Heere Sigismunds entgegen, warfen eine Abtheilung desselben zurück und schlugen einen Sturm auf Tabor siegreich ab. Sigismund selbst erschien am 13. Juni vor Prag; da jedoch Ziska die vollständige Einschließung der Stadt durch die Besetzung des nach ihm benannten Berges unmöglich zu machen gewußt und die Bevölkerung der Hauptstadt durch die husitischen Prediger zu der heldenmüthigsten Vertheidigung entflammt worden, mußte sich Sigismund nach vierzehntägiger Belagerung der Stadt zum Rückzug entschließen. Ein zweiter, im September unternommener Versuch, Prag zu nehmen, führte eine vollständige Niederlage des Kreuzheeres herbei. Da dringende Angelegenheiten den König nach Ungarn zurückriefen, verließ er Böhmen im März 1421, fast ohne Hoffnung, dieses Land wieder zu gewinnen, in welchem nur noch einzelne Städte und Schlösser im Besitze seiner Anhänger waren.

Gleich nach Sigismunds Abzug entbrannte aufs Neue die Zwietracht zwischen den Kalixtinern und den Taboriten und mit

derselben ein schreckenerregender Bürgerkrieg. Mit einer Wildheit sonder Gleichen wütheten Ziska's Schaaren gegen Alle, die nicht zu ihnen hielten; denn ihre Prediger erklärten für verflucht, wer in dem Kampfe für die Sache des Glaubens sein Schwert von Blut rein halte. Ueber fünfhundert Kirchen und Klöster wurden zerstört und in den erstürmten Städten alle Einwohner, die nicht im Kampfe den Tod gefunden, den Flammen überliefert, wobei die taboritischen Weiber mit den Männern in blinder Wuth wetteiferten. Nach dem Beschlusse Ziska's, der sich jetzt Johann vom Kelch nannte, sollten alle Städte bis auf die der wahren Gläubigen spurlos vertilgt, alle Bücher, außer der Bibel, als Werke des Antichrists vernichtet, alle Gotteshäuser und Altäre niedergerissen und alle Uebertretungen des göttlichen Gesetzes von Jedem, der sie sehe, mit dem Tode bestraft werden.

Das Erscheinen eines neuen Kreuzheeres, das im August 1421 von zwei Seiten her in Böhmen eindrang, stellte für den Augenblick die Eintracht unter den husitischen Parteien her, und auch diesmal blieben sie im Kampfe siegreich, weil Sigismund, der von Süden her mit einer dritten Abtheilung zu den beiden andern hatte stoßen wollen, durch Kämpfe gegen die Venetianer und die Türken vom böhmischen Kriegsschauplatze ferngehalten wurde. Nach einem vergeblichen Angriffe auf Saatz wurde das Kreuzheer durch die Schaaren Ziska's zersprengt, und als Sigismund selbst im Winter mit einem neuen Heere von 80,000 Mann in Böhmen eintraf, erlitt auch er am 6. Januar 1422 bei Deutsch-Brod gegen Ziska eine so entscheidende Niederlage, daß er mit dem Rest seines fast gänzlich vernichteten Heeres sofort den Rückzug antreten mußte.

Unterdessen hatten die gemäßigteren Husiten, um nicht nur gegen Sigismund geschützt zu sein, sondern auch dem immer drückender werdenden Joche der Taboriten zu entgehen, die böhmische Krone dem König von Polen, Wladislaw Jagello, angetragen und da dieser sie abgelehnt, dem Bruder desselben, dem Großfürsten Alexander Wibold von Litthauen. Dieser sandte seinen Neffen Koributh mit fünftausend Bewaffneten nach Prag, wo derselbe als der ersehnte Erretter von einer gräuelvollen Pöbelherrschaft mit Jubel empfangen und ihm die Herrschaft über die königlichen Städte übertragen wurde (Mai 1422). Ziska wurde zur Unterwerfung unter den Prinzen aufgefordert; allein der siegreiche Feldherr, der „Rächer des Gesetzes Gottes", der bereits als Kind ein Auge verloren hatte und jetzt vollständig erblindet war, aber dessenungeachtet der Schrecken des Landes blieb, erklärte sich gegen Koributh und bedrohte Prag mit einem furchtbaren Strafgericht. Schon war er dahin aufgebrochen, als Koributh von dem König von Polen auf Sigismunds Betrieb aus Böhmen zurückberufen wurde (1423).

 

Auch nach dem Abzuge Koribuths dauerten die blutigen Wirren in Böhmen fort, und immer höher stieg die Macht des furchtbaren Ziska, der über den Adel Sieg um Sieg erfocht, bis es im Jahre 1424 dem Hauptprediger der Prager Kalixtiner, Johann Rockyczana, gelang, eine Aussöhnung der Parteien zu Stande zu bringen. Vereint zogen dieselben gegen Sigismunds Schwiegersohn, Albrecht V. von Oesterreich, zu Felde, der, von seinem Schwiegervater zum Markgrafen von Mähren ernannt, die Husiten aus diesem Lande vertrieben hatte. Auf diesem Feldzuge fand Ziska's blutige Laufbahn ihr Ende. Bei der Belagerung von Pribislaw erkrankte der siebzigjährige Kriegsheld und starb am 11. Oktober 1424, nachdem er zehn Jahre lang der Schrecken Böhmens und der Nachbarländer gewesen. Zu seiner Todtenfeier zündeten die Taboriten die von ihnen erstürmte Stadt an und brachten dann die Leiche ihres tief betrauerten Führers nach Czaslau, um sie in der dortigen Pfarrkirche zu bestatten.

Ziska's Tod führte eine Spaltung unter den Taboriten herbei, indem die wildesten derselben, die den Verlust Ziska's für unersetzlich hielten, sich von den übrigen lossagten, um unter dem Namen Orphaniten oder Waisen eine eigene Partei zu bilden. Während die eigentlichen Taboriten den von Ziska empfohlenen Prokopius Major (der Große), — auch Prokop Holy (der Geschorene) genannt, weil er früher Mönch gewesen — als Führer anerkannten, wählten die Waisen zu ihrem Oberhaupte den Prokopius Minor. Neben diesen beiden Parteien bestand noch die der Horebiten, so genannt nach dem Berge, auf dem sie sich zuerst versammelt und dem sie den Namen Horeb gegeben. Die Gegensätze dieser Parteien waren hauptsächlich politische; in ihren religiösen Ansichten waren sie einig. Eine vierte Partei, die der Prager unter dem zurückgekehrten Koributh, gehörte zu den Kalixtinern.

Die blutigen Kämpfe, welche diese vier Parteien gegen einander führten, wurden zeitweise durch verheerende Kriegszüge unterbrochen, welche sie gegen die allen Parteien gleich verhaßten Nachbarvölker unternahmen. Alle diese Völker galten den Husiten als Feinde Gottes, als Philister, Moabiter, Ammoniter, zu deren Ausrottung sie, als das auserwählte Volk, nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet seien. Mähren, Oesterreich, Ungarn, Sachsen, Meißen, Schlesien und Franken wurden von ihnen mit gräuelvollen Verwüstungen heimgesucht; selbst bis nach Pommern drangen husitische Raubschaaren durch die Marken vor und bestürmten Danzig. Nachdem Prokop der Große bereits im Jahre 1429 mit seinen mordbrennerischen Horden ganz Sachsen bis Magdeburg unter furchtbaren Verheerungen durchzogen, erschien er im folgenden Jahre mit 70,000 Mann zum anderen Male in diesem Lande, brachte

dem Kurfürsten bei Grimma eine blutige Niederlage bei und drang bis zum Main vor, worauf er über Franken, Baiern und die Oberpfalz die Geißel der Verwüstung schwang. Mehr als vierzehnhundert Dörfer und über hundert kleinere Städte wurden niedergebrannt; nur durch bedeutende Geldsummen konnten sich die größeren, wie Baireuth, Kulmbach, Nürnberg, Bamberg u. a., Schonung erkaufen. Mit einer unermeßlichen Beute, die auf mehr als dreitausend Wagen fortgeführt wurde, kehrten die wilden Schaaren nach Böhmen zurück, um noch in demselben Jahre Mähren und Schlesien mit ähnlichen Zügen heimzusuchen.

Inzwischen hatten die Deutschen im Jahre 1427 einen neuen Versuch gemacht, die Böhmen durch Waffengewalt zur Unterwerfung unter Sigismund zu zwingen, aber auch diesmal ohne Erfolg: das durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachte Heer hatte sich beim Herannahen Prokops des Großen, von panischem Schrecken ergriffen, in wilde Flucht aufgelöst. Nicht glücklicher war der im Jahre 1431 unternommene vierte Feldzug der Deutschen gegen die Husiten: auch diesmal genügte der bloße Schrecken des husitischen Namens zur Vereitelung aller Bemühungen, das Kreuzheer zum Kampfe gegen den gefürchteten Feind zu bewegen; es stob auseinander, als Prokop sich nur zeigte, und viele Tausende der Kreuzfahrer wurden auf der Flucht erschlagen.

Jetzt endlich verzweifelte Sigismund an der Möglichkeit, mit den Waffen etwas gegen die Husiten auszurichten; er beschloß daher, den Weg der Unterhandlungen einzuschlagen, und rief zur Herstellung des Friedens die Vermittelung des im Juni 1431 eröffneten Concils von Basel an. Da die Gemäßigteren unter den Husiten eine Aussöhnung mit der Kirche wünschten, wurde Sigismunds Aufforderung, Abgeordnete an das Concil zu senden, nicht zurückgewiesen. Von Prokop dem Großen mit dreihundert wohlgerüsteten Reitern begleitet, begab sich Johann Rockyczana mit drei anderen Geistlichen der Utraquisten, Taboriten und Waisen im Januar 1432 nach Basel. Nach längeren Debatten, bei welchen keine Einigung erzielt wurde, baten die husitischen Abgeordneten, ihnen Legaten nach Böhmen mitzugeben, da ihre Vollmachten zum Abschluß eines Ausgleichs auf Grund der von dem Concil gestellten Bedingungen nicht ausreichten. Ihrem Wunsche wurde willfahrt, und am 30. November 1433 kam zu Prag eine Einigung zu Stande. In den sogenannten Prager Kompaktaten wurde den Husiten, außer zwei andern minder wichtigen Punkten, der Genuß der Kommunion unter beiden Gestalten und die freie Predigt des göttlichen Wortes zugestanden, doch mit der Bedingung, daß sie glauben und lehren müßten, Christus sei unter jeder der beiden Gestalten ganz zugegen und der Genuß unter einer Gestalt reiche

 

hin, um die volle Wirkung des Sakramentes zu empfangen, und daß die Predigt der Aufsicht des Bischofs unterstehe.

Diese Zugeständnisse genügten jedoch den Taboriten und den Waisen nicht; sie ergriffen aufs Neue die Waffen, und zum andern Male brachen die Gräuel des Bürgerkrieges über das unglückliche Böhmen herein. Der Kampf war jedoch diesmal nur von kurzer Dauer: am 30. Mai 1434 erfocht der vereinte Adel, im Bunde mit den Pragern, bei Böhmisch-Brod über die wilden Schaaren der beiden Prokope einen vollständigen Sieg, der um so entscheidender für die Herstellung des Friedens war, als ihre beiden Führer mit dreizehntausend der Ihrigen im Kampfe den Tod gefunden.

Durch den Ausgang der Schlacht bei Böhmisch-Brod war der Weg zur Aussöhnung mit Sigismund gebahnt. Als er den böhmischen Ständen zu dem errungenen Siege Glück wünschen ließ, erklärten sie sich bereit, ihn als ihren König anzuerkennen, unter der Bedingung, daß er Böhmen durch die von ihnen geforderten Zugeständnisse zum dauernden Frieden verhelfe und dem Lande eine allgemeine Amnestie bewillige. Nachdem die hierüber angeknüpften Unterhandlungen zu einer Einigung geführt, hielt Sigismund am 23. August 1436 seinen feierlichen Einzug in Prag. Ganz Böhmen jubelte über die endliche Beilegung des langen blutigen Streites, und Adel, Städte und Geistlichkeit wetteiferten in Kundgebungen ihrer Freude und loyalen Gesinnungen; aber von der hohen Blüthe, zu welcher Karl IV. sein geliebtes Böhmen emporgehoben, war jede Spur verschwunden, und noch lange wirkte der Sturm, den Johann Hus heraufbeschworen, in inneren Unruhen fort.

## Sigismunds Regierung.

Sigismunds Regierung war eine stürmisch bewegte. Auch in Ungarn, wo die Behauptung der Königsgewalt, gleichwie in Polen, durch die Uebermacht des zügellosen Adels und den Mangel eines tüchtigen Bürgerstandes erschwert wurde, gab es häufig Unruhen zu dämpfen. Gleich nach seiner Thronbesteigung bedrohten die Türken, die inzwischen nach Europa vorgedrungen waren und im byzantinischen Reiche festen Fuß gefaßt hatten, Ungarn mit einem verheerenden Einfalle, und nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Nikopolis (28. Sept. 1396), schien das Land für Sigismund verloren. Später wurde ihm der ungarische Thron durch Ladislaus von Neapel streitig gemacht, den die Unzufriedenen zum Gegenkönig gewählt. Schon war derselbe bis Raab vorge-

drungen, als er von Sigismunds Anhängern vertrieben und die Ruhe hergestellt wurde (1403).

Ein Nachtheil für Ungarn war es, daß Sigismunds Zeit und Kräfte zu vielseitig in Anspruch genommen waren, um den Interessen dieses Landes jederzeit die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken und sie mit starker Hand zu wahren; denn dadurch gingen Galizien und Lodomerien an Polen verloren, während die Venetianer in den Besitz von Dalmatien gelangten.

Wie Ungarn, so erlitt auch Deutschland unter Sigismund eine höchst bedauerliche Einbuße durch den Verlust der niederländischen Provinzen Holland, Friesland, Hennegau und Seeland, welche Ludwig der Baier seinem zweiten Sohne Wilhelm verliehen hatte. Seitdem König Johann der Gute von Frankreich nach dem Aussterben des französischen Herzogshauses von Burgund (1361) die gesammte, nach und nach vollständig an Frankreich gekommene burgundische Ländermasse seinem vierten Sohne, Philipp dem Kühnen, als Herzogthum verliehen, war das burgundische Haus in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Macht zwischen Frankreich und Deutschland emporgestiegen. Zuerst hatte Philipp der Kühne nach dem Tode des Grafen Ludwig II. von Flandern (1385), als der Gemahl Margarethens, der einzigen Tochter desselben, Flandern und Artois erworben; dann waren im Jahre 1406, nach dem Tode Johanna's von Brabant und Limburg, der Wittwe des kinderlos verstorbenen Wenzel von Luxemburg, eines Bruders Kaiser Karls IV., auch deren Länder durch Philipps des Kühnen Enkel, Philipp den Guten, ohne vorausgegangene Verständigung mit Sigismund zu dem neuburgundischen Reiche gezogen worden, worauf im Jahre 1428 die Grafschaft Namur durch Kauf für dasselbe erworben wurde. Da der im Jahre 1417 verstorbene Wilhelm VI. von Holland, der Enkel Ludwigs von Baiern, keinen Sohn hinterlassen und seine einzige Tochter und Erbin Jakobäa nicht nur mütterlicherseits dem burgundischen Hause entstammte, sondern auch mit dem Vetter Herzog Philipps des Guten, Johann von Brabant, vermählt war, eröffnete sich für das burgundische Haus auch die Aussicht auf den Erwerb der reichen niederländischen Provinzen. Jakobäa selbst gab dem Herzog von Burgund Gelegenheit, ihr noch bei ihren Lebzeiten ihre Länder streitig zu machen, indem sie sich von ihrem in Trägheit und üppigen Genuß versunkenen Gemahle, dem sie geistig weit überlegen war, trennte und mit dem Herzog Humphrey von Glocester, dem Bruder König Heinrichs V. von England, eine zweite Ehe einging. Nach längerer muthvoller Vertheidigung ihres Landes mußte sie dasselbe im Jahre 1428 an Philipp den Guten abtreten, ohne daß Sigismund, der die niederländischen Provinzen für erledigte Reichslehen erklärt hatte, dies zu hindern im Stande war. Im Jahre 1434 erließ

zwar Sigismund einen Fehdebrief gegen den Herzog von Burgund und forderte die Stände zum Reichskriege auf; da ihn jedoch bald darauf die böhmischen und ungarischen Angelegenheiten vollständig in Anspruch nahmen und von Seiten der Fürsten sich Niemand zum Kampfe einfand, blieb dieser Schritt ohne alle Folgen.

Die Schwäche des Reiches unter Sigismund zeigte sich insbesondere auch in dem Auftreten des Königs in Italien, wohin er sich noch vor der Beendigung der Husitenkriege zum Empfang der Kaiserkrone begeben. Ohne jedwede Macht erschien er im November 1431 in der Lombardei, wo er am 25. November zu Mailand nach vorausgegangener Verständigung mit Philipp Maria Visconti in der Kirche des heiligen Ambrosius die eiserne Krone Lombardiens empfing. Die Kaiserkrönung wurde theils durch die Schwierigkeiten, die ihm die kleineren italienischen Mächte bei seinem Durchzug durch ihre Gebiete bereiteten und die er bei seinem gänzlichen Mangel an Mannschaft und Geld nur schwer bewältigen konnte, theils durch das gespannte Verhältniß verzögert, in welches ihn seine Haltung bezüglich des Concils zu Basel zu dem Papste Eugen IV., dem Nachfolger Martins V., gebracht. Erst nachdem er seine Stellung zu dem Concile geändert und demselben die päpstlichen Vermittlungsvorschläge mit ernsten Vermahnungen zur Annahme empfohlen, empfing er, nach vorausgegangener eidlicher Angelobung unverbrüchlicher Treue gegen den apostolischen Stuhl, am 31. Mai 1423 die Kaiserkrone. In die Verhältnisse Italiens konnte er nur auf dem Wege angestrebter Friedensvermittlung eingreifen. Dem in Mantua zur Herrschaft gelangten Hause Gonzaga verlieh er im Jahre 1432 die markgräfliche Würde, die im Jahre 1530 durch Kaiser Karl V. in die herzogliche umgewandelt wurde.

Kaiser Sigismund verband mit hervorragenden Verstandesgaben und wissenschaftlicher Bildung ein männlich schönes, würdevolles Aeußere und wußte durch die Anmuth seines Benehmens durch seine Milde und Herablassung die Herzen zu gewinnen; doch fehlte ihm, bei dem redlichsten Willen, das Gute zu fördern, die zur vollständigen Beherrschung der schwierigen Zeitverhältnisse nöthige Ueberlegenheit des Geistes. Obgleich er außer der Kaiserkrone vier Königskronen trug — die deutsche, die lombardische, die ungarische und die böhmische — war er in beständiger Geldverlegenheit, theils in Folge der vielfachen kriegerischen Unternehmungen, welche die Behauptung seiner Herrschaft in Böhmen und Ungarn nöthig machte, theils auch, weil seine Freigebigkeit selten die rechten Grenzen zu finden wußte und der Glanz, mit welchem er sich zu umgeben liebte, seine Geldmittel überstieg. Dieser Geldnoth des Kaisers hatte das hohenzollern'sche Haus seine Erhebung zu verdanken. Nachdem er dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich VI. von Hohen-

zollern, für ein Darlehen von 300,000 Goldgulden die durch die Gewaltthätigkeiten des Adels gänzlich zerrüttete Mark Brandenburg verpfändet und ihm zugleich die Verwaltung dieses Landes übertragen, überließ er ihm im Jahre 1415 die Marken, in welchen Friedrich mit starker Hand die Ordnung hergestellt, zur Belohnung seiner erprobten Treue und vielfach geleisteten Dienste erb- und eigenthümlich an Zahlungsstatt und ertheilte ihm zwei Jahre später zu Konstanz die feierliche Belehnung. So kamen die Marken in den Besitz der fränkischen Linie des hohenzollern'schen Hauses, und Friedrich VI. von Hohenzollern wurde, als Friedrich I. von Brandenburg, der Stammherr des preußischen Königshauses.

Noch ein zweites deutsches Fürstenhaus erhielt durch Sigismund eine wichtige Rangerhöhung. Nach dem Aussterben der Wittenbergischen Linie des sächsischen Hauses im Jahre 1422 erklärte Sigismund dessen Besitzungen für ein erledigtes Reichslehen und verlieh dasselbe mit der Kurwürde dem Markgrafen Friedrich dem Streitbaren von Meißen für die von ihm in den Husitenkriegen empfangene Hilfeleistung.

Sigismund starb zu Znaym am 9. Dezember 1437, im Alter von siebzig Jahren, als der Letzte des luxemburgischen Königs- und Kaiserhauses. Seiner Verordnung gemäß wurde seine Leiche drei Tage lang öffentlich ausgestellt, „weil es ebenso erschütternd als ermahnend sei, Beherrscher großer Reiche dem Loose der Vergänglichkeit anheimgefallen zu sehen," und dann zu Großwardein zu Füßen des heiligen Ladislaus, für welchen der Kaiser stets eine besondere Verehrung gehegt, feierlich beigesetzt.

## XVIII.

## Albrecht II.

(1438—1439.)

Vor seinem Tode hatte Sigismund seinen Schwiegersohn Albrecht V. von Oesterreich, den er schon im Jahre 1423 zum Markgrafen von Mähren ernannt und zum Erben der böhmischen Krone eingesetzt, den ihn umgebenden ungarischen und böhmischen Herren als den würdigsten und besten Herrscher empfohlen, den sie sich wünschen könnten, und dieses Lob des sterbenden Kaisers war ein wohlverdientes. Albrecht war ein durchweg edler Fürst, der mit einem makellosen Privatleben die hervorragendsten Regententugenden: Einsicht, Thatkraft, Gerechtigkeitsliebe und Milde, verband.

Die Wichtigkeit der Vereinigung Ungarns mit Böhmen und

Oesterreich für alle drei Länder fühlend, zögerten die ungarischen Stände nicht, das Erbrecht Albrechts anzuerkennen. Nachdem er am 19. Dezember 1437 zu Preßburg einstimmig zum König gewählt worden, empfing er am 1. Januar 1438 zu Stuhlweißenburg mit seiner Gemahlin die ungarische Krone. Größere Schwierigkeiten erhoben die Böhmen, denen er ebensowohl als Deutscher, als wegen seines entschieden kirchlichen Sinnes verhaßt war. Dennoch gelang es den Bemühungen seiner Anhänger aus dem Herrenstande, besonders der Gewandtheit des Grafen Schlick, am 27. Dezember 1437 seine Wahl durchzusetzen, worauf er am 29. Juni 1438 zu Prag gekrönt wurde, obgleich seine husitischen Gegner inzwischen in der Person des dreizehnjährigen Prinzen Kasimir von Polen, des Bruders König Wladislaws III., einen andern König gewählt hatten.

Unterdessen war Albrecht am 18. März 1438 auch von den zu Nürnberg versammelten Kurfürsten, hauptsächlich auf Betrieb Friedrichs I. von Brandenburg, einstimmig zum deutschen König gewählt worden. Da er gegen die Ungarn die Verpflichtung eingegangen, die deutsche Krone, falls sie ihm angetragen werde, nicht ohne ihre Einwilligung anzunehmen, erklärte er sich zur Annahme der auf ihn gefallenen Wahl erst nach erfolgter Zustimmung der Ungarn bereit. Von seiner Thronbesteigung an blieb die deutsche Krone, mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, bei dem österreichischen Hause.

Kaum hatte Albrecht nach seiner Wahl zum deutschen König zu Prag die Krone Böhmens empfangen, als ihn auch die Partei, welche Kasimir von Polen gewählt hatte, zum Kampfe um das Land zwang. Von Friedrich I. von Brandenburg unterstützt, der ihm ein Heer unter der Führung seines dritten Sohnes Albrecht sandte, blieb Albrecht II. siegreich; ehe jedoch ein förmlicher Friede geschlossen worden, für dessen Zustandekommen Papst Eugen IV. eifrig wirkte, wurde Albrecht von den Ungarn gegen die Türken zu Hilfe gerufen, die unter großen Verheerungen in Siebenbürgen eingefallen waren. Mit einem Heere von vierundzwanzigtausend Mann eilte er an die untere Theiß; allein bevor er zur Bekämpfung des gefürchteten Feindes schreiten konnte, erlag er, allgemein und tief betrauert, im Alter von zweiundvierzig Jahren, am 27. Oktober 1439 zu Neszmely dem im Lager herrschenden Fieber.

Für das deutsche Reich, dessen Königswürde er zwar besessen, dessen Krone er jedoch nicht getragen, war Albrechts II. kurze Regierung fast spurlos vorüber gegangen; daß es ihm jedoch weder an richtigem Verständniß für die Lage des Reiches noch an Eifer für dessen Wohl gefehlt, beweist der von ihm auf zwei Reichstagen zu Nürnberg (im Juli und Oktober 1438) den Fürsten vorgelegte

Entwurf einer Eintheilung des Reichs in sechs Kreise mit zweckentsprechenden Einrichtungen zur besseren Handhabung des Landfriedens wie zur sicheren Vollstreckung der Richtersprüche, der jedoch bei der allgemeinen Furcht der Fürsten vor Beschränkung ihrer Macht nicht zur Annahme gelangt war.

## XIX.

## Das Concil von Basel.

(1431—1443.)

Die auf dem Concil zu Konstanz in Aussicht genommene Reformsynode wurde im März 1423 zu Pavia eröffnet, wegen der dort ausgebrochenen Pest jedoch alsbald nach Siena verlegt. Nachdem hier die husitische und Wiklifsche Häresie nochmals verworfen, über die Wiedervereinigung der schismatischen Griechen berathen und über Peter de Luna (Benedikt XIII.) und seine Anhänger die Exkommunikation ausgesprochen worden, stellte die Synode, in Folge ausgebrochener Zerwürfnisse, ihre Thätigkeit wieder ein und überließ die nothwendigen kirchlichen Reformen einem anderen Concile, das zu Basel zusammentreten sollte. Noch ehe dasselbe eröffnet werden konnte, starb Martin V. am Schlagfluß (20. Februar 1431), tief betrauert, wie von den Römern, deren Stadt er wieder sehr gehoben, so von der ganzen, seine Tugenden ehrenden Christenheit. Zu seinem Nachfolger wurde am 3. März einstimmig der Kardinal Gabriel Condolmieri, aus einer reichen und angesehenen venetianischen Familie, gewählt, der den Namen Eugen IV. annahm.

Der neue Papst schrieb alsbald das von seinem Vorgänger eingeleitete Concil nach Basel aus und übertrug das Präsidium auf demselben dem Kardinal Julian Cesarini. Indessen bewogen ihn verschiedene wichtige Gründe, besonders der Wunsch des griechischen Kaisers Johann VII. Paläologus, die bereits begonnenen Unionsverhandlungen in Italien fortgesetzt zu sehen, sowie die von der Versammlung zu Basel mit den Husiten angeknüpften Unterhandlungen, welche der Befürchtung Raum gaben, dieselbe werde bereits entschiedene Fragen nochmals zur Berathung bringen, das im Anfang äußerst schwach besuchte Concil, noch ehe dasselbe seine Sitzungen begonnen, am 12. November 1431 nach Bologna zu verlegen, wo dasselbe nach achtzehn Monaten eröffnet werden sollte. Hiermit waren jedoch die in Basel anwesenden Prälaten und Doktoren nicht einverstanden. Als am 13. Januar 1432 die Auflösungsbulle ver-

kündet werden sollte, entfernten sich sofort die Mitglieder des Concils, um die Publikation derselben zu verhindern, worauf der Kardinal Julian das Präsidium niederlegte und dem Papste brieflich die Auflösung der Synode als eine äußerst bedenkliche Sache schilderte, welche großes Aergerniß erregen werde. Diesem Schritte schloß sich auch die Versammlung an, indem sie zugleich ein Rundschreiben erließ, in welchem sie ihren Entschluß verkündete, nicht auseinander zu gehen, und die Hoffnung aussprach, daß der Papst zur Fortführung des zu Basel eröffneten Concils mitwirken werde.

Ermuthigt durch den Schutz Sigismunds und vieler anderer Höfe, erneuerten die zu Basel versammelten Prälaten, die bereits in der husitischen Angelegenheit ihre Befugnisse überschritten hatten, in ihrer zweiten öffentlichen Sitzung (15. Februar 1432) die Konstanzer Dekrete von der Gewalt des Concils, die unmittelbar von Christus sei und der auch der Papst sich fügen müsse, und forderte in der dritten Sitzung (29. April) Eugen IV. nebst den Kardinälen auf, binnen drei Monaten auf dem Concil zu erscheinen, widrigenfalls sie die gesetzliche Strafe treffen werde. Auch verboten sie dem Papste, neue Kardinäle zu ernennen, setzten einen Statthalter für die Grafschaft Venaissin ein und dekretirten, daß bei der Erledigung des apostolischen Stuhles der künftige Papst in Basel gewählt werden müsse. Die Vermittlungsvorschläge Eugens wiesen sie, als nicht genügend, zurück und setzten ihm am 18. Dezember 1432 eine Frist von sechzig Tagen zur Zurücknahme der Auflösungsbulle.

Von inneren und äußeren Feinden bedrängt und in Gefahr, für einen Feind der Sittenverbesserung und des Friedens gehalten zu werden, entschloß sich Eugen am 14. Februar 1433, die Auflösungsbulle zurückzunehmen; aber auch damit waren die Basler nicht zufrieden, sondern erklärten in der elften Sitzung (27. April 1433), daß ein Papst, der sich weigere, ein allgemeines Concil zu besuchen, der Suspension verfalle.

Unterdessen war es zwischen Sigismund, der schon früher die anfangs von ihm selbst zum Widerstand gegen den Papst gereizte Versammlung von weiteren Uebergriffen abzuhalten gesucht, und Eugen IV. zu einer vollständigen Aussöhnung gekommen, in Folge deren zu Rom die Kaiserkrönung stattgefunden hatte. Eifrig auf die Wiederherstellung des Friedens bedacht, begab sich Sigismund gleich nach dem Empfang der Kaiserkrone nach Basel; er fand jedoch die Versammlung wenig geneigt, sich den gerechten Forderungen des Papstes zu fügen. Selbst die von Eugen am 1. August 1433 erlassene Bulle, durch welche die Synode von Anfang an als rechtmäßig anerkannt und nur ihr Verfahren gegen den apostolischen Stuhl verworfen wurde, genügte derselben nicht.

Eugen IV. befand sich in der peinlichsten Lage. Unter dem Vorwande, die Sache des Concils gegen den Papst zu führen, griffen der Herzog von Mailand und mehrere Dynasten und Söldnerführer den Kirchenstaat von allen Seiten an, bemächtigten sich vieler festen Plätze und ganzer Provinzen und bedrohten sogar Rom selbst; auch die Colonna und die Savelli erhoben sich gegen den von mehreren Kardinälen verlassenen Papst, und zu dem tiefen Seelenschmerze, den ihm die Zerrüttung aller kirchlichen Verhältnisse bereitete, kam ein fast ununterbrochenes körperliches Leiden. In dieser Bedrängniß ließ er sich durch das Versprechen des Kaisers und anderer Fürsten, daß in Basel Nichts mehr zur Schwächung der päpstlichen Autorität geschehen solle, zu den äußersten Zugeständnissen bewegen, und da inzwischen auch König Karl VII. von Frankreich und der Herzog von Burgund für die durch das Concil schwer verletzten Rechte des Papstes eingetreten waren und dadurch die Versammlung zu etwas größerer Mäßigung bestimmt hatten, kam am 5. Februar 1434 eine Aussöhnung derselben mit dem Papste zu Stande.

Nachdem der Friede zwischen der Synode und dem heiligen Stuhle hergestellt worden, fand sich zu Basel eine größere Zahl von Prälaten ein, und das Concil schien in bessere Bahnen einlenken zu wollen. Es erneuerte mehrere guten Vorschriften früherer Synoden über das Leben des Klerus, über würdige Abhaltung des Gottesdienstes, über die Heilighaltung der Gotteshäuser, über die Verhängung des Interdikts, über die regelmäßige Abhaltung von Provinzial- und Diöcesansynoden u. s. w. Aber bald kehrte die Versammlung zu ihrer früheren Opposition gegen den päpstlichen Stuhl zurück. Sie erneuerte den Satz, daß das Concil über dem Papste stehe, entzog Eugen IV. einen Theil seiner Einkünfte, ohne ihm einen Ersatz dafür zu bieten, während sie selbst zu ihrem Unterhalte den Klerus besteuerte, und gab neue Vorschriften über den Modus der künftigen Papstwahl, sowie über die Zahl, die Rechte und den Geschäftskreis der Kardinäle. Auch trat sie in Unterhandlungen mit den Griechen wegen der Union, obgleich der Papst selbst mit denselben verhandelte, stellte eigenmächtig einen Geleitsbrief für die griechischen Abgeordneten aus und ließ einen Ablaß verkündigen, um für deren Reisekosten die nöthigen Geldsummen aufzubringen.

Da Eugen IV. alle diese Beschlüsse verwarf, erließ die Versammlung, nachdem sie am 21. Dezember 1435 eine neue Aufforderung an alle Kardinäle und Prälaten hatte ergehen lassen, sich bei schwerer Strafe auf dem Concil einzufinden, im Januar 1436 ein Manifest an alle christlichen Fürsten, worin sie ihre bisherigen Verdienste um die Kirche und die Völker rühmend aufzählte, daraus

die Anwesenheit des heiligen Geistes in ihrer Mitte folgernd, und gegen den Papst, der ein Feind der Reform sei, ihren Beistand verlangte, und setzte dem Papste in einem heftigen Monitorium, das ihm durch drei Deputirte überbracht wurde, einen Termin, innerhalb dessen er alles, was er gegen das Concil gethan, zurücknehmen müsse und zwar in einer von demselben vorgeschriebenen Form. Eugen wies diese Forderung mit Entschiedenheit zurück und erließ von Bologna aus eine an die europäischen Höfe gerichtete Denkschrift über sein Verhältniß zu der Basler Synode, mit der Aufforderung, ihre Bischöfe und Gesandten von derselben abzuberufen und ihm dadurch die Abhaltung eines neuen, von besseren Gesinnungen beseelten Concils zu ermöglichen.

Die Verhandlungen wegen der griechischen Union führten endlich den längst als unabwendbar erkannten Bruch herbei. Da die Versammlung, trotz der entgegenstehenden, mit dem Verlangen der Griechen übereinstimmenden Anordnungen des Papstes an den Berathungen mit denselben in Basel selbst festhaltend, Gesandte nach Konstantinopel geschickt, um die griechischen Abgeordneten abzuholen, verlegte Eugen das Concil nach Ferrara, wo dasselbe am 8. Januar 1438 eröffnet wurde. Der bessere, aus den angesehensten Prälaten bestehende Theil der Synode, der bisher schon vielfach gegen deren Ausschreitungen angekämpft, verließ hierauf Basel, um sich zu dem Concil nach Ferrara zu begeben, während die in Basel Zurückbleibenden, nachdem sie sich durch die Aufnahme von Landgeistlichen und untergeordneten Beamten der Prälaten verstärkt, den Papst vor ihr Gericht citirten, die Verlegung des Concils nach Ferrara für null und nichtig erklärten und sogar Eugen IV. mit Suspension und Absetzung bedrohten.

Dieses Uebermaß revolutionären Treibens führte eine immer größere Zahl von Prälaten zur Besinnung zurück, und während das Concil von Ferrara, auf welchem sich auch der griechische Kaiser Johann VII. mit dem Patriarchen von Konstantinopel eingefunden, immer zahlreicher besucht wurde, schmolz das Häuflein der in Basel Versammelten, deren Haupt der Kardinal d'Allemand, Erzbischof von Arles, war, immer mehr zusammen. Das Gefühl der erlittenen Niederlage raubte den Mitgliedern der sogenannten Reformsynode vollends die Besinnung: sie erklärten am 24. Januar 1438 den Papst für suspendirt und luden, alle päpstliche Gewalt für sich allein in Anspruch nehmend, die Mitglieder des Concils von Ferrara zur Verantwortung nach Basel vor.

Unbeirrt durch dieses Vorgehen, wirkte Eugen, der seit dem 27. Januar persönlich in Ferrara anwesend war, eifrig für den Fortgang seiner Synode. Er ermahnte die Mitglieder derselben, die Reformation, im Gegensatze zu dem vielen Reformgerede in

Basel, bei sich selbst durch eigene Besserung zu beginnen, und ließ über Alle, die in Basel zurückblieben, die Exkommunikation aussprechen.

Während England und Kastilien, ja selbst des Papstes persönliche Feinde, der Herzog von Mailand und der König von Aragonien, sich entschieden gegen das Vorgehen der Basler aussprachen, ließ sich König Karl VII. von Frankreich durch die Vorstellung, daß die Verlegung des Concils das Werk der Reformation vereitele, dazu bestimmen, den Prälaten seines Reiches den Besuch des Concils von Ferrara zu verbieten, ohne jedoch dem Papste die Obedienz zu kündigen. Eine Versammlung des französischen Klerus zu Bourges, auf welcher Gesandte des Papstes wie der Basler gehört wurden, beschloß, daß der König beiden Theilen seine Vermittlung anbieten und mehrere Basler Reformdekrete, jedoch mit Modifikationen, annehmen solle. So entstand im Juli 1438 die fälschlich Ludwig IX. zugeschriebene, aus 23 Artikeln bestehende pragmatische Sanktion, welche eine Hauptgrundlage des späteren Gallikanismus bildete. Deutschland blieb, nach dem Beschlusse der eben in Frankfurt zu der Wahl von Sigismunds Nachfolger versammelten Kurfürsten, zwischen dem Papste und der Basler Synode neutral und behielt diese Stellung auch unter der kurzen Regierung Albrechts II. bei, der im Vereine mit den deutschen Reichsfürsten Gesandte nach Basel und nach Ferrara abordnete, die dort zur Mäßigung mahnten, hier eine deutsche Stadt als Ort des Concils vorschlugen.

Unterdessen waren die Basler eifrig bemüht, neue Anhänger und Zeugen gegen den Papst zu gewinnen. Da in Eugens Leben nicht der mindeste Grund zu einem Absetzungsurtheil zu finden war, wurden, um ein solches zu ermöglichen, die drei folgenden Artikel entworfen und als Glaubenswahrheiten definirt: 1. Das allgemeine Concil steht über dem Papst. 2. Der Papst darf dasselbe weder verlegen, noch vertagen, noch auflösen. 3. Wer diese Wahrheiten leugnet, ist ein Häretiker. Auf Grund dieser drei neuen Dogmen wurde Eugen IV. am 25. Juni 1439 von einer aus acht Bischöfen und einigen Prälaten bestehenden Versammlung, in welcher der Erzbischof von Arles den Vorsitz führte, als Häretiker für abgesetzt erklärt.

Obgleich die meisten Fürsten dem rechtmäßigen Papste treu blieben und über das Vorgehen der Basler lauten Tadel aussprachen, krönten dieselben ihr Werk durch eine neue Papstwahl. Da außer dem Erzbischof von Arles kein anderer Kardinal in Basel anwesend war, wurde demselben eine gewisse Anzahl von Bischöfen und Doktoren als Mitwähler beigegeben. In dem am 30. Oktober 1439 eröffneten Konklave vereinigten sich die Stimmen der Wähler

auf einen Laien, den Herzog Amadeus VIII. von Savoyen, welcher der Regierung zu Gunsten seiner Söhne entsagt und sich nach Ripaille am Genfersee zurückgezogen hatte, wo er mit mehreren von ihm zu dem „Orden des heiligen Mauritius" vereinigten Rittern ein halb klösterliches, halb weltliches Leben führte. Der Herzog, der seinen Wählern hauptsächlich wegen seiner Verwandtschaft mit den meisten europäischen Fürstenhäusern als eine besonders geeignete Persönlichkeit erschienen war, nahm die Wahl an und nannte sich Felix V.

Indessen fand der neue Papst nur einen geringen Anhang, da nicht nur die hervorragendsten Gelehrten, sondern auch die meisten Fürsten gegen die Basler Gewaltschritte Protest eingelegt hatten. Felix V. selbst, zu dessen Unterhalt die Basler Synode alle Kirchen ihrer Obedienz mit schweren Steuern belegte, fühlte das Drückende und Unwürdige seiner vollständigen Abhängigkeit von seinen Wählern so sehr, daß er im Dezember 1442 Basel verließ und sich nach Lausanne zurückzog. Da bald darauf König Alfons von Aragonien sich mit Eugen IV. aussöhnte und, gleich dem Herzog von Mailand, die Prälaten seines Reiches von Basel abrief, löste sich die Synode, ihrer letzten Stützen beraubt, am 16. Mai 1443 auf, nachdem sie in ihrer fünfundvierzigsten und letzten Sitzung den Beschluß gefaßt, daß nach drei Jahren in Lyon ein neues allgemeines Concil abgehalten werden solle. Indessen blieben die hartnäckigsten Schismatiker auch jetzt noch in Basel zusammen, von wo sie sich im Jahre 1444, durch die Drohungen König Friedrichs III., des Nachfolgers Albrechts II., eingeschüchtert, nach Lausanne zurückzogen. Hier schlossen sie erst im Jahre 1449 ihr sogenanntes Concil, worauf auch der Gegenpapst Felix seine Würde niederlegte.

Bald nach der Auflösung der Basler Synode entstand ein Streit zwischen dem apostolischen Stuhle und den deutschen Fürsten, die bis zuletzt an ihrer Neutralität festgehalten. Die Veranlassung zu demselben gab die Absetzung der beiden, dem Gegenpapste geneigten Erzbischöfe von Trier und Köln, die unter den übrigen Kurfürsten eine gereizte Stimmung gegen den Papst hervorgerufen hatte. Auf einer Versammlung derselben zu Frankfurt wurde im März 1446 der Beschluß gefaßt, von Eugen IV. durch eine Gesandtschaft die Genehmigung der von ihnen acceptirten Basler Dekrete, die Berufung einer allgemeinen Synode, die Bestätigung der Superiorität des Concils über den Papst und die Wiedereinsetzung der beiden Erzbischöfe zu verlangen und ihm im Weigerungsfalle mit der Aufkündigung der Obedienz zu drohen.

Statt mit der deutschen Gesandtschaft zu unterhandeln, an deren Spitze der barsche, dem Papste feindlich gesinnte Nürnberger Syndikus Gregor von Heimburg stand, schickte Eugen IV., auf den

Rath Friedrichs III., welcher seinen Geheimschreiber Aeneas Sylvius von Piccolomini, den nachmaligen Papst Pius II., der Gesandtschaft beigesellt hatte, mehrere Legaten zu dem im September 1446 zu Frankfurt eröffneten Reichstag, und auf demselben gelang es den Bemühungen des kaiserlichen Geheimschreibers, die durch Gregor von Heimburg gegen den Papst eingenommenen Kurfürsten theilweise umzustimmen. Nach längeren Verhandlungen kam durch den Abschluß der sogenannten Fürstenkonkordate eine Einigung zu Stande, bei welcher die Kurfürsten ihre Neutralität aufgaben und dem rechtmäßigen Papste die Obedienz leisteten.

Nur wenige Tage später, am 23. Februar 1447, setzte der Tod dem dornenvollen Pontifikate Eugens IV. ein Ziel. Sein Nachfolger Nikolaus V., ein sittenreiner, beredter und geschäftsgewandter Mann und gelehrter Freund und Gönner der Wissenschaften, schloß am 17. Februar 1448 mit König Friedrich III. das „Wiener Konkordat", das von den Fürsten als Gesetz für die kirchlichen Verhältnisse Deutschlands anerkannt wurde.

## XX.

# Der große englisch-französische Krieg.

(1339—1453).

## Eduard III. von England im Kampfe mit Philipp VI. und Johann dem Guten von Frankreich.

(1339—1360.)

Nachdem mit Karl IV., dem jüngsten Sohne Philipps des Schönen, die gerade Linie der Capetinger ausgestorben, erhob Eduard III. von England, als Enkel Philipps des Schönen von dessen Tochter Isabella, Ansprüche auf die französische Krone; allein die französischen Stände, die keinen Fremden, am wenigsten einen Engländer, zum Herrscher haben wollten, wiesen seine Ansprüche mit der Erklärung zurück, daß für den Fall der Erbberechtigung der Frauen der Thron Ludwigs X. nachgelassener Tochter Johanna zufallen müsse, und erkannten, auf Grund des salischen Gesetzes, den Neffen Philipps des Schönen, den Grafen Philipp von Valois, als König an. Die mit dem Grafen Philipp von Evreux vermählte Tochter Ludwigs X. verzichtete, nachdem Philipp VI. ihr das Königreich Navarra überlassen, auf ihre Erbansprüche, und Eduard III. schien, indem er Philipp VI. für Guyenne den Huldigungseid leistete, das Gleiche zu thun. Seine

Verzichtleistung war jedoch nur eine scheinbare: der ehrgeizige König wollte zur Geltendmachung seiner Ansprüche nur eine günstigere Gestaltung der Dinge abwarten.

Zunächst galt es für Eduard, die in Schottland eingetretenen Verhältnisse zur Herstellung der Oberhoheit Englands über dieses Land zu benutzen. Der thatkräftige Robert Bruce hatte nämlich als Thronerben nur einen unmündigen Sohn, David, hinterlassen, der unter der Vormundschaft des schwachen und unerfahrenen Grafen Randolf von Moray stand, und da die englischen Großen, denen während der Vereinigung Schottlands mit England in dem ersteren Lande Güter verliehen worden, für den Verlust derselben keine Entschädigung erlangen konnten, hatten sie den jungen Eduard Baliol, den Sohn des von Eduard I. entthronten und im Jahre 1305 in der Normandie verstorbenen Johann Baliol, durch die Zusage ihrer Unterstützung zu dem Entschluß bewogen, seine Ansprüche auf den schottischen Thron geltend zu machen. In Begleitung vieler englischen Großen aus dem nördlichen England landete derselbe im August 1332 an der Küste von Schottland und machte, trotz der numerischen Ueberlegenheit des von der Regentschaft ihm entgegengesandten Heeres, so rasche Fortschritte, daß er sich schon nach wenigen Wochen zu Scone zum König krönen lassen konnte, worauf ihm ein großer Theil des schottischen Adels die Huldigung leistete.

Unterdessen hatten die Anhänger der vorigen Regierung den jungen König David mit seiner Gemahlin, einer Schwester Eduards III., nach Frankreich zu Philipp VI. geschickt und zum Kampfe gegen Baliol gerüstet, den seine glänzenden Erfolge in trügerische Sicherheit eingewiegt. Er wurde von ihnen bei Annan geschlagen (16. Dec. 1332) und kam als hilfloser Flüchtling nach England, wo er Eduard als Preis der von ihm erbetenen Unterstützung die Abtretung des südlichen Schottlands und die Anerkennung der Oberlehensherrschaft Englands anbot. Eduard, der von Anfang an Baliols Beginnen insgeheim begünstigt, trug jetzt kein Bedenken mehr, öffentlich als dessen Beschützer aufzutreten. Nachdem er im Juli 1333 bei Halidonhill ein schottisches Heer zurückgeschlagen und Berwick genommen, setzte er Baliol aufs Neue auf den schottischen Thron. Kaum war er jedoch nach England zurückgekehrt, als die Schotten sich erhoben, um das verhaßte englische Joch abzuschütteln. Noch zweimal brachte Eduard sie durch Waffengewalt zum Gehorsam; aber jedesmal dauerte ihre Unterwerfung nur so lange, als er in ihrem Lande weilte.

Inzwischen war das Verhältniß zwischen England und Frankreich ein immer gespannteres geworden. Während Philipp VI. dem König von England Vorwürfe darüber machte, daß dieser dem Grafen Robert von Artois, der wegen Urkundenfälschung durch einen königlichen Urtheilsspruch in die Acht erklärt worden, an seinem

Hofe eine Zufluchtsstätte gewähre, führte Eduard Klage darüber, daß Philipp den zu ihm gebrachten David Bruce aufgenommen und den fortdauernden Widerstand der Schotten zu nähren suche, der allerdings dem König von Frankreich äußerst erwünscht sein mußte.

Zum Kampfe gegen Frankreich entschlossen, suchte Eduard sich durch Bundesgenossen auf dem Festlande zu stärken. Zunächst richtete er seine Blicke auf die flandrischen Städte, die, unruhig und freiheitsliebend wie die der Lombardei, mit ihrem Landesherrn häufig im Streite lagen und kurz vorher durch Philipp VI., bei welchem der Graf Ludwig, der Sohn und Nachfolger des von Philipp dem Schönen mit Flandern belehnten Grafen Robert (vergl. S. 313), gegen sie Hilfe gesucht, besiegt und mit schwerer Züchtigung heimgesucht worden waren. Durch die Handelsvortheile, die er ihnen in Aussicht gestellt, für seine Zwecke gewonnen, schlossen die Genter, an deren Spitze der hochangesehene Jakob von Artevelde, ein reicher Brauherr, stand, ohne Rücksicht auf den Grafen Ludwig, mit Eduard ein Bündniß, dem die übrigen flandrischen Städte auf Artevelde's Betrieb beitraten, und als Graf Ludwig sich demselben widersetzte, wurde er vertrieben und mußte zum anderen Male an Philipps Hof Schutz suchen. Als Schwiegersohn des Grafen Wilhelm von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland hatte Eduard auch in diesen Ländern großen Einfluß, und König Ludwig von Baiern, sein Schwager, ernannte ihn zum Statthalter des Reiches in Niederlothringen. Auch die Herzoge von Brabant und Geldern, der Markgraf von Jülich und der Erzbischof von Köln schlossen sich ihm an, während er zugleich im eigenen Lande der nachhaltigsten Unterstützung sicher war.

Im Vertrauen auf die gewonnene Uebermacht widerrief Eduard im Jahre 1338 die Anerkennung Philipps, nahm selbst den Titel eines Königs von Frankreich an und fiel in das von ihm in Anspruch genommene Land ein, um mit den Waffen in der Hand von demselben Besitz zu nehmen. Da Philipp einer Schlacht auszuweichen suchte, verstrich das erste Kriegsjahr ohne besondere Waffenthat; im folgenden Jahre dagegen erfocht Eduard am 24. Juni bei Sluys über eine zahlreiche französische Flotte, die seine Landung in Frankreich verhindern sollte, mit bedeutend geringeren Streitkräften einen glänzenden Sieg, durch welchen dem Feinde ein Verlust von dreißigtausend Mann zugefügt worden sein soll. Geringer waren Eduards Erfolge auf dem Festlande, da auch diesmal Philipp jeder Entscheidung auswich. Nachdem er vergebens Tournay zu erobern gesucht, bewog ihn die gänzliche Erschöpfung seiner Geldmittel zum Abschluß eines Waffenstillstandes.

Da inzwischen in Schottland die Anhänger des Hauses Bruce mit französischer Hilfe sowohl Eduard Baliol als die im Lande

verbliebenen Engländer vertrieben hatten, beschloß Eduard, die durch die Waffenruhe mit Frankreich ihm gewordene Muße zu einem Feldzug nach Schottland zu benutzen; dieser neue Krieg hatte jedoch so geringen Erfolg, daß noch während der Dauer desselben David Bruce auf seinen Thron zurückkehren konnte (1342). An der Fortsetzung des Kampfes hinderte den König der Wiederausbruch des Krieges mit Frankreich, der durch einen Erbfolgestreit in der Bretagne beschleunigt wurde, in welchen beide Mächte sich einmischten.

Um dieses Land stritten nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Johann III., der mit einer Nichte dieses Fürsten vermählte Graf Karl von Blois, Philipps VI. Neffe, und Johann von Montfort, ein jüngerer Stiefbruder Johanns III. Dem Ersteren hatte der verstorbene Herzog mit Zustimmung des Königs von Frankreich als Oberlehensherrn die Nachfolge zugesprochen; allein Johann von Montfort kam ihm in der Besitzergreifung des Landes zuvor, indem er sich der bedeutendsten festen Plätze bemächtigte. Da Philipp VI. auf der Seite Karls von Blois stand, ging Johann von Montfort nach England, um sich durch die Anerkennung Eduards III. als rechtmäßigen König von Frankreich dessen Unterstützung in dem bevorstehenden Kampf zu verschaffen. Unterdessen rückte Karl von Blois mit französischem Kriegsvolk in die Bretagne ein, und als Montfort aus England zurückkam, wurde er von seinem Gegner in Nantes eingeschlossen und gefangen genommen. Seine entschlossene Gemahlin, Johanna von Flandern, eine Schwester des Grafen Ludwig, die sich mit männlicher Kraft und großem Geschick gegen die Franzosen behauptete, erhielt Unterstützung von Eduard III., der ihr zuerst den Grafen Robert von Artois mit einem kleinen Hilfskorps sandte und im Herbste 1342 selbst mit einem Heere von zwölftausend Mann in der Bretagne erschien. Nach einer Reihe von Gefechten, die keine Entscheidung brachten, wurde im Jahre 1343 zwischen England und Frankreich ein zweiter Waffenstillstand geschlossen, während dessen der aus seiner Haft entkommene Graf von Montfort starb.

Als Philipp im Jahre 1345 mehrere des Einverständnisses mit England beschuldigte Edelleute aus der Bretagne hinrichten ließ, erklärte Eduard den geschlossenen Waffenstillstand für gebrochen, und der Krieg begann aufs Neue, zuerst in Guyenne, wo es jedoch zu keiner entscheidenden Waffenthat kam. Im Frühjahr 1346 landete Eduard selbst mit einem zahlreichen Heere in der Normandie und drang, da man seinen Angriff nicht hier, sondern im Süden erwartet hatte, siegreich die Seine aufwärts bis in die Nähe von Paris vor, das durch sein Herannahen mit Schrecken erfüllt wurde. Er wagte jedoch nicht, die Stadt selbst anzugreifen, sondern zog sich, als Philipp VI. mit einem zahlreichen Heere auf dem

rechten Ufer der Seine erschien, gegen die flandrische Grenze zurück, um sich hier mit seinen Verbündeten zu vereinigen. Nachdem es ihm trotz der Bemühungen Philipps, ihm den Weg zu versperren, gelungen war, den Uebergang über die Somme zu erzwingen, nahm er auf einer Anhöhe bei Crecy eine feste Stellung, und hier entbrannte am 26. August 1346 die blutige Entscheidungsschlacht.

Da das französische Heer dem englischen mehrfach überlegen war — das erstere soll sechzigtausend Mann, das letztere nur dreitausend Ritter und siebentausend Bogenschützen gezählt haben — zweifelte Philipp nicht an einem raschen Siege; aber er selbst beraubte sich aller Vortheile, die seine bedeutende numerische Ueberlegenheit ihm hätte verschaffen können, durch die Uebereilung, mit welcher er den Kampf begann; denn seine Truppen kamen von einem anstrengenden Marsche erschöpft auf dem Schlachtfelde an, während Eduards Heer einen vollen Tag geruht hatte.

Kaum im Angesichte des Feindes angelangt, ließ Philipp fünfzehntausend genuesische Armbrustschützen, die den Vortrab seines Heeres bildeten, zum Angriff vorschreiten. Diese waren jedoch an Kriegsfertigkeit den englischen Bogenschützen nicht gewachsen, die, wie der zeitgenössische Historiker Froissard erzählt, ihre Pfeile in so ungeheurer Menge und in so dichter Masse abschossen, daß es aussah, als ob es schneie, und so gut trafen, daß sie den Feinden Köpfe, Arme und Gesicht durchbohrten. Als Philipp die Genueser in Unordnung zurückweichen sah, befahl er seiner Ritterschaft, sich durch die Fliehenden Bahn zu brechen; dadurch entstand jedoch eine solche Verwirrung, daß die Schlacht in ein schreckenerregendes Gemetzel ausartete. Vergebens rieth man Philipp, sich zurückzuziehen: knirschend vor Zorn sprengte er vorwärts, um zu seinem Bruder, dem Grafen von Alençon, zu gelangen, der in bester Ordnung gegen den Feind vorrückte und den die erste Schlachtlinie der Engländer führenden fünfzehnjährigen Prinzen Eduard von Wales, von seiner dunklen Rüstung gewöhnlich „der schwarze Prinz“ genannt, in große Gefahr brachte. Sir Thomas Norwich wurde zu dem König Eduard gesandt, um Verstärkung zu holen. „Ist mein Sohn todt oder schwer verwundet?“ fragte der König, und als Norwich diese Frage verneinte, wies er die Bitte um Unterstützung für den Prinzen mit den Worten zurück: „Gut, so soll ihm auch keine Hilfe werden; der Knabe mag sich heute die Sporen verdienen, und so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben.“ Diese Antwort feuerte den Prinzen und die Seinen zu erhöhten Anstrengungen an, und dem verdoppelten Ungestüm, mit welchem sie auf den Feind eindrangen, erlag die französische Uebermacht: in voller Auflösung zog sich das geschlagene Heer zurück. Nach dem Abzug der Franzosen eilte Eduard zu dem schwarzen Prinzen und umarmte ihn mit den

Worten: „Mein braver Sohn, du hast dich ritterlich gehalten und dich der Krone würdig gezeigt."

Außer dem Herzog Rudolf von Lothringen, den Grafen von Alençon, von Flandern, von Savoyen, von Aumale, von Nevers und von Auxerre, überhaupt der Blüthe der französischen Ritterschaft, hatte auch der blinde König Johann von Böhmen, der mit seinem Sohne Karl auf Philipps Seite an der Schlacht Theil genommen, im Kampfe den Tod gefunden. Seinem stürmischen Verlangen nachgebend, hatten ihn mehrere luxemburgischen Ritter, ihre Pferde an den Zäumen zusammenkettend, in das dichteste Kampfgewühl geführt, wo er, tapfer dreinhauend, mit seinen Begleitern erschlagen wurde. Seinen Helmschmuck — drei Straußenfedern mit dem Motto: „Ich dien'" — nahm der Prinz von Wales als Wappen an, und alle englischen Thronfolger haben dasselbe fortgeführt.

Während das zersprengte französische Heer in haltloser Flucht das Weite suchte und der König Philipp mit nur vier Begleitern bis Amiens entfloh, verbrachten die Engländer die Nacht auf dem Schlachtfelde. Erst am folgenden Morgen setzte das Heer in einzelnen Abtheilungen dem flüchtigen Feinde nach und stieß dabei noch auf viele zuziehenden französischen Heerhaufen, die von dem Ausgange der Schlacht Nichts wußten und alle zersprengt oder zusammengehauen wurden, so daß, nach Froissards Versicherung, an diesem Tage noch mehr Blut vergossen wurde, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich, außer elf Fürsten und zwölfhundert Rittern, auf dreißigtausend Mann.

Nach einer mehrtägigen Rast auf dem Schlachtfelde von Crecy brach Eduard III. zur Belagerung von Calais auf, um durch die Eroberung dieses wichtigen Platzes einen sicheren Schlüssel zu Frankreich vom Kanale her zu gewinnen. Elf Monate lang leistete die Bürgerschaft tapferen Widerstand, bis sie sich endlich, durch Hunger bezwungen, zur Kapitulation bereit erklärte. Eduard war jedoch durch die hartnäckige Vertheidigung der Stadt so sehr erbittert, daß er von keiner Bedingung hören wollte und Unterwerfung auf Gnade oder Ungnade verlangte. Endlich milderte er seinen harten Spruch dahin, daß sechs der angesehensten Bürger mit bloßen Füßen und Stricken um den Hals zur Ueberreichung der Schlüssel der Stadt vor ihm erscheinen und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch konnte jedoch den Bedrängten keinen Trost bringen; denn Keiner hatte das Recht, diese sechs Bürger zu wählen, Keiner die Pflicht, sich der auf ihn gefallenen Wahl zu unterziehen. Da bot sich Eustach von St. Pierre, einer der reichsten Bürger der Stadt, freiwillig zum Retter seiner Mitbürger an, und sein hochherziges Beispiel riß fünf andere zur Nachahmung hin. Als die

sechs Männer im englischen Lager erschienen, regte sich in Aller Herzen tiefes Mitgefühl; nur Eduard blieb kalt und befahl, sie zur Hinrichtung zu führen. Da warf sich die Königin Philippa ihrem Gemahl zu Füßen und bat ihn unter Thränen um Gnade für die hochherzigen Männer. Er gewährte ihre Bitte mit den Worten: „Dame, ich wünschte, Ihr wäret an einem anderen Orte gewesen; ich kann Euch aber Nichts abschlagen.“ Nach der milden Behandlung, die Eduard während der Belagerung den aus der Stadt ausgewiesenen Greisen, Weibern und Kindern hatte zu Theil werden lassen, erscheint indessen die Annahme der englischen Geschichtschreiber gerechtfertigt, daß er gegen jene Männer nur den Schein der Härte angenommen und ihren Tod nicht ernstlich gewollt habe.

Wie Philippa von Hennegau vor Calais weibliche Milde zeigte, hatte sie kurz vorher in England männliche Thatkraft und Entschlossenheit an den Tag gelegt. Die Schotten hatten nämlich, von Philipp VI. zu feindlichem Vorgehen gegen England angefeuert, unter ihrem jungen König David Bruce, der inzwischen zu einem tapferen Heerführer und trefflichen Regenten herangewachsen, einen Einfall in England gemacht; kaum hatte jedoch die Königin davon Kunde erhalten, als sie, rasch entschlossen, alle streitfähige Mannschaft aufbot und selbst an der Spitze derselben gegen die Schotten aufbrach. Durch ihren kühnen Muth und ihre begeisternden Ansprachen zu verdoppelter Tapferkeit entflammt, erfocht das von Eduard Baliol und drei Bischöfen angeführte englische Heer am 17. Oktober 1346 bei Durham über die Schotten einen glänzenden Sieg, der um so entscheidender war, als David Bruce selbst gefangen genommen worden. Während die Königin ihn nach London brachte, drang das siegreiche Heer in das südliche Schottland ein und stellte in demselben die englische Herrschaft her.

Trotz der bedeutenden Erfolge, welche die englischen Waffen errungen, sah sich Eduard III. durch die gänzliche Erschöpfung seiner Streitkräfte und Geldmittel zum Abschluß eines Waffenstillstandes genöthigt, der durch den Papst Clemens VI. vermittelt wurde und, von Zeit zu Zeit verlängert, bis über den Tod Philipps VI. (22. Aug. 1350) hinaus dauerte. Indessen hörten, da die Bretagne, in welcher die verwittwete Gräfin von Montfort den Kampf für ihren Sohn Johann V. erfolgreich fortsetzte, nicht in den Waffenstillstand eingeschlossen war, die Feindseligkeiten nicht vollständig auf, wenn auch die zu jener Zeit herrschende furchtbare Pest es zu keinen bedeutenden Unternehmungen kommen ließ.

Johann der Gute, der Sohn und Nachfolger Philipps, ein ritterlich gesinnter, aber prunksüchtiger und verschwenderischer Fürst, der, gleich Johann von Böhmen, die Lust der Abenteuer dem Ernst der Geschäfte vorzog, trat die Regierung unter schwierigen Ver-

hältnissen an. Zu dem allgemeinen Jammer der Zeit, der in Frankreich noch durch ungeheure Waldbrände und giftige Insektenschwärme erhöht wurde, und der Unzufriedenheit über die fortschreitende Verschlechterung der Münze und den wachsenden, durch den Krieg mit England und Philipps verschwenderische Prachtliebe herbeigeführten Steuerdruck, kamen innere Zerwürfnisse unter den Großen, die durch Johanns unkluge Maßregeln eine noch gefahrdrohendere Gestalt gewannen. Auf den bloßen Verdacht eines Verrathes hin ließ Johann den Connetable Raoul, Grafen von Eu, in seiner Wohnung in Paris überfallen und ohne jede gerichtliche Untersuchung sogleich enthaupten und ernannte zu dessen Nachfolger seinen Günstling, den Spanier Karlos de la Cerda, dem er zugleich die Grafschaft Angoulême schenkte. Da dieses Besitzthum von Philipp VI. der Königin Johanna von Navarra zum Ersatz für die zu ihrem väterlichen Erbe gehörige und von der Krone eingezogene Champagne überwiesen worden, ließ der Sohn und Nachfolger Johanna's, Karl der Böse, im Jahre 1354 den Connetable zu Aigle überfallen und in seinem Bette ermorden und sammelte gegen den hierüber heftig erzürnten König Johann ein so bedeutendes Heer, daß dieser nicht nur jeden Gedanken an eine Bestrafung des Frevels aufgeben, sondern sogar Karl dem Bösen ausdrücklich Verzeihung gewähren und ihn durch einige Besitzungen in Nordfrankreich für den Verlust von Angoulême entschädigen mußte.

Unterdessen waren mit England Unterhandlungen zur Verwandlung des Waffenstillstandes in einen definitiven Frieden gepflogen worden; dieselben scheiterten jedoch an Johanns beharrlicher Weigerung, dem König Eduard die von demselben geforderte Lehensunabhängigkeit seiner Besitzungen in Frankreich zuzugestehen: der Wiederbeginn des Krieges erschien daher als unvermeidlich. Der Ausbruch desselben wurde beschleunigt durch das gewaltthätige Vorgehen Johanns gegen Karl den Bösen, dessen fortdauernd feindliche Gesinnung in ihm die Befürchtung einer geplanten Verbindung mit den Engländern geweckt hatte. Um ihn unschädlich zu machen, ließ er ihn während eines Besuchs desselben bei dem Dauphin[1]) Karl zu Rouen festnehmen und in engen Gewahrsam bringen; zugleich wurden vier seiner Begleiter als Theilnehmer an dem Morde des Connetable ohne richterlichen Spruch enthauptet. Dieser Gewaltstreich

1) Den Namen Dauphin führten die Grafen von Viennois, seitdem sie den Delphin in ihr Wappen aufgenommen, und ihr Land wurde daher auch die Dauphiné oder das Delphinat genannt. Als der letzte, kinderlose Dauphin Humbert III. sich im Jahre 1347 in ein Kloster zurückgezogen, hatte er die Dauphiné an den König Philipp VI. für dessen ältesten Sohn abgetreten, unter der Bedingung, daß fortan der französische Thronfolger den Titel Dauphin führe.

verschlimmerte jedoch nur die Lage der Dinge; denn der Bruder des Königs von Navarra rief im Vereine mit den Anverwandten der Hingerichteten die Engländer zur Rache herbei.

Ohne Widerstand zu finden, zog der schwarze Prinz im Juni 1356 mit einem kleinen Heere von Bordeaux aus unter schweren Verwüstungen des Landes gegen die Loire, um sich jenseits derselben mit den Feinden Johanns zu vereinigen, und war bereits bis Poitiers vorgedrungen, als er die Nachricht erhielt, der König von Frankreich rücke mit erdrückender Uebermacht gegen ihn heran. Er versuchte umzukehren; aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab. So sah er sich genöthigt, die Schlacht unter den gleichen ungünstigen Verhältnissen aufzunehmen, wie zehn Jahre früher sein Vater bei Crecy; denn den fünfzigtausend Kriegern Johanns hatte er nur achttausend Mann entgegenzustellen. Dennoch verlor er den Muth nicht. Auf einer kleinen, durch Weingärten und Hecken geschützten Anhöhe nahm er eine treffliche Stellung; nichtsdestoweniger würden die Engländer unrettbar verloren gewesen sein, wenn die Franzosen, statt sie anzugreifen, sie mit ihrer Ueberzahl einfach eingeschlossen hätten, um sie auszuhungern.

Indessen war der bei dem Heere Johanns anwesende päpstliche Legat, der Kardinal Talleyrand von Périgord, eifrig bemüht, eine Verständigung zu Stande zu bringen, und der Prinz von Wales erklärte sich, das Gefährliche seiner Lage wohl erkennend, zu den weitgehendsten Zugeständnissen bereit; als jedoch Johann in seiner Siegesgewißheit die Bedingung stellte, daß der Prinz sich selbst mit hundert Rittern ihm gefangen gebe, brach der junge Held, diese entehrende Forderung mit Entrüstung zurückweisend, die angeknüpften Unterhandlungen ab und bereitete sich, nachdem er die Seinigen durch eine begeisternde Ansprache zum ausdauerndsten Widerstand angespornt, zum Kampfe vor.

In der Frühe des folgenden Morgens — 19. September 1356 — entbrannte die Schlacht, und wie die Stellung der beiden Heere und ihr Zahlenverhältniß an den Tag von Crecy erinnerten, so war auch der Ausgang des blutigen Ringens der gleiche. Nachdem die trefflichen englischen Bogenschützen Verwirrung unter die heranstürmenden französischen Ritter gebracht und die erste Schlachtlinie der Franzosen sich aufgelöst, entstand ein furchtbares Gemetzel, in welchem die in einen Hohlweg eingeengten Franzosen den Pfeilen und Streitäxten der Gegner erlagen. König Johann selbst, um welchen sich zuletzt die Tapfersten seines Heeres, die Flucht verschmähend, geschaart hatten, harrte, obgleich aus zwei Wunden blutend, im dichtesten Kampfgewühle aus; erst als seine Kräfte ihn verließen und er die Schlacht unrettbar verloren sah, stand er vom

weiteren Kampfe ab und verlangte, vor den Prinzen von Wales geführt zu werden, um sich ihm zu ergeben.

Der schwarze Prinz empfing seinen königlichen Gefangenen nicht mit dem Stolze des Siegers, sondern mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit. „Als sie den König Johann vor den Prinzen brachten," erzählt Froissard, „neigte sich dieser vor ihm als vor seinem König und behandelte ihn königlich. Hierauf gab er ihm und seinen Prinzen und allen edlen und hohen Gefangenen ein Gastmahl, und dabei wartete der Prinz selbst Allen auf, ganz ehrfurchtsvoll hinter dem Sessel des Königs stehend, und pries sie Alle wegen ihrer Tapferkeit, zumeist aber den König, und senkte sein Knie vor ihm, betheuernd, daß ihm vor Allen der Preis des Heldenmuths gebühre." Prinz Eduard entließ die meisten gefangenen Edelleute gegen das Versprechen eines Lösegeldes auf Ehrenwort und trat sogleich mit dem Ueberreste seiner kleinen Schaar, von welcher ein Drittel in der Schlacht den Tod gefunden, den Rückweg nach Bordeaux an, um sich mit dem gefangenen König und seiner reichen Beute nach England einzuschiffen.

Am 28. Mai 1357 hielt der Prinz von Wales seinen siegreichen Einzug in London, wo er mit stürmischem Jubel empfangen wurde. Er hatte ein unscheinbares Pferd bestiegen, während neben ihm der König von Frankreich auf einem weißen, prachtvoll geschirrten Streithengst ritt. Der Zug ging nach der Westminsterhalle, wo der König von England, auf einem Throne sitzend, seinen gefangenen Gegner erwartete. Bei Johanns Eintritt erhob sich Eduard III., umarmte ihn und führte ihn zu einem festlichen Mahle. Obgleich er jetzt zwei gefangene Könige in den Mauern seiner Hauptstadt sah, schien er sich seines Glückes nicht überheben zu wollen. Er genehmigte die zweijährige Einstellung der Feindseligkeiten gegen Frankreich, die sein Sohn vor seiner Abreise von Bordeaux verabredet hatte, und schloß mit dem König von Schottland, nachdem er demselben gegen eine in halbjährigen Terminen abzutragende Summe von 100,000 Mark die Freiheit zugestanden, einen Waffenstillstand auf fünfundzwanzig Jahre.

Während Johann der Gute als Gefangener in London weilte, hatte der Dauphin Karl, der statt seiner die Regierung führte, mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen. Die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Städte hatten, seitdem Philipp der Schöne sie, um sie in dem Kampfe gegen Bonifacius VIII. auf seine Seite zu ziehen, zu den Reichsversammlungen berufen, die beständigen Geldverlegenheiten seiner Nachfolger zur Erlangung erweiterter Privilegien benutzt, durch welche sie zu einer bedeutenden Macht im Staate herangewachsen waren. Nur durch die umfassendsten Zugeständnisse und insbesondere durch das Versprechen,

die Mißbräuche in der Verwaltung, namentlich in der Steuererhebung, abzustellen und die Münzen zu verbessern, hatte Johann der Gute von ihnen die Bewilligung der nöthigen Geldmittel für den wiederbegonnenen Krieg mit England erlangen können. Mit Ungestüm forderten sie von dem Dauphin die sofortige Erfüllung dieser Zusagen, und da er sich, um die Rechte der Krone nicht allzusehr preiszugeben, ihres Drängens zu erwehren suchte, lehnten sie sich zu wiederholten Malen offen gegen ihn auf. Insbesondere war Paris, das bei dieser Gelegenheit zum ersten Male die Rolle eines Gebieters von Frankreich spielte, der beständige Herd aufrührerischer Bewegungen und der Schauplatz blutiger Gewaltthätigkeiten. Der hervorragendste Leiter dieser revolutionären Umtriebe war der kühne und thatkräftige Stephan Marcel, der Vorsteher der Kaufmannschaft (Prévôt des marchands) von Paris. So groß war die Macht, die dieser schlaue Demagog sich zu verschaffen gewußt, daß er es wagen durfte, vor den Augen des Dauphin dessen beide, dem Volke verhaßten Räthe, die Marschälle von der Champagne und der Normandie, niederhauen zu lassen, und der Regent diese That als einen Akt der Gerechtigkeit vor allem Volke gutheißen mußte. Indessen führte der Plan Marcels, statt des Dauphins, von welchem ein Angriff auf Paris zu befürchten war, Karl den Bösen von Navarra, der, seiner Haft entkommen, die Städte in ihrem Widerstande unterstützte, zum Generalkapitän des Reiches zu erheben, seinen Sturz herbei, indem er dadurch einen Theil der Pariser Bürgerschaft gegen sich aufbrachte. Nachdem er in einem Straßenkampfe den Tod gefunden, unterwarfen sich die ohnehin durch die fortdauernden Unruhen ermüdeten Pariser dem Dauphin, der über die Aufständischen ein schweres Strafgericht ergehen ließ.

Unterdessen setzte Karl der Böse, der sich fast aller Plätze in der Normandie und der Picardie bemächtigt und auch in der Umgegend von Paris festen Fuß gefaßt, den Kampf gegen den Dauphin fort. Im Jahre 1359 kam zwar ein Friede zwischen Beiden zu Stande; doch auch dadurch wurde die allgemeine Noth nicht gemindert, denn die entlassenen Söldnerschaaren, die in seinem Dienste der Schrecken der Provinzen gewesen, in welchen der Bürgerkrieg gewüthet, durchzogen jetzt raubend und plündernd das ganze Land und verbreiteten überall ein schaudererregendes Elend. „Man sah damals“, sagt ein Zeitgenosse, „keine Getreidefelder, keine Weinreben, keine Gemüsegärten mehr, nur noch Brennnesseln und Disteln. Man sah nur noch einstürzende Kirchen und von Brand geschwärzte Ruinen, und wenn der sonst so angenehme Ton einer Glocke noch erschallte, so war es nur, um Sturm zu läuten. Die schönsten und reichsten Abteien waren zerstört und von Soldaten besetzt.“

Während Adel und Bürgerschaft das unglückliche Frankreich

in die Wirren eines blutigen Bürgerkrieges stürzten, trat, um das Maß des Elends voll zu machen, auch die unterste Klasse der Nation, das Landvolk, auf den Kampfplatz. Schon längst war die Lage der schwerbelasteten Bauern eine nahezu unerträgliche geworden, und jetzt sollten sie auch noch, während die herumziehenden Söldnerschaaren ihre letzten Vorräthe verzehrten und ihre Hütten niederbrannten, das Lösegeld für ihre nach der Schlacht bei Poitiers auf Ehrenwort entlassenen Herren aufbringen, die in üppigem Wohlleben auf ihren Schlössern saßen und sich nicht kümmerten um die Noth ihrer Untergebenen, ja wohl gar sich lustig machten über Jacques Bonhomme[1]), der einen geduldigen Rücken habe und Alles ertragen könne. Zur Verzweiflung getrieben, ergriffen sie die Waffen, um blutige Rache zu nehmen an ihren adeligen Bedrückern.

„Damals“, so erzählt Froissard als Augenzeuge, „entstand in einigen Gegenden Frankreichs eine fürchterliche Plage. Es rottete sich nämlich in der Gegend von Beauvais das Landvolk zusammen — erst waren ihrer nicht mehr als etwa hundert —; die sprachen: alle Adeligen im Reich, Ritter wie Knappen, schändeten und verriethen das Land, und es wäre wohlgethan, sie alle zu vertilgen, und ein jeder rief: ‚Recht so, recht so! Ein Schurke, wer anders spricht‘. Darauf zogen sie miteinander ohne weiteren Plan und ohne andere Waffen, außer mit beschlagenen Stöcken und Messern, wider das Haus eines Ritters, der in der Nähe wohnte, brachen ein, erschlugen den Ritter sammt Weib und Kind und verbrannten sein Haus. Sodann zogen sie gegen andere Schlösser und trieben da noch ärgeren Gräuel. Und es wuchs ihre Zahl, sowie sie weiter zogen; denn überall schloß sich das gemeine Volk an, so daß ihrer bald an sechstausend waren. Da flohen denn die Ritter und Knappen und brachten ihre Frauen, Jungfrauen und Kinder so weit weg, als sie konnten, in Sicherheit und ließen ihre Häuser mit Hab und Gut dem schändlichen Volke zum Plündern und Verwüsten.“

Anfangs unterstützten die Pariser den Aufstand der Bauern, der ihre eigenen Zwecke nur fördern konnte; als jedoch die von denselben verübten Gräuel immer schreckenerregender wurden, zogen sie ihre Hand von ihnen zurück und gewährten den bedrängten Edelleuten eine Zufluchtsstätte. Zu welchen unmenschlichen Racheakten der langverhaltene Grimm die Bauern hinriß, beweist ein schauerliches, von Froissard berichtetes Beispiel. „Einmal“, so erzählt er, „tödteten sie einen Ritter und steckten ihn an einen Bratspieß und brieten ihn im Angesichte seiner Frau und Kinder, und

---

1) Jacques Bonhomme — Jakob der Tölpel — war ein Spottname, den der Adel den Bauern gegeben; nach demselben wurde der damalige Bauernaufstand la Jacquerie genannt.

hernach wollten sie diese gar zwingen, von dem Fleisch zu essen, und marterten sie jämmerlich zu Tode."

Nachdem der Captal von Buch[1]) und sein Vetter, der Graf von Foix, in Meaux einen ersten blutigen Sieg über die nur mit Knitteln und Messern bewaffneten Bauern davongetragen und auch Karl der Böse erfolgreich gegen sie eingeschritten, gelang es den vereinigten Anstrengungen des Adels, der Jacquerie Herr zu werden, und in Strömen Blutes wurde der Aufruhr gedämpft. Furchtbar war die Rache der Sieger; selbst Dörfer, die sich von dem Aufstand fern gehalten, wurden angezündet und die Bauern am Pfluge, die Winzer in den Weinbergen niedergehauen.

Inzwischen war der mit England abgeschlossene Waffenstillstand abgelaufen, und da trotz unausgesetzter Unterhandlungen kein Friedensschluß zu Stande gekommen, indem die von Eduard III. gestellten und von Johann dem Guten angenommenen Bedingungen von den französischen Reichsständen als zu hart verworfen worden, erschien Eduard im Jahre 1359 aufs Neue mit einem zahlreichen Heere in Frankreich und rückte, nach siebenmonatlicher vergeblicher Belagerung von Rheims, unter furchtbaren Verheerungen bis gegen Paris vor; da er sich jedoch bei dem großen Mangel an Lebensmitteln nicht lange dort halten konnte und mehr und mehr die Unmöglichkeit eines glücklichen Erfolges seines mit so glänzenden Erwartungen unternommenen Feldzuges einsah, entschloß er sich zu neuen Friedensunterhandlungen. In dem am 8. Mai 1360 abgeschlossenen Frieden von Bretigny entsagte Eduard seinen Ansprüchen auf den französischen Thron, sowie den alten Erbansprüchen seines Hauses auf die Normandie und Anjou, und gab dem König Johann gegen ein Lösegeld von drei Millionen Goldthalern die Freiheit zurück; dagegen erhielt er den ganzen Westen Frankreichs als lehensfreie Besitzung. Zur Sicherheit für das binnen sechs Jahren aufzubringende Lösegeld sollten Johanns Bruder und seine beiden jüngeren Söhne mit vielen andern angesehenen Großen und zweiundvierzig Bürgern aus einundzwanzig der größeren Städte Frankreichs als Geiseln nach England gehen.

Mit der Rückkehr des Königs nach Frankreich (Dez. 1361) waren die Leiden seines Landes nicht erschöpft. Noch größere Schwierigkeiten, als die Aufbringung des Lösegeldes, verursachte die Entfernung der zahlreichen englischen Söldnerschaaren, die, unbekümmert um den geschlossenen Frieden, in großen Haufen unter Gewaltthätigkeiten aller Art das Land durchzogen und sogar den Papst

---

1) Den Titel Captal führten die Besitzer der Herrschaft Buch in Guyenne, nach dem derselben verbliebenen altaquitanischen Namen Captalat, gleichbedeutend mit Grafschaft.

Innocenz VI. in Avignon mit Brandschatzungen heimsuchten. Erst nachdem ihnen die noch in ihren Händen befindlichen Festungen für schweres Geld abgekauft worden, zogen sie ab, indem sie sich theils nach Italien, theils nach der Bretagne wandten, wo der Krieg zwischen Johann V. von Montfort und Karl von Blois noch immer fortdauerte.

Als im Jahre 1361 mit dem Tode des Herzogs Philipp von Burgund die ältere königliche Linie des burgundischen Hauses erlosch, zog Johann das Land als ein Lehen der französischen Krone ein und verlieh dasselbe am 5. Dezember 1363 seinem jüngsten Sohne, Philipp dem Kühnen. Bald darauf kehrte er, da sein zweiter Sohn von Calais, wo er sich als Geisel befand, entwichen war, trotz der Gegenvorstellungen seiner Räthe in die Gefangenschaft nach London zurück. Ehe er neue Friedensunterhandlungen anknüpfen konnte, wurde er von einer gefährlichen Krankheit befallen, der er am 8. April 1364 erlag. Eduard III. ließ seine Leiche unter glänzender Begleitung nach Frankreich bringen, wo sie in der Königsgruft von St. Denis beigesetzt wurde.

## Frankreich unter Karl V. dem Weisen (1364—1380) und in den ersten Zeiten Karls VI.

Weniger kriegslustig als sein Vater, aber an Staatsklugheit demselben weit überlegen, war Karl V., nachdem er am 13. Mai 1364 zu Rheims die französische Königskrone empfangen, vor Allem darauf bedacht, die Ordnung im Reiche herzustellen und die tieferschütterte Königsgewalt neu zu kräftigen. Die unter den gefährlichen Stürmen seiner Regentschaft gewonnenen Erfahrungen klug benutzend, leitete er die inneren Angelegenheiten des Landes mit Umsicht und Geschick und überwand seine Gegner mehr durch List und Täuschung als durch Gewalt. Da auf die fieberhafte Aufregung des Bürgerstandes eine plötzliche Erschlaffung gefolgt war, gelang es ihm, dessen Uebermacht in engere Grenzen einzudämmen, und die in die Staatsverwaltung eingeführte Sparsamkeit setzte ihn, indem sie neue Geldbewilligungen von Seiten der Städte entbehrlich machte, in den Stand, die häufige Zusammenberufung der Stände zu umgehen. Uebrigens scheute er sich auch nicht, willkürlich Steuern auszuschreiben, und verpachtete oft, zur Erzielung bedeutenderer Einnahmen, die Einkünfte des Staates.

Die inneren Kämpfe dauerten zwar in Frankreich auch unter Karl V. fort; doch hatte der König das Glück, in dem tapferen Bertrand du Guesclin (geb. im Jahre 1313 auf dem Schlosse La Motte bei Rennes in der Bretagne), dem Lieblingshelden des

französischen Volkes, einen Feldherrn zu besitzen, dessen ungewöhnliche Tapferkeit und Kriegsgewandtheit reichlich ersetzte, was dem körperlich schwachen Könige selbst an kriegerischen Talenten abging. Die von dem Captal von Buch angeführten Schaaren Karls des Bösen, der schon vor dem Tode Johanns des Guten in der Normandie den Krieg gegen die französische Krone erneuert hatte, weil Johann seine Ansprüche auf Burgund unberücksichtigt gelassen, besiegte du Guesclin am 19. Mai 1364 bei Cocherel so vollständig, daß der König von Navarra sich zum Frieden entschließen mußte. Zu derselben Zeit wurde auch der zwanzigjährige Krieg in der Bretagne durch die Schlacht bei Auray (29. September 1364) beendigt, in welcher Karl von Blois den Tod fand und du Guesclin, der ihm tausend französische Kriegsleute zugeführt, dem Grafen von Montfort als Gefangener in die Hände fiel. Da die Anhänger Karls von Blois sich dem Sieger unterwarfen, so erkannte ihn auch Karl V. als Herzog an und empfing von ihm den Lehenseid.

So war endlich im ganzen Umfang des französischen Reiches der Friede hergestellt; aber die aus der Normandie und der Bretagne entlassenen Söldnerschaaren suchten aufs Neue das Land mit ihren Raubzügen heim. Von dieser schweren Plage wurde Frankreich durch du Guesclin befreit, der, nachdem ihn Karl V. aus der Gefangenschaft losgekauft, die zuchtlosen Schaaren bewog, ihm nach Spanien zu folgen, wo er sich an ihrer Spitze im Dienste des kastilischen Prinzen Heinrich von Trastamare gegen dessen Bruder, den König Peter den Grausamen, mit neuem Kriegsruhm bedeckte. Da der Letztere seinerseits an dem schwarzen Prinzen, der als Fürst von Aquitanien die vereinigten englischen Besitzungen in Frankreich regierte, einen Bundesgenossen gefunden hatte, bekämpften sich Franzosen und Engländer nunmehr auf spanischem Boden. Nachdem ein im Jahre 1369 bei Montiel erfochtener Sieg dem Prinzen Heinrich den kastilischen Thron verschafft und der bald darauf erfolgte Tod Peters seine Herrschaft befestigt hatte, kehrte du Guesclin nach Frankreich zurück, wo er alsbald Gelegenheit zu neuen Kriegsthaten im Dienste Karls V. fand.

Der schwarze Prinz war nämlich krank und vollständig erschöpft aus Spanien zurückgekommen und hatte die Gascogne, in welcher seine strenge Regierung und die Bevorzugung der Engländer bei der Vergebung aller wichtigen Aemter und Ehrenstellen schon längst eine dumpfe, durch Karl V. insgeheim genährte Unzufriedenheit hervorgerufen, in einer gefahrdrohenden Aufregung gefunden. Diesen Umstand suchte Karl V. zur Vertreibung der Engländer aus Frankreich zu benutzen, und die Verhältnisse lagen dabei für ihn um so günstiger, als er nicht nur in dem neuen König Heinrich von Kastilien einen wichtigen Bundesgenossen gewonnen

hatte, sondern es ihm auch gelungen war, durch die Vermählung seines Bruders, des Herzogs Philipp von Burgund, mit Margaretha, der Erbtochter Ludwigs II. von Flandern, sich in den Niederlanden einen bedeutenden Einfluß zu sichern. Eine offene Berufung der gascognischen Stände an ihn als den Oberlehensherrn gab ihm Veranlassung, den Prinzen von Wales vor sein Pairsgericht zu laden, und als derselbe die Vorladung mit der Erklärung beantwortete: „er werde kommen, aber mit dem Helm auf dem Haupte und in Begleitung von sechzigtausend Mann", begannen die Franzosen den Krieg, für welchen Karl V. längst in der Stille gerüstet hatte. Der schwarze Prinz zog ihnen entgegen, und obgleich seine Krankheit ihm nicht mehr erlaubte, zu Pferde zu steigen, und er sich in einer Sänfte vor seinen Truppen hertragen lassen mußte, zwang er Limoges, das den Franzosen die Thore geöffnet, sich ihm zu ergeben (1369). Dies war jedoch seine letzte Waffenthat. Sein Zustand hatte sich so sehr verschlimmert, daß er sich zur Rückkehr nach England entschloß, um auf vaterländischer Erde zu sterben. Nach seiner Abreise gelang es du Guesclin, den Karl V. zum Connetable ernannt hatte, innerhalb dreier Jahre den Engländern alle ihre französischen Besitzungen bis auf Calais und einen kleinen Theil von Guyenne zu entreißen. Eduard III. bot Alles auf, das entschwundene Kriegsglück wieder an seine Fahnen zu fesseln; seine Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Eingedenk der unglücklichen Tage von Crecy und Poitiers, welche die Ueberlegenheit der Engländer im offenen Felde auf das Glänzendste bekundet, hatte Karl V. Befehl gegeben, jede Schlacht zu vermeiden; dagegen ermüdete der rastlos thätige Connetable den Feind durch fortwährende Ueberfälle, Verfolgungen und kleine Gefechte, worin er eine seltene Meisterschaft besaß, entriß ihm durch Umsicht und Kühnheit die meisten Festungen und sicherte sich in dem Besitz derselben durch starke Besatzungen. Eduard III. sah sich im Jahre 1374 zu einem Waffenstillstande genöthigt, der, anfangs auf ein Jahr abgeschlossen, in der Folge zweimal auf die gleiche Dauer verlängert wurde.

Drei Jahre später, am 21. Juni 1377, sank Eduard III. ins Grab, nachdem ihm der schwarze Prinz am 8. Juni 1376 im Alter von fünfundvierzig Jahren im Tode vorangegangen. Seine fünfzigjährige Regierung, die so glänzend begonnen, nahm ein trauriges Ende: nicht nur alle Früchte der glorreichen Tage von Crecy und Poitiers waren dahin, auch die Liebe seines Volkes hatte der einst ob seiner persönlichen Tapferkeit, seines Feldherrntalentes, seiner Thatkraft und seines ritterlichen Edelmuthes von den Engländern vergötterte König in seinen letzten Lebensjahren zum größten Theil verscherzt, hauptsächlich durch seine unwürdige Hingebung an eine Buhlerin, Alix Perrers, die als Hofdame der verstorbenen Königin

durch ihre Schönheit und ihren Witz sein Herz gewonnen und durch ihre anmaßende Einmischung in alle Regierungsangelegenheiten sich allgemein verhaßt gemacht hatte.

So kriegerisch bewegt auch Eduards III. Regierung war, nahm doch unter derselben das gesammte englische Staats- und Volksleben einen mächtigen Aufschwung. Der durch die beständigen Kriege mit Frankreich aufs Aeußerste gesteigerte Haß gegen die Franzosen befestigte und kräftigte die englische Nationalität, indem er mehr und mehr die alte Schranke entfernte, welche den normannischen Theil der Bevölkerung von dem einheimischen trennte; auch gab derselbe Veranlassung zur Abschaffung der französischen Sprache bei den Gerichten und bei dem Parlamente, wodurch der Entwicklung der englischen Sprache ein wesentlicher Vorschub geleistet wurde. Eduards fortwährende Geldbedürfnisse machten so häufige Berufungen des Parlaments nothwendig, daß dasselbe bald seinen jährlichen Zusammentritt als ein Recht in Anspruch nahm; nichtsdestoweniger wurde der Friede zwischen der Reichsversammlung und der Krone unter Eduard nicht gestört, und ohne Kampf vollzog sich die Fortentwicklung der freiheitlichen Institutionen des Landes. Auch zu der gewerblichen Blüthe Englands wurde unter Eduard III. der Grund gelegt, indem der König zahlreiche flandrische Weber zur Uebersiedlung in sein Land bewog.

Eduard III. gründete im Jahre 1349, wahrscheinlich zur Erinnerung an die Schlacht von Crecy, den Hosenbandorden (engl. Order of the garter; franz. ordre de la jarretière) — ein unter dem linken Knie getragenes, goldberändertes Band von dunkelblauem Sammt mit dem darauf gestickten Motto: Honni soit qui mal y pense —, der nur an fünfundzwanzig Ritter verliehen werden sollte und noch heute in hohem Ansehen steht. Eine jedes geschichtlichen Anhalts entbehrende Sage führt die Gründung dieses Ordens auf ein Ballfest zurück. Bei demselben verlor, wie erzählt wird, die Gräfin von Salisbury, die sich der besonderen Gunst des Königs erfreute, beim Tanze ihr Strumpfband; Eduard hob es auf, und da er einige Höflinge höhnisch darüber lächeln sah, schlang er es sich mit dem Ausrufe: „Honni soit qui mal y pense!“ um das linke Bein und bemerkte dabei: gar Mancher werde sich glücklich schätzen, dieses Zeichen tragen zu dürfen.

Eduards III. Nachfolger war sein Enkel Richard II., der elfjährige Sohn des schwarzen Prinzen.

Der ruhmgekrönte du Guesclin, der dem König von England alle Früchte seiner früheren Siege entrissen, starb am 13. Juli 1380, fünfundsechzig Jahre alt, bei der Belagerung von Chatelneuf de Randan, in dessen Besitz sich ein Söldnerhaufen gesetzt. Als ein wahrhaft christlicher Feldherr ermahnte er die Seinen, die trauernd

sein Sterbebett umstanden, mit Tapferkeit Gerechtigkeit und Milde zu verbinden und Geistliche, Frauen und Kinder und das arme Volk mit Schonung zu behandeln; dann küßte er mit Wehmuth sein Schwert und gab es von sich, um unter frommen Gebeten den letzten Athemzug zu erwarten. Die Kunde von seinem Hinscheiden erfüllte ganz Frankreich mit Trauer; Karl V. ließ seine Leiche in der Königsgruft von St. Denis beisetzen. Selbst die Belagerten erwiesen dem entschlafenen Helden ihre Ehrfurcht. Sie hatten ihm die Uebergabe der Stadt zugesagt, falls innerhalb einer bestimmten Frist kein Entsatz erfolge, und da diese Frist abgelaufen war, begab sich der Befehlshaber in du Gueselins Zelt und legte, an dem Sarge des Dahingeschiedenen niederknieend, die Schlüssel der Stadt zu dessen Füßen.

Karl V. überlebte seinen siegreichen Feldherrn nur um zwei Monate; er starb am 16. September 1380, im vierundvierzigsten Jahre seines Alters, und nahm den Ruhm mit ins Grab, durch seine siebzehnjährige umsichtige und thatkräftige Regierung das zerrüttete Reich gerettet, mit der Ruhe im Innern eine neubefestigte Königsgewalt hergestellt und von seinem Kabinette aus den Siegeslauf der englischen Heere gehemmt zu haben. Da sein Sohn und Nachfolger Karl VI. erst zwölf Jahre alt war, sah auch Frankreich einer vormundschaftlichen Regierung entgegen, die ihm neue unheilvolle Wirren bringen sollte.

Nach den von Karl V. getroffenen Bestimmungen sollte sein ältester Bruder, der Herzog Ludwig von Anjou, die Vormundschaft über den unmündigen Thronfolger und damit zugleich die Regentschaft führen; da jedoch seine beiden jüngeren Brüder, Johann von Berry und Philipp der Kühne von Burgund, sich gegen diese Bestimmung auflehnten, wurde ein Vergleich geschlossen, kraft dessen Ludwig von Anjou nur die Regentschaft übernehmen, die Leitung der Erziehung des jungen Königs jedoch seinen beiden andern Oheimen zufallen sollte. Ludwig von Anjou ließ hierauf seinen Neffen zu Rheims krönen; er war jedoch nur darauf bedacht, sich durch Aneignung des von Karl V. unter großen Anstrengungen gesammelten Staatsschatzes und willkürlich ausgeschriebene Steuern die Mittel zur Begründung seiner Herrschaft in Neapel zu verschaffen, zu dessen Erben ihn die kinderlose Königin Johanna eingesetzt. Der erhöhte Steuerdruck erregte allgemeinen Unwillen, und bald erwachte aufs Neue, zuerst in Paris, dann auch in vielen andern Städten, der Geist der Empörung. Ein gleichzeitiger neuer Aufstand der flandrischen Städte gegen den Grafen Ludwig II., der auch diesmal von Gent ausging und an dessen Spitze Philipp von Artevelde, der Sohn des früher erwähnten „Brauerkönigs" Jakob stand, erhöhte den Widerstandsgeist der fran-

zösischen Städte, indem die aufständischen Bürger beider Länder sich als Bundesgenossen ansahen.

Mitten unter diesen Wirren verließ Ludwig von Anjou Frankreich, um in Italien seine Pläne auf Neapel zu verfolgen, und nach seinem Abzug gewann Philipp von Burgund den meisten Einfluß auf die Regierung. An der Spitze der französischen Ritterschaft zog derselbe, indem er Flandern für den eigentlichen Heerd aller Unruhen hielt, dem Herzog Ludwig, seinem Schwiegervater, zu Hilfe und schlug die Genter am 27. November 1383 in der blutigen Schlacht bei Roosbeke. Obgleich der Muth der Flanderer durch die Niederlage der Genter nicht gebrochen war, blieb doch Philipps Sieg nicht ohne Rückwirkung auf die empörten französischen Städte, und es gelang der Regierung, ihr Ansehen in denselben herzustellen. Am meisten trug dazu wohl allerdings der Umstand bei, daß bei den Aufständen die niederen Volksklassen eine Gewalt erlangt hatten, vor welcher die Wohlhabenderen zitterten. Nachdem zuerst die Pariser sich bedingungslos dem König unterworfen, folgten die übrigen Städte, theils freiwillig, theils gezwungen, ihrem Beispiel. Ueberall wurden die selbstständigen Verwaltungsbehörden der Städte aufgehoben, die Reste ihrer Privilegien vernichtet, die alten Steuern wieder eingeführt und die Urheber des Aufstandes mit dem Tode bestraft. In Languedoc übte der zum Statthalter über diese Provinz ernannte Herzog von Berry einen so furchtbaren Druck, daß mehr als vierzigtausend Familien diese Provinz verließen. Während Philipp von Burgund und Johann von Berry in Frankreich der Monarchie zum andern Male zum Siege verhalfen, erlag Ludwig von Anjou, nachdem sein Unternehmen auf Neapel gescheitert, in Italien einem Fieberanfall (1384).

Im Jahre 1387 setzte ein schauerlicher Tod auch der stürmischen, an Blutthaten reichen Laufbahn Karls des Bösen von Navarra, des Hauptfeindes der Valois, ein Ziel. Die Aerzte hatten ihm gegen das Frösteln Umschläge von in Branntwein getauchten Tüchern verordnet; unvorsichtiger Weise nahte ein Diener dem Kranken mit einem Lichte, so daß die Tücher Feuer fingen und der König verbrannte.

Unterdessen hatte Karl VI. sein zwanzigstes Jahr erreicht, und da ihm die Vormundschaft seiner Oheime längst lästig geworden, erklärte er im Jahre 1388, hauptsächlich auf das Betreiben seines Bruders, des Herzogs Ludwig von Orleans, und des Connetable's von Clisson, daß er selbst die Zügel der Regierung ergreifen wolle. Da die Leutseligkeit und das ritterliche Wesen des jungen Königs unter dem Volke die besten Hoffnungen erweckt hatten, während seine beiden Oheime sich durch ihre Härte und Habsucht

verhaßt gemacht, wurde sein Entschluß mit Jubel begrüßt. In der That schien damit eine Wendung zum Bessern eintreten zu sollen; denn den Erpressungen der bisherigen Regenten wurde Einhalt gethan und dem Herzog von Berry die Verwaltung von Languedoc entzogen. Doch nur zu bald zeigte sich, wie wenig Karl VI. im Stande war, seinem Volke die glücklichen Tage zu bereiten, die man sich von seiner Regierung versprochen. Er war zwar gutmüthig, aber ohne jeden Sinn für ernste Beschäftigungen, ohne Einsicht und Ausdauer und ohne jedwedes Pflichtgefühl. Prunkvolle Feste verschlangen die Einkünfte des Landes, und mit den Früchten der Arbeit des schwer gedrückten Volkes vergeudete der König, an dessen Hofe bald eine beispiellose Sittenlosigkeit zur Herrschaft gelangte, zugleich seine eigene Geistes- und Körperkraft.

Im Jahre 1392 bewog der Connetable von Clisson, der inzwischen den entschiedensten Einfluß auf alle Regierungsangelegenheiten gewonnen hatte, den König zu einem Kriegszug gegen den mit ihm verfeindeten Herzog Johann V. von der Bretagne. Als man am 5. August, einem drückend heißen Tage, in der Nähe von Mans an einem Wald vorüberzog, sprang ein halbnackter Mensch von schreckenerregendem Aussehen hinter einem Baume hervor und fiel mit dem Ausrufe: „Kehre um, denn du bist verrathen!“ dem König in die Zügel. Diese Worte, sowie die ganze Erscheinung des unheimlichen Menschen machten auf Karl VI., der erst kurz vorher von einem heftigen Fieber genesen war, einen so erschütternden Eindruck, daß er in Wahnsinn verfiel. Mit dem Ausrufe: „Verrath! Verrath!“ hieb er blindlings auf die Umstehenden ein, und nur mit Mühe gelang es, seinem Wüthen Einhalt zu thun und ihn in ein benachbartes Schloß zu bringen, wo er zwei Tage lang wie leblos dalag. Als er endlich wieder zu sich gekommen, schien er das Geschehene zu bereuen; doch blieb sein Geist umnachtet. Zwar trat zeitweise eine Besserung in seinem Zustande ein, die ihm die Wiederbetheiligung an der Regierung gestattete; es waren dies jedoch nur immer kurze Unterbrechungen eines unheilbaren Wahnsinns, aus welchem ihn erst nach dreißig Jahren der Tod erlösen sollte.

Besonders verhängnißvoll wurde dem König ein zu seiner Zerstreuung veranstaltetes Maskenfest. Er selbst führte bei demselben, als Häuptling verkleidet, vier Wilde an Ketten vor sich her, und ein unglücklicher Zufall fügte es, daß das Gewand des einen Feuer fing, wodurch, da die Ketten nicht rasch genug gelöst werden konnten, alle vier den Tod fanden, während der König selbst durch umgeworfene Tücher gerettet wurde. In seinem dadurch wieder erwachten Wahnsinn, der sieben Monate anhielt, erkannte er weder seine Gemahlin noch seine Kinder, ja nicht einmal sich selbst mehr und gerieth in Wuth, wenn man ihn König nannte. Zu jener

Zeit sollen zur Zerstreuung des kranken Königs die Spielkarten erfunden worden sein.

Inzwischen war es bei dem allgemein verbreiteten Gerüchte, daß der Herzog von Orleans durch Zauberkünste den Wahnsinn des Königs verschuldet habe, Philipp von Burgund gelungen, die Regentschaft aufs Neue an sich zu reißen, worauf alle seine Gegner, auch Clisson, aus ihren Aemtern verdrängt worden waren. Um seine frühere Stellung wieder zu gewinnen, schloß sich Ludwig von Orleans hauptsächlich an die Königin Isabeau, die Tochter des Herzogs Stephan von Baiern, an; ganz besonders wirkte indessen für ihn seine Gemahlin, die hochbegabte Valentine Visconti, eine Tochter Johann Galeazzo's, des ersten Herzogs von Mailand, und die einzige Persönlichkeit, die auf den kranken König Einfluß behielt. In diesem Kampfe der Parteien wurde der unglückliche Karl VI. so sehr vernachläßigt, daß es ihm oft an dem Nöthigsten fehlte und seine Hut rohen Wächtern anvertraut blieb, während die rauschenden Hoffeste fortdauerten und das Volk mit immer härteren Steuern belegt wurde.

Der im Jahre 1404 eingetretene Tod des Herzogs von Burgund schien endlich die Herrschaft des Herzogs von Orleans dauernd zu sichern; aber Philipps des Kühnen Sohn Johann, wegen der heldenmüthigen Tapferkeit, die er in der Schlacht bei Nikopolis (s. S. 501 f.) bewiesen, „der Unerschrockene" genannt, war entschlossen, die Rolle seines Vaters fortzuspielen. Während er sich durch die Vermählung seiner Tochter mit dem zehnjährigen Dauphin Ludwig und seines Sohnes mit der Schwester desselben einen bedeutenden Anhang zu verschaffen wußte, erwarb er sich zugleich die Gunst des Volkes durch die Entschiedenheit, mit welcher er sich im Staatsrathe einer von dem Herzog von Orleans in Vorschlag gebrachten neuen Steuer widersetzte. Bald wurde die Spannung zwischen den beiden Herzogen so groß, daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich schien, für welchen in der That beide Parteien rüsteten. Indessen gelang es dem Herzog von Berry, eine Aussöhnung zwischen seinen beiden Neffen herbeizuführen, in Folge deren sie am 16. Oktober 1405 einen förmlichen Friedensvertrag abschlossen, nach welchem sie die Herrschaft gemeinschaftlich führen wollten.

Aber die Versöhnung war nur eine scheinbare; der alte Haß lebte fort und führte endlich zu einer blutigen Lösung. Als der Herzog von Orleans am Abend des 23. November 1407 bei der Königin weilte, wurde ihm gemeldet, der König verlange ihn sogleich zu sprechen. Nur von wenigen Dienern begleitet, brach er auf; kaum war er jedoch in die Straße des Tempels gekommen, als er von achtzehn in einem Hinterhalte versteckten Mördern überfallen und niedergestoßen wurde. Bestürzung ergriff die königliche

Familie, die nicht wußte, wem sie die Ermordung des Herzogs zuschreiben sollte. Der Herzog von Burgund heuchelte anfangs Niedergeschlagenheit und Trauer; als jedoch die angestellte Untersuchung die Wahrheit an den Tag gebracht, erklärte er dem Herzog von Berry unter Thränen: „er habe auf Anstiften des Teufels seinen Vetter umbringen lassen“, und eilte nach dem Norden, um in Flandern, das seit dem Tode des Grafen Ludwig (1385) mit Burgund vereinigt war, zum Kampfe zu rüsten.

Unterdessen hatten die Bürger von Paris, welche die Nachricht von der Ermordung des wegen seiner Bedrückungen und seines Zusammenhaltens mit dem Adel verhaßten Herzogs von Orleans mit lautem Jubel begrüßt, so entschieden für den Mörder, als den Vertheidiger und die Stütze ihres Standes, Partei ergriffen, daß Johann ohne Gefahr für seine Sicherheit nach der Hauptstadt zurückkehren konnte, wo er mit Jubelrufen empfangen wurde, während die Wittwe des Herzogs von Orleans mit ihren Kindern nach Blois flüchten mußte. Er war keck genug, eine Versammlung von Abgeordneten der Großen, der Bürger und der Universität zusammenzuberufen, vor welcher er seine That rechtfertigen wolle, und dieselbe wurde wirklich, „in Anbetracht des von dem Herzog von Orleans an dem Reiche und dem Volke begangenen Verraths“, für eine verdienstliche erklärt, für welche dem Herzog von Burgund der Dank der Nation gebühre. Um diesem Ausspruch größeren Nachdruck zu verleihen, wurde der unglückliche Karl VI gezwungen, in einer öffentlichen Erklärung seine Zustimmung zu demselben auszusprechen.

Indessen gab ein Aufstand der Lütticher, der den Herzog von Burgund nach dem Norden rief, seinen Gegnern eine erwünschte Gelegenheit, ihre Stimme gegen ihn zu erheben. Kaum hatte er Paris verlassen, als die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern, begleitet von dem Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des jungen Herzogs von Orleans, dahin zurückkehrte und um Bestrafung des Mörders ihres Gemahls bat, worauf die Königin Isabeau, sowie die Herzoge von Berry und Bretagne sich offen für sie erklärten und der Herzog von Burgund durch eine Anzahl an ihn entsandter Großen zur Verantwortung nach Paris berufen wurde. Dies war die Losung zur Entfesselung der wildesten Leidenschaften. Ganz Frankreich spaltete sich in zwei große feindliche Heerlager, die unter dem Namen der Bourguignons und der Armagnacs einander in dem blutigsten Bürgerkrieg bekämpften. Alle sittlichen Bande lösten sich: Mordthaten und Gräuel aller Art waren an der Tagesordnung, und durch das ganze Reich wüthete die zügelloseste Rohheit und Barbarei. In Paris, dessen Besitz der Hauptpreis des Kampfes war, führten diesmal die Zünfte, an ihrer

Spitze die der Fleischer, das große Wort. Fünfhundert der verwegensten Mitglieder dieses Gewerkes übten hier im Namen des Herzogs von Burgund eine gräuelvolle Schreckensherrschaft. Da sie jedoch unter dem Vorwande, die Armagnacs zu bekämpfen, zugleich alle Diejenigen aus dem Wege zu räumen suchten, deren Reichthum ihre Habsucht reizte oder mit denen sie in persönlicher Feindschaft lebten, näherten sich die wohlhabenderen Bürger bald wieder mehr der Orleans'schen Partei, und mit ihrer Hilfe gelangten im Jahre 1413 die Armagnacs in der Hauptstadt zur Herrschaft, ohne daß jedoch dadurch die Lage des Landes verbessert und den blutigen Frevelthaten Einhalt gethan wurde. Zu verschiedenen Malen wurden, besonders von den Gliedern der Pariser Universität, Versuche gemacht, die streitenden Parteien zu versöhnen, und in der That kamen wiederholt Friedensverträge zu Stande; sie wurden jedoch jedesmal, kaum geschlossen, durch neue Gewaltthätigkeiten wieder zerrissen. Selbst zum Reichsverrath trieb die leidenschaftliche Erbitterung die kämpfenden Parteien: Burgunder und Armagnacs knüpften wechselweise Verbindungen mit den Engländern an, die nicht ermangelten, ihre Vorkehrungen zu treffen, um aus diesen Zerwürfnissen dauernden Vortheil zu ziehen.

## England unter Richard II. (1377—1399) und Heinrich IV. (1399—1413).

Der nach dem Tode Eduards III. von den Prälaten und Baronen des Reiches für die Dauer der Minderjährigkeit Richards II. eingesetzte Regentschaftsrath leitete nur kurze Zeit die Angelegenheiten des Landes; schon im Jahre 1379 wurde der junge König auf Betrieb der Ritter und Bürger für mündig erklärt, mit der Bestimmung, daß er die Regierung unter dem Beistande der von dem Parlament zu ernennenden Kronbeamten führen solle.

Im zweiten Jahre der Selbstregierung Richards brach in England ein ähnlicher Volksaufstand aus, wie die Jacquerie in Frankreich. Die unmittelbare Veranlassung zu demselben gab eine von der Reichsversammlung zur Fortsetzung des französischen Krieges bewilligte Kopfsteuer, die unter dem ohnehin schwer belasteten Landvolke eine um so gefahrdrohendere Bewegung hervorrief, als dasselbe durch die Wiklif'schen Predigten zu großer Erbitterung über die Vorrechte des Adels entflammt worden war. An der Spitze der aufrührerischen Bewegung stand Wat Tyler (Walther der Dachdecker), ein ehrgeiziger, bösartiger Mensch, der eine Schaar von mindestens sechzigtausend Bauern unter blutigen Verwüstungsgräueln

gegen die Hauptstadt führte, um von dem König außer der Aufhebung der Kopfsteuer eine vollständige Umgestaltung der bäuerlichen Verhältnisse zu verlangen. Nachdem der Pöbel von London den Aufständischen die Thore geöffnet, plünderten sie die Vorstädte, befreiten die Gefangenen und lagerten sich endlich in dichten Schaaren um den Tower [1]), in welchen sich der König zurückgezogen.

Da die Besatzung des Towers zu schwach schien, um einem nachdrücklichen Angriff Trotz zu bieten, mußte sich Richard entschließen, persönlich mit den aufständischen Bauern zu unterhandeln. Mit einem für seine Jugend ungewöhnlichen Muthe trat er mitten unter sie und fragte nach ihrem Begehr. Sie verlangten Aufhebung der Leibeigenschaft, Herabsetzung der jährlichen Steuer auf fünfzehn Pfennige für den Acker, freien Kauf und Verkauf auf allen Märkten und endlich Verzeihung für das Geschehene. Richard sagte ihnen die Gewährung ihrer Forderungen zu und ließ sogleich, auf ihr Verlangen, für jedes Dorf eine besondere Urkunde über die gemachten Zugeständnisse ausarbeiten, womit dreißig Schreiber die ganze Nacht hindurch beschäftigt waren.

Am folgenden Morgen wurden diese Urkunden den Bauern eingehändigt, worauf die meisten ruhig abzogen. Indessen blieb Wat Tyler, der weitergehende Pläne verfolgte, mit etwa zwanzigtausend Bauern zurück, indem er eine neue Zusammenkunft mit dem König verlangte. Auch diese wurde ihm bewilligt und sollte auf einer Wiese in der Nähe von London stattfinden. Als er Richards ansichtig wurde, forderte er die Seinen auf, sich ruhig zu verhalten, während er allein mit dem Könige spreche, auf ein Zeichen von ihm aber über die Begleiter desselben herzufallen und sie zu tödten, dem König selbst jedoch kein Leid zuzufügen; „denn", so schloß er, „wenn wir ihn in unserer Gewalt haben, sind wir die Herren von ganz England." Auf den König zureitend, redete er denselben in so kecker Weise an, daß der Lord Mayor von London, der in der Nähe Richards hielt, auf ihn einsprengte und ihm mit den Worten: „Frecher Bursche, wie wagst du, also zu dem König zu reden?" einen Hieb versetzte, der ihm den Kopf spaltete. Da Richards Begleitung nur aus sechzig Rittern bestand und die Bauern Miene machten, den Tod ihres Führers zu rächen, schwebte er in der äußersten Gefahr; doch rettete ihn seine Geistesgegenwart. Mit den Worten: „Tyler war ein Verräther! folgt mir, ich will euer Führer sein!" sprengte er auf die Aufständischen zu. Unschlüssig

1) Der Tower (Thurm), ein mit Mauern und Wassergräben umgebenes Kastell, war ursprünglich ein königliches Schloß und diente später als Staatsgefängniß und Hinrichtungsstätte vieler hochgestellter Personen.

und verwirrt zogen sich Viele zurück, während die Anderen sich um Richard zu schaaren begannen.

Unterdessen war auf die Nachricht, daß der König in Gefahr sei, eine große Zahl bewaffneter Bürger aus London zu seinem Schutze herbeigeeilt und schickte sich an, die Aufständischen anzugreifen; Richard verwies sie jedoch zur Ruhe und befahl den Bauern, abzuziehen. Sie gehorchten; nur zwei Wiklif'sche Prediger, John Ball und Jakob Straw, die ersten und eifrigsten Aufwiegler des Landvolkes, blieben zurück und suchten ein Versteck; sie wurden jedoch ergriffen und zum Strang verurtheilt.

Nach seiner Rückkehr nach London berief Richard sogleich das Parlament und drückte demselben den Wunsch aus, auf dem Wege der Gesetzgebung die Hörigkeit des niederen Volkes abzuschaffen; als jedoch beide Häuser ihm einstimmig erklärten, daß sie dazu ihre Einwilligung nicht geben würden, widerrief er die erlassenen Freibriefe und sandte Truppen durch das Land, um die alte Ordnung herstellen zu lassen. Da die Bauern vereinzelt gegen dieselben Nichts auszurichten vermochten, mußten sie sich unterwerfen, und über fünfzehnhundert wurden, nach Froissards Angabe, als die Anstifter und Leiter des Aufstandes hingerichtet.

So war die Ordnung im Innern hergestellt; doch gab bald des Königs Neigung, sich durch unwürdige Günstlinge leiten zu lassen, Veranlassung zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Parlamente, die von seinem Oheim, dem ehrgeizigen Herzog Thomas von Glocester, Eduards III. jüngstem Sohn, zur Förderung seiner auf die Erlangung der Krone gerichteten Pläne benutzt wurden. Als im Jahre 1386 das von Richard nach Westminster berufene Parlament zusammengetreten war, verlangte dasselbe die Entfernung sämmtlicher Minister, unter dem Vorgeben, daß dieselben die Staatseinkünfte verschleuderten. Der König wies dieses Ansinnen mit Entschiedenheit zurück; als er jedoch zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die Bürgerschaft von London auf der Seite des Parlamentes stand, gab er seinen Widerstand auf. Nachdem die Entlassung der Minister durchgesetzt war, klagten die Gemeinen, auf Glocester's Betrieb, vor den Lords, als dem Gerichtshof des Königs, den besonders verhaßten Kanzler Michael de la Pole, Grafen von Suffolk, der Veruntreuung öffentlicher Gelder und der Besiegelung gesetzwidriger Urkunden an, worauf ihn die Lords zur Erstattung einer bedeutenden Summe und zu einer Gefängnißstrafe verurtheilten, deren Dauer der König bestimmen sollte.

Durch Richards Nachgiebigkeit ermuthigt, beantragten die Gegner des Hofes die Einsetzung eines ständigen Reichsrathes, dem die Reform des Staatswesens übertragen werden sollte. Der König widersetzte sich zwar dieser Maßregel; als ihm jedoch die Gemeinen, um ihn einzuschüchtern, das Statut der Thronentsetzung Eduards II.

vorlesen ließen, und einer der Lords ihm vorstellte, daß er durch seine fortgesetzte Weigerung sein Leben in Gefahr bringen werde, gab er nach und unterzeichnete die Urkunde, durch welche ein aus elf Lords bestehender Rath Vollmacht erhielt, im Vereine mit den drei ersten Ministern dem Benehmen sämmtlicher Beamten des Hofes, wie des Königreichs nachzuforschen, die Rechnungen der Schatzkammer zu untersuchen, den Klagen des Volkes abzuhelfen und gegen alle Mißbräuche mit den ihnen ersprießlich scheinenden Mitteln einzuschreiten. Da der Herzog von Glocester in diesem Rathe den Vorsitz führte und alle Mitglieder desselben zu seiner Partei gehörten, war die Regierung thatsächlich an ihn übergegangen.

Um sich der drückenden Aufsicht des Reichsrathes zu entziehen, machte Richard, der entschlossen war, Alles aufzubieten, um die königliche Autorität herzustellen, eine Reise durch sein Land, auf welcher er den Adel und die Städte durch Gnadenbezeigungen aller Art für sich zu gewinnen suchte. In Nottingham zog er mehrere Richter über die bezüglich des Reichsrathes in Betracht kommenden Gesetze des Landes zu Rathe, und die von ihnen abgegebene Erklärung: die Kommission, welche dem König die Ausübung der königlichen Autorität entrissen habe, stehe im Widerspruche mit der Verfassung, und Diejenigen, welche die Einsetzung derselben vorgeschlagen, sowie Alle, die ihm die Einwilligung zu derselben abgezwungen, seien Verräther und des Todes schuldig, brachte den Entschluß in ihm zur Reife, nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt sich der königlichen Gewalt wieder vollständig zu bemächtigen und seine Gegner zur Strafe zu ziehen.

Allein Glocester, der von den in Nottingham stattgehabten Berathungen Kenntniß erhalten, vereitelte die Ausführung dieses Entschlusses. Um jedem Widerstand gegen die von ihm und seinen Parteigenossen beschlossenen Gewaltmaßregeln vorzubeugen, hatte er eine bedeutende Truppenmacht in der Nähe von London zusammengezogen, und am Tage nach der Rückkehr Richards erschien er mit vierzigtausend Mann vor den Thoren der Hauptstadt, die den zurückgekehrten König mit ungewöhnlichen Beweisen von Freude und Ehrerbietung empfangen hatte. Ein von ihm an den Lord Major und die Aldermen gerichtetes Schreiben befahl denselben unter schweren Drohungen, ihm bei der Durchführung seiner Absicht, „den König aus den Händen der Verräther zu befreien, die ihn in Sklaverei hielten“, Beistand zu leisten. Am folgenden Tage klagte er, im Vereine mit vier andern Großen, in feierlicher Sitzung des Reichsrathes fünf Günstlinge des Königs des Verrathes an, und dem aller Macht beraubten König blieb kein anderes Mittel für ihre Rettung, als ihnen zur Flucht zu verhelfen. Dreien derselben, dem Erzbischof von York, dem Grafen von Suffolk und dem Herzog

von Irland, gelang es, sich in Sicherheit zu bringen; die beiden Andern, die Richter Tresilian und Bramber, wurden ergriffen und in das Gefängniß abgeführt.

Da der nach der nördlichen Grenze von Wales entflohene Herzog von Irland mit der Ermächtigung des Königs Truppen zum Sturze des Reichsrathes gesammelt, glaubte Glocester es wagen zu können, auf die Absetzung Richards anzutragen, um selbst die Krone an sich zu reißen; allein die Grafen von Derby und Nottingham widersetzten sich der Entthronung Richards, obschon auch sie entschlossen waren, dessen Günstlinge bis in den Tod zu verfolgen. Nachdem es Glocester gelungen, die von dem Herzog von Irland gesammelten Truppen zurückzuschlagen, und ihr Führer sich nach Irland gerettet, wurden einundzwanzig Vertraute des Königs in Anklagestand versetzt und zehn derselben ins Gefängniß abgeführt, und damit dem bedrängten Monarchen Niemand bleibe, gegen den er sein Herz ausschütten könne, erging sogar an seinen Beichtvater, den Bischof von Chichester, das Verbot, in seiner Nähe zu bleiben.

Von den Gefangenen wurden acht hingerichtet, unter ihnen Tresilian und Bramber, die übrigen mit Verbannung und Konfiskation ihres Vermögens bestraft. Unter den Hingerichteten befand sich auch Sir Simon Burley, den der schwarze Prinz seinem Sohne zum Erzieher gegeben und der von diesem wie ein Vater geliebt und geehrt wurde. Vergebens hatte der König Alles aufgeboten, ihn zu retten; weder seine dringende Fürsprache noch die flehentlichen Bitten der Königin, die sich unter Thränen dem Herzog von Glocester zu Füßen geworfen, waren im Stande gewesen, das Herz des Tyrannen zu erweichen.

Indessen schwand allmählich der Schrecken, durch welchen Glocester sich im Besitze seiner angemaßten Herrschaft zu erhalten gewußt, und im Jahre 1389 gelang es dem König durch einen kühnen Schritt, sich wieder in den Vollbesitz der Regierungsgewalt zu setzen. Am 3. Mai erschien er in dem Reichsrathe und überraschte den Herzog mit der Frage: „Oheim, wie alt bin ich?“ — „Euere Hoheit“, entgegnete der Herzog, „ist im zweiundzwanzigsten Jahre.“ — „Wohlan“, sprach der König, „so bin ich sicher alt genug, um meine Geschäfte selbst zu besorgen. Ich habe länger unter Vormundschaft gestanden, als irgend ein Mündel in meinen Reichen. Ich danke euch für eure bisherigen Dienste, Mylords, begehre sie aber ferner nicht mehr.“ Ohne den Versammelten Zeit zu lassen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, kündigte er ihnen an, daß er über die von ihnen bekleideten Aemter anders verfügt habe, und erließ dann eine Proklamation an das Volk, in welcher er demselben erklärte, daß er die Regierung selbst übernommen und die Verordnungen des Parla-

ments von Westminster getreulich aufrecht zu erhalten gedenke. Grollend zog sich Glocester auf seine Güter zurück.

Durch die gemachten Erfahrungen zu größerer Vorsicht gemahnt, suchte Richard fortan in der Leitung der Staatsangelegenheiten alles zu vermeiden, was das gute Einvernehmen zwischen ihm und dem Parlament hätte stören können. Um durch die Beendigung des Krieges mit Frankreich Sicherheit nach Außen und vielleicht auch durch den Schutz dieser Macht einen Rückhalt gegen seine meuterischen Großen zu erlangen, schloß er im Jahre 1396 mit Karl VI. einen fünfundzwanzigjährigen Waffenstillstand und suchte zugleich, da seine Gemahlin Anna von Böhmen gestorben war, durch seine Verlobung mit Karls VI. achtjähriger Tochter Isabella ein dauerndes Freundschaftsverhältniß mit Frankreich zu begründen. Da der Herzog von Glocester seine feindselige Stellung gegen den Hof nicht aufgegeben hatte, vielmehr den Absichten des Königs durch Ränke und Intriguen aller Art entgegenzuwirken suchte und insbesondere die Verbindung Richards mit Frankreich dazu benutzte, den Haß des Volkes gegen ihn wachzurufen, ließ ihn der König, der durch die Verbindung mit dem französischen Königshause seinen Thron dauernd befestigt zu haben glaubte, bei einem Besuch auf dem Schlosse des Herzogs verhaften und nach Calais bringen (1397). Die gegen ihn erhobene Anklage auf Hochverrath, über welche das Parlament entscheiden sollte, wurde auch auf seine Freunde, die Grafen von Arundel und Warwick, ausgedehnt, deren Verhaftung bereits früher erfolgt war. Der Erstere wurde zum Tode verurtheilt und sofort im Tower enthauptet, der Letztere aus dem Reiche verbannt. Als der Herzog von Glocester zu seiner Vernehmung vor das Parlament berufen werden sollte, kam von Calais die Nachricht, daß er todt in seinem Bette gefunden worden. Es fehlte nicht an Stimmen, die den Verdacht laut werden ließen, daß er ermordet worden, und unter der folgenden Regierung hielt man es für angezeigt, seinen Tod dem König Richard zur Last zu legen, der Meuchelmörder nach Calais gesandt, die den Herzog mit Bettkissen erstickt hätten. Auf den Antrag der Gemeinen wurde Glocester von dem Parlament des Hochverraths für schuldig erklärt und sein ganzes Vermögen der Krone zugesprochen.

Richard, der sich jetzt vollkommen sicher glaubte, ließ sich aufs Neue zu Gesetzwidrigkeiten und Gewaltthätigkeiten hinreißen und untergrub dadurch selbst die sichersten Stützen seines Thrones. Als ihm hinterbracht wurde, daß sein Vetter, der Herzog Heinrich von Hereford, Eduards III. Enkel von dessen drittem Sohne, dem Herzog von Lancaster, und der Herzog von Norfolk sich mißliebig über seine Räthe ausgesprochen und dabei Befürchtungen für ihre Sicherheit geäußert, verbannte er den Letzteren auf immer mit Ver-

lust seines Vermögens aus dem Reiche, den Herzog von Hereford dagegen auf zehn Jahre, mit der Zusage, daß er bei seines Vaters Tod in den Besitz seiner Erbgüter treten solle. Trotz dieses Versprechens zog er, als der Herzog von Lancaster drei Monate später starb, dessen Besitzungen ein, um die Macht des Lancasterischen Hauses für immer zu brechen.

Obgleich die allgemeine Mißbilligung aller dieser gesetzwidrigen Eigenmächtigkeiten den König hätte zur Vorsicht mahnen sollen, unternahm er gerade zu dieser Zeit (Mai 1399) einen Kriegszug nach Irland, wo ein Aufstand gegen die englische Herrschaft ausbrochen war. Kaum war er dort gelandet, als Heinrich von Hereford unter dem Vorwande, sein Erbe wiederzugewinnen, nach England zurückkehrte, und bald hatten sich sechzigtausend Bewaffnete um die Fahne des neuen Herzogs von Lancaster geschaart. Selbst der Herzog von York, Richards dritter Oheim, dem der König für die Dauer seiner Abwesenheit die Regierung übertragen, erklärte sich für Heinrich, dessen Stärke jedoch hauptsächlich in seiner Volksbeliebtheit lag.

Auf die Kunde von der seiner Krone drohenden Gefahr kehrte Richard schleunigst aus Irland zurück; er sah sich jedoch bei seiner Landung in England alsbald von dem größten Theile seiner Truppen verlassen und beschloß daher, nach Frankreich zu entfliehen, um dort eine günstigere Wendung der Dinge abzuwarten. Um dies zu verhindern, ließ ihm Heinrich durch den Grafen von Northumberland Ausgleichsvorschläge machen, die ihn zur Rückkehr nach London bewogen. Nachdem er bereits auf dem Wege dahin als Gefangener behandelt worden, wurde er nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, wo er über seine Widersacher zu triumphiren gehofft, zur Unterzeichnung einer Thronentsagungsurkunde gezwungen. Damit noch nicht zufrieden, legten seine Gegner dem Parlamente eine Anklageakte gegen ihn vor, auf Grund deren dasselbe am 30. September 1399 feierlich seine Absetzung aussprach und Heinrich von Lancaster als König anerkannte.

Richard II., der als Gefangener auf das Schloß Pontrefact gebracht worden, starb im Januar des folgenden Jahres eines gewaltsamen Todes. Nach Einigen wurde ihm alle Nahrung entzogen und erlag er erst am fünfzehnten Tage den Qualen des Hungers; nach Anderen erlitt er den Tod durch Mörderhand. Er hatte ein Alter von dreiunddreißig Jahren erreicht und hinterließ keine Kinder. Sein Unglück war, wie Weiß sagt, daß er sich schwach zeigte, wo er fest, und hochmüthig, wo er geschmeidig sein sollte; daß er zauderte, wo er rasch handeln, und sich überstürzte, wo er bedächtig sein sollte, und daß er Strenge und Grausamkeit bewies, wo nur Mäßigung am Platze war.

Die Regierung Heinrichs IV. war nicht minder stürmisch bewegt, als die seines unglücklichen Vorgängers. Trotz aller Vorsicht und Thatkraft, mit welcher er die Klippen zu vermeiden suchte, an welcher Richards II. Herrschaft Schiffbruch gelitten, hatte er mit beständigen Unruhen und Empörungen zu kämpfen, theils weil das Volk sich nicht genug erleichtert fand, theils auch weil seine Anhänger größere Belohnungen erwartet hatten. Schon wenige Monate nach seiner Erhebung machte eine Anzahl mißvergnügter Lords den Versuch, den gefangenen Richard auf den Thron zurückzuführen, und dieser Versuch, der mißglückte und seine Urheber auf das Blutgerüst brachte, war es, was den Tod des unglücklichen Königs herbeiführte.

Gefährlicher drohte für Heinrich IV. eine zweite Verschwörung zu werden, an deren Spitze der ebenso volksbeliebte als stolze und kühne Heinrich Percy, genannt Heißsporn, der Sohn des mächtigen Grafen von Northumberland, stand. Wahrscheinlich um den Thatendrang der Engländer abzuleiten, hatte Heinrich IV. einen Krieg gegen Schottland begonnen, in welchem Heinrich Percy am 14. September 1402 die Schotten aufs Haupt geschlagen. Da der Graf sich weigerte, die in seine Hände gefallenen vornehmen Schotten dem König auszuliefern, gestattete dieser seinerseits nicht, daß der von den Wallisern gefangen genommene Schwager Percy's, der Graf Edmund de la Marche, ausgelöst werde, und dies bewog den heißblütigen Percy, sich mit den Wallisern und dem schottischen Grafen Douglas zum Sturze Heinrichs zu verbünden, an dessen Stelle der Graf de la Marche, der mütterlicherseits von dem zweiten Sohne Eduards III., dem Herzog Lionel von Clarence, abstammte und also ein näheres Recht auf die Krone zu haben schien, auf den Thron erhoben werden sollte. Heinrich eilte den Verbündeten, die ihm einen Fehdebrief zugesandt, worin sie ihn der Falschheit und des Meineides beschuldigten, mit einem Heere entgegen, und auch diesmal blieb das Glück ihm treu: in der blutigen Schlacht bei Shrewsbury (21. Juli 1403) wurde Percy durch einen Pfeil getödtet und Douglas gefangen genommen, worauf das seiner Führer beraubte Heer der Aufständischen sich zur Flucht wandte. Ein neuer Aufstand zu Gunsten des Grafen de la Marche führte im Jahre 1405 den dabei betheiligten Erzbischof von York auf das Blutgerüst, und bei einem ähnlichen Unternehmen wurde der Graf von Northumberland erschlagen.

Weniger Glück hatte Heinrich IV. in der Bekämpfung eines Aufstandes der Walliser. Owen Glendower, ein Abkömmling des letzten eingebornen Fürsten von Wales, hatte gegen einen englischen Großen, den Grafen Grey von Ruthyn, der sich widerrechtlich eines Theiles seines Besitzthums bemächtigt, eine Beschwerde an das

Parlament eingereicht und, da dieselbe mit Geringschätzung zurückgewiesen worden, den Entschluß gefaßt, sich selbst mit den Waffen in der Hand Recht zu verschaffen, wozu ihm der eben von Heinrich IV. begonnene Krieg gegen Schottland eine günstige Gelegenheit darbot. Von der englischen Regierung geächtet, erklärte er sich im Jahre 1400 für den rechtmäßigen Beherrscher von Wales, und das ganze Volk der Walliser fiel ihm zu. Dreimal führte Heinrich IV. ein zahlreiches Heer zur Bekämpfung des Aufstandes nach Wales; aber jedesmal scheiterten seine Bemühungen an der Umsicht Glendours, der sich mit seinen Schaaren in die Schluchten der Gebirge zurückzog und den Feind mit dem Hunger und der Ungunst des Landes und der Witterung kämpfen ließ. Heinrich IV. übertrug nunmehr die Führung des Krieges seinem ältesten Sohne, dem nachmaligen Heinrich V., und diesem gelang es nach einem im Jahre 1405 bei Grosmont erfochtenen Siege, durch Thätigkeit und Ausdauer die Macht Glendowers allmählich zu untergraben, obgleich derselbe eine Zeit lang, in Folge eines mit Karl VI. von Frankreich geschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses, durch französische Hilfstruppen unterstützt wurde. Im Jahre 1409 war der ganze Süden von Wales wieder unterworfen; dagegen konnte sich Glendower in Nordwales, wo er in den Wildnissen des Snowdon den Kampf mit ungebrochenem Muthe fortsetzte, noch bis lange nach dem Tode Heinrichs IV. halten.

Auch unter Heinrich IV. trieben die Anhänger Wiklifs, die sogenannten Lollharden, ihr Unwesen fort; der König ergriff jedoch, im Einvernehmen mit dem Parlamente, gegen diese gefährliche Sekte die strengsten Maßregeln. Die Verbreitung Wiklif'scher Lehren wurde mit Geldbußen und Gefängniß bestraft und auf die hartnäckige Vertheidigung derselben der Feuertod gesetzt. Diesem Gesetze gemäß wurde am 19. Februar 1401 William Sawter, ein abgesetzter Kaplan, der seine Irrthümer abgeschworen, sie jedoch bald darauf wieder erneuert hatte, als rückfälliger Ketzer nach vorausgegangener Degradation verbrannt.

Mehr noch, als die beständige Sorge um die Erhaltung seiner Krone, trugen Gewissensbisse über die Art, wie er dieselbe erworben, dazu bei, Heinrichs IV. ohnehin schwankende Gesundheit vollständig zu untergraben. Er starb, sechsundvierzig Jahre alt, am 20. März 1413, im kräftigsten Mannesalter schon ein Greis, und hinterließ den Thron seinem fünfundzwanzigjährigen Sohne Heinrich V., der seit der Thronbesteigung seines Vaters den Titel eines Prinzen von Wales geführt.

## Der englisch-französische Krieg unter Heinrich V. und Karl VI.

Heinrich V., Shakespeare's „Prinz Heinz“, dessen tolle Jugendstreiche der große Dichter in seinen historischen Dramen Heinrich IV. und Heinrich V. in so meisterhaften und dabei so wahrheitsgetreuen Zügen geschildert, daß dieselben für alle Zeiten der Vergessenheit entrissen sind, hatte seinem Vater durch die Zügellosigkeit, mit welcher er sich, unbekümmert um die Würde seines Standes und Berufes, in den Taumel der ausgelassensten Jugendlust und sittenverletzender Vergnügungen gestürzt, schwere Sorgen bereitet; kaum hatte er jedoch den Thron bestiegen, als er mit einem Male ein Anderer wurde. Er entließ sofort die wilden Genossen seiner Ausschweifungen, umgab sich mit tüchtigen Räthen und erwarb sich durch seine Gerechtigkeitsliebe, wie durch sein leutseliges, herablassendes Wesen die Achtung und Liebe des Volkes.

Was zunächst des Königs Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war die drohende Haltung der Lollharden, deren Haupt, John Oldcastle, auch Lord Cobham genannt, das Urbild zu Shakespeare's Falstaff, früher einer der vertrautesten Gesellschafter Heinrichs V. gewesen. Nachdem der König sich vergebens bemüht, ihn auf dem Weg der Güte von seinen Verirrungen zurückzubringen, ließ er ihn gefangen nehmen; er entkam jedoch aus dem Tower und zettelte eine Verschwörung an, die auf nichts Geringeres zielte, als auf die Ermordung des Königs und der Lords, die Einziehung der Kirchengüter, die Aufhebung der geistlichen Orden und die Verwandlung Englands in eine Republik. Nachdem der König durch Waffengewalt die Haufen der Aufständischen zersprengt, wurden die Strafgesetze gegen die Lollharden verschärft und viele der hervorragendsten Anstifter und Leiter des Aufstandes hingerichtet. (1414). Oldcastle selbst, der erst im Jahre 1417 in des Königs Hände fiel, nachdem er einen neuen Aufstand ins Leben gerufen, wurde nach dem Urtheilsspruch der Lords als Hochverräther gehängt und hierauf als Ketzer verbrannt.

Unterdessen hatte Heinrich V. schon im Jahre 1414, gleich nach der Bewältigung des Aufstandes der Lollharden, seinem Drang nach Ruhm und Eroberung folgend und ermuthigt durch die inneren Wirren in Frankreich, von der französischen Regierung die Rückgabe aller früheren Besitzungen Englands in Frankreich, sowie die Hand der Prinzessin Katharina, Karls VI. Tochter, mit einer Mitgift von zwei Millionen Kronen und einen bedeutenden Rückstand vom Lösegeld König Johanns gefordert. Da die Anerbietungen, durch welche Frankreich den gefährlichen Gegner zu beschwichtigen suchte, ihm nicht genügten, erschien er am 13. August 1415 mit einer Flotte von fünfzehnhundert Segeln an der Küste der Normandie,

wo die Landung bei Harfleur ohne Schwierigkeit bewerkstelligt wurde. Sein ohnehin wenig zahlreiches Heer wurde indessen durch die Beschwerden der Belagerung von Harfleur, das sich erst am 26. September ergab, sowie durch ausgebrochene Krankheiten so sehr geschwächt, daß Heinrich, um einer Schlacht mit dem französischen Heere auszuweichen, das der Connetable d'Albret von der Armagnac'schen Partei bei Rouen gesammelt, sich nach Calais zurückzuziehen beschloß. Kaum hatte er jedoch am 24. Oktober bei St. Quentin mit großer Mühe die Somme überschritten, als er sich bei Azincourt der vierfach überlegenen Streitmacht der Franzosen gegenüber sah. Rasch entschlossen, ließ er sein Heer Stellung nehmen, um am folgenden Morgen den Kampf zu wagen. Durch des Königs heldenmüthiges Beispiel und die Erinnerung an die glorreichen Tage von Crecy und Poitiers, an welchen ihre Väter unter gleich ungünstigen Verhältnissen den Sieg errungen, zu erhöhter Kampflust angefeuert, fochten die Engländer mit einem Todesmuthe, der die Siegeszuversicht der Franzosen zu Schanden machte. Nach einem mehrstündigen blutigen Ringen, in welchem der Connetable selbst mit den Herzogen von Brabant und Alençon, sieben Grafen und achttausend Rittern und Knappen den Tod gefunden, während die Verluste der Engländer nur sechzehnhundert Mann betrugen, mußten die Franzosen das Schlachtfeld räumen. Unter den zahlreichen Gefangenen, die den Siegern in die Hände gefallen, befand sich, neben vielen andern Großen, auch der Herzog von Orleans. Ohne seinen Sieg für diesmal weiter zu verfolgen, kehrte Heinrich nach London zurück, wo er von dem freudetrunkenen Volke mit unermeßlichem Jubel empfangen wurde.

Inzwischen hatte der zum Connetable ernannte Graf Armagnac die Zügel der Regierung in die Hand genommen und durch eine enge Verbindung mit dem jüngsten Sohne des Königs, dem vierzehnjährigen Karl, der durch den Tod seiner vier älteren Brüder Thronerbe geworden, seine Herrschaft zu befestigen gesucht. Damit jeder andere Einfluß von dem unerfahrenen Jüngling abgewendet bleibe, entfernte er auch die Königin Isabeau aus dessen Nähe, indem er sie, die Zügellosigkeit ihres Hofstaates zum Vorwande nehmend, nach Tours verbannte, wo sie unter strenger Aufsicht gehalten wurde. Die gewaltthätigen Mittel, durch welche er sich im Besitze der Hauptstadt zu halten suchte, sowie die Willkür, mit welcher er, vor Allem auf die Befriedigung seiner Habsucht bedacht, im ganzen Lande schaltete, machten ihn jedoch bald so verhaßt, daß der Anhang des Herzogs von Burgund von Tag zu Tag wuchs.

Nachdem es Johann dem Unerschrockenen durch einen kühnen Handstreich gelungen, die Königin Isabeau aus ihrer Haft zu befreien, verband sich diese aufs Engste mit ihm und erließ ein Mani-

fest, worin sie erklärte, daß ihr allein bei der Krankheit des Königs und der Unmündigkeit des Dauphin die Regentschaft gebühre und daß sie dieselbe fortan gemeinsam mit dem Herzog von Burgund führen werde. Im folgenden Jahre gelang es diesem, durch ein geheimes Einverständniß mit einem jungen Pariser, der seinem Vater, dem Viertelmeister des Quartier St. Germain, in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai die Thorschlüssel unter dem Kopfkissen wegnahm und den Burgundern die Pforte von St. Germain des Prés öffnete, Truppen in die Hauptstadt zu werfen, wo dieselben von der längst über Armagnacs Gewaltthätigkeiten erbitterten Bürgerschaft mit dem Jubelruf: „Friede, Friede! Es lebe Burgund!" begrüßt wurden. Vergebens suchte der Prevot Tanneguy du Chatel, ein eifriger Armagnac, die Stadt seiner Partei wieder zu gewinnen; ein Ausfall, den er zu diesem Zwecke aus der Bastille unternahm, war die Losung zu einem allgemeinen schauerlichen Wüthen gegen die Armagnacs, durch deren Ermordung die Führer des Volks dem Bürgerkrieg ein Ende machen zu wollen erklärten. Während du Chatel mit dem Dauphin glücklich nach Melun entkam, fiel der Graf Armagnac mit einer großen Anzahl der Angesehensten seiner Partei unter den Streichen des racheburstenden Volkes. Weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand schützten vor dem Mordstahl der zur wildesten Leidenschaft entflammten Menge. Drei Tage lang — vom 12. bis zum 14. Juni — dauerten die blutigen Schreckensscenen, denen der burgundische Befehlshaber vergeblich Einhalt zu thun suchte, und dreitausendfünfhundert Personen, unter ihnen fünf Bischöfe, zwei Präsidenten und viele anderen Mitglieder des Parlaments, wurden ein Opfer der Volkswuth.

Am 14. Juli hielten Isabeau und der Herzog von Burgund ihren Einzug in die Hauptstadt, worauf sogleich alle Aemter mit Männern ihrer Partei besetzt wurden. Indessen hörten auch jetzt die Unruhen nicht auf, und der Henker Capeluche reizte noch einmal, im Bunde mit mehreren Mitgliedern des Fleischergewerkes, die früher vor den Armagnacs geflohen, jetzt aber zurückgekehrt waren, das Volk zu neuem Blutvergießen, bei welchem abermals mehrere hundert Personen den Tod fanden. Erst nachdem der Herzog von Burgund, der für seine eigene Macht zu fürchten begann, sechstausend der schlimmsten Mordgesellen unter dem Vorwande, die Armagnacs in Montlhéri zu belagern, aus Paris entfernt hatte und der Henker Capeluche selbst den Tod auf dem Blutgerüst erlitten, kehrten allmählich Ruhe und Ordnung in die Hauptstadt zurück; doch war derselben noch eine andere schwere Heimsuchung durch eine furchtbare Seuche vorbehalten, die in kurzer Zeit fünfzigtausend Menschen hinwegraffte.

Indessen hatte der Verlust der Hauptstadt den Muth der

Armagnacs nicht gebrochen. Der Leiter dieser Partei war jetzt Tanneguy du Chatel, während der Dauphin, der am 21. Dezember 1418 den Titel eines Generalstatthalters des Königreichs angenommen, als das Haupt derselben galt. Obgleich Heinrich V. schon im Jahre 1417 die blutigen Wirren, in denen das unglückliche Frankreich sich selbst zerfleischte, zu einem neuen Einfalle in die Normandie benutzt hatte, dachte keine der beiden Parteien daran, seinen Fortschritten mit Entschiedenheit entgegenzutreten; erst nachdem am 16. Januar 1419 auch Rouen nach sechsmonatlicher tapferer Vertheidigung sich den Engländern hatte ergeben müssen, schienen die beiden Faktionen ihren gegenseitigen Haß vergessen zu wollen, um den gemeinsamen Feind mit vereinten Kräften zu bekämpfen. Trotz der Gegenbemühungen du Chatels, der auch jetzt noch jeder Aussöhnung entgegen war, wurde auf den 10. September 1419 eine Zusammenkunft des Dauphins mit dem Herzog von Burgund verabredet und als Ort derselben die Brücke bestimmt, die bei Montereau über die Yonne führt. Auf derselben waren zwei Schlagbäume errichtet, innerhalb deren die beiden, von verschiedenen Seiten herkommenden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet, zusammentreffen sollten. Nachdem zuerst der Herzog von Burgund mit seinen Begleitern auf die Brücke geritten und der Schlagbaum hinter ihnen geschlossen worden, erschien auch der Dauphin. Johann ließ sich vor demselden auf ein Knie nieder und erklärte sich bereit, Gut und Blut für das Reich und dessen künftigen König hinzugeben. „Schöner Vetter", erwiderte der Dauphin, „Euer Wort ist sehr gut; stehet auf und bedecket Euch!" Schon wollte Johann sich erheben, als du Chatel ihm mit einer Streitaxt über den Kopf schlug, worauf die übrigen Begleiter des Dauphins den Mord vollendeten. Von dem Gefolge des Ermordeten konnte sich nur Einer durch einen Sprung über den Schlagbaum retten; die Uebrigen wurden theils erschlagen, theils gefangen genommen. Es war unzweifelhaft ein vorbedachter Meuchelmord, und die öffentliche Meinung bezeichnete den Dauphin selbst als den Veranstalter desselben, obgleich er feierlich erklärte, daß die That ohne sein Wissen und Wollen geschehen.

Diese Frevelthat schlug jede Hoffnung auf eine Aussöhnung zwischen den beiden Parteien nieder. Die Königin Isabeau ließ der Wittwe des Ermordeten und dessen Sohn Philipp ihre Bereitwilligkeit erklären, sich allen Schritten anzuschließen, die sie zur Bestrafung der Unthat zu thun für gut fänden. Der zweiundzwanzigjährige Herzog Philipp, sonst „der Gute" genannt, war so erfüllt von seinen Rachegedanken, daß er kein Bedenken trug, um den Dauphin zu vernichten, Frankreich selbst zu opfern. Im Einvernehmen mit der Königin, in deren Herzen der Parteihaß jedes mütterliche Gefühl

erstickt hatte, knüpfte er Unterhandlungen mit Heinrich V. an, und am 22. Mai 1420 kam zu Troyes ein von Heinrich V., der Königin Isabeau und dem Herzog von Burgund unterzeichneter Vertrag zu Stande, nach welchem Heinrich, als anerkannter Erbe der französischen Krone, sich mit Karls VI. Tochter Katharina vermählen und sogleich die Verwaltung des Landes übernehmen sollte. Acht Tage später fand zu Troyes die Trauung Heinrichs und Katharinens statt. Als Beide am 1. Dezember ihren feierlichen Einzug in Paris hielten, war die Stadt festlich geschmückt, und mit lautem Jubel begrüßte die Bürgerschaft, deren Abneigung gegen den Dauphin durch die Ermordung des Herzogs von Burgund noch gesteigert worden, den fremden König als ihren Herrn. Am 23. Dezember versammelte Heinrich V. das Parlament, das, ganz aus Männern der burgundischen Partei zusammengesetzt, nicht nur sofort den Vertrag von Troyes bestätigte, sondern auch auf die Anklage des Herzogs Philipp den Dauphin, als einen Mörder, seiner Rechte verlustig erklärte und ihn zu ewiger Verbannung aus dem Reiche verurtheilte. Heinrich V. kehrte hierauf mit seiner Gemahlin nach London zurück, wo Katharina am 23. Februar 1421 unter dem Jubel des Volkes als Königin von England gekrönt wurde.

Um im Vereine mit den Burgundern dem Dauphin die ihm noch gebliebenen Provinzen zu entreißen, kam Heinrich V. im Juni 1421 nach Frankreich zurück, und bald war alles Land im Norden der Loire bis auf Anjou und Maine seiner Herrschaft unterworfen. Aber die Tage des Siegers von Azincourt waren gezählt: am 21. August 1422 starb er zu Vincennes, nach kurzer Krankheit, im vierunddreißigsten Jahre seines Alters, in der Vollkraft des Lebens und auf der Höhe seines Ruhmes, von den Engländern tief betrauert, von den Franzosen, die er als ein verkommenes Volk betrachtet und daher mit Stolz und Härte behandelt hatte, zwar nicht geliebt, aber geachtet wegen seiner strengen Gerechtigkeitspflege.

Zwei Monate später, am 22. Oktober 1422, sank auch der unglückliche Karl VI. ins Grab. Der erst neun Monate alte Sohn Heinrichs V. und Katharinens, der als Heinrich VI. seinem Vater auf dem englischen Throne folgte, wurde in allen Ländern nördlich von der Loire als König von Frankreich anerkannt, und sein von Heinrich V. auf seinem Sterbebette zum Regenten für Frankreich ernannter Oheim, der Herzog von Bedford, der seinem ruhmreichen Bruder an Fähigkeiten kaum nachstand, sorgte kräftig und eifrig für seines Neffen Vortheil. Zum Glück für den Dauphin, den die Großen des südlichen Frankreichs zu Poitiers als König Karl VII. ausgerufen, gerieth der Herzog von Burgund in eine Fehde mit dem Herzog von Glocester, Heinrichs IV. drittem

Sohne (s. S. 437), den Heinrich V. zum Regenten über England bestellt hatte, so daß der Herzog von Bedford, in Ermangelung des Beistandes der Burgunder, den Krieg gegen Karl VII. mehrere Jahre lang nur mit geringen Streitkräften führen konnte.

Bedenklicher gestalteten sich die Dinge für Karl VII., als im Jahre 1428 der Graf von Salisbury mit frischen Truppen aus England anlangte und im Oktober des gleichen Jahres zur Belagerung von Orleans schritt, um durch die Eroberung dieses wichtigen Platzes einen sicheren Stützpunkt für weitere Unternehmungen im Süden der Loire zu gewinnen. Der Graf von Salisbury fand zwar bei einem Ausfalle der Belagerten den Tod, und bei der Vertheidigung der Stadt wetteiferte die gesammte Bürgerschaft, Geistliche und Weltliche, Männer und Frauen, mit der Besatzung, an deren Spitze der Graf Dunois, ein natürlicher Sohn des ermordeten Herzogs von Orleans, stand, in der heldenmüthigsten und ausdauerndsten Tapferkeit; dennoch schien, nachdem ein zum Entsatze gesammeltes Heer bei Rouvrai geschlagen worden und es den Belagerten nicht gelungen war, in einem verzweifelten Ausfall die Engländer zurückzuwerfen, die mehr und mehr bedrängte Stadt verloren und den Belagerten kein anderes Loos beschieden, als sich, ihrem Eide getreu, unter den Trümmern derselben begraben zu lassen. Der vollständig entmuthigte Karl VII. wollte den Kampf aufgeben und dachte daran, nach Spanien oder Schottland zu ziehen; doch gelang es seiner klugen und entschlossenen Gemahlin, Maria von Anjou, die ihm die äußerste Verfechtung seiner königlichen Ehre als Pflicht vorstellte, ihn von der Ausführung dieses verzweifelten Entschlusses abzuhalten. Aber nur ein Wunder schien ihn aus seiner Bedrängniß retten zu können, und einem solchen verdankte er in der That seine Rettung. Ein schlichtes Hirtenmädchen ergriff das Banner, das den todmüden Händen der Männer entsunken, entzündete neuen Muth in den Herzen der Verzweifelnden und führte sie „im Namen Gottes“, der sich stark zeigte in der Schwachen, von Sieg zu Sieg, bis Frankreich der drohenden Gefahr entrissen und seine Selbstständigkeit gerettet war.

## Die Jungfrau von Orleans.

Jeanne d'Arc, die Retterin Frankreichs, war im Jahre 1410 in dem am linken Ufer der Maas, hart an der Grenze der Champagne gelegenen lothringischen Dorfe Domremy von unbemittelten Eltern geboren. Von ihrer Jugend weiß man kaum mehr, als daß sie ein gutes, arbeitsames, ob seiner schlichten Einfalt, seiner Gottesfurcht und Gutherzigkeit von Jedermann gern gesehenes Kind

war, das stille Zurückgezogenheit liebte, im Winter mit der Mutter nähte und spann und im Sommer den Eltern bei der Feldarbeit half oder mit andern Kindern das Vieh hütete.

Obgleich Johanna's stille Heimath lange unberührt geblieben von den Kriegsstürmen, die Frankreich durchtobten, hörte sie schon als Kind Manches von den blutigen Kämpfen der Parteien und empfand tiefen Schmerz über die schwere Bedrängniß des unglücklichen Königs Karl VII., zu dessen Partei ihr heimathliches Dorf als ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone stets gehört hatte. Wenn sie im nahen Walde vor dem Bilde der Himmelskönigin in inbrünstigem Gebete zu Gott um Rettung für den geliebten König flehte, sah sie oft den heiligen Michael, die heilige Katharina und die heilige Margaretha, die ihr verkündeten, daß Gott sich über Frankreich erbarmen werde und sie bestimmt habe, den Dauphin zu retten und ihn zur Krönung nach Rheims zu führen.

Als im Jahre 1427 der Kriegslärm auch in ihr heimathliches Thal gedrungen, wurden diese Erscheinungen häufiger, und immer dringender mahnten die himmlischen Stimmen sie zum Aufbruch nach dem Kriegsschauplatz. So mächtig sie sich auch angetrieben fühlte, diesen Mahnungen zu folgen, wagte sie doch nicht, sich Jemanden zu entdecken, aus Furcht, ihr Vater werde sie zurückhalten. Als sie jedoch die Kunde von der Belagerung von Orleans vernommen hatte und ihre Erscheinungen ihr befahlen, diese Stadt zu entsetzen, vertraute sie sich dem Bruder ihrer Mutter und bat ihn, sie nach dem nahen Vaucouleurs zu begleiten, dessen Befehlshaber, Robert von Baudricourt, sie zum König senden werde. Er gab ihren Bitten nach; doch Baudricourt wies sie höhnisch zurück und meinte, ihre Eltern würden wohl thun, sie durch Züchtigungen von ihren Träumereien zu heilen. Nichtsdestoweniger blieb sie in Vaucouleurs bei der Frau eines dortigen Bürgers, und ihr durch Nichts zu erschütternder Glaube an ihre göttliche Sendung theilte sich allmählich auch Andern mit, so daß Baudricourt endlich dem Drängen seiner Umgebungen nachzugeben beschloß. Nachdem die Stadt sie mit Pferd und Waffen ausgerüstet, verließ sie am 23. Februar 1429, von zwei Rittern begleitet, in männlicher Kleidung Vaucouleurs, um sich nach Chinon zu begeben, wo Karl VII. Hof hielt. Obgleich ihr Weg sie meist durch Gegenden führte, die von den Engländern oder Burgundern besetzt waren, erreichte sie nach elf Tagen ungefährdet das Ziel ihrer Reise; doch erhielt sie erst nach drei Tagen die Erlaubniß, vor dem König zu erscheinen, da Karls VII. allvermögender Günstling La Tremouille, für seinen Einfluß auf den König besorgt, Nichts von einer Rettung durch ein Wundermädchen wissen wollte.

Um ihren prophetischen Geist auf die Probe zu stellen, ließ Karl, als er sie im Kreise seiner Hofleute empfing, einen Anderen seine Stelle auf dem Thron einnehmen, während er sich selbst in einfacher Ritterkleidung unter die Höflinge mischte. Johanna aber schritt ohne Zögern durch die Menge auf ihn zu und ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder. Karl wies sie mit den Worten: „Dort ist der König!" an den Ritter, der auf dem Throne saß; doch sie erwiderte ihm: „Ihr seid es, bei Gott, und kein Anderer. Ich bin Johanna, die Jungfrau, und von Gott gesandt, um Orleans zu entsetzen und Euch zur Krönung nach Rheims zu führen." Karl, dessen Zweifel zu schwinden begannen, nahm sie bei Seite und unterhielt sich längere Zeit leise mit ihr; immer heiterer wurde sein Antlitz, auf welchem vorher der Ausdruck des tiefsten Kummers gelegen, und als er zu der Versammlung zurückkehrte, erklärte er feierlich, was sie ihm mitgetheilt, sei ihm ein sicheres Zeichen ihrer göttlichen Sendung.

Da in dem Rathe des Königs die Ansicht ausgesprochen worden, das Hirtenmädchen von Dom Remy könne wohl gar ein Werkzeug des Teufels sein, begab sich Karl in Begleitung seines Hofes mit ihr nach Poitiers, um sie dort vor einer Kommission von Theologen der Universität und Richtern des Parlaments ein Verhör bestehen zu lassen. Obgleich dieselben sie durch gewichtige Gründe in ihrem Glauben an ihre göttliche Sendung und ihre Erscheinungen zu erschüttern suchten, blieb sie fest in ihrer Behauptung, daß sie von Gott berufen sei, Orleans zu entsetzen und den Dauphin zur Krönung nach Rheims zu führen, beantwortete auch die verfänglichsten Fragen mit einer solchen Einfalt, Klarheit und Bestimmtheit, daß die Versammlung einstimmig sie für eine rechtgläubige, fromme Christin erklärte und in Anbetracht ihrer Klugheit, ihrer Sittenreinheit und ihrer begeisterten Zuversicht dem König rieth, ihre Dienste anzunehmen und sie nach Orleans zu senden, damit sie durch die That ihre göttliche Berufung beweise.

Unverzüglich ließ Karl die nöthigen Anordnungen treffen, damit unter der Leitung Johanna's zunächst Verstärkungen und Lebensmittel in die bedrängte Stadt geworfen würden, zu welchem Ende dem Herzog von Alençon der Auftrag ertheilt wurde, in Blois eine Heeresabtheilung zusammenzuziehen. Johanna selbst erhielt mit dem Rang eines Kriegsobersten eine vollständige kriegerische Ausrüstung, einen golddurchwirkten Waffenrock und ritterliche Kleidung. Ihr Haltung war edel; sie war kräftig gebaut und doch schlank, hatte ansprechende Züge und kastanienbraunes Haar, das sie kurz abschneiden ließ; in ihrem Blicke soll etwas Schwermüthiges und zugleich ungemein Liebliches gelegen haben. Als Begleiter wurden ihr ein Stallmeister, zwei Edelknaben, zwei Herolde und

ein Kaplan beigegeben; auch einer ihrer Brüder, der mit ihr nach Chinon gekommen, befand sich in ihrem Gefolge. Auf das Geheiß ihrer „Stimmen“ ließ sie sich eine Fahne anfertigen, die auf weißem Linnen das Bild des Erlösers, auf dem Richterstuhle in den Wolken des Himmels sitzend, zeigte, neben ihm zwei knieende Engel, von denen der eine in der Hand eine Lilie, das Symbol des französischen Königthums, trug, und darunter die Namen: Jesus, Maria. Zur Vervollständigung ihrer Rüstung verlangte sie ein altes, mit fünf Kreuzen bezeichnetes Schwert, das hinter dem Altare der heiligen Katharina in der Kirche zu Fierbois vergraben liege und das in der That dort aufgefunden wurde Dieses Schwertes bediente sie sich jedoch nur im Falle der Noth zur Abwehr heranstürmender Feinde; ihre einzige Waffe im Kampfe für die Rettung Frankreichs sollte ihre Fahne sein, die sie den Ihrigen im Schlachtgetümmel vorantrug.

Als Johanna am 28. April in Blois eintraf, wo sie dreitausend Mann zum Aufbruch nach Orleans bereit fand, war ihre erste Sorge darauf gerichtet, eine bessere Kriegszucht unter den verwilderten Schaaren herzustellen. Alles Fluchen, Schwören, Spielen und Plündern wurde bei schwerer Strafe verboten; alle unzüchtigen Dirnen mußten das Heer verlassen, und so mächtig war der Einfluß der begeisternden Erscheinung der Jungfrau, daß die Krieger sich nicht nur ohne Widerstand allen ihren Anordnungen fügten, sondern auch, vollständig umgewandelt, von ihrer bisherigen Zuchtlosigkeit zu reumüthigem Bekenntniß ihrer Sündenschuld übergingen und sich zum Empfange der heiligen Kommunion herandrängten.

Am 24. April kam das kleine Heer, von Johanna geführt, vor Orleans an, und während die Belagerten, um die Engländer zu beschäftigen, einen Ausfall machten, gelang es der Jungfrau, in die Stadt einzudringen, wo sie wie ein Engel Gottes mit stürmischem Jubel empfangen wurde. Nachdem sie an den Stufen des Altares der Hauptkirche Gott ihren Dank für diesen ersten Erfolg dargebracht, bereitete man ihr, da sie den ganzen Tag hindurch Nichts genossen, ein reichliches Mahl; sie nahm jedoch nichts Anderes, als etwas Wein mit Wasser vermischt und ein wenig Brod; dann begab sie sich, von den Anstrengungen des Tages erschöpft, zur Ruhe. Schon von Blois aus hatte sie in einem an den Herzog von Bedford gerichteten Schreiben die Engländer im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau aufgefordert, in ihre Heimath zurückzukehren; jetzt erneuerte sie diese Aufforderung. Aber die Engländer nahmen ihren Herold gefangen und drohten, sie selbst zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände falle. Nichtsdestoweniger bekundete bald ihre ganze Haltung, daß ihre frühere Siegeszuversicht geschwunden war und daß sie in der Jungfrau eine übernatürliche Macht anerkannten, die sie

jedoch nicht dem Beistand des Himmels, sondern höllischen Zauberkünsten zuschrieben.

Nachdem bereits am 4. und am 6. Mai in zwei glücklich ausgeführten Ausfällen den Engländern zwei wichtige Bollwerke entrissen worden, unternahm Johanna am 7., indem sie in der Frühe des Morgens mit den besten ihrer Kriegsleute auf Fahrzeugen über die Loire setzte, einen Angriff auf das größte und wichtigste Werk der Engländer, die Thürme, welche die Brücke über den Fluß beherrschten und den Belagerten die Verbindung mit dem Könige vom linken Ufer her abschnitten. Als nach längerem erfolglosem Anstürmen gegen die vor den Brückenthürmen befindliche Verschanzung die Angreifenden zu ermatten begannen, sprang Johanna selbst in den Graben und legte eine Leiter an, um den feindlichen Wall zu ersteigen; aber von einem Pfeile getroffen, der tief zwischen Hals und Schulter eindrang, sank sie ohnmächtig zusammen und mußte vom Kampfplatze weggetragen werden. Da ihre Verwundung die ohnehin durch die Anstrengungen des Tages erschöpften Truppen entmuthigt hatte, wollten die Führer den Kampf abbrechen, und schon hatte Dunois den Befehl zum Rückzug gegeben, als die Jungfrau zurückkehrte. Bei ihrem Wiedererscheinen vergaßen die Franzosen ihre Ermattung; von Johanna's begeisterten Zurufen hingerissen, verdoppelten sie ihre Anstrengungen, und da inzwischen die Bürger von Orleans die abgebrochene Brücke durch Balken hergestellt und die Engländer im Rücken angegriffen hatten, wurden die Brückenthürme erstürmt.

Unter dem Geläute aller Glocken und dem Jubel des Volkes kehrte Johanna in die Stadt zurück, wo sie sich sogleich nach dem Dome begab, um vor Allem Gott in inbrünstigem Gebete ihren Dank für den errungenen Sieg darzubringen. Am folgenden Morgen gaben die englischen Feldherren, T a l b o t, Graf von S h r e w s b u r y, und der Graf von S u f f o l k, Befehl, die noch übrigen Belagerungswerke zu zerstören, und zogen mit dem Heere ab, um dasselbe in verschiedene nahgelegene Plätze zu vertheilen. Orleans war befreit, und noch heute feiert die Stadt alljährlich am 8. Mai durch einen Festzug ihre Rettung durch die Jungfrau.

So hatte Johanna ihre erste Zusage erfüllt, und obgleich ihre Wunde ihr große Schmerzen verursachte, eilte sie, ihr Werk fortzusetzen. Schon am 9. Mai verließ sie Orleans, dessen Bewohner sie mit den rührendsten Beweisen ihrer Dankbarkeit überhäuften, und begab sich nach Loches, wohin Karl VII. seinen Hof verlegt hatte. Wie sie schon auf dem Wege dahin überall wie ein Engel des Himmels begrüßt worden, so fand sie auch an Karls Hof den ehrenvollsten Empfang. Die Umsicht und Klugheit, die sie bei der Leitung des Entsatzes von Orleans an den Tag gelegt, sowie der

unerschütterliche Muth, womit sie alle Gefahren und Beschwerden des Kampfes getheilt, hatten selbst die erfahrensten Feldherren zur Bewunderung hingerissen, wie die Reinheit und Strenge ihrer Sitten das Heer umgewandelt und ihre Fürsorge für kranke und verwundete Krieger ihr dessen vollste Hingebung gesichert hatte. Aber trotz aller Ehrenbezeigungen, womit sie überhäuft wurde, blieb sie bescheiden und demüthig und erklärte, Gott allein gebühre die Ehre und der Dank für das, was sie gethan.

Johanna mahnte den König, sogleich nach Rheims zur Krönung aufzubrechen, und obgleich die Feldherren der Ansicht waren, die Eroberung der Normandie sei leichter und wichtiger, als der Zug nach Rheims, von welcher Stadt man durch ein vollständig von dem Feinde besetztes Land getrennt war, drang sie mit ihren Mahnungen durch. Um den Engländern die in ihren Händen befindlichen festen Plätze entreißen zu können, waren allerdings bedeutendere Streitkräfte nöthig als die, über welche Karl zu verfügen hatte; allein bei den durch Johanna's Thaten neu belebten Siegeshoffnungen der Franzosen wurde seinem Aufgebote bereitwilliger Folge geleistet, als früher, und binnen Kurzem fand sich unter dem Oberbefehl des Herzogs von Alençon ein Heer zusammen, mit welchem der Aufbruch gewagt werden konnte. Am 11. Juni wurde Jargeau erreicht, in welchem der Graf von Suffolk mit einer ansehnlichen Besatzung lag, und schon am dritten Tage befahl Johanna, zum Sturme zu schreiten, den Einwand der Hauptleute, daß es zu früh sei, mit den Worten zurückweisend: „Zweifelt nicht; die Stunde ist da, wenn es Gott gefällt!“ Als sie, von Allen die erste, die Leiter bestiegen, wurde sie durch einen herabgeworfenen schweren Stein, der ihren Helm zerschmetterte, mit solcher Gewalt in den Graben zurückgestürzt, daß die Ihrigen sie für todt hielten; sie erhob sich jedoch rasch mit dem Ausruf: „Vorwärts, meine Freunde; der Herr hat die Engländer in unsere Hände gegeben; die Stadt gehört uns!“, und alsbald waren die Mauern erstiegen. Der größte Theil der englischen Besatzung wurde niedergehauen, der Graf von Suffolk selbst gefangen genommen. Bald darauf fiel auch, nachdem Beaugency und Melun sich ergeben hatten, in dem siegreichen Treffen bei Patay der Graf Talbot den Franzosen in die Hände.

Diese raschen Erfolge des königlichen Heeres bewogen verschiedene Städte nördlich von der Loire, sich freiwillig Karl VII. zu unterwerfen. Dem wichtigen Auxerre gestand Karl gegen das Versprechen, dem Heere die nöthigen Lebensmittel zu liefern, Neutralität zu. Troyes, die nächste bedeutende Stadt, bereitete sich zu hartnäckigem Widerstande vor. Da das französische Heer Mangel zu leiden begann, waren im Rathe Karls die meisten Stimmen für die Um-

kehr; allein Johanna trat vor den König und sprach: „Wohledler Dauphin — erst nach der Krönung nannte sie Karl VII. König — berathet nicht länger, sondern laßt Euer Volk gegen die Stadt ziehen. Im Namen Gottes werde ich Euch in drei Tagen durch Gewalt oder Güte hineinbringen.“ Sie selbst ordnete Alles zum Sturme, und so groß war der Schrecken, den der Anblick ihrer Fahne unter den Belagerten verbreitete, daß sie sich zur Ergebung bereit erklärten.

Mit der Unterwerfung von Troyes war das letzte Hinderniß hinweggeräumt, das dem Zuge nach Rheims noch entgegengestanden; denn Chalons öffnete dem König bereitwillig seine Thore. Hier fand Johanna viele ihrer Landsleute aus Dom Remy, die herbeigeeilt waren, sie zu sehen, und die Freude hatten, von ihr ohne jedweden Stolz mit der alten Liebe begrüßt zu werden.

Als sich am 16. Juli das königliche Heer der alten Krönungsstadt Rheims näherte, zog sich die schwache burgundische Besatzung aus derselben zurück, während Abgeordnete der Bürgerschaft dem König die Schlüssel der Stadt entgegenbrachten. Nachdem Karl VII. seinen Einzug in dieselbe gehalten, fand am folgenden Tage, einem Sonntage, die Krönung statt, zu welcher noch in der Nacht die Vorkehrungen getroffen worden waren. Während der Erzbischof von Rheims die Salbung und Krönung vollzog, stand Johanna, mit ihrer Fahne in der Hand, neben dem König; als die heilige Handlung beendigt war, kniete sie vor dem Gekrönten nieder, küßte ihm unter heißen Thränen die Füße und sprach: „Edler König, nun ist das Wohlgefallen Gottes erfüllt, der da wollte, daß Ihr in Rheims die heilige Weihe empfinget, auf daß die Welt erfahre, Niemand als Ihr sei wahrer König von Frankreich.“ Durch die ehrwürdigen Hallen des Domes brauste der vieltausendstimmige Ruf: „Es lebe der König!“, und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Auch Johanna's Eltern waren nach Rheims gekommen, und noch bezeichnet eine Inschrift in der Nähe des Doms das Haus, in welchem sie während der Krönungsfeierlichkeiten auf Kosten der Stadt bewirthet wurden.

Nach der Erzählung späterer Geschichtschreiber bat Johanna den König nach seiner Krönung, sie in ihre Heimath zu entlassen, da sie vollbracht, was der Herr ihr aufgetragen; in gleichzeitigen Quellen findet sich jedoch nur die Nachricht, sie habe auf die Frage des Erzbischofs, an welchem Orte sie zu sterben meine, geantwortet: „Ich habe den Auftrag des Herrn erfüllt, Orleans zu entsetzen und den König nach Rheims zu führen. Möchte es Gott, meinem Schöpfer, gefallen, daß ich nun zurückkehre zu meinem Vater und zu meiner Mutter, ihnen zu dienen und meine Heerde zu weiden.“ Indessen ließ sie sich bewegen, bei dem Heere zu bleiben, und wenn

auch ihre frühere Zuversicht von ihr gewichen, wirkte doch ihre Anwesenheit fort und fort begeisternd auf dasselbe ein.

Wie die Entsetzung von Orleans die Engländer aus dem Angriff in die Vertheidigung zurückgeworfen, so hatte die Krönung Karl VII. aus seiner Stellung als Parteihaupt der Armagnacs zu allen Ehren eines angestammten, mit seinem Volke durch die heiligsten Bande verknüpften Königs emporgehoben, der fortan der Träger des wiedererwachten Nationalgefühls wurde. Aber statt den Vortheil dieser neu errungenen Stellung und den mächtigen nationalen Aufschwung, den das Heldenmädchen von Dom Remy in dem wiedergeborenen Frankreich hervorgerufen, sofort zur gänzlichen Vertreibung der Engländer zu benutzen, ließ der schwache König, ganz dem Einfluß seines nur auf die Sicherung seiner Stellung bedachten Günstlings La Tremouille hingegeben, dem Herzog von Bedford Zeit, sich neu zu kräftigen, während in dem französischen Heere die verlängerte Unterbrechung des Kampfes die Begeisterung zu schwächen und die Bande der Zucht zu lockern begann.

Als Karl endlich nach längerem unthätigen Verweilen in Rheims zur Unterwerfung der Hauptstadt aufgebrochen, öffneten ihm zwar alle bedeutenderen Städte, die auf seinem Wege lagen, bereitwillig die Thore; aber der Angriff auf Paris selbst, das besonders aus Furcht vor der Rache des Königs wegen der Ermordung der Armagnacs den hartnäckigsten Widerstand leistete, blieb erfolglos, obgleich Johanna bei demselben den bewunderungswürdigsten Heldenmuth an den Tag legte. Während sie, im dichtesten Pfeilregen stehend, durch ein Wurfgeschoß verwundet wurde, aber dennoch nur durch Gewalt von dem Kampfplatze fortgebracht werden konnte, stand der König mit dem Hauptheere vollständig unthätig bei St. Denis, und als sie am folgenden Morgen, trotz ihrer schweren Verwundung, den Angriff erneuern wollte, sandte er ihr den Befehl zur Umkehr. Aufs Tiefste betrübt über das Mißlingen des von ihr geleiteten Unternehmens und wohl mehr noch darüber, daß das erhabene Bild, das sie von ihrem König im Herzen getragen, mehr und mehr in Nichts versank, drückte Johanna aufs Neue den Wunsch aus, in ihr heimathliches Dorf zurückkehren zu dürfen; man drang jedoch so lange in sie, die Sache Frankreichs nicht zu verlassen, bis sie sich zum Bleiben entschloß.

Nach seinem Aufbruch von St. Denis kehrte Karl VII. über die Loire zurück, um sich in Chinon ganz den Genüssen seines Hoflebens hinzugeben, und von da an hörte alles gemeinsame Zusammenwirken zur Befreiung des Landes auf: das Heer zersplitterte sich, um vereinzelten Unternehmungen nachzugehen. Johanna, die anfangs, wenn auch mit Widerstreben, dem Hoflager Karls gefolgt, trennte sich im Mai 1430 von demselben, um sich mit zweitausend Mann

in das von den Burgundern belagerte Compiegne zu werfen, das sie zu retten hoffte, obgleich sie von Todesahnungen erfüllt war. „Meine Freunde“, sagte sie eines Morgens zu den mit ihr in der Kirche Versammelten, „ich bin verkauft und verrathen, und bald werde ich sterben müssen. Betet für mich; denn ich werde weder Frankreich noch dem Könige mehr helfen können.“ Am 23. Mai machte sie einen Ausfall; sie mußte sich jedoch, da die Burgunder von allen Seiten auf die Angreifenden einstürmten, zum Rückzug entschließen. Um denselben zu decken und die Ordnung aufrecht zu erhalten, blieb sie bei den Hintersten zurück, und als sie endlich das Thor der Stadt erreichte, hatte man bereits, damit der Feind nicht mit den Flüchtigen eindringe, die Fallbrücke niedergelassen. Triumphirend fielen die Burgunder über sie her, erschlugen die Wenigen, die mit ihr ausgeschlossen waren, und rissen sie selbst nach tapferer Gegenwehr vom Pferde, worauf sie sich dem burgundischen Heerführer ergab. Sie wurde nach dem Schlosse Beauvais gebracht und vier Monate später von den Burgundern gegen eine bedeutende Geldsumme an die Engländer ausgeliefert. Um sich diesem Schicksale, das ihr als das Schrecklichste erschien, durch die Flucht zu entziehen, war sie von dem Thurme hinabgesprungen, in welchem sie gefangen gehalten wurde; sie war jedoch bewußtlos und schwer verletzt am Boden liegen geblieben. Die Engländer brachten sie nach Rouen, wo Heinrich VI. sich mit seinem Oheim, dem Herzog von Bedford, eben aufhielt.

In den dortigen Schloßthurm eingeschlossen, mit schweren eisernen Ketten gefesselt und der Willkür roher Wächter preisgegeben, die durch höhnende und schamlose Reden ihr Gefühl verletzten, sollte die Retterin Frankreichs den Kelch des Martyrthums bis auf die Hefe leeren. Da die Engländer, so lange sie lebte, sich in Frankreich nicht sicher glaubten, war ihr Tod beschlossen; aber auch der Ruhm ihrer Thaten sollte ihr entrissen werden durch den versuchten Nachweis, daß sie dieselben durch höllische Künste gewirkt. Gelang dies, so war die Schmach der erlittenen Niederlagen getilgt und die Krönung Karls VII. erschien als ein Werk des Satans, das Heinrichs VI. Rechte auf die französische Krone nicht schmälerte. So wurde Johanna, als der Zauberei verdächtig, zunächst vor ein geistliches Gericht gestellt, an dessen Spitze der den Engländern ganz ergebene Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, stand.

Obgleich es Karl VII. nicht an Mitteln gefehlt hätte, die Rachepläne der Engländer gegen die Jungfrau zu Schanden zu machen, da er nicht nur hohe englische Gefangene in Händen hatte und daher mit Repressalien hätte drohen können, sondern ihm auch der Weg der Berufung an den Papst offen stand, durch dessen

Einschreiten die Gefangene vor ein höheres geistliches Gericht gestellt werden konnte, ließ er dem Verfahren gegen seine Retterin freien Lauf. So stand diese, von allen ihren Freunden verlassen, allein und schutzlos der Arglist ihrer Feinde gegenüber, die kein Mittel unversucht ließen, um sie zu verderben. Der ganze Prozeß, der am 9. Januar 1431 seinen Anfang nahm, wurde mit der größten Unregelmäßigkeit und Willkür geführt. Obgleich sie, weil vor einem geistlichen Gerichte stehend, in ein geistliches Gefängniß hätte gebracht werden müssen, ließ man sie, um durch fortgesetzte Mißhandlungen ihren Muth mehr und mehr zu brechen, in ihrem gewöhnlichen Kerker; auch versagte man ihr jeden rechtlichen Beistand und suchte sie durch stundenlange Verhöre zu ermüden, um sie dann durch die verfänglichsten Fragen zu verwirren. Dies gelang jedoch in keiner Weise; denn Johanna beantwortete alle diese Fragen mit einer Ruhe, Klarheit, Einsicht und Geistesgegenwart, die ihre Richter in Staunen setzen mußten. So gab sie auf die Frage, ob sie ihre Siegeshoffnung auf ihre Fahne oder auf sich selbst gesetzt, zur Antwort: „Meine Hoffnung ruhte auf dem Herrn Jesu und auf nichts Anderem", und als man sie fragte, ob die heilige Katharina und die heilige Margaretha die Engländer haßten, erwiderte sie: „Sie lieben Den, den unser Herr liebt, und hassen, wen er haßt." Neben ihren Erscheinungen und Offenbarungen, die von ihren Richtern für höllischen Trug erklärt wurden, bildete der Umstand, daß sie männliche Kleider trug, einen Hauptanklagepunkt, da dies den Frauen sowohl durch die Schriften des alten Bundes, als durch die Vorschriften der Kirche verboten sei.

Vergebens verlangte Johanna, daß der Bericht ihrer Thaten und der gegen sie erhobenen Anklagen sowie ihrer Verhöre dem heiligen Vater zugesandt werde, dessen Entscheidung sie sich in allen Stücken zu unterwerfen bereit sei: ihr Verlangen wurde mit der Bemerkung zurückgewiesen, der Bischof von Beauvais sei ihr Richter an des Papstes Statt, und sie schulde ihm daher die gleiche Unterwerfung. Man legte ihr schließlich eine Abschwörungsformel vor, deren Inhalt ihr unrichtig mitgetheilt wurde, da sie des Lesens unkundig war, und drohte ihr mit dem Feuertode, falls sie sich weigere, dieselben zu unterschreiben. Diese Drohung, verbunden mit der Zusage, daß man sie im Falle ihrer Unterwerfung in ein kirchliches Gefängniß bringen werde, bewog sie endlich, sich dem Verlangen des Gerichtes zu fügen; da sie nicht schreiben konnte, setzte sie ein Kreuz unter die ihr vorgelegte Abschwörungsformel. Hierauf verurtheilte sie der Bischof von Beauvais, unter Zurücknahme der über sie ausgesprochenen Exkommunikation, zu lebenslänglichem Gefängnisse bei Wasser und Brod — au pain de douleur et à l'eau d'angoisse, wie es in der Urtheilsurkunde lautet —, und nahm ihr das feier-

liche Versprechen ab, nie mehr männliche Kleidung zu tragen. „Wohlan denn", sagte sie, „so führt mich in das Gefängniß der Kirche;" allein die ihr gemachte Zusage blieb unerfüllt: sie wurde in ihr altes Gefängniß zurückgeführt, um dort die gleichen Qualen zu erdulden, wie früher.

Das über Johanna ausgesprochene Urtheil genügte jedoch den Engländern nicht; denn ihre Rachsucht verlangte den Tod der Heldin. Um einen Grund zu erneutem Einschreiten gegen sie zu finden, vertauschte man während der Nacht ihre weibliche Kleidung gegen männliche und zwang sie, indem man ihr nicht gestattete, ruhig auf ihrem Lager zu bleiben, diese anzulegen und so ihrem Versprechen untreu zu werden, worauf sogleich der Bischof von Beauvais herbeigerufen wurde, um sich von dem begangenen Frevel zu überzeugen. Indessen war ihr voller Muth zurückgekehrt, und der Tod erschien ihr minder bitter, als das schmachvolle Dasein, zu welchem sie sich verurtheilt sah; auch hatten ihre Stimmen ihr Vorwürfe darüber gemacht, daß sie, um ihr Leben retten, eine Abschwörungsformel unterschrieben habe, deren Inhalt sie nicht verstanden; sie erklärte daher dem Bischof: sie bereue, was sie gethan, und glaube fest und unerschütterlich an die göttliche Natur ihrer Erscheinungen. Mit dieser Erklärung hatte sie sich selbst das Urtheil gesprochen: als rückfällige Ketzerin wurde sie dem weltlichen Gerichte übergeben und von dem Bailly von Rouen ohne weitere Procedur zum Feuertode verurtheilt.

Am 30. Mai 1431 wurde ihr in der Frühe des Morgens durch einen Dominikaner, dem man gestattet hatte, ihre Beichte zu hören und ihr den Leib des Herrn zu reichen, die Eröffnung gemacht, daß sie um 9 Uhr zur Richtstätte geführt werden solle. Im ersten Augenblicke war sie wie vernichtet, so sehr entsetzte sie der Gedanke an den schrecklichen Tod, den sie erleiden sollte; doch bald kehrte ihre Fassung zurück. Ruhig bestieg sie den Henkerkarren, der sie unter zahlreicher bewaffneter Bedeckung auf den Fischmarkt brachte, wo der Holzstoß errichtet war. Nachdem der Bischof von Beauvais das Urtheil hatte verlesen lassen, das sie „als rückfällige Ketzerin und Götzendienerin" dem Feuertode überantwortete, kniete sie nieder und betete laut mit solcher Inbrunst zu Gott und allen Heiligen, daß selbst viele ihrer Feinde sich der Thränen nicht enthalten konnten. Als sie um ein Kreuz bat, zerbrach ein mitleidiger Engländer einen Stock und band denselben zu einem Kreuze zusammen, das er ihr überreichte. Indessen war den rohen englischen Soldaten die Zeit zu lange geworden, und ohne einen besonderen Befehl abzuwarten, rissen sie die Märtyrerin zu dem Holzstoße; wenige Minuten später züngelten die Flammen empor, und mit dem Namen Jesu auf den Lippen, gab die Retterin Frankreichs ihren Geist auf. Damit keine

Spur von ihr zurückbleibe, wurde ihre Asche in die Seine geworfen.

Die Rache der Engländer war befriedigt; aber wie sie selbst sich durch die schmachvolle Behandlung der Heldin von Orleans eine tiefere Wunde geschlagen, als Johanna ihnen durch ihre Siege beigebracht, so diente die Hinrichtung der edlen Jungfrau nur dazu, den reinen Glanz, in welchem ihr kindlich schuldloses Leben wie ihr großartiges Wirken durch die Jahrhunderte strahlt, durch den Glorienschein des Märtyriums zu erhöhen. Wenn auch Karl VII., nachdem er sie der Rache der Engländer preisgegeben, Nichts that, um ihr Andenken gegen die lügenhaften amtlichen Berichte zu schützen, die nach ihrem Tode über sie verbreitet wurden, so schenkte doch das französische Volk denselben keinen Glauben, sondern sah in dem schnellen Tode des Bischofs von Beauvais und seiner beiden Haupthelfer, von denen der eine am Schlagfluß, der andere am Aussatz starb, ein Gottesurtheil. Fünfundzwanzig Jahre nach der Hinrichtung der Jungfrau von Orleans ordnete Papst Calixtus III. auf die Bitte ihrer Mutter — ihr Vater war vor Kummer gestorben — eine Revision ihres Prozesses an und betraute mit derselben den Erzbischof von Rheims. Das ganze gegen sie zur Anwendung gebrachte Verfahren wurde für widerrechtlich und ihre Verurtheilung für ein Werk der Gewaltthätigkeit und Bosheit erklärt. Zugleich wurde verfügt, daß auf dem Platze, auf welchem Johanna verbrannt worden, eine feierliche Prozession mit Predigt gehalten und die Stelle ihrer Hinrichtung durch ein Kreuz bezeichnet werden solle.

## Ende des englisch-französischen Krieges. — Karls VII. Regierung und Ausgang.

Auch nach dem Tode der Jungfrau von Orleans kehrte das Waffenglück der Engländer nicht zurück; denn mit dem wiedererwachten Nationalgefühl feuerte auch der Abscheu vor den zu Rouen verübten Gräueln die Franzosen in dem fortgesetzten Kampfe gegen die Fremdherrschaft zu verdoppelten Anstrengungen an. Nachdem im November 1433 der Tod Anna's von Burgund, der Gemahlin des Herzogs von Bedford, das bereits gelockerte Band zwischen Philipp dem Guten und seinem Schwager gänzlich gelöst, schloß der Herzog von Burgund einen Waffenstillstand mit Frankreich, auf welchen im September 1435 seine vollständige Aussöhnung mit Karl VII. folgte. In dem zwischen Beiden abgeschlossenen Frieden von Arras überließ Karl VII. dem Herzog Philipp die Grafschaften Macon und Auxerre, sowie alle Städte und Herrschaften an

der Somme, die letzteren jedoch unter dem Vorbehalte des Rückkaufsrechtes, sprach ihn auf Lebenszeit von aller Lehenspflicht frei und sagte die Bestrafung der Mörder Johanns des Unerschrockenen zu, mit der Betheuerung seines Abscheus vor der von ihnen begangenen Frevelthat und der feierlichen Erklärung, daß dieselbe ohne seinen Willen geschehen sei.

Drei Tage nach dem Abschluß des Friedens von Arras, am 24. September 1435, starb Philipps Bundesgenossin, die Königin Isabeau, belastet mit der Verachtung der Engländer und dem Haß der Franzosen.

Während durch die Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit Karl VII. die Kräfte Frankreichs verdoppelt wurden, verlor England durch den am 14 September 1435 erfolgten Tod des Herzogs von Bedford die sicherste Stütze seiner Macht in Frankreich, und dieser Verlust wog um so schwerer, als in dem Rathe des jungen Königs Heinrich VI., der am 17. Dezember 1431 zu Paris aus den Händen seines Großoheims, des Kardinals von Winchester, die französische Krone empfangen, nachdem er zwei Jahre vorher, am 6. November 1429, im Alter von acht Jahren zu Westminster gekrönt worden, eine alle Staatsgeschäfte hemmende Zwietracht herrschte, indem der Herzog von Glocester und der Kardinal von Winchester einander mit der größten Erbitterung anfeindeten. Auch in Paris, wo seit langer Zeit jeder Sieg der Engländer mit Jubel begrüßt und durch öffentliche Lustbarkeiten gefeiert worden, trat nach der Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit dem König an die Stelle des früheren Parteihasses eine immer größere Abneigung gegen die Fremdherrschaft, und am 13. April 1436 öffnete die Bürgerschaft, gegen die Zusage einer vollständigen Amnestie, den königlichen Truppen unter dem Rufe: „Friede! Friede! Es lebe der König und der Herzog von Burgund!" die Thore. Der schwachen englischen Besatzung, die sich in die Bastille zurückgezogen, wurde freier Abzug bewilligt. Im folgenden Jahre hielt Karl VII. seinen Einzug in die Hauptstadt, die ihn mit Jubel empfing. Vergeben und vergessen! war jetzt die allgemeine Losung.

Das von dem ganzen Lande dringend empfundene Bedürfniß nach Frieden veranlaßte den König, im Jahre 1440 Unterhandlungen mit England anzuknüpfen; da jedoch am Hofe Heinrichs VI. die Parteien sich über die französischen Angelegenheiten nicht einigen konnten und die Kriegspartei, an deren Spitze der Herzog von Glocester stand, die Oberhand hatte, führten dieselben zu keinem Ergebniß. Erst im Jahre 1444 kam ein Waffenstillstand zu Stande, in welchem Anjou und Maine an Frankreich zurückgegeben wurden. Drei Jahre später erlag der Herzog von Glocester den Ränken seiner Gegner. Des Hochverraths angeklagt, wurde er ins Gefängniß geworfen und

nach siebzehn Tagen in demselben todt in seinem Bette gefunden. Obgleich seine Leiche keinerlei Spuren erlittener Gewaltthätigkeiten zeigte, verbreitete sich das Gerücht, daß er heimlich ermordet worden. Kaum sechs Wochen nachher sank auch sein Oheim, der Kardinal von Winchester, ins Grab.

Unterdessen hatte man in Frankreich die Zeit der Waffenruhe zu den nöthigen Vorbereitungen für die Erneuerung des Kampfes benutzt, durch welche man umso sicherer in den Wiederbesitz der verlorenen Landschaften zu gelangen hoffte, als die am Hofe Heinrichs VI. herrschende Zwietracht die Kräfte Englands geschwächt hatte. In der That folgte, nachdem im Jahre 1449 der Ueberfall der Stadt Fougeres in der Bretagne durch die Engländer den Wiederbeginn des Krieges herbeigeführt, für die französischen Waffen Sieg auf Sieg. Noch ehe das Kriegsjahr abgelaufen, waren die Normandie und Guyenne den Engländern entrissen, und durch das ganze Land wehte das Lilienbanner Karls VII. Noch einmal erschien im Jahre 1452 ein englisches Heer unter dem Grafen Talbot, um mit Hilfe des unzufriedenen Adels von Guyenne den Franzosen diese Provinz wieder zu entreißen; aber alle anfänglichen Erfolge wurden im Jahre 1453 durch die blutige Schlacht bei Chatillon vernichtet, in welcher dem englischen Heere durch den Grafen Dunois eine schwere Niederlage bereitet wurde. Auch der einundachtzigjährige Talbot, der ein halbes Jahrhundert lang der Schrecken Frankreichs gewesen, fand in derselben den Tod, und mit ihm sein Sohn, der zur Rettung des schwer verwundet am Boden liegenden Helden herbeigeeilt war. Der Krieg endete mit der Vertreibung der Engländer aus Frankreich. Von allen seinen früheren Besitzungen in diesem Lande blieb Heinrich VI. nur noch Calais.

Obgleich Karl VII. in der Leitung der Regierungsangelegenheiten kaum mehr Thatkraft und Selbstständigkeit an den Tag legte, als während des Kampfes für die Befreiung seines Landes, vielmehr auch im Frieden fortfuhr, sich von Frauen und Günstlingen leiten zu lassen, gelang es ihm doch, hauptsächlich durch eine geschickte und glückliche Wahl seiner Diener, die vollständig zerrütteten Verhältnisse Frankreichs so zu ordnen, daß bei seinem Tode das Königthum neu gekräftigt dastand. Das Hauptaugenmerk der Regierung war auf die Entfernung der zucht- und herrenlosen Söldnerschaaren gerichtet, die eine der größten Landplagen jener Zeiten waren. Noch vor der gänzlichen Beendigung des Krieges mit England führte der Dauphin einen Theil derselben dem Kaiser Friedrich III. zu, der sich dieselben zur Bekämpfung der Schweizer erbeten hatte, mit welchen er in Krieg gerathen war. Von den übrigen wurden die tauglichsten zu einer stehenden berittenen Kriegsmacht von fünfzehn Schaaren, den sogenannten Ordonnanz-Compagnien,

verwendet, alle andern verabschiedet und mit dem nachdrücklichsten Ernste an der Erneuerung ihrer Gewaltthätigkeiten verhindert. Um die Kontingente zu ersetzen, durch welche seit den Zeiten Philipp Augusts die Städte die königlichen Heere verstärkt hatten, wurde im Jahre 1448 eine Verordnung erlassen, kraft deren in jedem Kirchspiel des Reiches ein Schütze bewaffnet und eingeübt werden sollte, der sich bei dem ersten Aufruf stellen mußte. Da diese Leute von einem großen Theil der Steuern befreit wurden, erhielten sie den Namen Freischützen (francs-archers).

Wie dem König durch die Bildung stehender Truppen und einer wohlgeübten Reserve die Macht gegeben war, jedem Versuch einer Auflehnung von Seiten des Adels oder der Städte sofort entgegenzutreten, so sah er sich durch die Einführung einer regelmäßigen Steuer für die Besoldung der stehenden Kriegsmacht der Nothwendigkeit überhoben, die Stände zum Behufe der Bewilligung neuer Geldmittel zusammenzuberufen. War schon dadurch die Stellung der Regierung den Ständen gegenüber eine freiere und selbstständigere geworden, so wirkten zur Herstellung einer erhöhten Königsgewalt auch noch andere Verhältnisse mit. Die großen Lehen waren theils durch Erbtheilungen zersplittert, theils durch Kauf, Erledigung oder Gewalt an die Krone gekommen, und der niedere Adel war durch die lange Kriegsnoth vermindert und verarmt; das durch die Noth und die Schrecken des langen Krieges ermüdete und erschöpfte Volk aber verlangte nach nichts Anderem, als nach Ruhe, und überließ dem König willig die Wahl der zur Sicherung eines dauernden Friedenszustandes geeignet erscheinenden Maßregeln. Zu diesen gehörte insbesondere die im Jahre 1453 von Karl VII. erlassene Verordnung, nach welcher alle Gewohnheitsrechte der einzelnen Seneschausseen, Baillagen und Herrschaften niedergeschrieben werden, aber erst nach einer von dem Parlamente zu Paris vorgenommenen Revision Gesetzeskraft haben sollten. So entstand die unter dem Namen des grand coutumier bekannte Sammlung der Gewohnheiten Frankreichs, die jedoch erst hundert Jahre später vollendet wurde. Auch die in dem Nationalconcil von Bourges angenommene pragmatische Sanktion (s. S. 445) diente, indem sie die Rechte des päpstlichen Stuhles bezüglich der kirchlichen Verhältnisse Frankreichs beschränkte, zur Erhöhung der königlichen Macht, und immer ungestörter konnte der Hof auf die Umwandlung Frankreichs in eine von den Fesseln des Lehenswesens befreite unumschränkte Monarchie hinarbeiten.

Die Gefahr wohl erkennend, welche in dem stetigen Wachsen der Königsgewalt für ihre eigene Machtstellung lag, traten im Jahre 1440 die Inhaber der größeren Lehen, die Herzoge von Bourbon und von Alençon, der Graf von Vendome und Graf Dunois, der

„Bastard von Orleans", zu einer Verschwörung zusammen, durch welche Karl VII. entsetzt und der mit den Verschworenen im Einverständnisse stehende siebzehnjährige Dauphin Ludwig auf den Thron erhoben werden sollte. Dieser Plan wurde jedoch dem Hofe verrathen und die Ausführung desselben durch geeignete Gegenmaßregeln vereitelt, worauf die Verschworenen um Gnade baten. Ein zweiter, von dem Dauphin selbst entworfener Plan zur Entthronung des Königs konnte gleichfalls nicht zur Ausführung gebracht werden. Das Scheitern desselben bewog den Thronfolger, sich in seine Provinz, die Dauphiné, zurückzuziehen, in welcher er völlig selbstständig schaltete. Da er nicht nur die steten Mahnungen seines Vaters zur Rückkehr gänzlich unberücksichtigt ließ, sondern sich sogar ohne Vorwissen des Königs mit der Tochter des Herzogs von Savoyen vermählte, ließ Karl Truppen gegen ihn ausrücken, worauf Ludwig sich an den Hof des Herzogs von Burgund begab, der ihm eine Zufluchtsstätte gewährte. Der Kummer über den herzlosen, widerspenstigen Sohn, den weder Bitten noch Drohungen zur Rückkehr unter die väterliche Autorität bewegen konnten, zehrte an des Königs Leben und warf ihn aufs Krankenlager. Als aufgefangene Briefe des Dauphin in ihm die Befürchtung geweckt, daß der eigene Sohn ihm nach dem Leben trachte, wies er aus Furcht vor Vergiftung mehrere Tage lang alle Nahrung zurück, und als er endlich, von den Qualen des Hungers bezwungen, Etwas genießen wollte, versagte der vollständig zerrüttete Magen seine Dienste. Der unglückliche König erlag seinen Leiden am 22. Juli 1461, im Alter von achtundfünfzig Jahren.

## XXI.

## Die Osmanen.

### Die ersten Zeiten des Osmanenreiches.

Zu der Zeit, als die Mongolen unter Dschingis-Khan den Westen Asiens mit ihren Verheerungszügen heimsuchten, zog Suleiman Schah, ein Häuptling türkischer Wanderschaaren, an der Spitze von fünfzigtausend Mann von Chorasan nach Armenien; nach dem Tode Dschingis-Khans wollte er in die Heimath zurückkehren, aber er ertrank auf dem Wege, und die Seinigen zerstreuten sich. Ertogruhl, einer seiner Söhne, erhielt von dem seldschuckischen Sultan von Ikonium, Alaeddin I., dem er im Kampfe gegen ein Tatarenheer wichtige Dienste geleistet, ein Gebiet in der Nähe des alten Doryläum, mit der Verpflichtung, die Grenzen des Reiches gegen

die Griechen zu vertheidigen. Während das seldschuckische Reich von Ikonium ein halbes Jahrhundert später (1299) den persischen Mongolen erlag, legte Ertogruhls Sohn Osman (1288—1326), nach welchem der ganze, seiner Herrschaft unterworfene Stamm den Namen der Osmanen erhielt, durch die Erweiterung des von seinem Vater ererbten Gebietes den Grund zu einem Reiche, das dem byzantinischen den Untergang bringen und Jahrhunderte lang der Schrecken des östlichen Europa's sein sollte.

Osmans Sohn und Nachfolger Orchan (1326—1359) schlug seinen Sitz in dem kurz vor seines Vaters Tode von ihm eroberten Brusa auf und dehnte sein Reich durch die Eroberung von Nikomedien und Nikäa über ganz Bithynien aus. Wichtiger noch, als durch diese Eroberungen, war seine Regierung durch die von ihm ausgegangenen ersten Staatseinrichtungen des osmanischen Reiches, welche den eigentlichen Grund zu dessen nachmaliger Größe legten. Sein Hauptaugenmerk richtete Orchan auf das Kriegswesen, dem er durch die Einführung eines stehenden Heeres eine neue Gestalt verlieh. Seine wichtigste Schöpfung war die eines regelmäßigen Fußvolkes, das aus den schönsten und kräftigsten der gefangenen und im Islam erzogenen Christenknaben gebildet wurde und den Namen der Janitscharen (Jeni tscheri — neue Truppe) erhielt.

Unfähig, allein der täglich wachsenden Gefahr Herr zu werden, rief der griechische Kaiser Andronikus II., der Sohn und Nachfolger des Paläologen Michael VIII., der dem lateinischen Kaiserthum ein Ende gemacht (s. S. 109), die katalonischen Miethstruppen zu Hilfe, die in dem Kampfe zwischen den Häusern Anjou und Aragonien um den Besitz der Insel Sicilien gedient hatten. Diese erwiesen sich jedoch bald durch ihre Raubsucht und Plünderungslust als die schlimmsten Feinde des Reiches, so daß der byzantinische Hof sich endlich in seiner Rath- und Hilflosigkeit durch die Ermordung ihres Führers Roger de Flor Ruhe vor ihnen zu verschaffen suchte. Hierauf zerstreute sich zwar ein Theil der Banden; dagegen begannen fünfzehnhundert Mann, um den Tod ihres Führers zu rächen, offenen Krieg mit dem byzantinischen Reiche, schlugen ein zahlreiches gegen sie abgesandtes Heer in die Flucht, eroberten Gallipoli, den Schlüssel des Hellesponts und Stapelplatz des griechischen und abendländischen Handels, und suchten die Ufer des Hellesponts mit schweren Verwüstungen heim. Nachdem sie durch die Uneinigkeit ihrer Führer das eroberte Gallipoli wieder verloren hatten, wandten sie sich nach Griechenland, wo sie das lateinische Herzogthum Athen überschwemmten, den Beherrscher desselben, Walther von Brienne, tödteten und eine Zeitlang der Schrecken der von ihnen besetzten Provinzen Attika und Böotien wurden.

Unterdessen dauerten im byzantinischen Reiche die Spaltungen

und blutigen Wirren fort. Andronikus II. wurde im Jahre 1328 durch seinen Enkel Andronikus III. entthront und beschloß sein Leben als Mönch; aber die Regierung des neuen Kaisers war weder glücklicher noch ruhmvoller als die seines Vorgängers. Als Andronikus III. im Jahre 1341 starb, nahm der von ihm zum Vormund seines neunjährigen Sohnes Johann VI. bestellte Johann Kantakuzenus selbst den Purpur und verband sich, um den angemaßten Thron zu behaupten, mit dem mächtigen Orchan, dem er sogar seine Tochter zur Gemahlin gab. Nach einem sechsjährigen verheerenden Bürgerkriege schien zwar seine Herrschaft gesichert; aber sein Mündel, den er gleichfalls, um ihn an sich zu ketten, mit einer seiner Töchter vermählt hatte, erhob sich gegen ihn, und als Kantakuzenus zum anderen Male zur Behauptung seines Thrones die Hilfe Orchans anrief, zwang ihn der aufs Aeußerste gestiegene Unwille des Volkes zur Abdankung (1355), worauf er sich in ein Kloster zurückzog.

Der Einblick, den die Türken während dieser Zwistigkeiten in die Schwächen des byzantinischen Reiches gewonnen, gab ihrer Eroberungslust die Richtung auf Europa. Schon unter Orchan kamen sie in den Besitz des wichtigen Gallipoli und mehrerer anderer thrakischer Städte; der eigentliche Begründer der osmanischen Macht in Europa wurde jedoch Orchans Sohn, der durch heldenmüthige Tapferkeit und unermüdliche Thatkraft ausgezeichnete Murad I. (1359—1389). In raschem Siegeslaufe eroberte derselbe alles Land vom Hellespont bis zum Hämus und machte das im Jahr 1361 erstürmte Adrianopel zu seinem Herrschersitz. Die Gefahr, mit welcher das rasche Vordringen der Türken nicht nur das gänzlich zerrüttete griechische Reich, sondern auch die angrenzenden Länder bedrohte, bewog den Papst Urban V., einen Kreuzzug gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit predigen zu lassen. Dem päpstlichen Mahnrufe folgend, verband sich König Ludwig der Große von Ungarn, der Schwiegervater des Königs Sigismund, mit den Bulgaren, den Serbiern, den Bosniern und den Wallachen zur Abwehr des gefürchteten Feindes. Doch ihre Bemühungen waren vergeblich: sie wurden geschlagen und alle slavischen Völker zwischen der Donau und dem adriatischen Meere zur Anerkennung der türkischen Oberherrschaft gezwungen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, das türkische Joch abzuschütteln, brachte im Jahre 1387 ein allgemeiner Aufstand der Serbier, Bosnier und Bulgaren die osmanische Herrschaft in Europa in ernste Gefahr; sie wurde jedoch gesichert durch den Sieg der türkischen Waffen in der blutigen Schlacht bei Kossowa (1389). Murad selbst erlag, als er sein siegreiches Heer musterte, dem Mordstahl eines Serbiers; doch weidete er sich vor seinem Tode noch an der von ihm verordneten Hinrich=

tung des gefangenen Serbierkönigs Lazar. Sein Sohn Bajazeth (1389—1402), der wegen der Raschheit seiner Märsche und der vernichtenden Kraft seiner Schläge den Beinamen „der Blitz" (Jildirim) erhielt, empfing noch auf dem Schlachtfelde durch feierlichen Fußkuß die Huldigung seiner Vasallen.

Bajazeths erste Regierungshandlung war die Hinrichtung seines einzigen, durch kriegerische Thaten berühmten Bruders Jakub, die er als einen Akt gebieterischer Nothwendigkeit bezeichnete, „da der Herrscher, gleich Gott, allein sein müsse auf dem Throne und Unruhe schlimmer sei als Hinrichtung." Der gleiche Geist der Härte, Ungerechtigkeit und Grausamkeit kennzeichnete auch in der Folge alle seine Regierungshandlungen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Adrianopel brach Bajazeth zum Kampfe auf, um die Eroberungen seines Vaters fortzusetzen. Er drang zuerst über die Donau vor, bemächtigte sich dann aller den Byzantinern noch gehörenden Plätze in Thrakien, Makedonien und Thessalien, fiel in Griechenland ein, zog ohne Widerstand durch die Thermopylen und erstürmte Argos, während seine Reiter bis in die südliche Spitze des Peloponnes streiften. Hierauf wandte er sich nach Osten und zwang die türkischen Fürsten Kleinasiens, die dem osmanischen Reiche noch nicht unterworfen waren, zur Anerkennung seiner Herrschaft. Den griechischen Kaiser Johann VI., der seinen Sohn Manuel zum Mitregenten angenommen, hatte er schon vorher, einen Streit in der kaiserlichen Familie benutzend, so vollständig zu seinem Vasallen herabgedrückt, daß ihm derselbe mit seinem Sohne Heeresfolge leisten mußte. Als der Kaiser während der Abwesenheit Bajazeths in Kleinasien die Festungswerke von Konstantinopel ausbessern lassen wollte, ließ ihm Bajazeth dies sofort untersagen, mit der Drohung, daß er ihm, falls er nicht alsbald die wiederaufgebauten Thürme niederreißen lasse, seinen bei ihm in Asien weilenden Sohn mit ausgestochenen Augen zurückschicken werde. Der alte Kaiser starb vor Kummer. Auf die Kunde von dem Tode seines Vaters entfloh Manuel aus dem Lager Bajazeths und eilte nach Konstantinopel zurück, wo er als Kaiser anerkannt wurde. Außer sich vor Zorn, ließ Bajazeth die byzantinische Hauptstadt einschließen und verlangte von Manuel, außer einem jährlichen Tribut von zehntausend Dukaten, die Errichtung einer Moschee und einer türkischen Gerichtsbehörde in Konstantinopel. Erst im Jahre 1399 wurde, nachdem Manuel seinem Neffen Johann, dem Sohne seines älteren geblendeten Bruders Andronikus, die Herrschaft übergeben und dieser durch Bestechung den türkischen Feldherrn gewonnen, die Belagerung der Stadt aufgehoben.

Unterdessen hatte König Sigismund von Ungarn, gegen dessen Land das Ungewitter immer drohender heranzog, zum Schutze des-

selben nicht nur selbst umfassende Rüstungen angestellt, sondern auch eine Gesandtschaft nach Frankreich abgeordnet, um den dortigen Hof und besonders den Herzog Philipp den Kühnen von Burgund zur Hilfeleistung zu bewegen, und die Schilderungen, welche seine Gesandten von der Grausamkeit und Tücke der Türken gegen die unglücklichen Christen entwarfen, erschütterten die Gemüther so sehr, daß sich ein großer Theil des französischen Adels zur Theilnahme an dem Kriege Sigismunds gegen Bajazeth bereit erklärte. Mit Philipps Sohn, Johann von Nevers, später „der Unerschrockene“ genannt, brachen im Frühjahr 1396 die Grafen Heinrich und Philipp von Bar und der Graf de la Marche, alle drei nahe Verwandte des königlichen Hauses, der Connetable, Graf von Eu, der Marschall Boucicaut, Graf Johann von Vienne, Admiral von Frankreich, und viele Anderen aus den ersten Familien des Landes an der Spitze eines Heeres von tausend Rittern, ebensovielen Knappen und sechstausend Söldnern nach Ungarn auf; ihr Zug durch das südliche Deutschland glich jedoch weniger dem eines zu ernstem Kampfe ausrückenden Ritterheeres, als dem eines üppigen Hofes, so ungezügelt überließen sie sich allen Lustbarkeiten und Genüssen. In Ofen, dem allgemeinen Sammelplatz, stießen sie zu dem Heere Sigismunds, bei welchem sich auch deutsche Schaaren unter dem Pfalzgrafen Ruprecht II., dem Vater des nachmaligen Königs Ruprecht, und dem Grafen Friedrich von Hohenzollern eingefunden hatten.

Das Heer, mit welchem Sigismund gegen die Türken zu Felde zog, zählte sechzigtausend Mann, und neben dieser großen Zahl berechtigte die Tapferkeit der Krieger zu den besten Hoffnungen auf einen siegreichen Ausgang des Feldzugs; aber die übermüthige Siegeszuversicht der Franzosen, welche prahlend erklärten: sie würden den Himmel mit ihren Lanzen aufhalten, wenn er einstürzen wolle, und ihr unbesonnenes Ungestüm bereiteten dem Heere Verderben. Nachdem dasselbe, Donauabwärts ziehend, Orsowa und Widdin mit leichter Mühe den Türken entrissen, wurde gegen Mitte September das wichtige Nikopolis erreicht. Kaum hatte die Belagerung dieser von den Türken besetzten Stadt begonnen, als die Nachricht eintraf, Bajazeth rücke zum Entsatze derselben heran. Da die Franzosen nicht daran glauben wollten, konnte Sigismund nur mit Mühe das Heer zur Schlacht ordnen. Vergebens mahnte er die französischen Ritter, welche die Ehre des ersten Angriffs verlangten, an das Gebot der Klugheit, den leichten Truppen des türkischen Vordertreffens ebenfalls leichte entgegenzustellen, und bat sie, ihre Kräfte gegen Bajazeths Kerntruppen aufzusparen: sie glaubten ihre Ehre durch Sigismunds Mahnungen verletzt und stürmten, ohne das Zeichen zur Schlacht abzuwarten, mit stolzer Siegeszuversicht tollkühn und unbesonnen auf den Feind ein. Vor ihrem unwiderstehlichen

Anprall wichen die Janitschaaren zurück, und bald war auch die zweite türkische Schlachtreihe zersprengt. Schon lagen an fünfzehntausend Türken todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und der Sieg der christlichen Waffen wäre entschieden gewiesen, hätten sich die bereits erschöpften Franzosen nicht mit unverminderter Tollkühnheit auf das Hindertreffen Bajazeths gestürzt, das in der Stärke von vierzigtausend Mann auf einer Anhöhe stand und, rasch sich entfaltend, sie zu umzingeln begann. Da ihnen der Rückweg auf die Schlachtlinie Sigismunds abgeschnitten war, von welcher sie sich gleich Anfangs viel zu weit entfernt hatten, war keine Rettung mehr möglich. Mit ungebrochenem Todesmuthe tapfer dreinschlagend, fanden die meisten französischen Ritter ein ruhmvolles Ende. Sechsmal wurde dem heldenmüthigen Jean de Vienne in der Hitze des Kampfes das Banner der heiligen Jungfrau entrissen und jedesmal von ihm zurückerobert, und noch hielt er dasselbe in der Hand, als er, aus unzähligen Wunden blutend, seine Heldenseele aushauchte. Nur vierundzwanzig französische Ritter, unter ihnen auch Johann von Nevers, fielen dem Feinde als Gefangene in die Hände, und kaum größer war die Zahl derer, welchen es gelang, den Rückweg zu dem Hauptheere zu finden.

Dieses hatte unterdessen unter Sigismunds Führung dem immer mächtiger herandrängenden Feinde tapfer Stand gehalten; als sich jedoch endlich die beiden, aus Ungarn und Wallachen bestehenden Flügel, entmuthigt durch die vollständige Niederlage der Franzosen, zur Flucht wandten, waren alle Anstrengungen der im Centrum kämpfenden Baiern und Steiermärker vergeblich: auch sie wurden hineingerissen in die grauenvolle Niederlage und zu regelloser Flucht gedrängt. Nur mit Mühe rettete sich Sigismund, der bis zuletzt unter den Kämpfenden ausgehalten, mit dem Burggrafen von Nürnberg und mehreren andern Führern in einem Kahne, welcher sie zu der an der Mündung der Donau liegenden venetianischen Flotte brachte.

Der Sieg der Türken war ein vollständiger; aber er war theuer erkauft: sechzigtausend der Ihrigen waren gefallen. Der Schmerz über diesen ungeheueren Verlust entriß dem siegreichen Bajazeth Thränen der Wuth; um den Tod so vieler tapferen Türken zu rächen, ließ er am folgenden Tage vor seinem Zelte unter denjenigen Gefangenen, von welchen kein bedeutendes Lösegeld zu erwarten stand, ein schauerliches Blutbad anrichten. Schon waren an zehntausend derselben hingeschlachtet, als die türkischen Feldherren sich Bajazeth zu Füßen warfen und ihn um Gnade für die übrigen flehten, worauf er endlich dem Gemetzel Einhalt zu thun gebot. Der Graf von Nevers wurde mit seinen Gefährten in hartem Ge-

wahrsam zurückbehalten, bis ein Lösegeld von 200,000 Dukaten ihnen die Freiheit verschaffte.

Die nächste Folge des von den Türken bei Nikopolis erfochtenen Sieges, den Bajazeth hauptsächlich der Mitwirkung der mit ihm verbündeten Serbier zu verdanken hatte, war die Verwandlung Bulgariens in eine türkische Provinz. Nichts würde den Sieger, der sich schon vorher von dem Kalifen zu Kahira den Sultantitel hatte verleihen lassen, verhindert haben, die wiederbegonnene Belagerung von Konstantinopel zu einem raschen, erfolgreichen Ende zu führen, wäre nicht über den Starken ein noch Stärkerer gekommen, der seinen Siegeslauf hemmte. Dieser zweite gewaltige Eroberer, der auf noch blutigeren Pfaden einherschritt, als Bajazeth, war der Mongole Timur, nach einer bei der Belagerung von Sistan erlittenen Verstümmelung gewöhnlich Timurlenk, der lahme Timur, genannt, woraus der Name Tamerlan entstanden ist, mit welchem ihn die Abendländer bezeichneten.

Nachdem Timur sich im Jahre 1370 durch Tapferkeit und Klugheit auf den Thron von Dschagatai geschwungen und Samarkand zu seinem Herrschersitz erkoren, trat er in die Fußstapfen Dschingis-Khans, mit dessen Eroberungslust und Herrschbegier er eine noch weit unmenschlichere Grausamkeit verband. Während er, im Gegensatze zu seinem Vorgänger, Gefallen fand an asiatischer Kunst und Wissenschaft und zahlreiche Gelehrte, besonders Aerzte, Sternkundige und Rechtsverständige, an seinen Hof zog, schlug er jeden Versuch, Freiheit und Selbstständigkeit ihm gegenüber zu behaupten, mit der wildesten Barbarei nieder und sah, wo es die Befriedigung seines schrankenlosen Ehrgeizes galt, mit der herzlosesten Gleichgiltigkeit das Blut von Hunderttausenden fließen. Verheerte und entvölkerte Länder, zerstörte Städte und Schädelpyramiden waren die Denkmäler, die er auf seinen Eroberungszügen zurückließ. Alle Dynastien, die aus Dschingis-Khans Reiche hervorgegangen, wurden vernichtet; wie nur Ein Gott, erklärte er, so sollte auch nur Ein Herrscher auf Erden sein.

Nachdem das persische Mongolenreich dem Angriffe Timurs erlegen, empörten sich die Einwohner von Sebsewar. Timur warf den Aufstand nieder und ließ zweitausend Bürger der Stadt lebendig über einander schichten und statt Bausteinen mit Lehm und Kalk zu Thürmen aufmauern. Noch grauenvoller war das Schicksal von Ispahan, das sich gleichfalls gegen seine Herrschaft aufzulehnen gewagt: nach den geringsten Angaben erlagen dort siebzigtausend Einwohner seinem schauerlichen Wüthen. Nachdem Iran durch Ströme von Blut zur Ruhe gebracht worden, wandte sich Timur gegen das Khanat von Kaptschak, wo Batu's Familie noch den Thron behauptete, und auch dieses Reich erlag seinen siegreichen Waffen.

Hierauf überschritt der wilde Eroberer im September 1397 den Indus und drang unter gräuelvollen Verwüstungen bis Delhi vor, wo ihn Mahmud II., der moslemische Beherrscher des nördlichen Hindostans, mit seiner gesammten Reichsmacht und zahlreichen Kriegselephanten erwartete. Trotz der verzweifeltsten Gegenwehr der Hindus und des betäubenden Lärms der Glocken, Trompeten und Beckenschläge, der von dem Rücken der Elephanten herab ertönte, blieben die Mongolen in dem schauerlichen Gemetzel der Schlacht siegreich, worauf Delhi unter beispiellosem Wüthen gegen die Einwohner geplündert und in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt wurde.

Ohne die Eroberung Indiens vollendet zu haben, trat Timur den Rückzug an, um Unruhen zu dämpfen, die in dem von ihm unterworfenen Kleinasien ausgebrochen waren. Hier brachten mehrere von Bajazeth vertriebene türkische Fürsten ihre Klagen über den Verlust ihrer Länder vor ihn, und da Bajazeth den Zorn des Eroberers durch den Schutz herausgefordert, den er verschiedenen von demselben verjagten kleineren Fürsten hatte angedeihen lassen, ordnete Timur Gesandte an ihn ab, um von ihm die Zurückerstattung der jenen Fürsten entrissenen Länder zu verlangen. Bajazeth empfing dieselben mit Stolz und Hohn, und mit Klagen über schwere Mißhandlungen kehrten sie zu Timur zurück. Dieser fiel sogleich mit gewaltiger Heeresmacht in das osmanische Gebiet ein und eroberte das am oberen Halys oder Kisil Irmak gelegene Siwas, das alte Sebaste, damals eine der volkreichsten Städte Kleinasiens (1440). Dem moslemischen Theile der Bevölkerung wurde Gnade gewährt; dagegen erlitten die gefangenen Christen den Tod unter schauerlichen Martern. Viertausend armenische Ritter, die sich bei der Vertheidigung der Stadt besonders ausgezeichnet, ließ der unmenschliche Eroberer lebendig begraben. Je zehn und zehn wurden sie, wie Igel zusammengerollt und gebunden, in eine Grube geworfen, die zur Verlängerung ihrer Todesqual mit Brettern belegt und dann erst mit Erde bedeckt wurde. Ein Sohn Bajazeths, der in Timurs Hände gefallen, starb auf dem Blutgerüste. Hierauf wandte sich der Eroberer südwärts und schlug den mameluckischen Sultan von Aegypten, zu dessen Herrschergebiet auch Syrien und Palästina gehörten, in zwei blutigen Schlachten bei Aleppo und Damaskus. Die letztere Stadt wurde mit allen ihren reichen Kunstschätzen und der großen Moschee, mit welcher die Omijaden sie einst geschmückt, ein Raub der Flammen. Dann ging der Zug der Mongolen gegen Bagdad, wo sich während des Verfalls der persischen Mongolendynastie eine neue Herrscherfamilie erhoben hatte, und zum andern Male wurde der alte Kalifensitz von mongolischen Horden erstürmt und erlitt ein noch grauenvolleres Geschick,

als einst unter Hulagu (s. S. 199). Jeder mongolische Krieger mußte einen Kopf einliefern, und so konnte ein Siegesdenkmal von neunzigtausend Schädeln errichtet werden (1401).

Unterdessen war Bajazeth auf die Kunde von der schmachvollen Hinrichtung seines Sohnes sofort nach Kleinasien aufgebrochen, und bei Angora in Galatien kam es am 20. Juli 1402 zwischen den beiden Eroberern zur blutigen Entscheidungsschlacht. Wohl eine Million Streiter rangen vom frühsten Morgen bis zur einbrechenden Nacht um den Preis des Tages, und das Blut floß in Strömen; endlich war die Niederlage der Osmanen entschieden. Bajazeth, der bis zuletzt tapfer kämpfend ausgehalten, suchte mitten durch die Feinde zu entfliehen; er wurde jedoch ergriffen und, mit Staub bedeckt und von Hunger und Durst und der Hitze des Tages erschöpft, in das Zelt Timurs gebracht. Dieser nahm den Gefangenen wohlwollend auf, wies ihm ein prachtvolles Zelt an und befahl, ihm fürstliche Ehre zu erweisen; als jedoch Bajazeth zu entfliehen versuchte, erfuhr er eine strengere Behandlung, indem er während des Tages scharf bewacht und in der Nacht gefesselt wurde. Die Sage, daß Timur ihn in einem eisernen Käfig gefangen gehalten, entbehrt der Begründung und scheint dadurch entstanden zu sein, daß Bajazeth dem Beherrscher der Mongolen auf dessen Zügen in einer vergitterten Sänfte, Kafes genannt, nachgetragen wurde, welcher Name zugleich Käfig bedeutet.

Nach achtmonatlicher Gefangenschaft erlag Bajazeth dem Kummer über die erlittene Demüthigung und den Verlust seiner Freiheit, und zwei Jahre später folgte ihm Timur ins Grab. Der gewaltige Eroberer starb am 1. April 1405, vierundsiebzig Jahre alt, auf einem Zuge gegen China, das er als das vierte aus Dschingis-Khans Herrschaft hervorgegangene große Khanat seinem Weltreiche einverleiben wollte. Mit seinem Tode hörte die Einheit des von ihm geschaffenen Reiches auf, und schon nach zwei Menschenaltern zersplitterte sich dasselbe in eine Anzahl unabhängiger Staaten. Nur in dem später von Baber, einem seiner Nachkommen, in Hindostan gegründeten Reiche des großen Moguls lebte Timurs Dynastie fort.

Das gleiche Loos der Zerstörung bedrohte nach Bajazeths Tod auch das osmanische Reich; denn nach dem Abzuge Timurs aus Kleinasien stellten die meisten der von ihm unterworfenen türkischen Fürsten ihre Unabhängigkeit her, und in einem blutigen Bürgerkriege stritten Bajazeths vier Söhne um die Herrschaft. Allein weder Kaiser Manuel noch die Fürsten des Abendlandes verstanden es, diese günstigen Verhältnisse zur Vernichtung der osmanischen Macht zu benutzen, und schon im Jahre 1413 gelang es Bajazeths Sohn, Mohammed I., nachdem seine drei Brüder im Kampfe

den Tod gefunden, durch die Wiederunterwerfung der türkischen Fürsten in Kleinasien mit der Einheit des Reiches die volle Macht seines Vaters herzustellen.

Die achtjährige Regierung Mohammeds I. (1413—1421), der als ein gerechter und milder Fürst gerühmt wird und mit dem griechischen Kaiser Manuel in gutem Einvernehmen lebte, bildet einen Ruhepunkt in der Geschichte der Osmanen, indem während derselben die durch den zehnjährigen Bürgerkrieg zerrütteten Verhältnisse neu geordnet wurden. In dieser kurzen Friedenszeit sammelte das Reich die Kraft, die ihm unter Mohammeds beiden nächsten Nachfolgern, Murad II. und Mohammed II., einen neuen gewaltigen Aufschwung verschaffen sollte.

## Der Untergang des griechischen Reiches.

(1453.)

Murad II., der Sohn Mohammeds I., war erst neunzehn Jahre alt, als ihn im Jahre 1421 der Tod seines Vaters auf den Thron rief; nichtsdestoweniger zeigte er sich sofort als tüchtiger Herrscher. Mit der Gerechtigkeitsliebe und Milde seines Vaters und einem bedeutenden Feldherrntalente verband er regen Sinn für Kunst und Wissenschaft und mehr Hang zu einem ruhigen, in geistigen Genüssen dahinfließenden Leben, als zur Verfolgung ehrgeiziger Zwecke; dennoch war seine dreißigjährige Regierung eine kriegerisch bewegte, und das Glück begünstigte die meisten seiner Unternehmungen.

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Murad II. Kämpfe gegen seinen Oheim Mustapha und seinen Bruder Mustapha zu bestehen, welche ihm die Herrschaft streitig zu machen suchten, und da die durch dieselben erregten Aufstände bei dem byzantinischen Hofe Unterstützung gefunden, brach er im Jahre 1422 zur Belagerung von Konstantinopel auf. Ein am 24. August unternommener Sturm wurde zwar mit dem Muthe der Verzweiflung abgeschlagen; dennoch würde vielleicht schon damals die letzte Stunde des byzantinischen Reiches geschlagen haben, hätte nicht ein Aufstand in Kleinasien den Griechen Luft gemacht. Während Murad denselben niederschlug, starb Kaiser Manuel (1425), und sein Sohn Johann VII. konnte sich nur dadurch auf dem Throne behaupten, daß er dem zurückgekehrten Murad einen jährlichen Tribut von dreißigtausend Dukaten zusagte und auf alle Städte am schwarzen Meer und am Strymon zu Gunsten der Türken Verzicht leistete.

Um an den Fürsten des Abendlandes eine Stütze für seinen wankenden Thron zu finden, knüpfte Johann VII. mit dem Papste Eugen IV. Unterhandlungen wegen der Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit dem römischen Stuhle an (vergl. Abschn. XXII), und im Jahre 1439 kam in der That zu Florenz, wohin das Concil von Ferrara verlegt worden, ein Unionsvertrag zu Stande; aber das mühevolle Werk hatte keine Dauer. Die Gegner der Union hatten nicht versäumt, in Konstantinopel den Fanatismus der Massen wach zu rufen, und daher wurden die von dem Concile zurückkehrenden Bischöfe mit Hohn und Schmähungen empfangen. Mehrere derselben sagten sich in Folge dessen von den zu Florenz eingegangenen Verpflichtungen wieder los, und nachdem die Patriarchen von Alexandria, Antiochia und Jerusalem über die Union das Anathem ausgesprochen, zeigte sich auch der Kaiser, der anfangs regen Eifer für die Durchführung der florentinischen Beschlüsse an den Tag gelegt, lauer in seinen Bemühungen, denselben die allgemeine Anerkennung zu verschaffen, und trat zuletzt selbst von der Union zurück.

Unterdessen hatte Murad II., von den Fürsten der Serbier und der Wallachen als seinen Vasallen begleitet, verschiedene erfolgreichen Kriegszüge gegen Ungarn unternommen, dessen Krone seit Albrechts II. Tod der König Wladislaw von Polen trug, und immer dringender wurde für dieses Land die Gefahr, dem türkischen Reiche als Provinz einverleibt zu werden, bis im Jahre 1441 der tapfere Woiwode von Siebenbürgen, Johann Hunyadi, den Oberbefehl in den Städten an der ungarischen Südgrenze erhielt. Mit nur fünfzehntausend Mann, die geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben, erfocht derselbe 1442 bei Vassag über ein türkisches Heer von achtzigtausend Mann einen glänzenden Sieg. Dieser unerwartete Erfolg, der den gesunkenen Muth der Ungarn neu belebte, bewog den König Wladislaw, der feurigen Aufforderung des Papstes Eugen IV. zur Fortsetzung des Krieges Folge zu leisten, für welche ihm der päpstliche Legat, der Kardinal Julian Cesarini, die Unterstützung eines Kreuzzuges in Aussicht stellte, den Eugen IV. im ganzen Abendlande predigen ließ.

Im Sommer 1443 zog ein ansehnliches Heer, aus Ungarn, Polen, Serbiern, Wallachen und deutschen Kreuzfahrern bestehend, unter Wladislaws und Hunyadi's Führung über die Donau. In der Nacht vom 3. November überraschte Hunyadi die Osmanen bei Nissa und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei, worauf die Städte Bulgariens sich den Ungarn anschlossen. Ein zweiter, am Weihnachtstage 1443 bei Kunowiza über die Türken erfochtener Sieg eröffnete dem christlichen Heere die Pässe des Hämus; da jedoch die eingetretene strenge Kälte Krankheiten unter demselben

hervorgerufen und es überdies an Lebensmitteln zu fehlen begann, beschlossen die Führer, den Rückzug nach Ungarn anzutreten und den Kampf im folgenden Jahre zu erneuern. Ihre Siegeshoffnungen wurden erhöht durch die von allen Seiten zugesagten Unterstützungen. Der Papst, der Herzog von Burgund, Genua und Venedig versprachen, ihre Flotten nach dem ägäischen Meere und dem Hellespont zu senden, um den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien abzuschneiden. Indessen bewogen die erlittenen Niederlagen den Sultan, dem König Wladislaw Friedensvorschläge zu machen; die von diesem auf Hunyadi's Rath angenommen wurden. So kam im Juli 1444 zu Szegedin ein Waffenstillstand zu Stande, in welchem Murad II. die Zurückgabe Serbiens und der Herzegowina an ihre Fürsten, sowie die Anerkennung der ungarischen Oberhoheit über die Wallachei zusagte und für die Freilassung seines Schwagers Mahmud Tschelebi, der in der Schlacht bei Kunowiza in die Hände Hunyadi's gefallen, siebzigtausend Dukaten zu zahlen versprach.

Nach dem Abschluß dieses Waffenstillstandes legte Murad, verstimmt über den Gang der Ereignisse, zu Gunsten seines vierzehnjährigen Sohnes Mohammed II. die Regierung nieder und zog sich, nachdem er dem jungen Sultan einen Regentschaftsrath beigegeben, mit seinen vertrautesten Gesellschaftern nach Magnesia zurück, wo er sich, fern von allem Weltgetriebe, einem ungestörten Lebensgenusse hinzugeben gedachte.

Während Murad II. durch den abgeschlossenen Waffenstillstand die Ruhe des Osmanenreiches gesichert zu haben glaubte, überwog an dem ungarischen Hofe die Hoffnung, nach dem Rücktritt des thatkräftigen Sultans die Macht der Türken in Europa gänzlich vernichten zu können, verbunden mit dem Drängen der übrigen christlichen Mächte, den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, die Rücksicht auf den geschlossenen Vertrag, und zwar um so mehr, als die Verbündeten Ungarns denselben, weil ohne ihre Zustimmung abgeschlossen, für ungiltig erklärten, und so wurde die unverzügliche Wiederaufnahme des Krieges beschlossen. Als Vorwand für dieselbe diente der Umstand, daß die Osmanen einige Festungen an dem im Frieden bestimmten Tage nicht geräumt hatten. Die Leitung des ganzen Feldzugs übernahm Hunyadi, dem als Preis des Sieges Bulgarien als eigenes Königreich zugesagt wurde.

Obgleich das zusammengebrachte ungarische Heer nur fünfzehntausend Mann stark war, überschritt dasselbe voll Siegeszuversicht im September 1444 die Donau; denn es zählte auf bedeutende zugesagte Verstärkungen und auf die Unerfahrenheit des jungen Sultans. Da die vielen mitgeführten Wagen den Durchzug durch die Balkanpässe zu sehr erschwerten, wurde der Weg längs des schwarzen

Meeres eingeschlagen. Als das Heer vor Varna anlangte, erhielt es die Nachricht, Murad II. rücke mit erdrückender Uebermacht heran. Er war auf die Kunde von der Erneuerung der Feindseligkeiten durch die Ungarn sogleich von Magnesia aufgebrochen, um seinem Sohne zu Hilfe zu eilen und den begangenen Friedensbruch blutig zu rächen, und genuesische Kauffahrer hatten ihn verrätherischerweise um schnödes Geld mit seinem Heere über den Bosporus gesetzt.

In der Nacht vom 9. November 1444 sahen die Ungarn beim Scheine des Mondes das heranziehende türkische Heer, und da dasselbe dem ihrigen wohl vierfach überlegen war, entstand im ungarischen Lager die Frage, ob man eine Schlacht wagen oder sich zurückziehen solle, um Verstärkungen zu erwarten. König Wladislaw und Hunyadi erklärten sich entschieden für das Erstere, und so wurde der Beschluß gefaßt, den Feind am folgenden Morgen anzugreifen. Die Schlacht begann für die Ungarn unter düsteren Vorzeichen: ein Sturmwind riß alle Fahnen und Feldzeichen im Lager zu Boden. Dennoch kämpften die Christen mit der heldenmüthigsten Tapferkeit, und der Sieg schien sich ihnen zuwenden zu wollen; denn die türkische Schlachtreihe wurde durchbrochen, und Murad selbst wandte sein Roß zur Flucht. Allein zum Unglück für die Christen ließ sich König Wladislaw durch das Drängen seiner polnischen Leibwache zu einem verfrühten Angriff auf die Janitschaaren hinreißen und erlag nach tapferem Kampfe der Uebermacht. Nachdem er von seinem verwundeten Pferde gestürzt, hieb ihm ein Janitschar das Haupt ab, das nun, auf eine Lanze gesteckt, als Siegeszeichen durch die Reihen der Türken getragen wurde. Dieser Anblick verbreitete Bestürzung und Entmuthigung unter den Christen, während er die Türken zu neuer Kampfbegier entflammte, und bald war die Niederlage der Ersteren entschieden. In verworrene Flucht aufgelöst, zerstreuten sich die Ungarn nach allen Seiten. Der Kardinal Julian, der das Heer begleitet und bis zum letzten Augenblick muthig ausgehalten, wurde auf der Flucht erschlagen.

Murad entsagte, nachdem er auf dem Schlachtfelde ein Siegesdenkmal hatte errichten lassen, nochmals zu Gunsten seines Sohnes der Regierung und kehrte nach Magnesia zurück; doch entriß ihn schon im folgenden Jahre ein Janitscharenaufstand, den Mohammed II. nicht zu bewältigen vermochte, zum andern Male seiner Einsamkeit. Auch kam es bald zu einem neuen Kriege mit Ungarn, dessen Stände den fünfjährigen Ladislaus, Albrechts II. nachgeborenen Sohn, als König anerkannt und für die Dauer seiner Minderjährigkeit den tapferen Hunyadi zum Reichsverweser erwählt hatten. Auf den Feldern von Kossowa, wo schon einmal die

türkischen Waffen einen glänzenden Sieg erfochten hatten, kam es am 17. Oktober 1448 zum anderen Male zu einer mörderischen Schlacht, die an den beiden folgenden Tagen erneuert und am 19. durch den verrätherischen Uebergang der Wallachen zu den Türken zum Nachtheil der Christen entschieden wurde, obgleich diese im Kampfe gegen den achtfach überlegenen Feind Wunder der Tapferkeit gewirkt. So groß waren die Verluste der Ungarn, daß sie für längere Zeit jedem Gedanken an eine Fortsetzung des Kampfes entsagen mußten.

Durch die Schwäche der Ungarn vor weiteren Angriffen von Norden her geschützt, wandten die Türken ihre ganze Macht gegen das kriegerische Gebirgsvolk der Albanesen, die unter dem heldenmüthigen Georg Castriota das türkische Joch abgeschüttelt hatten, dem sie in einem früheren unglücklichen Kriege zum größten Theile anheimgefallen.

Georg Castriota, der Sohn eines albanischen Fürsten, war im Jahre 1423, nachdem Murad einen Theil Albaniens seiner Herrschaft unterworfen, im Alter von neun Jahren mit seinen drei Brüdern als Geisel für die Treue seines Vaters nach Adrianopel an den türkischen Hof gekommen, wo er zum Abfall von seinem Glauben gezwungen wurde und bei dem Uebertritt zum Islam den Namen Skanderbeg — Fürst Alexander — erhielt. Seine Schönheit, sein feuriger Muth und ritterlicher Sinn und seine reiche geistige Begabung gewannen ihm die Zuneigung Murads so sehr, daß er ihn mit seinen eigenen Söhnen erziehen ließ und ihm schon frühe eine Führerstelle in seinem Heere übertrug, die ihm Gelegenheit gab, in einer Reihe glücklich bestandener Wagnisse und Kämpfe Proben eines Heldensinnes abzulegen, der die Türken mit staunender Bewunderung erfüllte.

Nach dem Tode seines Vaters Jwan Castriota forderte Skanderbeg dessen Fürstenthum, und da Murad ihm dasselbe verweigerte, faßte er den Entschluß, sich von den Feinden seines Glaubens los zu reißen und mit den Waffen in der Hand sich selbst sein väterliches Erbe und seinem Lande die Freiheit zu erkämpfen. Nach der Niederlage Murads bei Nissa verließ er, die allgemeine Verwirrung benutzend, mit dreihundert seiner Landsleute heimlich das türkische Heer, nachdem er den Staatssekretär des Sultans durch Todesdrohungen gezwungen, ihm einen Ferman auszustellen, durch welchen dem Statthalter der albanischen Stadt Kroja Befehl ertheilt wurde ihm Stadt und Festung zu übergeben. Nachdem er auf diese Weise in den Besitz des wichtigsten Platzes seines heimathlichen Gebietes gekommen und die türkische Besatzung erschlagen worden, fiel ihm das ganze Volk der Albanesen freudig zu, und die gesammte Kriegsmacht der Türken vermochte Nichts gegen den

kühnen Helden und seine tapferen Schaaren, die sich unter seiner Führung für unbezwingbar hielten.

Als Murad nach dem Siege bei Kossowa im Mai 1449 mit hundertfünfzigtausend Mann und zahlreichem Geschütz selbst in Albanien erschien, schreckte Skanderberg auch vor dieser gewaltigen Uebermacht, die seine kleine Schaar von fünfzehntausend Mann ohne Mühe zu vernichten gedachte, nicht zurück. Nachdem er den türkischen Vortrab von vierzigtausend Mann in die Flucht geschlagen, zog er sich in das Gebirge zurück und schnitt den Türken die Zufuhren ab, überfiel, rasch wie der Blitz bald hier, bald dort erscheinend, die einzelnen Abtheilungen des feindlichen Heeres und ermüdete dadurch den Sultan, dem kein Sturm gelingen wollte, so sehr, daß er voll Verdruß den Kampf aufgab und nach Adrianopel zurückkehrte, wo er im Januar 1451 im Alter von neunundvierzig Jahren starb. Noch fünfzehn Jahre setzte Skanderbeg, von ganz Europa als der größte Feldherr des Jahrhunderts bewundert und gepriesen, den Kampf für die Unabhängigkeit seines Landes fort und starb unbezwungen im Jahre 1466.

Murads II. Sohn, **Mohammed II.**, war zweiundzwanzig Jahre alt, als der Tod seines Vaters, dem er zweimal den Thron wieder hatte einräumen müssen, ihn zum unbestrittenen Beherrscher des Osmanenreiches machte. Von der Gerechtigkeitsliebe und dem milden, friedlichen Sinne Murads war nicht das Geringste auf ihn übergegangen; seine ungewöhnliche Geisteskraft und Willensstärke dienten nur der maßlosesten Herrschbegierde und Eroberungssucht; dabei war er grausam, blutdürstig, arglistig und treulos, von ungezügelter Leidenschaft verzehrt und in schmachvolle Wollust versunken. Hatte sein Vater, dem mit Johann VII. geschlossenen Vertrage getreu, sich mit der Vasallenschaft des griechischen Kaisers begnügt und nach Johanns Tod (1448) dessen Bruder und rechtmäßigen Nachfolger **Konstantin XII.**, dem Johann das sogenannte Despotat von Lakonien hatte überlassen müssen, willig als Kaiser anerkannt, so war Mohammed II. entschlossen, der Scheinexistenz des byzantinischen Reiches ein Ende zu machen und seinen Herrschersitz in Konstantinopel aufzuschlagen. Um die Schifffahrt auf dem schwarzen Meere sperren zu können und einem Heere aus Asien den Uebergang zu erleichtern, ließ er dicht bei Konstantinopel eine starke Festung bauen, und nachdem dadurch, wie er vorausgesehen und gewünscht, Reibungen zwischen ihm und dem byzantinischen Hofe entstanden waren, erklärte er im September 1452 dem Kaiser Konstantin den Krieg und erschien im März 1453 mit einem Heere von zweimalhundertsechzigtausend Mann vor den Mauern von Konstantinopel.

So wenig Konstantin XII. auch hoffen durfte, den Sturz des

Reiches aufhalten zu können, so war er doch entschlossen, den Kampf um dasselbe aufzunehmen und lieber als Kaiser in muthvoller Vertheidigung seiner Hauptstadt zu sterben, als feige zu weichen. Um durch die Vermittlung des Papstes die Hilfe des Abendlandes zu erlangen, erklärte er sich bereit, die von seinem Vorgänger aufgegebene Union vollziehen zu lassen, und trotz aller Täuschungen, deren sich der byzantinische Hof gegen den römischen Stuhl schuldig gemacht, sandte Papst Nikolaus V. zu diesem Zwecke einen Legaten nach Konstantinopel. Als derselbe jedoch am 12. Dezember 1452 das Fest der Union in der Sophienkirche in Gegenwart des Kaisers, vieler Großen und von nahezu dreihundert Geistlichen feierte, erwachte der alte Haß der Griechen gegen das abendländische Kirchenthum in seiner vollen Stärke. Die hauptsächlich durch die schismatischen Mönche fanatisirte Menge durchzog schreiend und tobend unter Verwünschungen gegen die Anhänger Roms die Straßen, während die Gegner der Union unter der Geistlichkeit und den Vornehmen die Sophienkirche als entweiht nicht mehr besuchten und laut erklärten: sie verzichteten auf die Hilfe des Abendlandes und wollten lieber türkisch als lateinisch sein.

Mit der gleichen Verblendung, mit welcher die Bevölkerung von Konstantinopel sich der Aussöhnung mit dem Papste widersetzte, entzog sie auch dem bedrängten Kaiser ihre Mitwirkung in der Vertheidigung seiner Hauptstadt. Die Reichen versteckten ihre angesammelten Schätze, statt sie dem Kaiser zur Anwerbung von Truppen zur Verfügung zu stellen, und unter den dreimalhunderttausend Bewohnern, die Konstantinopel damals zählte, fanden sich kaum fünftausend waffenfähige Bürger. Mit dieser kleinen Schaar und etwa zweitausend Söldnern sollte Konstantin die ausgedehnte Stadt, deren Befestigungwerke man überdies längst in sträflichster Sorglosigkeit gänzlich hatte verfallen lassen, gegen eine mehr als zwanzigfache Uebermacht vertheidigen. Zum Glücke hatte die Republik Genua dem Kaiser den edlen Johann de Giustiniani mit neunhundert Mann zu Hilfe gesandt, und der kriegserfahrene Genuese bot Alles auf, um die geringen Vertheidigungsmittel der Stadt bestmöglich zu verwerthen. Das Einzige, was den Griechen zu Statten kam, war der Umstand, daß die Erstürmung von Konstantinopel auch einen Angriff von der Seeseite erforderte und die türkischen Schiffe von äußerst schlechter Beschaffenheit und mit ungeübter Mannschaft besetzt waren.

Nachdem Mohammed die Einschließung der Stadt von der Landseite her beendigt hatte, begann am 6. April 1453 die eigentliche Belagerung derselben, worauf achtzehn Batterien zehn Tage lang unausgesetzt ihre Geschosse gegen die Mauern der Stadt entsandten. Ganz besonders setzte Mohammed sein Vertrauen auf ein

Wurfgeschütz von riesenhaften Dimensionen, das ein ungarischer Stückgießer, der in Konstantinopel nicht genügend bezahlt worden, für ihn gegossen hatte. Diese Riesenkanone, die von hundert Ochsen gezogen werden mußte, soll zu einer einzigen Ladung fünfhundert Pfund Pulver gebraucht und Kugeln von der Größe eines Felsblocks geschleudert haben; sie konnte jedoch nur siebenmal im Tage abgefeuert werden und zerplatzte am achten Tage, wobei der Meister selbst getödtet und seine Leiche in die Stadt geschleudert wurde.

Schon hatten die türkischen Geschütze die Mauern von Konstantinopel schwer geschädigt, als am zehnten Tage nach der Eröffnung der Belagerung fünf genuesische Schiffe zur Unterstützung der Belagerten heranahten. Vergebens suchten hundertfünfzig türkische Schiffe denselben den Weg zu versperren: die tapferen, kriegserfahrenen genuesischen Seeleute blieben in dem sich entspinnenden Gefechte siegreich, und unter dem Jubel der Belagerten liefen die fünf Schiffe in den Hafen von Konstantinopel ein.

Da Mohammed erkannt hatte, daß es ihm unmöglich sein werde, in den Besitz der Stadt zu gelangen, so lange der Hafen derselben ihm versperrt blieb, verfiel er auf den Gedanken, seine Schiffe vom Bosporus her zu Lande in denselben zu bringen. Zu diesem Ende ließ er den unebenen, hügeligen Raum, der sich zwischen Konstantinopel und der Vorstadt Galata befand, mit Balken und Brettern belegen und dieselben mit Fett bestreichen, und auf dieser Rutschbahn gelangten in der That in einer Nacht siebzig zweiruderige Schiffe und einige kleineren glücklich in den Hafen. Das Gelingen dieses kühnen Unternehmens steigerte die Siegeszuversicht der Türken in dem gleichen Grade, in welchem es den Muth der Griechen niederschlug. Giustiniani wollte die türkischen Schiffe während der Nacht in Brand stecken lassen; aber der wohlberechnete Plan wurde durch die genuesischen Bewohner von Galata, die während der ganzen Belagerung sich gegen beide Theile treulos bewiesen, den Türken verrathen und Giustiniani's Schiff mit hundertfünfzig tapferen Italienern durch das feindliche Geschütz in den Grund gebohrt.

Obgleich seit dem Einlaufen der türkischen Flotte in den Hafen von Konstantinopel das Schicksal der unglücklichen Stadt unwiderruflich besiegelt war, da die Mauern bereits zahlreiche Breschen zeigten und die spärlichen Vertheidigungsmittel mehr und mehr zusammenschmolzen, ohne daß irgend welche Aussicht auf Entsatz durch fremde Hilfe vorhanden war, hörte der unheilvolle innere Zwist nicht auf. Während einerseits die vornehmen Griechen, von Neid über Giustiniani's Verdienste erfüllt, den unermüdlichen Vertheidiger der Stadt auf das Bitterste anfeindeten, dauerte andererseits der Haß gegen die römische Kirche in unverminderter Stärke fort. „Sie waren“, sagt der griechische Geschichtschreiber Phranzes, der

die Eroberung Konstantinopels mit erlebte, „derart von der Theologie verblendet, daß sie, selbst wenn ein Engel ihnen geboten hätte, durch Aussöhnung mit dem Abendland die Hauptstadt zu retten, den Untergang vorgezogen haben würden."

Inzwischen hatte Mohammed aus astrologischen Grillen den allgemeinen Sturm auf den 29. Mai festgesetzt. Einen goldnen Streitkolben in der Hand haltend, durchritt er am Vorabende sein Heer und entflammte die Kampflust seiner Schaaren durch die Zusage, daß nach der Erstürmung der griechischen Hauptstadt Gefangene und Beute ihnen gehören sollten, da er für sich nur die Gebäude in Anspruch nehme. Zugleich verhieß er demjenigen seiner Soldaten, welcher zuerst die Mauern der Stadt ersteigen werde, die Statthalterschaft der reichsten seiner Provinzen.. Als die Nacht hereingebrochen, wurde das türkische Lager festlich erleuchtet und unter weithin schallenden Jubelliedern zum Sturme gerüstet.

Ein anderes Schauspiel bot das Innere von Konstantinopel dar. Während das Volk, das in der Vertheidigung der Stadt so wenig geleistet, jammernd und wehklagend durch die Straßen irrte und in den Kirchen verzweiflungsvoll das göttliche Erbarmen anrief, begab sich Konstantin, nachdem er selbst, Allen an Muth und Entschlossenheit voranleuchtend, mit Giustiniani die Ausbesserung der Mauerwerke geleitet, in die Sophienkirche, um an den Stufen des Altares die Todesweihe zu empfangen. Dort bat er Alle, die er je beleidigt haben könne, um Verzeihung, legte das Bekenntniß seiner Sünden ab und empfing das Abendmahl. Hierauf kehrte er in seinen Palast zurück, um von den Seinigen Abschied zu nehmen; denn er war entschlossen, das Reich zu retten oder in der Vertheidigung desselben zu sterben, und bei der nahezu fünfzigfachen Ueberlegenheit des Feindes schien ihm der Tod gewiß. Einen Augenblick drohte der Schmerz ihn zu übermannen; doch gewann er schnell die Fassung wieder, schwang sich auf sein Roß und sprengte zu seinen Tapferen zurück, um die letzten Anstalten zur Vertheidigung zu treffen.

Beim ersten Morgengrauen gab Mohammed das Zeichen zum Angriff, und unter dem Donner der Geschütze brauste, einem Sturme gleich, das feindliche Heer von allen Seiten gegen das kleine Häuflein der Vertheidiger heran. Bald waren die Sturmleitern am Fuße der Wälle aufgerichtet, und die Türken begannen an denselben hinaufzuklettern; aber an der besonnenen, todesmuthigen Vertheidigung der Griechen brachen sich zwei Stunden lang alle ihre Anstrengungen. Die Kugeln der Christen rissen ganze türkische Reihen nieder, und das griechische Feuer richtete furchtbare Verheerungen an. Schon begann Mohammed selbst zu schwanken, und

die Christen schöpften neue Hoffnung; doch in diesem Augenblicke wurde Giustiniani, der mit dem Kaiser an dem St. Romansthore die Vertheidigung leitete, durch eine feindliche Kugel verwundet, und den von den Anstrengungen der Nacht und dem schweren Kampfe Erschöpften verließ die Besonnenheit: er bat den Kaiser um die Erlaubniß, sich zurückzuziehen, und kein Bitten und Drängen Konstantins vermochte, ihn zum Bleiben zu bewegen. In vollständiger Fassungslosigkeit eilte er nach Galata und von da nach Chios, wo er seinen Wunden erlag.

Die Bestürzung, welche Giustiniani's plötzliche Entfernung unter den Belagerten hervorgerufen, entflammte die Türken zu verdoppelten Anstrengungen, und um zehn Uhr waren die Mauern erstiegen. Nur von einer kleinen Zahl unerschrockener Gefährten begleitet, eilt Konstantin nach der Porta Kaligaria, wo die Türken in die Stadt eindringen und Christen und Moslemin einander mit den Händen erwürgen. Bald sind alle seine Begleiter gefallen, und seinem Worte getreu, daß er sie nicht überleben werde, wirft er seinen Purpurmantel ab und stürzt sich, den Tod suchend, mitten unter die Feinde. Ein Janitschar spaltet ihm das Haupt, und unbeachtet bleibt sein Leichnam unter den übrigen Opfern des blutigen Kampfes liegen.

Unterdessen hatten sich die Türken in wildem Siegesjubel durch die Straßen der Stadt ergossen und mit blinder Wuth alles niedergemetzelt, was ihren Streichen sich dargeboten. Zu vielen Tausenden drängte sich das entsetzte Volk Schutz suchend in die Sophienkirche; aber die Thore derselben wurden mit Axtschlägen zertrümmert und von den hereinstürmenden Türken an den Wehrlosen die schmachvollsten Gräuel verübt, die heiligen Stätten geschändet und die Kirchenschätze fortgeschleppt. Ein heruntergerissenes Kruzifix wurde mit einer Janitscharenmütze bedeckt und unter dem höhnenden Rufe: „Seht, das ist der Gott der Christen!“ durch die Straßen getragen.

Am Nachmittag hielt Mohammed seinen prunkvollen Einzug in die eroberte Stadt, über deren Schönheit er staunte. Nachdem er in der Sophienkirche, die fortan als Moschee dienen sollte, sein Dankgebet verrichtet und von dem kaiserlichen Palaste Besitz genommen, befahl er, Konstantins Leiche aufzusuchen. Man erkannte dieselbe an den goldgestickten Adlern auf den rothen Halbstiefeln. Ein Türke trennte das blutbedeckte Haupt von dem Rumpfe, um es dem Sultan zu bringen. Mohammed betrachtete es mit grausamer Freude und gab Befehl, es auf einer Porphyrsäule zur Schau auszustellen; später sandte er es den moslemischen Statthaltern seiner asiatischen und thrakischen Provinzen als Trophäe seines

Sieges zu. Der Leiche des Kaisers gewährte er eine ehrenvolle Bestattung.

Seiner Zusage gemäß überließ Mohammed die Stadt der Plünderung seines Heeres, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Gebäude geschont blieben, da er die griechische Kaiserstadt zu seiner Residenz auserkoren. Von den christlichen Einwohnern wurden an zweitausend niedergemetzelt; die übrigen blieben aus Habsucht verschont; denn alle Bewohner der Stadt galten als Kriegsgefangene, und wer sich nicht auslösen konnte, wurde in die Sklaverei verkauft. Indessen gelang es vielen Griechen, die im goldenen Horn und im Bosporus vor Anker liegenden christlichen Galeeren zu erreichen und auf diese Weise nach Italien zu entkommen, wohin sie viele kostbaren Manuskripte der Schriftsteller des griechischen Alterthums und der Kirchenväter brachten, die sie aus den Flammen gerettet hatten und die, zum größten Theil in den Besitz der Medici gelangt, noch jetzt die Bibliotheken von Florenz schmücken. So trieb, nach dem schönen Ausspruch von Weiß, der Sturm, der die griechische Hauptstadt verheerte, ihre edleren Lebenskeime nach dem Westen, wo sie einen empfänglicheren Boden fanden.

Die Kunde von der Erstürmung Konstantinopels erfüllte ganz Europa mit Trauer und Schrecken; denn es unterlag keinem Zweifel, daß Mohammeds Ehrgeiz sich mit der Besitzergreifung der letzten Reste des griechischen Reiches nicht begnügen werde. Vergebens boten sowohl Papst Nikolaus V. als sein Nachfolger Calixtus III. Alles auf, um einen Kreuzzug gegen den furchtbaren Eroberer zu Stande zu bringen, der bereits zu neuen kriegerischen Unternehmungen rüstete: ihre ernsten Mahnungen fanden bei den Fürsten des Abendlandes kein Gehör. Kaiser Friedrich III. hielt zwar mehrere Reichstage zur Berathung über die zum Schutze der Reichsgrenzen zu treffenden Maßregeln; aber wie er selbst kein Mann der That war, so ließ auch die Schwerfälligkeit des deutschen Staatswesens keinen energischen Entschluß zur Reife kommen.

Mohammeds nächster Zug galt Serbien. Im Frühjahr 1456 erschien er an der Spitze einer gewaltigen Heeresmacht vor **Belgrad**, in welches sich Hunyadi als Bundesgenosse des serbischen Fürsten Georg geworfen hatte, und bald befand sich die Stadt, welcher der Feind alle Zufuhr zu Wasser und zu Lande abgeschnitten, in der äußersten Bedrängniß. Da kam dem tapferen Hunyadi der heilige **Johann von Capistrano** — sogenannt nach seinem in den Abruzzen gelegenen Geburtsort — zu Hilfe und wurde der Retter Belgrads. Dieser begeisterte Franziskaner, der die husitischen Irrthümer mit zündenden Worten bekämpft hatte, durchzog, obgleich bereits siebzig Jahre alt und von den Mühen und Anstrengungen seines Berufes erschöpft, im Auftrag des Papstes Nikolaus V., als

Bußprediger und Herold des heiligen Krieges gegen die Türken, das östliche Deutschland und wirkte nicht nur Wunder der Bekehrung, sondern riß auch allerorten die Bevölkerung zu glühendem Eifer für die Bekämpfung der Türken hin. Obgleich er, des Deutschen unkundig, nur italienisch oder lateinisch predigte, drängte sich das Volk in Städten und Dörfern zu Tausenden zu ihm heran, um seinen Worten zu lauschen, die, wenn auch nur von Wenigen verstanden, die Herzen mit Begeisterung erfüllten.

Mit einem aus Bürgern und Bauern, Mönchen und Studenten bestehenden, ungeordneten und schlecht bewaffneten, aber mit Opfer- und Todesmuth erfüllten Kreuzheere warf sich Capistrano in das geängstigte Belgrad, und selbst als am 21. Juli die Janitscharen durch die zerschossenen Mauern drangen und sich im wüthenden Anlauf auf die Citadelle stürzten, hielt er durch seine unerschütterliche Siegeszuversicht den Muth der christlichen Streiter aufrecht. Nachdem die Stürmenden durch große Massen brennender Reisigbündel, welche die Besatzung auf sie herabschleuderte, aus dem Graben vertrieben worden, machte Capistrano an der Spitze der Kreuzfahrer einen Ausfall und verbreitete dabei unter den Türken solchen Schrecken, daß sie in wilder Flucht das Weite suchten und selbst den Sultan trotz seiner Drohungen und seines Wüthens mit fortrissen. Vierundzwanzigtausend Türken hatten vor Belgrad ihr Grab gefunden, und Mohammeds gesammtes Belagerungsgeschütz fiel den Siegern in die Hände. Ganz Europa jubelte über den glorreichen Sieg, und aufs Neue gab sich Papst Calixtus III. der Hoffnung hin, einen Kreuzzug in großartigem Maßstabe gegen den Erbfeind der Christenheit zu Stande bringen. Er versetzte zu diesem Zwecke sogar seine Juwelen und Kleinodien, ordnete das Läuten der Türkenglocke um die Mittagsstunde an und spendete Ablaß für Theilnahme an dem Zuge oder Unterstützung desselben; allein auch diesmal waren seine Bemühungen vergeblich. Leider raffte auch ein unerwarteter, allzu früher Tod den tapferen Hunyadi, den größten Helden des ungarischen Volkes, zwanzig Tage nach dem errungenen Siege dahin; vom Lagertyphus ergriffen, starb er in den Armen seines Freundes und Waffenbruders Capistrano, der ihm noch in demselben Jahre ins Grab folgte.

Indessen hatte die bei Belgrad erlittene Niederlage dem Eroberungsdurste Mohammeds eine andere Richtung gegeben, so daß Ungarn für einige Zeit von seinen Angriffen verschont blieb. Im Jahre 1460 entriß er den beiden jüngeren Brüdern Konstantins XII., Demetrius und Thomas, die von ihnen im Peloponnes noch geübte Herrschaft, um deren Besitz sie bis zum letzten Augenblick in leidenschaftlichem Hader mit einander gestritten. In ihren Sturz wurden auch die noch übrigen kleinen Herren in Griechenland

verwickelt, und nachdem die Fürsten gefangen genommen oder vertrieben, die Städte verbrannt und ihre Vertheidiger, zum Theil unter Martern, hingerichtet worden, gehorchte ganz Griechenland, mit Ausnahme einiger von den Venetianern besetzten Häfen, dem türkischen Sultan. Schon vorher waren Serbien, Bosnien und die Wallachei erobert und Streifzüge nach Krain, Friaul, Kärnthen und Steiermark unternommen worden. Später wurde die osmanische Herrschaft auch über ganz Kleinasien ausgedehnt und der Tatarenkhan von Kaptschak zur Anerkennung der Oberlehensherrlichkeit des Sultans gezwungen.

Im Jahre 1463 gerieth Mohammed auch mit den Venetianern wegen ihrer Besitzungen im Peloponnes in einen Krieg, der eine abermalige furchtbare Verheerung dieses unglücklichen Landes zur Folge hatte. Die Insel Negroponte wurde nach einem mörderischen Kampfe, der den Türken über fünfzigtausend Menschen kostete, den Venetianern entrissen, worauf Mohammed unter den Besiegten ein schauerliches Blutbad anrichten ließ. Neben dem Spießen und Viertheilen war das Durchsägen oder Entzweihauen die vorzugsweise von ihm in Anwendung gebrachte Hinrichtungsart, weil er diesen Tod für den qualvollsten hielt. Erst im Jahre 1479 kam ein Friede zwischen ihm und den Venetianern zu Stande. Von den Letzteren in ihrem Kriege gegen den König Ferdinand von Neapel zu Hilfe gerufen, erschien Mohammed im folgenden Jahre mit hundert Schiffen an der Küste Italiens und nahm Otranto hinweg. So hatten die türkischen Waffen bereits den Weg nach dem Abendlande gefunden, und ihr nächstes Ziel war Rom, durch dessen Eroberung Mohammed das Christenthum von der Erde zu vertilgen hoffte. Doch der Tod vereitelte alle ferneren Pläne des gewaltigen Eroberers: er starb am 3. Mai 1481, worauf auch Otranto den Türken wieder entrissen wurde.

Zu dem Ruhme eines Eroberers fügte Mohammed auch den eines Gesetzgebers, indem er dem türkischen Reiche eine alle Verhältnisse desselben regelnde Verfassung gab, die im Wesentlichen noch jetzt in demselben fortbesteht. Wie er selbst, um sich den ruhigen Besitz seines Thrones zu sichern, seinen Bruder schon an der Mutterbrust getödtet hatte, so stellte er den Brudermord als Prinzip auf und erhob ihn zum Staatsgesetz. Die meisten Gesetzeskundigen", so lautet die von ihm erlassene Verordnung, „haben erklärt, daß diejenigen meiner erlauchten Söhne und Enkel, welche den Thron besteigen werden, zur Sicherung der Ruhe der Welt ihre Brüder hinrichten lassen können, und darnach sollen sie handeln." Das Christenthum duldete er in seinen Staaten; aber diese Duldung wurde in seinen Händen zu einem Werkzeug der Knechtschaft, denn die Christen hatten nicht nur ungleich höhere und lästigere

Steuern zu entrichten, als die Moslemin, sondern durften auch von den türkischen Beamten und Statthaltern zu den willkürlichsten und härtesten Frohndiensten angehalten werden. Am drückendsten war für die Christen der Knabenzins, der an den Sultan zur Ergänzung seiner Sklaven, der Janitscharen und der besoldeten Reiterei (Sipahi) gewöhnlich alle fünf Jahre abgeliefert werden mußte. Als Begünstiger des Schisma's, das seine Zwecke nur fördern konnte, bewirkte Mohammed die Wahl eines unionsfeindlichen Patriarchen, der von ihm in der gleichen Weise die Investitur erhielt, wie sie früher von dem griechischen Kaiser ertheilt worden, und das Patriarchat erhob sich nach und nach wieder zu äußerem Glanz; aber es blieb der Spielball des türkischen Despotismus und ehrgeiziger Umtriebe.

Um das durch die Wegführung so vieler Tausende von Griechen in die Sklaverei fast verödete Konstantinopel neu zu bevölkern, zwang Mohammed fünftausend moslemische Familien aus Kleinasien durch die Androhung der Todesstrafe für den Fall der Weigerung zur Einwanderung in die neue Hauptstadt des Osmanenreiches; auch legte er, um feindlichen Flotten den Weg zu derselben zu sperren, zu beiden Seiten des Hellesponts zwei feste Schlösser, die sogenannten „alten Dardanellen", an.

## XXII.

# Der Osten Europa's im 14. und 15. Jahrhundert.

## Ungarn und Polen.

Nachdem mit Ladislaus IV., Bela's IV. Enkel und dem Bundesgenossen König Rudolfs von Habsburg in dessen Kriegen gegen Ottokar von Böhmen, im Jahre 1290 die männliche Linie des alten Arpadischen Herrscherhauses ausgestorben, bestieg, der von dem verstorbenen König getroffenen und von der Mehrzahl der Magnaten gebilligten Bestimmung gemäß, Andreas III., ein nicht ebenbürtiger Nachkomme König Andreas' II. (s. S. 110) den ungarischen Thron und vermählte sich mit Agnes, der Tochter König Albrechts I. (s. S. 311). Indessen wurde ihm die Herrschaft streitig gemacht durch den neapolitanischen Prinzen Karl Martell, den ältesten Sohn des mit Ladislaus' IV. Schwester Maria vermählten Königs Karl II. aus dem Hause Anjou. Derselbe wurde zwar, als er im Jahre 1293 in Dalmatien gelandet, von Andreas III. zurückgeschlagen und starb zwei Jahre später; allein sein Sohn Karl

Robert setzte, von dem päpstlichen Legaten unterstützt, den von seinem Vater begonnenen Krieg fort und fand bald in Ungarn zahlreichen Anhang. Noch ehe es zu einer Entscheidung gekommen, starb Andreas III. eines plötzlichen Todes (1301). Doch hörten damit die Wirren im Reiche nicht auf; denn ein Theil der Großen übertrug die ungarische Krone dem König Wenzel II. von Böhmen für seinen Sohn Wenzel III. (s. S. 307) und wählte, nachdem dieser in Folge seiner Aussöhnung mit seinem Oheim König Albrecht I. auf dieselbe Verzicht geleistet, den Herzog Otto von Baiern, einen Enkel Bela's IV. von mütterlicher Seite, zum König. Indessen gelang es im Jahre 1310 dem vermittelnden Dazwischentreten des Papstes Clemens V., für Karl Robert die allgemeine Anerkennung der Ungarn zu erlangen.

Karl Robert, ein einsichtsvoller Herrscher, stellte in dem durch den neunjährigen Bürgerkrieg zerrütteten Lande gesetzliche Zustände her und hob dasselbe zu neuer Blüthe. Bei dem Tode seines Großvaters Karl II. leistete er im Interesse der Aufrechthaltung des Friedens zu Gunsten seines Oheims Robert, des jüngeren Bruders seines Vaters, Verzicht auf den Thron von Neapel, der nach dem Rechte der Erstgeburt ihm hätte zufallen müssen; doch eröffnete er in der Folge seinem Hause die Aussicht auf denselben durch die Vermählung seines zweiten Sohnes Andreas mit Roberts Enkelin und Erbin Johanna. Auch hatte er die Freude, seinen ältesten Sohn Ludwig, dem die ungarische Krone bestimmt war, zugleich zum Thronfolger in Polen erwählt zu sehen.

In diesem Reiche herrschte seit dem Tode Wladislaw Lokieteks (1333), der Groß- und Kleinpolen dauernd zu Einer Monarchie verbunden und nach seiner Anerkennung durch Papst Johann XXII. zu Krakau die polnische Königskrone empfangen hatte, Kasimir III. der Große, Wadislaws Sohn, mit dessen Schwester Elisabeth König Karl Robert vermählt war. Dieser treffliche Regent, der sich durch seine väterliche Fürsorge für den Bauernstand und die großen Erleichterungen, die er demselben verschaffte, den Beinamen des „Bauernkönigs" erworben, wünschte, da er selbst kinderlos war und den unbestrittenen Besitz des polnischen Thrones hauptsächlich den Bemühungen seines Schwagers zu verdanken hatte, sein Land seinem Neffen Ludwig zu hinterlassen, und erlangte dafür die Zustimmung der Reichsstände.

Ludwig, der im Jahre 1342 nach dem Tode seines Vaters als siebzehnjähriger Jüngling den ungarischen Thron bestieg, führt mit Recht den Namen des Großen; denn durch die Umsicht und Entschiedenheit, womit er während seiner vierzigjährigen Regierung die Angelegenheiten des Landes lenkte, hob er dasselbe zu ungewöhnlicher Blüthe und zu einer achtunggebietenden Macht. Er zwang die

Venetianer durch glücklich geführte Kriege, ihren alten Ansprüchen auf Dalmatien zu entsagen (1358), unterwarf die Wallachei und begründete einen nicht unbedeutenden Einfluß Ungarns auf die Serbier und Bulgaren. Während er auf diese Weise die Grenzen seiner Herrschaft erweiterte, sorgte er zugleich für die innere Wohlfahrt seines Reiches durch die Abschaffung zahlreicher Mißbräuche in der Verwaltung und Rechtspflege und durch eifrige Förderung der Wissenschaft wie des Handels und Verkehrs.

Als im Jahre 1370 in Polen mit Kasimir dem Großen das alte Herrscherhaus der Piasten erlosch, bestieg Ludwig auch den Thron dieses Landes; da er jedoch seine Regententhätigkeit nicht in der gleichen umfassenden Weise über beide Länder ausdehnen konnte, überließ er die Regierung Polens seiner Mutter Elisabeth, in der sicheren Erwartung, daß die dem alten polnischen Herrschergeschlechte entsprossene Königin die Herzen des Volkes leicht für das neue gewinnen werde. Allein Elisabeth ließ sich durch Schmeichler zu unklugen Schritten verleiten, die Mißvergnügen und Parteiungen hervorriefen, und da sie ihr Ansehen nicht aufrecht zu halten vermochte, kehrte sie nach Ungarn zurück.

Nach dem Tode Ludwigs des Großen (1382) erkannten die Ungarn seine mit Kaiser Karls IV. Sohne Sigismund verlobte ältere Tochter Maria als Thronerbin an, während die Polen Ludwigs jüngere Tochter Hedwig zu ihrer Königin wählten. Um die Hand der Letzteren bewarb sich der Großfürst Jagello von Litthauen, der zwar noch Heide war, aber für den Fall der Annahme seiner Bewerbung seinen und seines Volkes Uebertritt zum Christenthume zusagte, und da er den Polen als Preis der nachgesuchten Verbindung große Vortheile in Aussicht stellte, ließ sich Hedwig zur Vermählung mit ihm bewegen.

Nachdem Jagello im Jahre 1386 zu Krakau mit mehreren seiner Großen die Taufe empfangen, wobei er den Namen Wladislaw annahm, zog er in Begleitung der Königin und vieler polnischen Großen und Geistlichen nach seiner Hauptstadt Wilna, wo er, nachdem auf einem Reichstage die christliche Religion als Staatsreligion proklamirt worden, ein Bisthum errichtete, das er dem polnischen Minoriten Andreas Vasillo, dem Beichtvater seiner Gemahlin, verlieh. Da die polnischen Geistlichen der Landessprache unkundig waren, zog Jagello selbst mit den Glaubensboten durch das Land, um ihnen als Dolmetscher zu dienen; dennoch blieb die Bekehrung der Litthauer bei der Eilfertigkeit, mit welcher sie betrieben wurde, eine mehr äußerliche. Die heiligen Feuer wurden ausgelöscht, die den Göttern geweihten Haine umgehauen und die Götzenbilder zerschlagen, und da das Volk seine Götter nicht dagegen einschreiten sah, ließ es sich leichter zur Annahme der neuen

Religion bewegen. Schaarenweise wurden die Täuflinge an das Ufer geführt und oft ganz ohne allen Unterricht getauft; daher erhielten sich auch noch lange Zeit hindurch im Geheimen viele heidnischen Gebräuche.

Unter der Regierung der Jagellonen hob sich Polen durch die Verbindung mit Litthauen zu einem mächtigen Reiche; doch bildete sich unter derselben auch, in Folge der großen Zugeständnisse, welche Jagello als Wladislaw II. dem polnischen Adel machte, um von demselben die Anerkennung seines noch im Knabenalter stehenden Sohnes als seines Nachfolgers zu erlangen, jene zügellose Freiheit der polnischen Edelleute aus, die in der Folge dem Königreich Polen so verderblich werden sollte.

In Ungarn führte nach Ludwigs des Großen Tod, statt der zwölfjährigen Königin Maria und ihres Verlobten Sigismund, die Königin-Mutter Elisabeth die Verwaltung, und wie ehedem in Polen, so machte sie auch hier in kurzer Zeit ihre Regierung so verhaßt, daß ein Theil des Adels, an ihrer Spitze das mächtige, von ihr beleidigte Geschlecht der Horwathi, Karl dem Kleinen von Neapel, einem Urenkel Karls II., die ungarische Krone anbot. Dieser erklärte zwar, als er im Jahre 1385 in Ungarn erschien, wo inzwischen die Vermählung der Königin Maria mit Sigismund vollzogen worden, er sei nur gekommen, um den Zwist des Adels mit der Königin-Mutter zu schlichten; aber bald ließ er die Maske fallen. Nachdem er von den Großen seiner Partei zum Gubernator von Ungarn ernannt worden, verlangten sie ihn auf einer Reichsversammlung zu Ofen auch zum König, und Maria wurde genöthigt, nicht nur der Krone zu entsagen, sondern sogar mit ihrer Mutter der Krönung ihres Verdrängers beizuwohnen.

Aber die Königin-Mutter sann auf Rache; sie ließ den neuen König unter dem Vorwande, daß sie ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe, am 7. Februar 1386 auf ihr Zimmer in dem Schlosse zu Stuhlweißenburg laden, und als seine Begleiter sich zurückgezogen, stürzte ihr Mundschenk Blasius Forgacz auf ihn ein und versetzte ihm mit seinem Streithammer mehrere Hiebe über den Kopf, die ihn zu Boden streckten. Schwer verwundet wurde er in sicheren Gewahrsam gebracht, in welchem er siebzehn Tage später starb, nach Einigen an den Folgen der erhaltenen Verletzungen, nach Anderen an Gift.

Mit dem Tode Karls des Kleinen war jedoch Maria's Herrschaft nicht hergestellt; seine Partei übte vielmehr das Vergeltungsrecht. Auf einer Reise nach Dalmatien wurden Elisabeth und Maria von Ladislaus Horwathi mit großer Uebermacht überfallen, ihre Begleiter theils getödtet, theils zersprengt und sie selbst als Gefangene auf das Schloß Novigrad gebracht (25. Juli 1386). Hierauf

schickten die Anhänger Karls des Kleinen Gesandte nach Neapel, um dessen unmündigen Sohn Ladislaus zum Empfang der ungarischen Krone einzuladen. Um durch die Befreiung der gefangenen Königinnen die Vereinigung Ungarns mit Neapel zu verhindern, ließ der Doge von Venedig die Burg Novigrad belagern, worauf die Besatzung die Königin Elisabeth vor den Augen ihrer Tochter erdrosselte und ihre Leiche den stürmenden Venetianern über die Mauer zuwarf.

Auf die Nachricht von diesen Vorgängen eilte Sigismund, der bald nach seiner Vermählung nach Böhmen gezogen war, um von dort Hilfe zur Behauptung des ungarischen Thrones herbeizuholen, nach Ungarn zurück, um seine Gemahlin zu befreien. Nachdem er von der Mehrzahl der Großen zum König ausgerufen und am 3. März 1387 zu Stuhlweißenburg gekrönt worden, gelang es ihm mit Hilfe der Venetianer, die gefangene Königin den Händen ihrer Feinde zu entreißen, worauf ihm dieselbe alle ihre Regierungsrechte abtrat. Für Sigismund erschienen jedoch noch keine ruhigen Tage. Er besiegte zwar die Horwathi; allein die Strenge, mit welcher er sie für ihre Empörung strafte, erregte große Unzufriedenheit und gab Anlaß zu neuen Aufständen. Als er im Jahre 1401 das Haupt der Mißvergnügten, den Woiwoden Stephan Laczk, ohne jede Rechtsform hatte enthaupten lassen, nahmen ihn die erbitterten Großen gefangen und brachten ihn auf ein festes Schloß; doch gelang es den Bemühungen seiner Partei, nach achtzehn Wochen seine Freilassung zu bewirken. Er begab sich hierauf nach Böhmen, wo die durch die Willkürherrschaft seines Bruders Wenzel erregten Wirren fortdauerten, und während seiner Abwesenheit setzten die Unzufriedenen die Wahl eines Gegenkönigs durch, die auf Ladislaus von Neapel fiel. Derselbe ließ sich auch im Jahre 1403 in Raab krönen; doch wurde er bald darauf von den Anhängern Sigismunds wieder vertrieben.

Nach dem frühen Tode Albrechts II., des Schwiegersohnes Sigismunds, (s. S. 439 f.) wählten die ungarischen Stände, da er nur eine Tochter hinterlassen, den jungen König Wladislaw III. von Polen, den Sohn Jagello's und der Königin Hedwig, zum König; als jedoch Albrechts Wittwe Elisabeth, Sigismunds einzige Tochter, vier Monate nach dem Tode ihres Gemahls einem Sohn, Ladislaus Posthumus (der Nachgeborene), das Leben gab, erklärte sich ein Theil der Ungarn, durch Elisabeth gewonnen, für diesen, und so wurde das Land von neuen Parteiungen zerrissen. Elisabeth brachte ihren Sohn mit der alten ungarischen Königskrone nach Oesterreich, um ihn dem Schutze König Friedrichs III. zu übergeben, den Albrecht II. in seinem Testamente zum Vormunde seiner Kinder bestimmt hatte, und hier wuchs der reichbegabte Knabe zu

einem schönen, vielversprechenden Jüngling heran. Indessen raubte ihm, während der von Papst Eugen IV. nach Ungarn entsandte Kardinal Julian zwischen den streitenden Parteien Frieden zu stiften suchte, schon am 24. Dezember 1442 ein plötzlicher Tod die unermüdlich für seine Rechte wirkende Mutter, worauf die meisten seiner Anhänger zu Wladislaw übergingen. Als dieser bei Varna gefallen (s. S. 510), entstanden neue Wirren; doch wurde endlich auf einem Reichstage zu Preßburg im Mai 1445 der fünfjährige Ladislaus als König anerkannt und Hunyadi für die Dauer seiner Minderjährigkeit mit der Regentschaft betraut. Da Friedrich III. sich weigerte, den Ungarn ihre Königskrone auszuliefern und ihnen den jungen König zur Erziehung zurückzusenden, kam es zu Feindseligkeiten zwischen ihm und Ungarn, die erst im Jahre 1450 durch einen Vertrag geschlichtet wurden, dem zufolge Ladislaus an Friedrichs Hof bleiben sollte.

Außer Ungarn hatte Ladislaus von seinem Vater auch Böhmen und Oesterreich ererbt; doch sollte er in keinem der drei Länder zur selbstständigen Regierung gelangen: schon am 24. November 1457 raffte ihn in seinem achtzehnten Jahre ein plötzlicher Tod hinweg. Während Oesterreich an Friedrich III. und dessen Bruder Albrecht überging, wählten die Ungarn und die Böhmen eigene Könige. In Ungarn wurde am 24. Januar 1458 der fünfzehnjährige Sohn Hunyadi's, Matthias Corvinus, auf den Thron erhoben. Trotz seiner großen Jugend zeigte er sich von Anfang an der schweren Aufgabe, die Ruhe im Innern zu wahren und des Reiches Grenze gegen die verheerenden Einfälle der Türken zu schützen, vollständig gewachsen. Voll feurigen Muthes, ehrgeizigen Strebens und kühner Unternehmungslust, war er zugleich ein glücklicher Feldherr, der den Sieg an seine Fahnen zu fesseln wußte und von seinen Kriegern vergöttert wurde. Dabei war er mit den glücklichsten Geistesgaben ausgestattet und ein Freund und Beschützer der Wissenschaft. Vertraut mit den alten Klassikern, sowie mit den Kirchenvätern, die er noch als König eifrig studirte, und der lateinischen Sprache vollständig mächtig, wußte er sich zugleich in der deutschen Sprache, sowie in den verschiedenen slavischen Mundarten, die in seinem Reiche geredet wurden, mit Leichtigkeit und Gewandtheit auszudrücken. Von dem ehrgeizigen Wunsche getrieben, alle Fürsten seiner Zeit in der Förderung der Wissenschaft zu überbieten, zog er zahlreiche Gelehrte an seinen Hof, die ihn sogar in das Feldlager begleiten mußten, gründete zu Ofen eine Universität und errichtete ebendaselbst mit großen Geldopfern eine Bibliothek, die an Zahl und Seltenheit der Handschriften von keiner anderen jener Zeit übertroffen wurde.

Als Regent war Matthias unermüdlich thätig für die Verbes-

serung des Gerichtswesens und strenge Handhabung der Ordnung und Gerechtigkeit. Jeder, auch der Geringste, hatte Zutritt zu ihm; alle an ihn gerichteten Briefe las er selbst und schrieb oder diktirte die Antwort in kurzen, aber bestimmten Worten. Den ungarischen Großen gegenüber, die, wie allerorten, eifersüchtig über ihre Privilegien wachten, vermöge deren sie den von ihnen gewählten König in Abhängigkeit erhalten konnten, wußte er sein Ansehen zu behaupten und das Volk gegen ihre Anmaßungen und Uebergriffe zu schützen. Bei der Durchführung seiner weitausschauenden Entwürfe verschmähte er schlaue Kunstgriffe ebenso wenig, als gewaltsame Mittel; doch waren ihm Schleichwege und Schmeichelei verhaßt.

Gleich im Anfange seiner Regierung sah sich Matthias in Gefahr, seine Krone an Friedrich III. zu verlieren, den eine mit ihm unzufriedene Partei zum Gegenkönig gewählt; es gelang ihm jedoch, nicht nur seine Gegner zu versöhnen, sondern auch durch kluge Benutzung der Umstände den Kaiser zur Verzichtleistung auf die ungarische Krone zu bewegen, die ihm nur für den Fall zugesagt wurde, daß Matthias kinderlos versterbe.

Wie Matthias mehrere von widerspenstigen Großen erregten Aufstände rasch zu bewältigen wußte, so gelang es ihm auch durch glücklich geführte Kriege, die Türken in Schranken zu halten. Nicht wenig trugen zu den Erfolgen seiner kriegerischen Unternehmungen die von ihm in das Kriegswesen eingeführten Verbesserungen und die Errichtung eines stehenden Heeres von sechstausend, meist im Auslande geworbenen Söldnern bei, die er zu solcher Kühnheit und Todesverachtung zu entflammen wußte, daß sie wegen ihrer Furchtbarkeit den Namen der „schwarzen Schaar" erhielten.

In Böhmen war nach dem Tode des jungen Ladislaus der utraquistische Georg Podiebrad, der für denselben die Regierung geführt, zum König gewählt worden und hatte, nachdem er dem Papst Calixtus III. Gehorsam und Treue gelobt, die päpstliche Anerkennung erhalten, worauf er die ihm widerstrebenden böhmischen Nebenlande Mähren, Schlesien und die Lausitz durch Waffengewalt zur Unterwerfung gezwungen. Da er jedoch seinen gegen die Kirche eingegangenen Verpflichtungen nicht nachkam, bot Papst Paul II., Calixtus' III. zweiter Nachfolger, die böhmische Krone dem König Matthias Corvinus an, und als dieser hierauf mit Heeresmacht in Böhmen erschien, wurde er von der katholischen Partei als König anerkannt. Um ihn nicht in den Besitz des Landes gelangen zu lassen, bewirkte Podiebrad, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß seine eigenen Söhne sich nicht auf dem böhmischen Throne würden halten können, die Wahl des fünfzehnjährigen polnischen Prinzen Wladislaw, des Sohnes König Kasimirs IV. und Enkels Wladislaw Jagello's, zu seinem Nachfolger, wodurch den

Katholiken Böhmens der Grund zum Anschluß an den König von Ungarn benommen wurde. So kam es nach Podiebrads Tode (1471) zu einem Kriege zwischen Ungarn und Polen, in welchen später auch Kaiser Friedrich III. verwickelt wurde, da er Wladislaw mit der böhmischen Krone und Kur belehnt hatte. Matthias zwang den Kaiser durch einen verheerenden Einfall in Oesterreich, ihm die Belehnung mit Böhmen, sowie eine bedeutende Geldsumme für die Räumung Oesterreichs zuzusagen, wodurch der Friede zwischen Beiden hergestellt wurde. Indessen kam im Jahre 1478 zwischen den Königen von Polen, Ungarn und Böhmen ein Vertrag zu Stande, kraft dessen Wladislaw Böhmen behalten, an Matthias aber Mähren, Schlesien und die Lausitz abtreten, und bei dem Ableben des Einen der Andere ihm im Besitze der genannten Länder folgen sollte.

Da Friedrich die gegen Matthias eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt ließ, wurde Oesterreich bald aufs Neue durch verheerende Kriegszüge des Königs von Ungarn heimgesucht. Im Jahre 1485 gelang es demselben sogar, sich in den Besitz von Wien zu setzen, so daß Friedrich III. gleich einem Verbannten von einer Reichsstadt zur andern umherziehen und von Anleihen und Geschenken leben mußte. Auch die lange vergeblich erbetene Hilfe des Reiches, die dem Kaiser endlich im Jahre 1487 bewilligt wurde, vermochte Nichts gegen den siegreichen Matthias, obgleich das Reichsheer in dem Herzog Albrecht von Sachsen, dem Schwiegersohne Friedrichs, einen tapferen und kriegskundigen Führer besaß. Mit Bewilligung des Kaisers schloß derselbe noch in dem nämlichen Jahre mit Matthias einen Waffenstillstand, nach welchem diesem alle in Oesterreich gemachten Eroberungen so lange verbleiben sollten, bis er für seine sämmtlichen Forderungen und Kriegskosten entschädigt sein werde. Zum Glück für Friedrich, für welchen die Beschaffung einer solchen Entschädigung eine unlösbare Aufgabe war, eröffnete ihm der am 5. April 1490 zu Wien erfolgte Tod des Königs Matthias bessere Aussichten für die Wiedergewinnung des Verlorenen.

Nach Matthias' Tode traten, außer dem König Wladislaw von Böhmen, auch dessen Bruder Johann Albrecht, König von Polen, sowie Friedrichs Sohn Maximilian und endlich auch Johann Kasimir, der natürliche Sohn des verstorbenen Königs, als Bewerber um die ungarische Krone auf; doch trug Wladislaw kraft des im Jahre 1478 geschlossenen Vertrags den Sieg davon. Maximilian von Oesterreich, den die deutschen Stände bereits im Jahre 1486 auf einem Reichstage zu Frankfurt zum römischen König gewählt, fiel zwar, nachdem er Oesterreich wieder erobert hatte, in Ungarn ein, um die durch zahlreiche Verträge begründeten Ansprüche seines

Hauses auf dieses Land geltend zu machen; allein es kam bald zwischen ihm und Wladislaw zu einem Vertrage, in welchem er den Letzteren unter der Bedingung als König anerkannte, daß Ungarn an ihn übergehe, falls Wladislaw keine männlichen Erben hinterlasse.

## Rußland.

Die Vielherrschaft, zu welcher die Theilung Rußlands durch Jaroslaw I. (s. Bd. III. S. 392) den Grund gelegt, dauerte mehrere Jahrhunderte und wurde die Quelle endloser Unruhen und einer immer weiter um sich greifenden Zerrüttung des Reiches, besonders seitdem durch ein neues Gesetz die Bestimmung getroffen worden, daß bei Erledigung des Thrones zu Kiew die Herrschaft nicht dem Sohne des verstorbenen Großfürsten, sondern dem Aeltesten der Familie zufallen solle. Im Jahre 1157 entstand ein neues Großfürstenthum zu Wladimir, das dem zu Kiew nicht einmal mehr dem Namen nach unterworfen und weit mächtiger war, als dieses. Ohne zwingende Nothwendigkeit erkannte keiner der Theilfürsten, deren Zahl zuletzt auf mehr als fünfzig gestiegen war, eine gesetzmäßige Oberherrschaft an; nur der Eigennutz bewog sie bisweilen, bald gegen Kiew, bald gegen Wladimir den Schein der Unterwürfigkeit anzunehmen. Dabei lag allen Schritten dieser Fürsten die treuloseste Staatskunst zu Grunde, da jedes Mittel ihnen gut genug war, wenn es nur zum Ziele führte, und in ihren unaufhörlichen blutigen Fehden verübten sie die wildesten Gräuel.

Zu den inneren Wirren kamen Bedrängnisse von Außen, deren erfolgreiche Abwehr durch die gegenseitige Feindschaft der Theilfürsten unmöglich gemacht wurde. Besonders schwer heimgesucht wurde das Land durch die häufigen verheerenden Einfälle der Kumanen, eines tatarischen Volkes, das im elften Jahrhundert von den Ufern des Jaik in Europa eingewandert war und sich in den Ländern nördlich von dem kaspischen und dem schwarzen Meere niedergelassen hatte. Als die ersten Mongolenhorden in diesen Gegenden erschienen, verbanden sich die russischen Fürsten mit den Kumanen gegen den gemeinsamen Feind; allein sie erlitten am Flusse Kalka eine so furchtbare Niederlage, daß kaum der zehnte Theil ihres Heeres dem Untergang entrann (1222).

Da Dschingis-Khan seine Schaaren zurückrief, um seine Eroberungszüge weiter nach Osten zu richten, hatten die Russen eine Zeitlang vor ihnen Ruhe, bis Batu im Jahre 1235 mit neuen gewaltigen Heerhaufen erschien. Wladimir, Moskau, Kiew und viele anderen Städte wurden erstürmt und unter schaudererregenden

Gräueln gegen die Einwohner in Asche gelegt. Da der Großfürst Jaroslaw II. von Wladimir sich vor Batu gedemüthigt hatte, ließ ihm derselbe die Herrschaft über Rußland unter mongolischer Oberhoheit; doch lastete diese mit furchtbarer Wucht auf dem unglücklichen Lande. Die Bedrängniß Rußlands benutzten die Schweden im Jahre 1240 zu einer Landung an der russischen Küste; sie wurden jedoch durch Jaroslaw's II. Sohn Alexander, dem sein Vater das verschont gebliebene Nowgorod übergeben, in einer Schlacht an der Newa besiegt und zur Rückkehr gezwungen. Alexander, der von dem errungenen Siege den Beinamen Newski erhielt, regierte nach dem Tode seines Vaters (1253) als Großfürst von Wladimir unter der Aufsicht der Mongolen zehn Jahre lang mit so viel Umsicht und Weisheit, daß ihn das dankbare Andenken des Volkes nach seinem Tode unter die Schutzheiligen Rußlands erhob.

Wie der beständige Hader der russischen Fürsten und die daraus hervorgegangene Zerrüttung des Reiches den Mongolen die Eroberung Rußlands erleichtert hatte, so verhinderte sie auch lange Zeit die Abschüttelung der schmachvollen Knechtschaft, in welcher die russischen Fürsten von den Nachfolgern Batu's im Khanate von Kaptschak gehalten wurden. Noch im Jahre 1318 ließ der Khan Usbek den Großfürsten von Wladimir, Michael II. Jaroslawitsch, den sein nach dem Throne strebender Neffe der Vergiftung einer tatarischen Fürstentochter angeklagt, vor sich laden und unter grausamen Martern hinrichten. Die Ohnmacht, die aus einem solchen Zustande äußerer Abhängigkeit und innerer Spaltung hervorgehen mußte, machte es Gedimin, dem Beherrscher von Litthauen, möglich, im Jahre 1320 nach einem Siege über mehrere verbündeten russischen Fürsten die alte Hauptstadt Rußlands, Kiew, zu erobern und sich in den Besitz des größten Theils des dazu gehörigen Großfürstenthums zu setzen. Zu dieser Zeit kam der Herrschersitz des Großfürstenthums Wladimir nach Moskau, das seitdem die Hauptstadt von ganz Rußland wurde.

Nach dem Tode Usbeks (1341), von dessen hohem Ansehen der Umstand Zeugniß ablegt, daß sein Volk von ihm den Namen der Usbeken annahm, verfiel, in Folge blutiger Streitigkeiten um die Erbfolge, die Macht der Kaptschakischen Horde, und die russischen Fürsten zögerten nicht, den Kampf für die Herstellung ihrer Unabhängigkeit zu wagen. Im Jahre 1380 erfocht der Großfürst Dimitrij Iwanowitsch, der Erbauer des Kreml, der alten Czarenburg in Moskau, in der Nähe des Don über den Tatarenfürsten Mamai einen Sieg, der ihm den Beinamen Donski erwarb und den Grund zur Befreiung Rußlands legte. Der Khan Toktamisch, der die frühere Herrscherlinie verdrängt hatte, erschien zwar bald darauf mit gewaltiger Heeresmacht und äscherte

das von ihm erstürmte Moskau ein, dessen Bewohner theils erschlagen, theils in die Sklaverei geführt wurden; aber das Erscheinen Timurs, durch welchen Toktamisch entthront wurde, führte eine neue Schwächung des Khanats herbei, die der Befreiung Rußlands nur förderlich sein konnte. Auch Timurs Schaaren kamen bis in die Nähe von Moskau; doch trieb sie der herannahende Winter wieder nach dem Süden, und so blieben die russischen Fürsten von dem Loose der Unterwerfung unter den neuen mongolischen Eroberer verschont.

Das Werk der Befreiung Rußlands wurde vollendet durch den Großfürsten Iwan Wassiliewitsch (1462—1505). Schon vor seiner Thronbesteigung waren viele ehemaligen Fürstenthümer, theils durch den Tod ihrer Inhaber, theils in Folge glücklich geführter Kriege, unter die unmittelbare Herrschaft der Großfürsten von Moskau gekommen, so daß Iwan daran denken konnte, ganz Rußland seinem Scepter zu unterwerfen. Am mächtigsten stand ihm Nowgorod gegenüber, das durch seinen Handel einen so hohen Grad von Selbstständigkeit erlangt hatte, daß kein früherer Großfürst gegen dasselbe Etwas auszurichten vermocht. Iwan bot zur Unterwerfung der Stadt die ganze Macht seines Reiches auf und soll ein Heer von dreißigtausend Reitern gegen sie ins Feld geführt haben. Durch einen über die Nowgoroder errungenen Sieg brachte er sie in der That zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit, und als sie sich einige Jahre später derselben wieder zu entziehen suchten, zwang er sie, sich ihm vollständig zu unterwerfen, worauf ihre freie Verfassung aufgehoben wurde (1478).

Nach der Unterwerfung von Nowgorod brach Iwan zum Kampfe gegen den Khan von Kaptschak auf, und die innere Zerrissenheit des Khanats verschaffte ihm im Jahre 1480 einen so vollständigen Sieg, daß das Tatarenreich sich gänzlich auflöste und nur einzelne Trümmer desselben, wie die kleinen Khanate von Kasan, Astrachan und der Krim, noch für einige Zeit ein selbstständiges Dasein fristeten. Diese glänzenden Erfolge der Waffen Iwans raubten den noch übrigen russischen Theilfürsten den Muth zu fernerem Widerstand, und Iwan durfte sich als unbestrittener Alleinherrscher des Landes ansehen. Um die Rückkehr der früheren Zersplitterung des Reiches zu verhüten, stellte er die Untheilbarkeit desselben als Grundgesetz auf und nahm den Titel Selbstherrscher von ganz Rußland an.

Nicht minder als die Herstellung der Unabhängigkeit und Einheit des Reiches ließ Iwan III. sich die Hebung der Kultur Rußlands angelegen sein, die zu jener Zeit noch vollständig in der Kindheit war. Um dem Landbau und den Gewerben aufzuhelfen, wurden viele Fremden ins Land gezogen; auch versetzte Iwan eine

große Anzahl vornehmer Nowgorod'scher Familien nach Moskau, theils um ihrer Vaterstadt die Kräfte des Widerstandes zu entziehen, theils um durch ihre Vermischung mit der slavischen Bevölkerung Moskau's die Hauptstadt des russischen Reiches zu einem Ausgangspunkt der Civilisation zu machen. Von Kaiser Friedrich III. erbat sich Iwan durch eine eigens zu diesem Zwecke abgeordnete Gesandtschaft Erzkundige, Land- und Kriegsbaumeister, Feuerwerker und Silberarbeiter. In der Kunst, Geschütze zu gießen, wurden die Russen durch Aristoteles von Bologna unterrichtet, der auch das Münzwesen verbesserte und in Moskau eine große Zahl stattlicher Gebäude aufführte.

Die Sitten des russischen Volkes waren zu jener Zeit noch vollständig roh und so wenig europäisch, daß das weibliche Geschlecht wie im Oriente in strengster Unterwürfigkeit und gänzlicher Abgeschiedenheit von allem gesellschaftlichen Verkehr gehalten wurde. Selbst die Reichen lebten in niedrigen, mit Schindeln und Stroh bedeckten Blockhäusern, deren Fugen mit Moos verstopft waren; selten hatten die Zimmer Kamine, und die Einrichtung derselben bestand nur aus einfachen hölzernen Tischen und Bänken. Kaum schlechter, nur noch enger und unsauberer, waren die Wohnungen des gemeinen Volkes.

Unter Iwan III. hörte der seit dem Untergang des byzantinischen Reiches mehr und mehr gelockerte Verband der russischen Kirche mit dem Patriarchen von Konstantinopel fast vollständig auf. Der Metropolit von Moskau galt als das Oberhaupt des gesammten russischen Klerus; doch eignete sich Iwan selbst die Oberleitung der Kirche an, und seitdem wurde für den russischen Zweig der griechischen Kirche der Wille des Selbstherrschers aller Russen ebenso bestimmend und entscheidend, als es vordem der Wille des byzantinischen Kaisers für die gesammte griechische Kirche gewesen.

## Blüthe und Verfall des Ordenslandes Preußen.

(1309—1466.)

Da seit der vollständigen Unterwerfung Preußens durch die Deutschritter dieses Land die eigentliche Grundlage der Macht des Ordens geworden, verlegte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 seinen Sitz von Venedig, wohin sein vorletzter Vorgänger nach der Eroberung von Ptolemais durch die Sarazenen (1291) übergesiedelt war, nach Preußen und zwar nach der im Jahre 1274 von den Ordensrittern gegründeten Marienburg, die, im Jahre 1306 zu einer fürstlichen Hofburg

umgebaut, als eines der schönsten Denkmäler der Baukunst jener Zeit, an Pracht, Kunst und Erhabenheit alle anderen Ordenshäuser des Landes weit übertraf. Durch diese Uebersiedlung des Hochmeisters in das Ordensland wurde in Folge des innigeren Zusammenwirkens aller Glieder die Thätigkeit des Ordens erhöht und gekräftigt. Der strenge Gehorsam, zu welchem die Ritter durch das Ordensgelübde gegen den Meister verpflichtet waren, setzte diesen in den Stand, in allen Stücken mit Entschiedenheit und Nachdruck vorzugehen; auch das Generalkapitel, dem er verantwortlich war, hemmte seine Schritte nicht, wenn sie auf das Gute und Rechte gerichtet waren und mit dem guten Willen sich die nöthige Einsicht und Thatkraft verband.

Unter diesen günstigen Verhältnissen hob sich das Ordensland vom Beginne des vierzehnten Jahrhunderts an rasch zu einer herrlichen Blüthe. Die weitausgedehnten, bereits vor dem Ablauf des dreizehnten Jahrhunderts durch einen bewunderungswürdigen Dammbau ausgetrockneten Sumpfgegenden an der Nogat und Weichsel wurden bald durch den Fleiß ihrer Bebauer die fruchtbarsten von ganz Preußen. Neben den zahlreichen Dörfern, die das Land bedeckten, entstanden innerhalb weniger Menschenalter über fünfzig blühende Städte, von denen die wichtigsten: Danzig, Thorn, Elbing, Braunsberg, Kulm und Königsberg, zu dem Bunde der Hansa gehörten und an allen Vortheilen, sowie an dem großen Ansehen desselben Theil nahmen. Neben dem Ackerbau, den Gewerben und dem Handel blühten Kunst und Wissenschaft, und die zu jener Zeit in dem Ordenslande entstandenen Kirchen und Klöster zählten nach Tausenden. Unter dem Schutze einer wohlgeordneten, kräftig gehandhabten Rechtspflege herrschten Ruhe, Ordnung und Sicherheit in allen Theilen des Landes; das Faustrecht, das zu jener Zeit in keinem andern Staate Europa's einen dauernden Friedenszustand aufkommen ließ, hatte in dem Ordensgebiete keine Geltung: Prälaten, Adel und Städte brachten ihre Streitigkeiten vor die Regierung, welche dieselben nach Recht und Gerechtigkeit entschied und Kraft genug besaß, ihren Aussprüchen Anerkennung zu verschaffen. Die Zeit der höchsten Kraftentfaltung des Ordens und die goldene Zeit des von ihm beherrschten Landes war die zweite Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, ganz besonders aber die Regierung des trefflichen Hochmeisters Winrich von Kniprode (1354—1382).

Als die Beherrscher eines deutschen, mitten unter slavischen, zum Theil sogar noch heidnischen Völkern gelegenen Staates mußten die Ordensritter darauf bedacht sein, ihre Macht durch die Erweiterung ihrer Grenzen zu erhöhen, und dies gelang ihnen auch im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts durch den Ankauf mehrerer neuen Gebiete, durch welche die Herrschaft des Ordens von der Oder

bis an den finnischen Meerbusen ausgedehnt wurde. Schon im Jahre 1310 erwarben sie auf diese Weise von dem askanischen Markgrafen Waldemar die im Westen der unteren Weichsel gelegene, von der Mark Brandenburg abhängig gewordene Landschaft Pomerellen. Der Orden wurde allerdings dadurch in einen Krieg mit Polen verwickelt, da dessen König Wladislaw Lokietek Ansprüche auf dieses Land zu haben glaubte; Kasimir der Große leistete jedoch in dem Frieden von Kalisch (1343) auf dasselbe Verzicht. Im Jahre 1346 verkaufte der Dänenkönig Waldemar III. dem Orden den dänischen Antheil von Esthland, und im Jahre 1406 that Kaiser Sigismund das Gleiche bezüglich des ostwärts von der Oder gelegenen Theiles der Mark Brandenburg, der sogenannten Neumark.

Während der Orden auf diese Weise in den Besitz eines immer ausgedehnteren Gebietes gelangte, erwuchs für denselben eine große Gefahr aus der Verbindung von Litthauen mit Polen. Die Ordensritter hatten während des ganzen vierzehnten Jahrhunderts mit den rohen, kriegerischen Litthauern einen nur selten durch Waffenstillstände unterbrochenen Krieg geführt, in welchem sie, da es die Bekehrung dieses heidnischen Volkes galt, von Zeit zu Zeit durch deutsche Kreuzfahrer unterstützt wurden; aber bei den großen Schwierigkeiten, welche ihnen das mit Wäldern und Sümpfen bedeckte litthauische Land in diesem Kriege darbot, und bei der Unterstützung, welche die auf die wachsende Macht des Ordens eifersüchtigen Russen und Polen den Litthauern bereitwillig gewährten, war der Kampf ein erfolgloser geblieben. Der Uebertritt des Großfürsten Jagello und seines Volkes zum Christenthum (s. S. 522) setzte den Feindseligkeiten zwischen dem Orden und den Litthauern kein Ziel; aber da der Krieg aufhörte, ein Glaubenskampf zu sein, fehlten fortan den Ordensrittern die Zuzüge aus Deutschland, während Jagello als Beherrscher Polens und Litthauens ein doppelt gefährlicher Feind des Ordens geworden war.

Nachdem im Jahre 1404 zwischen Jagello und dem Orden ein Friede zu Stande gekommen, der den letzteren im Besitze der von ihm erworbenen litthauischen Landschaft Samogitien bestätigte, brach im Jahre 1410 der Krieg aufs Neue aus. Mit einem Heere von einhundertzweiundvierzigtausend Polen, Litthauern und Tataren und einundzwanzigtausend böhmischen und deutschen Söldnern fiel Jagello in Preußen ein und stieß bei Tannenberg auf das Ordensheer von dreiundachtzigtausend Mann, das der Hochmeister Ulrich von Jungingen ihm entgegen führte. Hier entbrannte am 15. Juli 1410 die verhängnißvolle Schlacht, die den Orden an den Rand des Verderbens führen sollte. Schon hatte die stürmische Tapferkeit der Ordensschaaren Verwirrung unter die Litthauer gebracht und sie

zur Flucht gedrängt, als die unbesonnene Hitze, mit welcher sie die Fliehenden verfolgten, ihnen den bereits halb errungenen Sieg entriß. Trotz ihrer heldenmüthigen Ausdauer erlagen sie der Uebermacht: vierzigtausend der Ihrigen, unter ihnen der Hochmeister selbst mit sechshundert Rittern, hatten in dem mörderischen Ringen den Tod gefunden.

Der Sieg der Polen war zwar theuer erkauft, denn Jagello's Heer zählte über sechzigtausend Todte; aber er war ein vollständiger, und nur der mangelhaften Verfolgung desselben von Seiten des Polenkönigs verdankte der Orden, dessen letzte Stunde gekommen schien, seine Rettung. Obgleich von den Ordensrittern fast nur noch Greise und Jünglinge übrig geblieben waren und der Schrecken der erlittenen Niederlage eine solche Angst und Besinnungslosigkeit verbreitet hatte, daß Burgen und Städte, Ritter und Bürger sich dem Feinde fast ohne Widerstand ergaben, wagte es der heldenmüthige Heinrich Reuß von Plauen, Komthur von Schwetz, welchem Ulrich von Jungingen die Hut Pomerellens anvertraut hatte, den Kampf gegen den siegreichen Jagello fortzusetzen. Um dem Orden mit dem Haupthause das Herz seines Daseins zu erhalten, warf er sich mit geringer Mannschaft in die Marienburg, wo er sogleich zum Stellvertreter des Hochmeisters erwählt wurde, und da die Schaaren des Polenkönigs sich zehn Tage lang mit der Eroberung und Plünderung einzelner Städte und Burgen aufhielten, fand er Zeit, die Kräfte des Widerstandes zu verstärken. Alle Anstrengungen Jagello's zur Eroberung der Marienburg scheiterten an der Umsicht und Tapferkeit, mit welcher der Statthalter die Vertheidigung derselben leitete. Heinrichs Friedensanträge wurden, so günstig sie auch für den Polenkönig waren, von diesem schnöde zurückgewiesen; aber bald hatte Jagello Ursache, seinen Uebermuth zu bereuen. Während sein Heer durch bedeutende Verluste in den täglichen Gefechten und durch ausgebrochene Seuchen, eine Folge der schlechten Nahrung und der drückenden Hitze des Sommers, immer mehr geschwächt wurde, erhielt er die Nachricht, Kaiser Sigismund, der dem schwerbedrängten Orden Hilfe zugesagt, sei mit Heeresmacht in Polen eingebrochen. Unter diesen Umständen blieb ihm Nichts übrig, als die Belagerung der Marienburg aufzuheben und schleunigst in sein Land zurückzukehren.

Nach Jagello's Entfernung wurde die Mehrzahl der Burgen dem Feinde wieder entrissen und Heinrich von Plauen, als der Retter des Ordens. einstimmig zum Hochmeister gewählt. Im folgenden Jahre (1411) kam zu Thorn ein Friede mit Polen zu Stande, in welchem der Orden nur eine geringe Gebietseinbuße erlitt.

Ungleich schwerer als die Herstellung des äußeren Friedens war für den Hochmeister die Heilung der schweren Wunden, welche

der blutige Krieg dem Lande geschlagen. Furchtbar hatten die litthauischen und tatarischen Horden in den von ihnen durchzogenen Gegenden gehaust; sie hatten die Dörfer niedergebrannt, die Felder verwüstet und das Vieh des Landmanns hinweggeschleppt; in den Städten lagen Handel und Gewerbe ganz darnieder, und der gesammte Staatshaushalt war vollständig zerrüttet. Zu diesen durch den Krieg geschaffenen Schäden kamen andere, noch weit bedenklichere. Der Orden selbst war nicht mehr der alte: die Bande des Gehorsams waren gelockert, die Sitten erschlafft, und an die Stelle der Demuth war Hochmuth und Trotz, an die Stelle der Eintracht Zwiespalt getreten. Heinrich suchte den drohenden Verfall des Ordens durch Strenge aufzuhalten und trat insbesondere dem Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit, dem die Ritter sich hingaben, mit rücksichtslosem Ernste entgegen. Dies erregte jedoch Unzufriedenheit, und die durchgreifenden, oft harten Maßregeln, durch welche der Hochmeister der wachsenden Geldnoth abzuhelfen und insbesondere die Summen zu beschaffen suchte, die der König von Polen vertragsmäßig zu fordern hatte, gaben, verbunden mit der raschen Entschiedenheit seines Auftretens, den feindlich gesinnten Ordensrittern Veranlassung, ihn der Willkür und des Strebens nach unumschränkter Macht anzuklagen. Er wurde im Jahre 1413 seiner Würde als Hochmeister entkleidet und als Komthur nach Engelberg gesandt, bald darauf aber, unter Beschuldigung des geheimen Einverständnisses mit dem Polenkönig, in strenge Haft gebracht, in welcher er bis zu seinem Tode (1428) blieb.

Von dieser Zeit an sank der Orden mehr und mehr. Zwietracht und Parteiungen griffen immer weiter um sich, und der wiederbegonnene Krieg mit Polen vermehrte das in dem Ordenslande herrschende Elend, das noch durch furchtbare Seuchen erhöht wurde. Da der Orden in seinem sichtlichen Verfalle sich nicht mehr der gleichen Achtung zu erfreuen hatte, die vordem eine Hauptstütze seines Ansehens und seiner Macht gewesen, wurde der Mißmuth der Bevölkerung über den Druck der Auflagen und die wachsende Härte der Verwaltung von Jahr zu Jahr größer. Endlich führte die von den Ständen an den Orden gestellte Forderung, ihnen Vertretung und Antheil an der Regierung zu bewilligen, zu ernsten Zerwürfnissen. Als der Hochmeister Paul von Rußdorf im Jahre 1440 ein Kapitel zur Berathung über die Beschwerden und Forderungen der Stände und zur Entscheidung der Frage abhielt, ob man das drohende Uebel durch Strenge oder Nachgiebigkeit abzuwenden suchen solle, tobte die Zwietracht so wild empor, daß der Hochmeister, um sein Leben zu retten, nach Danzig entfloh. Hierauf traten die Landritter und die Bürgermeister der Städte aus eigener Macht zu einer Tagfahrt in Marienwerder zusammen und schlossen zur Abhilfe ihrer

Beschwerden den sogenannten „preußischen Bund“, den der Hochmeister bestätigen mußte.

Der neue Hochmeister, Konrad von Erlichhausen (1441—1449), wußte durch Mäßigung und kluges Nachgeben die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und das Vertrauen der Stände zu gewinnen; aber das trotzige und übermüthige Benehmen der Ordensritter gab bald zu neuen Zerwürfnissen Veranlassung, die unter Konrads Neffen und Nachfolger, dem unklugen und tyrannischen Ludwig von Erlichhausen, zum förmlichen Abfall der Stände von dem Orden führten. Obgleich Kaiser Friedrich III., vor welchen im Jahre 1453 der Streit gebracht worden, seine Entscheidung dahin getroffen, daß der ständische Bund widerrechtlich geschlossen sei und sich auflösen solle, ordneten die Stände, statt sich dem kaiserlichen Urtheilsspruch zu unterwerfen, den sie für ungerecht und von dem Orden erkauft erklärten, eine Gesandtschaft an den König Kasimir IV. von Polen ab, um ihm die Herrschaft über Preußen anzutragen. Kasimir erklärte sich zur Annahme derselben bereit und sagte dem Bunde seinen Schutz zu, worauf dieser im Februar 1454 dem Hochmeister und den Ordensrittern Gehorsam und Treue aufkündigte. König Kasimir erschien alsbald mit einem zahlreichen Heere, um dem Bunde in dem inzwischen entbrannten Kriege gegen den Orden beizustehen und zugleich das Land zur Beharrlichkeit in seinem Abfall von demselben zu ermuthigen.

Dreizehn Jahre lang kämpfte der Orden, trotz seiner geringen Mittel, mit großer Ausdauer für die Behauptung seiner Herrschaft, bis schließlich seine Kräfte so sehr erschöpft waren, daß er sich zum Frieden unter Bedingungen entschließen mußte, die ihm seine Unabhängigkeit und Selbstständigkeit raubten und ihn zu dauernder kläglicher Ohnmacht verdammten. In dem am 19. Oktober 1466 zu Thorn geschlossenen Friedensvertrage trat der Orden Westpreußen und Ermeland an Polen ab und erkannte für das ihm verbleibende Ostpreußen die polnische Oberhoheit an. Der Hochmeister, der nach dem Verluste der einst so glänzenden Marienburg seinen Sitz nach Königsberg verlegte, mußte dem König von Polen als seinem Lehensherrn den Huldigungseid leisten. Das Land selbst aber war durch den langen verheerenden Krieg fast zur Einöde geworden: von den einundzwanzigtausend Dörfern, die es beim Beginne desselben gezählt, standen nach dem Friedensschlusse nur noch dreitausendunddreizehn, und in den Städten war der Wohlstand vernichtet und die Bevölkerung zum Theil auf weniger als die Hälfte zusammengeschmolzen.

# XXIII.

## Kaiser Friedrich III.

(1440—1493.)

Friedrich III., Albrechts II. Vetter, den die Fürsten auf dem Wahltag zu Frankfurt am 2. Februar 1440 einstimmig zum König gewählt, war ein Fürst von stiller, bescheidener Gemüthsart, aufrichtiger Frömmigkeit und vielen häuslichen Tugenden, aber von einer verhängnißvollen Unentschiedenheit und Langsamkeit und ohne jedwede Thatkraft. Wie er erst nach neunwöchentlichem Bedenken sich zur Annahme der deutschen Krone entschließen konnte und zwei Jahre verstreichen ließ, ehe er sich zur Krönung nach Aachen begab, so vergingen nach seinem ersten, im Jahre 1444 zu Nürnberg gehaltenen Reichstage siebenundzwanzig Jahre, ohne daß er sich ein einziges Mal im Reiche hatte blicken lassen. Allerdings hielten ihn mannigfache Verwicklungen in seinen Stammländern zurück, hauptsächlich die Verlegenheiten, die ihm aus seiner Vormundschaft über den jungen Ladislaus, Albrechts II. nachgeborenen Sohn, erwuchsen, und die um das Erbe desselben sich entspinnenden Kämpfe.

Im Jahre 1451 brachte Friedrich den schon längst gefaßten Vorsatz, zum Empfang der Kaiserkrone nach Rom zu gehen, zur Ausführung. Ohne Heer, nur von einem stattlichen, meist aus schwäbischen, fränkischen und rheinischen Rittern bestehenden Gefolge begleitet, brach er in den letzten Tagen des Monats Dezember von Villach auf und betrat am 1. Januar 1452 den Boden Italiens. In Siena wurde ihm seine Braut, die sechzehnjährige, wegen ihrer Tugend und Schönheit hochgefeierte Prinzessin Eleonore von Portugal, zugeführt, und am 16. März 1452 fand zu Rom die feierliche Vermählung Beider statt. An demselben Tage wurde Friedrich vom Papst Nikolaus V. zum König der Lombarden gekrönt, und am 19. empfing er mit seiner Gemahlin aus den Händen desselben die Kaiserkrone. Es war die letzte Kaiserkrönung, die zu Rom stattfand.

Nachdem das Kaiserpaar dem König Alfons von Neapel, dem mütterlichen Oheim der Kaiserin, durch welchen ihre Verlobung vermittelt worden, in seiner Hauptstadt einen Besuch abgestattet, trat dasselbe den Rückweg nach Deutschland an, auf welchem Friedrich zu Ferrara dem prachtliebenden Borso von Este aus Erkenntlichkeit für den glänzenden Empfang, den ihm derselbe bereitet, die Herzogswürde verlieh.

Bei seiner Rückkehr nach Oesterreich fand Friedrich dieses Land, in welchem schon vor seiner Abreise große Unzufriedenheit geherrscht,

in vollem Aufruhr. In Neustadt, wohin er sich zuerst begeben, sah er sich plötzlich von vierundzwanzigtausend Mann belagert, die ihn zwangen, ihnen den zwölfjährigen Ladislaus auszuliefern, der ihn nach Italien begleitet hatte, und dem ehrgeizigen Grafen Ulrich von Cilly, einem Anverwandten des jungen Königs von mütterlicher Seite, der sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt, die Verwaltung des Landes zu übertragen, worauf Ladislaus von den Rebellen im Triumphe nach Wien gebracht wurde. Fünf Jahre später erlag der junge Fürst zu Prag, wohin er sich begeben, um sich mit Magdalena, der Tochter Karls VII. von Frankreich, zu vermählen, einer pestartigen Krankheit.

Wie dem Kaiser nach dem Tode seines Mündels die erhofften Kronen von Ungarn und Böhmen entgingen, so vermochte er auch nicht sich im Alleinbesitze Oesterreichs zu behaupten, dessen Fürsten er zur Erhöhung des Ansehens seines Hauses den Titel von Erzherzogen verliehen hatte. Die oberen Lande mußte er seinem jüngeren Bruder Albrecht überlassen, mit welchem er das väterliche Erbe, Steiermark, Kärnthen und Krain, gemeinsam besaß, und seinem Vetter, dem Erzherzog Sigismund von Tyrol, die von demselben erhobenen Ansprüche durch die Abtretung eines Theiles von Steiermark abkaufen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen Friedrich in seinen Stammländern zu kämpfen hatte, wurden erhöht durch unablässige Feindseligkeiten von Seiten des Erzherzogs Albrecht, der, feurig, prunkliebend, ehrgeizig und voll Thatendurst, in allen Stücken das Gegentheil seines Bruders war und kein anderes Streben kannte, als die Erweiterung seines Besitzthums zum Nachtheile Friedrichs. Schon im Jahre 1442 hatte er seinem Bruder, während derselbe sich zur Krönung nach Aachen begeben, Laibach zu entreißen gesucht, und wenn auch sein Angriff auf diese Stadt mißlungen war, so hatte doch Friedrich ihm, um sich Ruhe zu verschaffen, die Regierung der steierischen Lande abtreten müssen. Damit nicht zufrieden, erneuerte Albrecht seine Feindseligkeiten gegen Friedrich bei jeder ihm günstig scheinenden Gelegenheit. Im Bunde mit den österreichischen Edelleuten, unter welchen Friedrich nach Ladislaus' Tode durch die Zurückforderung der unter seinem Vorgänger in ihren Besitz gekommenen landesherrlichen Güter und Schlösser große Unzufriedenheit erregt hatte, kündigte er im Jahre 1261 seinem Bruder offenen Krieg an, und Friedrichs Lage schien um so bedenklicher, als nicht nur der Herzog Ludwig von Baiern dem Bunde gegen ihn beigetreten war, sondern auch Matthias Corvinus demselben Hilfstruppen zugesandt hatte. Indessen gelang es dem König Georg von Böhmen, einen zehnmonatlichen Waffenstillstand zu vermitteln, der den Erzherzog zwar im Besitze der von ihm eroberten Städte und Landschaften ließ, ihm jedoch die Ver-

pflichtung auferlegte, seine baierischen und ungarischen Hilfsvölker nach Hause zu schicken. Allein noch ehe dieser Stillstand abgelaufen war, kam es zu neuen gefährlichen Unruhen.

Um seiner durch den zerrütteten Zustand seiner Länder herbeigeführten Geldverlegenheit abzuhelfen, hatte Friedrich die Zölle vermehrt und die Münzen verschlechtert, und die darüber herrschende Unzufriedenheit wurde durch das Gebahren der entlassenen Söldnerschaaren erhöht, die, da sie unbezahlt geblieben, raubend und plündernd das Land durchzogen und selbst die Zufuhr Wiens erschwerten. Diese Unzufriedenheit benutzten die Anhänger Albrechts, um die Bevölkerung von Wien gegen den abwesenden Kaiser aufzuwiegeln, und es gelang ihnen, die Absetzung aller kaiserlich gesinnten Rathsherren und die Ernennung eines ihren Plänen günstigen Volksführers, des kecken und verschlagenen Wolfgang Holzer, eines ehemaligen Pferdehändlers, zum Bürgermeister von Wien durchzusetzen.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte Friedrich mit viertausend Mann nach der Hauptstadt zurück; da sich jedoch seine Gemahlin und sein einziger Sohn, der dreijährige Maximilian, in der Burg von Wien befanden, schien es gefährlich, Gewalt zu gebrauchen; der Kaiser mußte sich daher zu Unterhandlungen verstehen, und erst am dritten Tage wurden ihm, nachdem er die Entlassung seines Heeres und vollständige Straflosigkeit für das Geschehene zugesagt, die Thore geöffnet. Als er jedoch wenige Wochen nachher von der Stadt das zur Auslöhnung seiner Söldner nöthige Geld verlangte und ihr zur Strafe dafür, daß sie sich gegen die Räubereien derselben, um welche der Kaiser sich nicht kümmerte, selbst Recht zu verschaffen gesucht, den Blutbann nahm, brach der Aufruhr von Neuem aus. Die erbitterten Bürger schaarten sich zusammen, um den Kaiser in seiner eigenen Burg zu belagern. Sie zogen Gräben, warfen Schanzen auf und holten Kanonen aus dem Zeughause herbei, mit welchen sie die Burg zu beschießen begannen. Die Kaiserin, die seit dem Beginne des Aufstandes eine seltene Seelenstärke an den Tag gelegt, sowie den kleinen Maximilian wollten sie schonen und forderten daher den Kaiser auf, sie aus der Burg zu entlassen; als er sich dessen weigerte, richteten sie das Geschütz gegen die Seite des Schlosses, wo sich die Gemächer der Kaiserin befanden, so daß diese genöthigt war, mit ihrem Sohne in den unterirdischen Gewölben Schutz zu suchen.

Obgleich Friedrich nur einige hundert Leute um sich hatte, auf deren Ergebenheit er zählen konnte, setzte er der ihm drohenden Gefahr die rühmlichste Standhaftigkeit entgegen. Mit lauter Stimme rief er den Belagerern zu: er werde seine Burg vertheidigen, bis sie sein Kirchhof werde; Gott aber werde der gerechten Sache beitreten und den rechtmäßigen Landesherrn gegen den Trotz frevel-

hafter Unterthanen schützen. Während der von den Wienern herbeigerufene Albrecht die Belagerung der Burg mit aller Kraft zu fördern suchte, sandte Friedrich Boten an die Reichsfürsten, um ihren Beistand anzurufen, worauf der König Georg Podiebrad von Böhmen mit einem Heere zu seinem Schutze herbeieilte. Der Versuch desselben, die Wiener Vorstädte zu stürmen, mißglückte zwar, doch gelang es ihm, einen Frieden zwischen dem Kaiser und Albrecht zu vermitteln, in welchem dem Letzteren Wien nebst Oesterreich unter der Ens gegen eine jährliche Abgabe von viertausend Goldgulden auf acht Jahre überlassen wurde (Dez. 1462). Indessen war die Versöhnung nicht von Dauer. Schon im folgenden Jahre schritt Albrecht zu neuen Feindseligkeiten gegen den Kaiser, und da dieser hierauf von den zu Regensburg versammelten Reichsfürsten die Achtserklärung gegen ihn erwirkte, stand ein neuer Bruderkrieg in Aussicht; derselbe wurde jedoch durch den Tod Albrechts (4. Dez. 1463) abgewendet. Während seiner kurzen Herrschaft hatte sich dieser durch Gewaltthätigkeit und Grausamkeit bei den Wienern so verhaßt gemacht, daß Holzer, der sich für die dem Erzherzog geleisteten Dienste nicht genügend belohnt sah, es wagen zu dürfen glaubte, eine Verschwörung gegen ihn anzuzetteln; man wollte sich seiner bemächtigen und ihn dem Kaiser ausliefern. Allein die Ausführung dieses Planes mißglückte, und Holzer, der in Albrechts Hände gefallen, erlitt auf dessen Befehl den grauenvollen Tod der Viertheilung, während dreizehn andere Bürger enthauptet wurden.

Um die Macht seines Hauses, das im Osten so bedeutende Einbußen erlitten, durch Erwerbungen im Westen zu vergrößern, wünschte Friedrich seinen Sohn Maximilian mit Maria von Burgund, der Erbtochter Herzog Karls des Kühnen, zu vermählen, der im Jahre 1467 seinem Vater Philipp dem Guten in dem Besitze der reichen burgundischen Lande gefolgt war, und da Karl für seine königliche Macht auch den königlichen Titel, sowie die Belehnung mit dem Herzogthum Geldern und der Grafschaft Zütphen, die er durch Kauf erworben, zu erlangen wünschte und dem Kaiser als Preis die Hand seiner Tochter für den jungen Maximilian in Aussicht stellte, wurde zwischen Beiden eine Zusammenkunft verabredet, die im Jahre 1473 zu Trier stattfand. Der stolze Herzog erschien bei derselben mit einer Pracht, welche die des Kaisers vollständig verdunkelte. Sein mit Perlen und kostbaren Steinen besetzter Kriegsmantel wurde allein auf hunderttausend Thaler geschätzt; sein Gefolge, bei welchem sich Fürsten und Herren befanden, bestand aus achttausend Reitern und sechstausend Fußgängern; seine zahlreiche Leibwache prunkte in goldgestickter, seidener Kleidung. Nachdem die Belehnung mit Geldern und Zütphen vor sich gegangen und Karl dem Kaiser für seine sämmtlichen dem Reich lehenbaren Gebiete den

Huldigungseid geleistet, ließ er im Dome die nöthigen Vorkehrungen zu seiner Königskrönung treffen, für welche Krone und Scepter schon bereit und Tag und Stunde angesetzt waren; allein am Abende vor dem zur Krönung bestimmten Tage reiste der Kaiser plötzlich von Trier ab, ohne von dem Herzog Abschied genommen zu haben. Er hatte von demselben die gleichzeitige feierliche Verlobung seines Sohnes mit der Erbin von Burgund verlangt, und Karls Zögern hatte ihn in dem Mißtrauen bestärkt, das der arglistige König Ludwig XI. von Frankreich gegen des Herzogs Aufrichtigkeit in ihm zu wecken gewußt. Voll Unmuth über das Fehlschlagen seiner Hoffnung verließ der stolze Herzog Trier, und der Vermählungsplan des Kaisers schien für immer gescheitert.

Indessen sollte Friedrichs Wunsch nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) dennoch in Erfüllung gehen. Da der ländersüchtige Ludwig XI. sich den Gesammtbesitz des burgundischen Erbes durch die Vermählung des siebenjährigen Dauphin mit der zwanzigjährigen Maria zu sichern suchte und zur Förderung seiner Zwecke nicht nur in hinterlistiger Weise Zwietracht zwischen die Flanderer und ihre jugendliche Herrscherin zu säen begonnen, sondern auch Truppen nach den Niederlanden gesandt hatte, um verschiedene feste Plätze besetzen zu lassen, nahm die schwer bedrängte Fürstin den Plan einer Verbindung mit dem Sohne des Kaisers wieder auf, und nachdem dieser, von ihren Gesinnungen in Kenntniß gesetzt, eine Gesandtschaft zur feierlichen Brautwerbung für seinen Sohn nach Flandern abgeordnet, fand am 20. August 1477 zu Gent unter glänzenden Festlichkeiten die Vermählung des jungen Fürstenpaares statt. Es war ein Ereigniß von welthistorischer Bedeutsamkeit; denn an dieser Vermählung entzündete sich jene Eifersucht Frankreichs auf das habsburgische Haus, die Jahrhunderte lang die Ursache steter Kriege geblieben und dadurch für ganz Europa zum schweren Verhängniß geworden ist.

Ludwigs XI. Weigerung, die in den Ländern Maria's gemachten Eroberungen herauszugeben, nöthigte Maximilian, gegen ihn die Waffen zu ergreifen, und am 7. August 1479 kam es bei Guinegate zur blutigen Entscheidungsschlacht. Nachdem die überlegene französische Reiterei bereits die des Erzherzogs auseinander gesprengt, stellte sich der ritterliche Maximilian, der an diesem Tage zum ersten Male ein größeres Treffen selbstständig leitete, voll Todesverachtung an die Spitze seines Fußvolkes und entriß, die französischen Reihen durchbrechend, dem Feinde den schon halb errungenen Sieg.

Größere Schwierigkeiten, als die Abwehr der äußeren Gefahr, bereitete dem jungen Erzherzog die Dämpfung der inneren Unruhen, die bald nach seinem Regierungsantritt in Geldern und Holland

ausgebrochen waren. Noch bedenklicher gestaltete sich seine Lage, als ihm schon im Jahre 1482 seine geliebte Gemahlin durch einen plötzlichen Tod entrissen wurde. Sie war am 27. Mai, während ihres Aufenthalts in Brügge, mit Maximilian auf die Falkenjagd geritten, der sie mit Leidenschaft ergeben war, und wollte, in eifriger Verfolgung eines Reihers begriffen, über einen Graben setzen, als ihr Pferd stürzte und sie zu Boden warf. Tödtlich verletzt wurde sie nach Brügge zurückgebracht, und zwei Tage später war sie eine Leiche. Maximilian, der sich in seinem Schmerze kaum zu fassen wußte, bewahrte der Dahingeschiedenen ein so treues Andenken, daß er selbst in seinen späteren Jahren ihren Namen nicht nennen hören konnte, ohne in Thränen auszubrechen.

Maximilians ebenso glücklicher als kurzer Ehe waren zwei Kinder entsprossen: Philipp, nachmals der Schöne genannt, und Margaretha, jener bei dem Tode der Mutter drei, diese zwei Jahre alt. Dem Ersteren fielen nach dem Ehevertrage die burgundischen Länder zu, und Maximilian wurde von den nördlichen Provinzen ohne Schwierigkeiten als Vormund seines Sohnes anerkannt; dagegen weigerten sich die ihm stets feindlich gesinnten Flanderer entschieden, ihm die Vormundschaft über seine Kinder zu überlassen, und setzten, nachdem es den Gentern gelungen war, sich des jungen Philipp zu bemächtigen, eigenmächtig einen Regentschaftsrath ein. Dieser knüpfte sofort Unterhandlungen mit Frankreich an, und am 23. Dezember 1482 wurde zu Arras hinter dem Rücken des Erzherzogs mit Ludwig XI. ein Friede geschlossen, nach welchem Margaretha mit dem Dauphin Karl verlobt, am französischen Hofe erzogen werden und als Heirathsgut die Freigrafschaft Burgund nebst Artois erhalten, die Vormundschaft über Philipp aber den Niederländern verbleiben sollte. Von den Unterthanen Maria's verlassen und ohne jede Aussicht auf Unterstützung von Seiten seines Vaters, der gerade damals von Matthias Corvinus schwer bedrängt wurde, mußte Maximilian zu diesen Abmachungen seine Zustimmung geben.

Indessen gelang es dem Erzherzog in den folgenden Jahren, sich wieder größeres Ansehen in den Niederlanden zu erkämpfen, so daß er im Jahre 1484 die Flanderer durch einen Einfall in ihr Gebiet zur Unterwerfung und zur Anerkennung seiner vormundschaftlichen Regierung zwingen konnte. Bald fachte jedoch die französische Politik aufs Neue Unruhen in Flandern an, und als Maximilian sich von den Bürgern von Brügge durch die heuchlerische Versicherung unwandelbarer Treue in ihre Mauern hatte locken lassen, wurde er von ihnen als Gefangener behandelt und in strenger Haft gehalten. Ein falsches Gerücht von heranziehenden Truppen steigerte die leidenschaftliche Erregung des Volkes so sehr, daß es

nur mit Mühe den Besonneneren gelang, die Ermordung Maximilians zu verhüten. Seine treuesten Räthe wurden gefoltert und mehrere derselben hingerichtet. Obgleich die Lage mit jeder Stunde gefährlicher wurde, verlor Maximilian nicht einen Augenblick seine ruhige Besonnenheit und königliche Haltung. Um ihn zu retten, drang sein lustiger Rath, der treue Kunz von der Rosen, der ihn vergebens vor dem Einzug in Brügge gewarnt, als Franziskaner verkleidet, in sein Gefängniß und bestürmte ihn mit Bitten, in seinem Mönchsgewande zu entfliehen, während er an seiner Stelle zurückbleibe. Aber Maximilian war nicht dazu zu bewegen; denn er wollte weder seine Befreiung mit dem Leben des hochherzigen Dieners erkaufen, noch den Eid brechen, den er der Bürgerschaft geleistet, sich nicht ohne ihr Wissen aus der Stadt zu entfernen.

Unterdessen hatte Papst Innocenz VIII. die Städte Brügge, Gent und Ypern mit dem Banne belegt und alle übrigen Stände und Städte der Niederlande unter Androhung der gleichen Strafe zur Befreiung des römischen Königs aufgefordert, während der Kaiser an die deutschen Stände die Aufforderung erlassen, ihre Truppen zur Befreiung seines Sohnes in Kriegsbereitschaft zu setzen, und trotz seiner dreiundsiebzig Jahre von Innsbruck nach Köln geeilt war, um sich selbst an die Spitze des Reichsheeres zu stellen. Dies Alles schüchterte endlich die Empörer ein; sie entließen daher den gefangenen Fürsten gegen die Zusage der Wiedereinsetzung eines besonderen Regentschaftsrathes für Flandern und der Entfernung aller fremden Söldner aus den Niederlanden. Maximilian eilte nach Mecheln, wo sein Vater inzwischen eingetroffen war, und hier wurden durch ein von dem Kaiser eingesetztes Gericht die von Maximilian gegen die Flanderer eingegangenen Bedingungen als erzwungen für nichtig erklärt, worauf Friedrich mit dem Reichsheere zur Belagerung von Gent schritt. Diese blieb zwar erfolglos, doch wurde nach dem Abzug des Kaisers der Krieg durch den Herzog Albrecht von Sachsen, den Enkel Friedrichs des Streitbaren, so erfolgreich fortgesetzt, daß im Jahre 1489 die Unterwerfung Flanderns als vollendet betrachtet werden konnte.

Unter der dreiundfünfzigjährigen schlaffen Regierung Friedrichs III. bot das deutsche Reich das traurige Bild der tiefsten Zerrüttung dar. Die Schuld davon lag indessen nicht ausschließlich in Friedrichs gänzlichem Mangel an Thatkraft und in den unausgesetzten Verwicklungen in seinen Erbländern, die es ihm unmöglich machten, den Angelegenheiten des Reiches die nöthige Aufmerksamkeit zu schenken: einen großen Antheil daran hatte auch die fast bis zur Unabhängigkeit gediehene Stellung der deutschen Stände und das vorherrschende Streben der Fürsten, ihre Sonderinteressen auf Kosten der Ehre und Wohlfahrt des Gesammtvaterlandes zu

fördern. Auf den Reichstagen, denen der Kaiser nur selten persönlich anwohnte, wurde zwar viel berathen und viel gestritten, aber für des Reiches Wohl wenig beschlossen; in unheilvoller Verschleppung wurden die wichtigsten Angelegenheiten von einem Reichstag an den andern verwiesen. Dies geschah insbesondere auch, als Friedrich nach dem Falle von Konstantinopel die Fürsten im Jahre 1454 auf dem Reichstag zu Regensburg durch seinen Geheimschreiber Aeneas Sylvius auf das Dringendste zu einem Kreuzzug nach Ungarn auffordern ließ. Auf einem zweiten Reichstag zu Frankfurt wurde zwar der Beschluß gefaßt, dem Königreich Ungarn zehntausend Reiter und dreißigtausend Fußgänger zu Hilfe zu senden, die Ausführung jedoch abermals verschoben, und nachdem auf fünf weiteren Reichstagen über die zu bewilligenden Truppen und Geldmittel erfolglos berathen worden, erklärten auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1474 — einundzwanzig Jahre nach dem Falle von Konstantinopel — die Abgeordneten der Reichsstädte, die von Anfang an die meisten Schwierigkeiten erhoben hatten: „daß man in so schweren Zeitläuften das kaiserliche Ansinnen nothwendig ablehnen müsse.“

Während die deutschen Waffen zur Abwehr der Türkengefahr nicht in Bewegung zu setzen waren, wurden sie unausgesetzt in inneren verheerenden Kämpfen zur gesetzwidrigen Ausfechtung von Zwistigkeiten geführt, die zwischen den einzelnen Fürsten und Ständen ausgebrochen waren. In der Schweiz war nach dem im Jahre 1436 erfolgten Ableben des kinderlosen Grafen Friedrich von Toggenburg wegen dessen nachgelassener Besitzungen ein Streit zwischen Zürich, Glarus und Schwyz entbrannt, die alle drei Ansprüche auf dieselben erhoben, und da die übrigen Eidgenossen auf die Seite der beiden Letzteren traten, mußten die Züricher, nachdem sie ihre Ansprüche mit den Waffen in der Hand geltend zu machen gesucht, im Jahre 1440 einen nachtheiligen Frieden eingehen. In ihrer Erbitterung darüber wandten sie sich an den König Friedrich, und dieser schloß, erfreut über die Zwietracht der alten Feinde seines Hauses, die ihm den Wiedergewinn des Aargau's in Aussicht stellte, mit ihnen im Jahre 1443 ein Bündniß gegen die Eidgenossen. Da der Krieg, welchen Markgraf Wilhelm von Baden als der Statthalter der vorderösterreichischen Lande für den König führte, nur schlechten Fortgang hatte, indem Friedrich keine Unterstützung senden konnte, erbat sich der österreichische Feldherr von Karl VII. von Frankreich eine Anzahl der von demselben entlassenen Söldner, der sogenannten „Armagnacs“, worauf Karl, hocherfreut, sich dieser Raubschaaren entledigen zu können, den Dauphin Ludwig mit einem Heere von fünfzigtausend Mann nach der Schweiz sandte, um das von den Eidgenossen belagerte Zürich zu entsetzen.

Dem französischen Heere zogen sechzehntausend tapfere Eidgenossen entgegen und wagten, trotz der erdrückenden feindlichen Uebermacht, am 26. August 1444 bei St. Jakob an der Birs, im Angesicht von Basel, einen Angriff auf dasselbe. Im ersten stürmischen Anlauf drängten sie die eine Hälfte des feindlichen Heeres, die über die Birs gegangen, über den Fluß zurück und setzten dann selbst, durch den glänzenden Erfolg tollkühn gemacht, trotz der Abmahnungen ihrer Führer, vor der Mündung des feindlichen Geschützes über das Wasser. Ehe sie sich an dem jenseitigen Ufer ordnen konnten, wurden sie durch den wuchtigen Angriff der schweren französischen Reiterei zersprengt und zum größten Theile entweder aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten; nur fünfhundert bemächtigten sich des Siechenhauses bei St. Jakob, nicht um dort Rettung zu suchen, sondern um in einem hartnäckigen zehnstündigen Widerstand ihr Leben theuer zu verkaufen. Von Bewunderung über solchen Heldenmuth erfüllt, der ihm achttausend Mann gekostet, schloß der Dauphin Frieden mit den Eidgenossen, behielt sie aber wohl im Auge, um sich ihrer bei gelegener Zeit zu bedienen. In der That kam schon im Jahre 1453 ein Bündniß zwischen Frankreich und der Schweiz zu Stande, und damit begann unter den Letzteren, wie ein schweizerischer Schriftsteller sagt, der schädliche Einfluß französischer Thaler und Sitten.

Da der Zustand des deutschen Reiches dem Dauphin leichte Eroberungen auf dessen Kosten in Aussicht stellte, wandte er sich mit seinen zügellosen Söldnerschaaren nach dem Elsaß, dem Breisgau und den lothringischen Bisthümern; indessen bewog ihn die Entschlossenheit, mit welcher die Städte, besonders Straßburg, dem gräuelvollen Wüthen der Armagnacs entgegentraten, sowie die von den deutschen Ständen zum Schutze der bedrohten Reichsgrenze angeordneten Kriegsrüstungen, von seinen Eroberungsplänen abzustehen und seine Schaaren nach Frankreich zurückzuführen (1445).

In der Schweiz dauerte der Krieg noch bis zum Jahre 1450 fort, wo Zürich von seinem Bündniß mit Oesterreich zurücktrat und sich mit den Eidgenossen über die Theilung der Toggenburgischen Besitzungen verständigte. Zehn Jahre später verlor Oesterreich in einem neuen, durch die Gewaltthätigkeiten des Erzherzogs Sigismund von Tyrol gegen den Bischof von Brixen erregten Kriege den Rest seiner helvetischen Besitzungen.

Während Friedrich III. mit seinem Kampfe gegen die Schweizer beschäftigt war, wütheten auch in andern Theilen des Reichs blutige Fehden. In Franken und Schwaben waren Streitigkeiten ausgebrochen zwischen der Stadt Nürnberg und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, des Kurfürsten Friedrich I. zweitem Sohne, der nach dem Tode seines Vaters die zollern'schen

Lande in Franken erhalten hatte, während die Marken mit der Kurwürde seinem älteren Bruder Friedrich II., zugefallen waren, zwischen dem Grafen Ulrich von Württemberg und der Stadt Eßlingen und endlich zwischen dem Erzbischof Diether von Mainz und den Städten Hall und Rothenburg. Diese vier Städte schlossen hierauf mit siebenundzwanzig anderen fränkischen und schwäbischen Städten einen Bund auf drei Jahre gegen die sie bedrohenden Fürsten, worauf diese mit vierzehn ihrer Standesgenossen, fünfzehn Bischöfen und dem größten Theile des oberdeutschen Adels zu einem Gegenbunde zusammentraten. Obgleich der Krieg nur ein Jahr dauerte, zählte man zweihundert eingeäscherte Dörfer und fünfundzwanzig größere niedergebrannte Ortschaften. Unter den an dem Kampfe theilnehmenden Fürsten zeichnete sich besonders Albrecht von Brandenburg aus, dem seine ungestüme Tapferkeit und sein entschlossenes Dreinschlagen den Beinamen Achilles erwarben. Nachdem derselbe in acht verschiedenen Treffen die Bürger geschlagen, wurde er im Jahre 1450 von den Nürnbergern unter Hans von Rechberg und Kunz von Kaufungen an dem Billenreuter-See besiegt, worauf beide Theile sich zum Frieden geneigt finden ließen.

Einige Jahre später wurde durch einen Angriff des Herzogs Ludwig von Baiern auf die Stadt Donauwörth der Krieg im südlichen Deutschland aufs Neue entzündet und dauerte fort bis zum Jahre 1462. Gegen den von dem Kaiser mit der Reichsacht belegten Friedensstörer, der sich mit Friedrichs III. Bruder Albrecht, dem König Georg von Böhmen und zuletzt mit dem Pfalzgrafen Friedrich bei Rhein verbunden hatte, führte der Markgraf Albrecht Achilles das Reichsheer ins Feld, zu welchem vierundzwanzig durch Ludwigs Uebermacht bedrohte Reichsstädte Truppen gestellt hatten; er wurde jedoch am 19. Juli 1462 bei Giengen von dem Herzog besiegt. Ein verheerender Einfall, den der Markgraf bald darauf mit seinen rasch wieder gesammelten Truppen in Baiern machte, führte endlich einen Waffenstillstand herbei, dem im nächsten Jahre der Friede folgte.

Gleichzeitig mit dem baierisch-brandenburgischen Kriege tobte in den Rheinlanden eine mit wilden Verheerungen geführte Fehde zwischen dem im Jahre 1461 von Papst Pius II. wegen offener Widersetzlichkeit abgesetzten und mit dem Banne belegten Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, und dem zu seinem Nachfolger bestellten Grafen Adolf von Nassau. Der Erstere hatte in dem Pfalzgrafen Friedrich, seinem früheren Gegner, einen wichtigen Bundesgenossen gefunden, und der Sieg, den derselbe am 30. Juni 1462 bei Seckenheim über den Markgrafen von Baden und den Grafen von Württemberg davontrug, die mit mehreren an-

deren Fürsten, den Aufforderungen des Kaisers folgend, die Sache Adolfs zu der ihrigen gemacht, schien ihm einen glücklichen Ausgang des Kampfes zu verbürgen; nachdem jedoch die Stadt Mainz in der Nacht vom 27. Oktober 1462 durch Verrath in die Hände seines Gegners gefallen, mußte er auf das Erzbisthum Verzicht leisten, worauf der über ihn verhängte Bann aufgehoben wurde.

Auch unter den beiden Söhnen Friedrichs des Streitbaren, dem Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen und dem Herzog Wilhelm, brach nach dem Tode ihres Vaters (1450) bei der Theilung des väterlichen Erbes ein Zwiespalt aus, der zu einem fünfjährigen verheerenden Bruderkrieg führte. Ein Nachspiel dieses Krieges war der bekannte sächsische Prinzenraub. Im Dienste des Kurfürsten hatte sich der Ritter Kunz von Kaufungen ausgezeichnet und war in Folge dessen bis zum Hofmarschall emporgestiegen. Da Friedrich nach dem Abschluß des Friedens von ihm mehrere Güter zurückforderte, die er ihm während des Krieges überlassen hatte, zog sich der erbitterte Kunz auf sein Schloß Isenburg in Böhmen zurück und schwur dem Kurfürsten Rache. Die Abwesenheit Friedrichs benutzend, erstieg er in der Nacht vom 8. Juli 1455 vermittelst Strickleitern das kurfürstliche Schloß zu Altenburg, bemächtigte sich der beiden Söhne Friedrichs, Ernst und Albert, die Beide noch im Knabenalter standen, und entfloh mit ihnen nach der böhmischen Grenze. Um rascher in den unwegsamen Wäldern fortzukommen, trennte sich Kunz von seinen Gefährten, denen er den Prinzen Ernst überließ, während er dessen Bruder Albert bei sich behielt. Den Letzteren rettete ein entschlossener Köhler, Georg Schmidt, indem er sich dem Entführer desselben so heftig entgegenwarf, daß der Ritter zu Boden stürzte, worauf er von anderen herbeigeeilten Köhlern entwaffnet und gefangen genommen wurde. Den Prinzen Ernst lieferten Kunzens Genossen aus, nachdem ihnen Leben und Freiheit zugesichert worden. Kunz von Kaufungen endete auf dem Blutgerüste. Nach dem Tode Friedrichs des Sanftmüthigen (1464) theilten Ernst und Albert dessen Länder und wurden die Stifter der beiden noch jetzt blühenden Linien des sächsischen Hauses, der Ernestinischen und der Albertinischen.

Im Jahre 1474 entbrannte ein Krieg zwischen Friedrich III. und Karl dem Kühnen von Burgund. Der Erzbischof Ruprecht von Köln, ein heftiger und leidenschaftlicher Mann, der sich Ungerechtigkeiten und Bedrückungen aller Art hatte zu Schulden kommen lassen, war von dem Papste Sixtus IV., dem zweiten Nachfolger Pius' II., abgesetzt worden; er wollte jedoch dem von dem Kapitel gewählten Administrator des Erzstiftes, Hermann von Hessen, nicht weichen und rief, als ihm die Städte Bonn, Köln und Neuß den Gehorsam

kündigten, den Herzog von Burgund um Hilfe an. Von dem Wunsche getrieben, seine Macht bis an den Rhein auszudehnen und zugleich an dem Kaiser für die Vorgänge in Trier Rache zu nehmen, erschien Karl der Kühne im Juni 1474 mit sechzigtausend Mann und zahlreichem wohlbedientem Geschütz vor Neuß, in dessen Mauern der Administrator weilte; aber seine Macht brach sich an der Ausdauer der Bürgerschaft und an der Umsicht und Entschlossenheit, mit welcher Hermann von Hessen die Vertheidigung der Stadt leitete. Friedrich III., der bei dieser Gelegenheit eine ungewohnte Rührigkeit entfaltete, schloß ein Bündniß mit Ludwig XI., dem alten Feinde Karls des Kühnen, und bot das Reichsheer zum Entsatze von Neuß auf. Im folgenden Frühjahr erschien er mit achtzigtausend Mann vor der schwerbedrängten Stadt; doch bemühte sich der Führer des Reichsheeres, der tapfere Albrecht Achilles, der im Jahre 1470 in Folge der Abdankung seines älteren Bruders Kurfürst von Brandenburg geworden, vergebens, von ihm die Erlaubniß zu einer Schlacht zu erhalten, obgleich das burgundische Heer durch die zehnmonatliche Belagerung aufs Aeußerste geschwächt war. Nachdem Karl bei dem Herannahen des kaiserlichen Heeres noch einmal Alles aufgeboten, um die Stadt in seine Gewalt zu bekommen, und zu diesem Ende neunmal in einem Tage hatte stürmen lassen, nahm er die Vermittlung des päpstlichen Legaten zur Herbeiführung eines Ausgleiches an, und diesem gelang es, am 15. Juli 1475 einen Vertrag zu Stande zu bringen, in welchem Karl sein Heer abzuführen und den abgesetzten Erzbischof nicht weiter zu unterstützen versprach. An die Stelle des Letzteren trat der bisherige Administrator Hermann von Hessen.

Auf dem im Jahre 1486 zu Frankfurt abgehaltenen Reichstage wurde ein neuer zehnjähriger Landfriede verkündet, und zwei Jahre später traten, auf Friedrichs Aufforderung, die schwäbischen Stände zur Aufrechthaltung desselben in einen besonderen Bund zusammen, der in kurzer Zeit eine eigene Kriegsmacht aufbrachte, die in diesem Theile Deutschlands dem Rauben und Plündern erfolgreich entgegentrat.

Auf dem Reichstage zu Frankfurt erlangte Friedrich auch ohne Schwierigkeit von den ihm sehr ergebenen Kurfürsten, von welchen nur der König von Böhmen nicht erschienen war, die Wahl seines Sohnes Maximilian zu seinem Nachfolger, worauf derselbe am 9. April 1486 zu Aachen unter den herkömmlichen prunkvollen Formen zum römischen König gekrönt wurde.

Friedrich III. starb am 19. August 1493, im Alter von siebenundsiebzig Jahren. Ein bösartiges Geschwür am rechten Fuße hatte die Amputation desselben nöthig gemacht, und die Operation war glücklich von Statten gegangen; aber ein schwerer Diätfehler

— er aß an einem Tage acht Melonen und trank Wasser darauf — zog ihm während der Heilung die Ruhr zu, die seinem Leben in kurzer Zeit ein Ende machte. Kein deutscher Kaiser hat so lange regiert, als er, und keiner größeres Mißgeschick zu erdulden gehabt; aber kein noch so schwerer Schicksalsschlag vermochte seinen Gleichmuth zu stören, und auch in der höchsten Noth verzagte er nicht. Da er alle seine Gegner überlebte, sah er am Ende seiner Regierung die gesammten Erblande seines Hauses, von denen er bei seiner Thronbesteigung nur einen Theil besessen, unter seinem Scepter vereinigt.

# XXIV.

# Die skandinavischen Reiche.

## Dänemark.

Von den skandinavischen Reichen, die trotz der nahen Verwandtschaft ihrer germanischen Bevölkerung auch nach ihrem Eintreten in den Kreis des Christenthums durch die Eifersucht der Stämme scharf von einander getrennt blieben, ging Dänemark in Folge seiner fortdauernden Berührung mit Deutschland am frühesten zu der Kultur und den Einrichtungen der südlicheren Länder über.

Nach einer langen Reihe von Familienkriegen im Hause Swen Astritsons (s. S. 9 u. 29) stellte Waldemar I. (1157—1182), der Sohn des im Jahre 1131 ermordeten schleswig'schen Herzogs Kanut, nicht nur im Innern des nach längerer Theilung durch ihn wieder unter Einem Scepter vereinigten Reiches die Ruhe her, sondern wurde auch der Wohlthäter des Landes durch seine erfolgreichen Bemühungen für die Unterdrückung des Seeräuberunwesens, wofür insbesondere der auch als Staatsmann und Beförderer der Wissenschaft ausgezeichnete Bischof Axel oder Absalon von Roeskild, später Erzbischof von Lund, seinen Eifer wach hielt. Im Bunde mit Heinrich dem Löwen zog er wiederholt gegen die wendischen Seeräuber zu Felde, die in Mecklenburg und Pommern ihren Sitz hatten, und bereitete ihnen bedeutende Niederlagen; auch faßte er in Pommern festen Fuß und versetzte durch die Eroberung der Insel Rügen (1168) dem slavischen Heidenthum den Todesstoß. Nicht minder verdient machte er sich um sein Land durch weise Gesetze.

Waldemars I. Sohn und Nachfolger, Kanut VI., erweiterte die dänische Herrschaft in Mecklenburg und Pommern und entriß dem Grafen Adolf III. von Holstein seine Länder. Den höchsten Gipfel der Macht erreichte Dänemark unter Waldemars I. zweitem

Sohne, Waldemar II. dem Sieger, der im Jahre 1203 seinem kinderlosen Bruder Kanut in der Regierung folgte. Gleich nach seiner Thronbesteigung huldigten ihm zu Lübeck die Fürsten von Rügen, Pommern und Mecklenburg als ihrem Oberherrn, und im Jahre 1214 trat ihm Kaiser Friedrich II., um seinen Gegner Otto IV. zu schwächen, alle Länder jenseits der Elbe und Eider als Eigenthum ab. Später dehnte Waldemar durch die Eroberung von Pomerellen und eines Theiles der Küsten von Preußen, Lievland und Esthland die Grenzen seines Reiches noch weiter aus.

Aber dem so stolz emporgestiegenen Gebäude der dänischen Macht war ein rascher Fall beschieden. Graf Heinrich von Schwerin, einer von Waldemars Vasallen, den dieser eines großen Theiles seiner Besitzungen beraubt hatte, faßte den verwegenen Entschluß, den König gefangen zu nehmen, um ihn zur Rückerstattung seiner Länder zu zwingen. Als Waldemar sich am 6. Mai 1223 auf die kleine Insel Lyöe, unweit Fünen, zur Jagd begeben, überfiel er ihn während der Nacht in dem Zelte, in welchem er unbewacht mit seinem Sohne schlief, und brachte Beide auf einem bereit gehaltenen Schiffe nach Mecklenburg, wo sie in einem festen Schlosse in strenger Haft gehalten wurden. Die Dänen, die sogleich in dem Grafen Adalbert von Orlamünde einen Reichsverweser bestellt, riefen für die Befreiung ihres Königs die Vermittlung des Papstes an; aber das Einschreiten Honorius' III., der den Herzog als einen eidbrüchigen Vasallen behandelte, blieb fruchtlos: Waldemar mußte im Jahre 1225 seine Freilassung durch einen Vertrag erkaufen, in welchem er dem Besitze Holsteins und sämmtlicher slavischer Länder bis auf Rügen entsagte, dem Grafen von Schwerin achtundvierzigtausend Mark Silber und andere Kostbarkeiten versprach und eidlich gelobte, sich wegen seiner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. Er ließ sich zwar von seinem Eide, als einem erzwungenen, entbinden und griff zu den Waffen; er erlitt jedoch am 22. Juni 1227 in der blutigen Schlacht bei Bornhövede, unweit Kiel, gegen die Grafen von Schwerin und Holstein, den Erzbischof von Bremen, den Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker, die sich wider ihn verbündet hatten, eine entscheidende Niederlage, welche der dänischen Herrschaft im nördlichen Deutschland ein Ende machte. Waldemar II. starb im Jahre 1241, nachdem er seinem älteren Sohne, Erich V., Dänemark und dessen Bruder Abel das Herzogthum Schleswig bestimmt hatte. Diese Theilung verursachte verheerende innere Kriege, während deren das königliche Ansehen durch die wachsende Macht des zügellosen Adels fast vollständig vernichtet und ein großer Theil der freien Landbevölkerung zur Hörigkeit herabgedrückt wurde. Erich fand den Tod von der Hand seines Bruders Abel, und dieser wurde von den Reichsständen zum König gewählt (1250), doch schon nach

zwei Jahren von den nordfriesischen Marschbauern erschlagen, die er mit den Waffen in der Hand zu neuen Abgaben hatte zwingen wollen. Sein Nachfolger Christoph, Waldemars jüngster Sohn, der sich vielfache Eingriffe in die Rechte der Kirche erlaubte und dem über Dänemark verhängten Interdikte starren Trotz entgegenstellte, endete durch Gift (1259). Unter Christophs Sohn, Erich VII., wurde der Streit mit der Kirche beigelegt; doch blieb das Land der Schauplatz blutiger Wirren, in denen Erich durch Mörderhand den Tod fand. Noch trostloser gestalteten sich die Verhältnisse unter Erichs VII. beiden Söhnen, Erich VIII., dessen Verhalten gegen die dänischen Bischöfe dem Reiche aufs Neue das Interdikt zuzog, und Christoph II., und bei des Letzteren Tode (1334), befand sich das Reich in dem Zustande vollständiger Auflösung.

Erst ein Jahrhundert nach dem Tode Waldemars des Siegers erhielt Dänemark in dem jüngsten Sohne Christophs II., Waldemar III. Atterdag — so genannt von dem Sprüchworte: „Morgen ist wieder ein Tag," das er stets im Munde führte — einen Wiederhersteller seiner Macht und geordneter Zustände. Als Waldemar im Jahre 1340 nach einem sechsjährigen Interregnum auf den dänischen Thron erhoben wurde, war das Reich unter sechs Besitzer getheilt und des Königs Antheil so klein, daß der Ertrag desselben kaum zu seinem Unterhalte ausreichte; dennoch verzweifelte er nicht an dem Gelingen der Aufgabe, die er sich gestellt, das Reich durch die Wiedervereinigung der getrennten Landestheile seiner Ohnmacht und inneren Zerrüttung zu entreißen. In der That besiegte seine unermüdliche, umsichtige und durchgreifende Thätigkeit alle Schwierigkeiten, die ihm durch innere und äußere Feinde bereitet wurden. Schrittweise gewann er dem Königthum den verlorenen Boden wieder, indem er den wider ihn verbündeten Adel mit Waffengewalt zum Gehorsam zwang, verpfändete Städte für die Krone einlöste und durch strenge Handhabung der Ordnung Ruhe und Sicherheit im Lande herstellte. Auch die Provinzen, die dem dänischen Reiche seit Waldemar II. entfremdet worden, suchte er wieder zu gewinnen. Die an Schweden gekommenen Landschaften Schonen, Halland und Bleckingen wurden im Jahre 1359 zurückerobert und zugleich die Inseln Oeland und Gothland besetzt.

Indessen erregten Waldemars Erfolge unter den Hanseaten ernste Besorgnisse für ihr Handelsübergewicht im Norden; sie verbündeten sich daher mit dem Grafen von Holstein, dem Herzog von Mecklenburg und dem König Hakon VII. von Norwegen zur gemeinsamen Bekämpfung des Dänenkönigs. Hakon VII. trat zwar im Jahre 1362, nachdem Waldemar ihm seine Tochter Margaretha verlobt hatte, von dem Bunde zurück; dennoch sah sich Waldemar genöthigt, den Frieden mit den Hanseaten durch die Bestätigung aller

ihrer Handelsvortheile und die Einräumung von Schonen für die Dauer von fünfzehn Jahren zu erkaufen (1370).

Da Waldemar keinen Sohn hatte, schlug er den Ständen des Reichs den Herzog Albrecht von Mecklenburg, den Sohn seiner älteren, mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg vermählten Tochter Ingeborg, zu seinem Nachfolger vor; sie entschieden sich jedoch für den norwegischen Prinzen Olav, den Sohn von Waldemars jüngerer Tochter Margaretha, und dieser bestieg nach Waldemars Tod im Jahre 1375 im Alter von fünf Jahren den dänischen Thron. Fünf Jahre später (1380) setzte ihn der Tod seines Vaters auch in den Besitz der norwegischen Krone, und in beiden Ländern führte seine ebenso thatkräftige als kluge Mutter die Regentschaft mit Umsicht und Geschick.

## Schweden und Norwegen.

Länger als in den beiden andern skandinavischen Reichen erhielten sich in dem mehr als diese vereinzelten Schweden hartnäckige Anhänger des Heidenthums, und an den Gegensatz desselben zum Christenthum schlossen sich die entgegengesetzten Bestrebungen um die Herrschaft. Während jede Auflehnung gegen die königliche Gewalt sich auf das Heidenthum stützte, das die alte Unabhängigkeit der einzelnen Häuptlinge begünstigte, konnten die Könige ihren Vortheil nur in dem Anschluß an das eine neue und bessere Ordnung der Dinge fördernde Christenthum finden.

Nachdem im Jahre 1130 mit Inge II. die Stenkil'sche Königsfamilie (s. Bd. III. S. 369 f.) ausgestorben, entstand Zwietracht zwischen den beiden Stämmen, in welche das Volk von uralten Zeiten her zerfiel, den im Norden wohnenden Schweden und den südlichen Gothländern, indem die Ersteren sich für Swerker, das Oberhaupt einer den Stenkils feindlich gesinnten Partei, und die Letzteren sich für das Haus Bonde entschieden. Swerker, der die Oberhand behielt, wandte sich als König von der heidnischen Partei, an welcher sein Haus, obgleich selbst christlich, seine Hauptstütze gehabt, zu der christlichen, als der des Königthums, und entschied dadurch den Untergang des Heidenthums in Schweden.

Nach Swerkers Tod (1166) dauerte der Kampf um die Herrschaft zwischen den Häusern Swerker und Bonde fort, bis im Jahre 1222 das erstere ausstarb. Nachdem im Jahre 1250 mit dem König Erich Erichsohn auch das Haus Bonde erloschen war, kam der schwedische Thron an das uralte Haus der Folkunger, in welchem während des Streites zwischen den beiden Häusern die Würde des Reichsjarl erblich geworden. Die Reichsjarle spielten

zu jener Zeit in Schweden eine ähnliche Rolle, wie die Majordomen in dem alten Frankenreich; in ihren Händen lag die eigentliche Regierung, und die von ihnen im zwölften Jahrhundert unter der Regierung Erichs IX. des Heiligen begonnenen Kreuzzüge zur Eroberung und Bekehrung des heidnischen Finnlandes dienten dazu, sie auf der Höhe ihrer Macht zu erhalten. Da der Reichsjarl **Birger** mit König Erich Erichsohns Schwester Ingeborg vermählt war, erhob er nach dessen Tode Ansprüche auf die Krone; die Großen wählten jedoch nicht ihn selbst, sondern seinen und Ingeborgs unmündigen Sohn **Waldemar**, für welchen Birger bis zu seinem Tode (1266) mit starker Hand die Regierung führte.

Nachdem Waldemar selbst die Regierung angetreten, brachen Zwistigkeiten unter den Gliedern der Folkunger'schen Familie aus, in Folge deren Waldemar gezwungen wurde, einzelne Theile des Reiches an seine Brüder abzutreten und im Jahre 1279 gänzlich auf die Krone zu verzichten. Unter seinem Bruder **Magnus** I., der ihm auf dem Throne folgte und die Einheit des Reiches herstellte, fand durch dänische Ritter und Mitglieder des deutschen Ordens, die er in das Land gezogen, um ihm als Stütze gegen den einheimischen Adel und besonders gegen die Glieder seines eigenen Hauses zu dienen, das Ritterthum südlicher Länder in Schweden Eingang, und an die Stelle des aus den Nachkommen der früheren Häuptlingsfamilien bestehenden alten Adels trat mehr und mehr ein neuer, der auf dem zu ritterlichem Kriegsdienste erforderlichen Besitze beruhte.

Nach dem Tode Magnus' I., der durch blutige Strenge seine Herrschaft aufrecht gehalten, vollendete der für die Dauer der Minderjährigkeit seines Sohnes **Birger** II. zum Reichsverweser ernannte **Thorkel Knutson** durch die Eroberung von Karelien die Unterwerfung Finnlands, in welchem erst von da an das Christenthum festen Fuß zu fassen begann.

Kaum hatte Birger II. selbst die Zügel der Regierung ergriffen, als ein neuer blutiger Bruderkrieg ausbrach, in welchem der König seine beiden, in seine Hände gefallenen jüngeren Brüder Erich und Waldemar in den Thurm seines Residenzschlosses zu Nyköping werfen und in demselben verhungern ließ (1317). Birger II. wurde von den Anhängern seiner Brüder genöthigt, in das Ausland zu entfliehen, und statt seiner von den zu Upsala versammelten Abgeordneten der Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und der Bauern der dreijährige Sohn des verhungerten Erich, **Magnus** II. mit dem Beinamen **Smek** — der Liebkosende — zum König gewählt, für welchen ein Reichsverweser die Regierung übernahm (1319). In demselben Jahre wählten auch die Norweger den jungen Magnus zu ihrem König, da mit dem kurz vorher eingetretenen Tode

Hakons VI., seines mütterlichen Großvaters, der Stamm Harald Harfagers erloschen war, und bestimmten, daß während seiner Minderjährigkeit die Regierung durch zwölf Reichsräthe geführt werden solle.

Indessen erregte Magnus II., nachdem er selbst zur Regierung gelangt war, durch seine Sorglosigkeit und Verschwendung in beiden Reichen so große Unzufriedenheit, daß die Norweger ihn im Jahre 1352 zwangen, die Krone seinem jüngeren Sohne Hakon VII. abzutreten, und die Schweden bald darauf diesem Beispiele folgten, indem sie seinen älteren Sohn Erich auf den Thron erhoben. Dadurch entbrannte ein Krieg zwischen Vater und Sohn, in welchem der Erstere einen heimlichen Bundesgenossen in Waldemar III. von Dänemark fand, der diese Gelegenheit zur Wiedereroberung der an Schweden gekommenen dänischen Landschaften benutzte (s. S. 551).

Inzwischen war Erich während des Kampfes gestorben, und die Schweden hatten gegen Magnus Smek dessen jüngeren Sohn Hakon VII. von Norwegen herbeigerufen. Als dieser sich jedoch mit seinem Vater aussöhnte und trotz des Hasses, der Schweden und Dänen von einander schied, sich mit Margaretha von Dänemark vermählte, wählte ein großer Theil des schwedischen Volkes den Herzog Albrecht II. von Mecklenburg, den Sohn einer Schwester Magnus Smeks. Obgleich Magnus im Kriege gegen denselben durch Waldemar III. unterstützt wurde, unterlag er in der Schlacht bei Enköping (1365) und wurde gefangen genommen, während Hakon sich nach Norwegen zurückziehen mußte. Nach dem Tode des Letzteren (1380) führte seine Gemahlin Margaretha für ihren Sohn Olav, der bereits die dänische Krone trug, auch in Norwegen die Regentschaft, und als der junge König schon im Jahre 1387 starb, wurde sie in beiden Reichen als Königin anerkannt.

Da König Albrecht sich in Schweden bei dem Volke durch Verschwendung und rohe Genußsucht und bei dem Adel durch unkluge Maßregeln verhaßt gemacht, erwachte in Margaretha die Hoffnung, auch die Krone Schwedens erringen zu können, und der schwedische Adel kam ihren Wünschen zuvor, indem er ihr dieselbe anbot. Im Jahre 1389 rückte sie mit einem Heere aus Halland in Westgothland ein und erfocht über Albrecht, der ihr in übermüthiger Verachtung der gefährlichen Feindin einen Wetzstein zugeschickt, „um ihre Nadeln zu schärfen", am 11. September bei Falköping einen entscheidenden Sieg, der ihrem Gegner die Freiheit raubte und ihr selbst die schwedische Krone sicherte, obgleich die Hauptstadt Stockholm noch in den Händen der Söldner Albrechts war und die Herzoge von Mecklenburg im Bunde mit mehreren hanseatischen Städten die Sache des gefangenen Königs verfochten.

Der Krieg, den die Bundesgenossen Albrechts für dessen Wiedereinsetzung führten und der erst im Jahre 1395 durch Albrechts Verzichtleistung auf die schwedische Krone beendet wurde, gab Veranlassung zu dem weit verbreiteten Seeräuberunwesen der sogenannten Vitalienbrüder. Unter dem Vorwande, das belagerte Stockholm zu verproviantiren, woher sie den Namen trugen (Vitalien = Viktualien), suchten diese verwegenen Seeräuber von den mecklenburgischen Seehäfen aus, die ihnen zu diesem Zwecke eine Freistätte eröffnet hatten, die nordischen Meere und Küsten mit ihren kühnen Streifzügen heim und erlangten bald eine solche Macht, daß es der Hansa und den deutschen Ordensrittern erst nach schweren Kämpfen gelang, ihrem Unwesen ein Ende zu machen. Ihren Hauptsitz, die Insel Gothland, verloren sie im Jahre 1398 an die deutschen Ordensritter, aus deren Händen dieselbe im Jahre 1407 durch Kaufvertrag an die vereinigten skandinavischen Reiche kam.

## Die Kalmarische Union.

Noch ehe die Verwirrungen in Schweden durch die Thronentsagung Albrechts ihre Lösung gefunden, war in Margaretha der Plan zur Reife gekommen, die drei nordischen Reiche dauernd zu einem Ganzen zu vereinigen. Nachdem sie jedes der drei Länder bewogen, den Herzog Erich von Pommern, den Sohn einer mit dem Pommernherzog Wratislaw vermählten Tochter ihrer Schwester Ingeborg, als ihren Nachfolger anzuerkennen, versammelte sie im Jahre 1397 die Stände derselben zu Kalmar und vereinbarte mit ihnen, nach der feierlichen Krönung Erichs, den Abschluß der berühmten Kalmarischen Union. Nach den Bestimmungen derselben sollten die drei Reiche fortan nur einen Herrscher haben, der bei jeder Thronerledigung von den Ständen derselben gemeinsam, zunächst aus den Söhnen des verstorbenen Königs, gewählt werden sollte; doch sollte jedes Reich nach seinen eigenen Gesetzen und mit Zuziehung seiner Reichsräthe regiert werden. Durch diese Vereinigung der drei Reiche hoffte Margaretha allem Hader zwischen den stammverwandten Völkern ein Ende gemacht und dem großen skandinavischen Gesammtreiche eine einflußreiche Stellung unter den Staaten Europa's gesichert zu haben. Aber diese Hoffnung blieb unerfüllt; denn die Einheit, welche die Union geschaffen, war nur eine äußere. Sollte die Verbindung eine dauernde, die drei Nationen innerlich einigende werden, so mußte die Regierung auch über Margaretha's Lebenszeit hinaus in einer starken Hand bleiben und mit Umsicht und Geschick geleitet werden. Aber zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe waren Margaretha's nächste Nachfolger wenig

geeignet, und überdies hatte die Union, außer allen feindlichen Elementen in den drei Reichen selbst, einen gefährlichen Gegner an der Hansa, die durch die Bildung eines mächtigen skandinavischen Gesammtstaates ihren Handelsvortheil bedroht sah.

Schon unter Erich, der im Jahre 1412 nach Margaretha's Tode die Regierung antrat, kam es zu ernsten Reibungen zwischen Dänemark und Schweden, weil das letztere Land in dem Umstande, daß Dänemark der Hauptsitz des Königs blieb, eine seine Unabhängigkeit bedrohende Zurücksetzung sah. Erich selbst war ein Fürst ohne Thatkraft, und seine verständige Gemahlin Philippa, die Tochter König Heinrichs IV. von England, die ihm Margaretha als eine weise Rathgeberin zur Seite gestellt, wurde ihm früh durch den Tod entrissen. Die Schweden klagten über Gewaltthätigkeiten der Vögte, über schwere Abgaben, deren Ertrag außer Landes gehe, sowie über die Abwesenheit Erichs, durch welche die Gerechtigkeitspflege gehemmt werde, und kündigten im Jahre 1435 dem König den Gehorsam, indem sie einen eigenen Reichsverweser ernannten.

Eine Zeitlang suchte Erich sein Ansehen den Schweden gegenüber zu behaupten, dann aber überließ er sich einer vollständigen Unthätigkeit, selbst in Beziehung auf Dänemark, und zog sich sogar mit seinen Schätzen ganz aus dem Lande zurück, um sich auf der Insel Gothland ungestört einem ausschweifenden Leben hinzugeben. Hierauf sagten sich auch die Dänen von ihm los und wählten den Sohn seiner Schwester, den Herzog Christoph von Baiern, zum König (1439). Obgleich diese Wahl ohne vorausgegangene Vereinbarung mit den beiden andern Reichen erfolgt war, schloß sich Norwegen derselben an, und bald darauf that Schweden das Gleiche, weil der aus der Mitte des Adels gewählte Reichsverweser Karl Knutson durch sein Streben nach der Krone das Mißfallen seiner Standesgenossen erregt hatte.

Christoph suchte durch kluge Mäßigung die Union aufrecht zu erhalten; er starb jedoch schon im Jahre 1448, ehe es ihm gelungen, den Fortbestand derselben zu sichern. Nach seinem Tode sagten sich die Schweden offen von der Union los und erhoben nach vielen Streitigkeiten Karl Knutson als Karl VIII. auf den Thron; dagegen wählten die Dänen den Grafen Christian von Oldenburg zum König, der auch von den Norwegern anerkannt wurde. Indessen entfremdete sich Karl VIII. nicht nur durch schweren Steuerdruck die Herzen des schwedischen Volkes, sondern erregte auch unter der Geistlichkeit, die er mit der Einziehung eines Theiles ihrer Güter bedrohte, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, so große Unzufriedenheit, daß sich dieselbe mit einem Theile des Adels wider ihn verband und der Erzbischof von Upsala ihm den Gehorsam aufkündigte. Von der Haltlosigkeit seiner Stellung

überzeugt, verließ er im Jahre 1457 das Reich und flüchtete nach Danzig.

Der Erzbischof von Upsala rief hierauf, im Einvernehmen mit dem Adel, den König Christian I. von Dänemark herbei, um ihm die schwedische Krone anzutragen, worauf derselbe zu Upsala gekrönt und die Union erneuert wurde. Aber auch diesmal hatte die Vereinigung keine Dauer. Christian verfeindete sich wegen der Auslegung einer neuen Steuer mit dem Erzbischof von Upsala und ließ ihn gefangen setzen; er brachte jedoch hierdurch nicht nur die gesammte Geistlichkeit, sondern auch den Bauernstand, der ohnehin aufs Neue über den Druck der Abgaben zu klagen hatte, so sehr gegen sich auf, daß die Freunde Karls VIII. es wagen konnten, diesen zurückzurufen (1464). Christian bewirkte zwar durch die sofortige Freilassung des Erzbischofs den abermaligen Sturz seines Gegners, der allen seinen Ansprüchen auf die Regierung entsagen und Schweden räumen mußte, nicht aber seine eigene Rückkehr auf den verlorenen schwedischen Thron. Nachdem er im Jahre 1471 einen vergeblichen Versuch gemacht, durch Waffengewalt seine Anerkennung als König von Schweden zu erzwingen, schlug er den Weg der Unterhandlungen ein, und als auch dieser nicht zum Ziele führte, ließ er sich, um sich vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, von dem dänischen Reichsrathe die urkundliche Versicherung ausstellen, daß er Alles gethan habe, um die Auflösung der Union zu verhindern. Im Jahre 1474 machte er eine Pilgerfahrt nach Rom, wo er sich vom Papste Sixtus IV. von einem Kreuzzugsgelübde entbinden ließ und die Genehmigung zur Gründung der Universität Kopenhagen erlangte, die im Jahre 1479 ins Leben trat, nachdem bereits im vorhergehenden Jahre die von Upsala gegründet worden.

Christian I. starb im Jahre 1481, und ihm folgte in der Regierung von Dänemark und Norwegen sein Sohn Johann I. Zwei Jahre später gelang es diesem, durch den sogenannten „Kalmarischen Receß“, in welchem dem schwedischen Adel bedeutende Vorrechte bewilligt wurden, den Wiederanschluß Schwedens an die Union zu bewirken, doch abermals nur für kurze Zeit. Statt der großen Vortheile, welche die skandinavischen Reiche für ihre innere Entwickelung wie für ihre äußere Sicherheit und Machtstellung aus der Union hätten ziehen können, erwuchsen ihnen aus derselben nur verheerende Kriege und ein stets zunehmender eifersüchtiger Volkshaß.

# XXV.

# Der Krieg der beiden Rosen.

(1455—1485.)

## Heinrich VI. (1422—1461) und Eduard IV. (1461—1483).

Der große englisch-französische Krieg fand in England ein blutiges Nachspiel in einem schreckenerregenden Bürgerkrieg, in welchem die beiden Häuser Lancaster und York einander die Krone streitig machten. Da das erstere eine rothe und das letztere eine weiße Rose im Wappen führte, wurde die Lancastrische Partei die rothe und die Yorkische die weiße Rose und ihr dreißigjähriger Kampf, der mehr als einer Million Engländer das Leben gekostet haben soll, der „Krieg der beiden Rosen“ genannt.

Heinrich VI., ein frommer und milder Fürst von reinen Sitten, aber geringen Fähigkeiten, war eine jener weichen Naturen, die, unfähig sich selbst zu bestimmen, stets der Leitung Anderer bedürfen; daher blieb er, nachdem er zum Manne herangereift, ein Spielball in den Händen seiner Umgebungen und in vollständiger Abhängigkeit von seiner ebenso herrschsüchtigen als geistvollen und thatkräftigen Gemahlin Margaretha, der Tochter des Titularkönigs von Neapel, Renatus von Anjou, nachmaligen Herzogs von Lothringen, die als Angehörige eines fremden und feindlichen Herrscherhauses den Engländern verhaßt war. Die Unzufriedenheit des Volkes über des Königs Unselbstständigkeit und kraftlose Regierung, welcher die Mißerfolge der englischen Waffen in Frankreich zugeschrieben wurden, richtete sich besonders gegen den Herzog von Suffolk, den einflußreichsten unter Heinrichs Ministern, dessen Werk des Königs Vermählung gewesen war. Er wurde von dem Unterhause des Verraths und des Mißbrauchs seiner Amtsgewalt angeklagt, und obgleich für die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen kein einziger stichhaltiger Beweis beigebracht worden, gebot ihm der König, um ihn vor dem Rachedurst seiner Gegner zu schützen, England auf fünf Jahre zu verlassen; kaum hatte er sich jedoch nach dem Festlande eingeschifft, als seine Feinde, die sich ihr Opfer nicht wollten entgehen lassen, ihm ein größeres Schiff nachsandten, welches das seinige anhielt. Gezwungen, das feindliche Schiff zu besteigen, wurde er gefesselt und von einem gemeinen Matrosen mit einem rostigen Schwerte enthauptet (2. Mai 1450).

Noch in demselben Jahre wagte es John Cade, ein Irländer

aus niederem Stande, sich für einen Abkömmling des Grafen Mortimer de la Marche auszugeben und als solcher an die Spitze der Unzufriedenen in Kent zu treten, die sich bald so zahlreich um ihn schaarten, daß er ein königliches Heer zurückschlagen und sich sogar in den Besitz von London setzen konnte. Der von ihm gesponnene Betrug wurde zwar entdeckt, und er mußte denselben mit dem Leben büßen; aber der Erfolg seines Unternehmens bekundete deutlich, wie hoch die Fluth der Unzufriedenheit im Lande gestiegen und wie wenig stark die Regierung derselben gegenüber stand.

Diese Verhältnisse ermuthigten den Herzog Richard von York, der sich in Frankreich als Nachfolger Bedfords ausgezeichnet und später als Statthalter von Irland einen dort ausgebrochenen gefährlichen Aufstand glücklich bewältigt hatte, seine ehrgeizigen, auf den Erwerb der Krone gerichteten Pläne ins Werk zu setzen. Obgleich er von dem vierten Sohne Eduards III. abstammte, während Heinrichs Ahnherr Eduards dritter Sohn gewesen, glaubte er doch nähere Ansprüche auf den Thron zu haben, weil seine Mutter eine Urenkelin des Herzogs Lionel von Clarence, des zweiten Sohnes Eduards, war; auch machte er später zur Begründung seiner Ansprüche den Umstand geltend, daß das Lancastrische Haus auf gewaltthätige Weise in den Besitz der Herrschaft gelangt und diese daher keine rechtmäßige sei. Ohne Erlaubniß des Königs kehrte er mit viertausend Mann aus Irland zurück und erzwang, indem er sich für den Vertheidiger der Rechte des Volkes erklärte, von dem König die Zusammenberufung eines Parlamentes, das den Zustand des Landes prüfen und verbessern sollte; die Hoffnungen, die er auf diese Reichsversammlung für die Förderung seiner Zwecke gesetzt, wurden jedoch durch das gewandte Auftreten des Herzogs von Somerset vereitelt, der im Rathe des Königs an Suffolks Stelle getreten.

Um durch Waffengewalt seinem Ziele näher zu kommen, sammelte Richard Truppen; doch wußte Heinrich ihn durch scheinbare Nachgiebigkeit zu einer Zusammenkunft zu bewegen, bei welcher er ihn gefangen nehmen ließ. Anstatt jedoch den gefährlichen Gegner durch dauernde Haft unschädlich zu machen, begnügte sich der König nach seiner gewöhnlichen Milde damit, ihm einen feierlichen Eid der Treue abzufordern, und gestattete ihm, sich auf sein Schloß Wigmore an den Grenzen von Wales zurückzuziehen. Zwei Jahre später (1453) verfiel Heinrich in einen so bedenklichen Zustand körperlicher und geistiger Schwäche, daß er sich von der Regierung zurückziehen mußte. Da die Königin Margaretha die freiwillige Berufung des Herzogs von York in den königlichen Rath für das beste Mittel hielt, die Herrschaft ihres Gemahls zu sichern, ernannte ihn das Parlament für die Dauer der Krankheit Heinrichs zum

Protektor des Reiches. Auf Richards Betrieb wurde Somerset unter der Anklage, den Verlust der Normandie und Aquitaniens verschuldet zu haben, als Gefangener in den Tower gebracht. Im Jahre 1454 machte die Genesung des Königs der Herrschaft Yorks ein Ende. Somerset wurde auf Heinrichs Befehl aus dem Tower entlassen, und der Streit der beiden Herzoge sollte durch ein Schiedsgericht zum Austrag gebracht werden. Mit dieser Verfügung Heinrichs unzufrieden, zog Richard in Wales Truppen zusammen und lieferte am 22. Mai 1455 den Königlichen bei St. Albans ein blutiges Treffen, in welchem Somerset den Tod fand und der König selbst gefangen genommen wurde. Richard, der sich den Anschein zu geben wußte, als habe ihn bei seinem bewaffneten Vorgehen gegen Heinrich nur der Wunsch geleitet, denselben aus den Händen einer die Interessen des Reiches gefährdenden Partei zu befreien, wurde zum andern Male von dem Parlamente zum Protektor ernannt. Da indessen die Mehrzahl der Lords nur ungern und zögernd in seine Erhebung gewilligt, bewog die Königin im folgenden Jahre ihren Gemahl, vor dem Oberhause den Wunsch auszusprechen, wieder selbstständig zu regieren. Das Parlament hob hierauf die Vollmacht Richards auf, und ohne Widerstand zu leisten, legte er seine Stelle nieder (25. Februar 1456).

Zwei Jahre lang ruhte der Kampf der Parteien; aber die Zwietracht war nicht gelöst; sie drang vielmehr immer tiefer in die Nation ein, die sich allmählich durch alle Stände hindurch in zwei feindliche Heerlager spaltete. Auf der Seite des Königs stand der größte Theil des Adels, welcher den geschworenen Treueid höher hielt, als das von der Gegenpartei geltend gemachte Recht. Dagegen hingen die großen Massen der Bevölkerung dem Herzog von York an, von dessen Herrschaft sie die Beseitigung des auf ihnen lastenden Druckes erwarteten. Ein zufälliger Vorfall führte im Jahre 1458 die Erneuerung der Feindseligkeiten durch die Anhänger Richards herbei. Unter denselben war der Graf von Warwick, ein Verwandter des Herzogs von York, der ihn während seines Protektorats zum Befehlshaber von Calais ernannt hatte, durch Tapferkeit, Reichthum und Volksbeliebtheit der mächtigste und einflußreichste. Als derselbe eines Tages (9. Nov. 1458) vom Hofe zurückkehrte, wohin er berufen worden, um sich wegen eines Seetreffens zu verantworten, das ungünstig für die Engländer ausgegangen, entspann sich zwischen einem seiner Leute und einem Diener des Königs ein Streit, der sich bald durch die Einmischung vieler Anderen zu einem so ernsthaften Tumulte gestaltete, daß man dahinter tiefer liegende Pläne vermuthete. Warwick eilte in den Norden, um sich mit seinem Vater, dem Grafen von Salisbury, und dem Herzog von York über die zu treffenden Maßregeln zu be-

rathen, worauf dieselbe Streitkräfte sammelten, während er selbst in seine Statthalterschaft zurückkehrte.

Unterdessen hatte auch der Hof Truppen zusammengezogen; doch verzögerte sich, da beide Parteien vor Allem ihren Anhang zu vergrößern suchten, der Beginn des Krieges bis zum Herbste des folgenden Jahres. Bei Bloreheath an der Grenze von Staffordshire kam es am 23. September 1459 zwischen den Truppen des Grafen von Salisbury und einer Abtheilung des königlichen Heeres zu einem Treffen, in welchem Salisbury durch eine verstellte Flucht einen vollständigen Sieg davontrug. Trotz des errungenen Erfolges lösten sich, als der König selbst mit bedeutender Heeresmacht heranzog, die Schaaren Richards auf, und dieser selbst schiffte sich, nachdem die meisten der mit ihm verbündeten Lords nach Wales entflohen waren, mit seinen Söhnen nach Irland ein.

Heinrich VI. berief das Parlament nach Coventry, und dieses erklärte den Herzog von York mit seiner Gemahlin, seinen Söhnen und seinen vornehmsten Anhängern für Verräther; doch bestand der König, der nur mit Widerstreben diesem harten Spruche seine Zustimmung ertheilt, auf der Beifügung einer Klausel, die ihn ermächtigte, denselben aufzuheben, sobald er es für angemessen erachte.

Indessen war Warwick eifrig bemüht, die Anhänger Richards zu neuen Anstrengungen zu ermuthigen, und als er im Juni 1460 selbst mit fünfzehnhundert Mann nach England zurückkam, sah er sich bald an der Spitze eines Heeres von fünfundzwanzigtausend Mann. Mit demselben griff er am 10. Juli die Königlichen bei Northampton an und bereitete denselben eine entscheidende Niederlage, bei welcher der König zum andern Male gefangen genommen wurde. Warwick führte ihn nach London, wo er sich gezwungen sah, alle von den Siegern vorgeschlagenen Maßregeln zu sanktioniren und schriftlich und öffentlich zu erklären, daß Diejenigen, welche die Waffen gegen ihn ergriffen, ihm die Treue nicht gebrochen hätten. Nachdem das von ihm zusammenberufene Parlament die Beschlüsse von Coventry widerrufen, erschien auch der Herzog von York mit fünfhundert Reitern in der Hauptstadt, um seine Ansprüche auf die Krone, mit denen er erst jetzt öffentlich hervortrat, dem Hause der Lords zu unterbreiten. Diese erklärten zwar nach längeren Berathungen, das Thronrecht des Herzogs von York lasse sich nicht läugnen; da sie sich jedoch nicht zur Entthronung Heinrichs VI., dem sie Treue geschworen, entschließen konnten, trafen sie, „um ihren Eid zu halten und ihr Gewissen zu reinigen", ihre Entscheidung dahin, daß Heinrich auf Lebenszeit König bleiben, nach dessen Tode aber die Krone an Richard und dessen Nachkommen übergehen solle. Mit diesem Ausgleich erklärte sich sowohl Richard als der gefangene

König einverstanden, nicht aber die Königin, welche die Krone ihrem siebenjährigen Sohne Eduard zu erhalten wünschte.

Nach der Schlacht bei Northampton war Margaretha nach Schottland geflohen, wo damals Jakob II., der vierte König aus dem im Jahre 1370 nach dem Tode des kinderlosen David Bruce zur Herrschaft gelangten Hause Stuart regierte. Von dort kehrte sie nach dem Norden Englands zurück, wo alsbald der Adel, durch ihre Beredsamkeit und die Anmuth ihrer Erscheinung gewonnen, sich so zahlreich um sie schaarte, daß sie ein Heer von zwanzigtausend Mann gegen Richard ins Feld führen konnte. Dieser raffte schleunigst seine Streitkräfte zusammen, um der Königin entgegen zu ziehen, und am 24. Dezember 1460 kam es bei Wakefield zu einem mörderischen Treffen, in welchem Richards Heer der feindlichen Uebermacht erlag und der Protektor selbst nach heldenmüthigem Kampfe den Tod fand. Sein abgeschlagenes Haupt wurde, auf Margaretha's Befehl, mit einer papierenen Krone bedeckt, auf dem Thore von York aufgepflanzt; seinem dritten Sohne, dem zwölfjährigen Grafen von Rutland, der mit seinem Hofmeister zu entfliehen gesucht, stieß Lord Clifford, dessen Vater in der Schlacht bei St. Albans von Richard von York erschlagen worden war, mit eigener Hand den Dolch ins Herz, und alle anderen Gefangenen von hoher Geburt, unter ihnen der Graf von Salisbury, starben unter dem Henkerbeile. Diese Ausbrüche einer wild emporlodernden Rachsucht waren das Vorspiel einer langen Reihe von Blut- und Frevelthaten, in welchen im Verlaufe des an Wechselfällen reichen Krieges beide Parteien einander überbieten zu wollen schienen.

Richards ältester Sohn, der neunzehnjährige Eduard, trat, als der Erbe der Ansprüche seines Vaters auf den englischen Thron, an die Spitze der Yorkisten und schlug mit einem rasch gesammelten neuen Heere am 1. Februar 1461 bei Mortimerscroß ein königliches Korps in die Flucht; dagegen erlitt ein von dem Grafen Warwick geführter Yorkischer Heerhaufen am 18. Februar bei St. Albans gegen das Heer der Königin eine Niederlage, welche die Befreiung des in Warwicks Lager befindlichen Königs zur Folge hatte. Da sich die Truppen der Königin, statt ihren Sieg zu verfolgen, nach der Schlacht zerstreuten, um plündernd das Land zu durchstreifen, konnte Eduard, durch die zersprengten Reste des Warwick'schen Heeres verstärkt, ungehindert in die Yorkistisch gesinnte Hauptstadt einziehen, deren Bevölkerung ihn, bezaubert von seiner königlichen Gestalt, seiner Jugendschönheit und seiner gewinnenden Freundlichkeit, mit stürmischem Jubel empfing. Da Heinrich VI. nach der Schlacht bei St. Albans seine Zustimmung zu der Nachfolge der Yorkischen Linie widerrufen hatte, wurde er in einem großen Rathe wegen Verletzung des geschlossenen Ver-

trages seiner Thronrechte verlustig erklärt und Eduard am 5. März 1464 feierlich als **Eduard IV.** zum König ausgerufen.

Mit der Thronbesteigung Eduards war indessen der Bürgerkrieg nicht beendet; denn die Königin Margaretha hatte abermals im Norden Englands, wo die Lancastrische Partei die meisten Anhänger zählte, ein Heer von sechzigtausend Mann zusammengebracht. Eduard verschob seine Krönung, um ihr sofort entgegenzuziehen, und am 29. März 1461 wurde in der mörderischen Schlacht bei **Towton** ihr Heer vollständig geschlagen und zersprengt. Vor Begierde brennend, die seinem Vater zugefügte Schmach und seines Bruders Tod zu rächen, hatte Eduard befohlen, keinem Lancastrier Pardon zu geben, und so wurden ihrer achtundzwanzigtausend getödtet; doch ließ auch der Sieger siebzehntausend Todte auf dem Schlachtfelde zurück.

Während Margaretha und ihr Gemahl nur mit Mühe nach Schottland entkamen, zog Eduard im Triumphe in York ein, wo er statt des von dem Thore herabgenommenen Hauptes seines Vaters die Häupter mehrerer Lancastrier aufstecken ließ, und kehrte dann zum Empfang der Königskrone nach London zurück. Ein von ihm zusammenberufenes Parlament erklärte die drei letzten Regierungen für unrechtmäßig, widerrief die unter denselben gemachten königlichen Schenkungen und sprach über den König Heinrich, seine Gemahlin und seine vornehmsten Anhänger, als des Hochverraths schuldig, die Acht aus.

Im folgenden Jahre erschien Margaretha, die sich von Schottland und Frankreich Unterstützung zu verschaffen gewußt, zum dritten Male an der Spitze eines Heeres in den nördlichen Provinzen; doch auch diesmal mußte sie der Uebermacht weichen und ihre Anhänger in verschiedene feste Plätze vertheilen. Rastlos bemüht, überall zu helfen und zu ermuthigen, gerieth sie selbst in vielfache Gefahren. Einst wurde sie in einer waldigen Gebirgsgegend mit ihrem Sohne und ihrer geringen Begleitung von Räubern angefallen, die sie ausplünderten und fortschleppten. Aus Furcht, an Eduard ausgeliefert zu werden, gab sie sich nicht zu erkennen, und als die Bande über die Theilung der Beute in Streit gerieth, benutzte sie die dadurch entstandene Verwirrung, um mit ihrem Sohne in das Dickicht zu entspringen. Schon glaubte sie sich gerettet, als ihr plötzlich ein einzeln nachkommender Räuber den Weg versperrte und mit gezücktem Schwerte auf sie eindrang. Rasch entschlossen, übergab sie ihm den jungen Eduard mit den Worten: „Hier, mein Freund, ist Eures Königs Sohn. Ich vertraue ihn Eurem Schutze.“ Ueberrascht von solch' ungewohnter Ehre und gerührt durch das Vertrauen der Königin, brachte sie der Räuber mit ihrem Sohne wohlbehalten zu den Lancastriern zurück. Bald darauf sah sie sich je-

 

doch durch die Fortschritte des Grafen von Warwick, dem eine Feste nach der andern in die Hände fiel, so sehr in die Enge getrieben, daß sie den Kampf aufgeben mußte. Sie schiffte sich mit ihrem Sohne und zweihundert Begleitern nach Flandern ein, von wo sie sich nach Lothringen an den Hof ihres Vaters begab (1464). Dagegen fiel Heinrich VI., nachdem ihn ein ganzes Jahr hindurch die Treue der Bewohner von Lancashire und Westmoreland gegen die Nachstellungen der Yorkisten geschützt, im Juli 1465 durch Verrath in Warwicks Hände, der den tief gebeugten, nun schon zum dritten Male gefangenen Herrscher mit an die Steigbügel geschnürten Füßen dreimal um den Schandpfahl führte und ihn dann zu strengem Gewahrsam in den Tower brachte.

So schien der Bürgerkrieg beendigt und Eduards Herrschaft dauernd gesichert. Aber der König gab bald selbst zu neuen Unruhen Veranlassung. Eduard war ein Herrscher von ungewöhnlicher Thatkraft, der allen Gefahren mit Entschlossenheit entgegentrat und sie durch Klugheit und Besonnenheit zu überwinden wußte; aber ihm fehlte jede sittliche Haltung, und wenn ihn nicht dringende Sorgen in Anspruch nahmen, überließ er sich blindlings seinen Neigungen und stürzte sich in den Strudel sinnlicher Genüsse und ausschweifender Vergnügungen. Durch die Schönheit und Anmuth der geistvollen Elisabeth Woodville, der jugendlichen Wittwe des in dem zweiten Treffen bei St. Albans gefallenen Lancastriers Thomas Gray, zu leidenschaftlicher Liebe für sie entflammt, vermählte er sich am 1. Mai 1464 heimlich mit ihr, ließ aber bald darauf seine Ehe öffentlich anerkennen und Elisabeth als Königin krönen. Hatte er schon durch diese unkluge Verbindung die Gefühle der Yorkisten schwer verletzt, so steigerte er durch seine unbesonnene Begünstigung der Anverwandten Elisabeths, besonders ihrer Kinder aus erster Ehe, die Unzufriedenheit seiner Partei aufs Aeußerste.

Am meisten erbittert über des Königs entschiedene Hinneigung zu den Woodvilles war der Graf Warwick, dem Eduard hauptsächlich seine Krone zu verdanken hatte und der sich jetzt durch Elisabeth und ihre Anverwandten seines ganzen Einflusses beraubt sah. Im Vereine mit seinen beiden Brüdern, dem Lord Montague und dem Bischof von Exeter, die gleichfalls wesentlich zu Eduards Erhebung mitgewirkt, sann er auf Rache. Als im Jahre 1469 ein Bauernaufstand in Yorkshire ausgebrochen war, stellten sich zwei seiner Anverwandten an die Spitze der Insurgenten, schlugen die Königlichen bei Edgecote (26. Juli) und ließen den Vater und den Bruder der Königin, die in ihre Hände gefallen, enthaupten. Warwick selbst, der als Befehlshaber von Calais in Frankreich weilte, verschaffte sich einen wichtigen Bundesgenossen in Eduards jüngerem

Bruder, dem gleichfalls über den wachsenden Einfluß der Woodvilles erbitterten Herzog Georg von Clarence, indem er demselben seine älteste Tochter Isabella zur Gemahlin gab, und kehrte dann nach England zurück, wo der von den meisten seiner Anhänger verlassene König bald so vollständig in seine Gewalt gerieth, daß er sich, thatsächlich der Freiheit beraubt, genöthigt sah, ihm seinen früheren Einfluß wieder einzuräumen (1469). Aber das Verhältniß zwischen Beiden blieb ein gespanntes, und als Warwick und Clarence einen zweiten Bauernaufstand durch heimliche Versprechungen unterstützten, wurden sie von Eduard, dem es gelungen, der Empörung Herr zu werden und dadurch sein früheres Ansehen herzustellen, als Hochverräther geächtet. Sie flüchteten nach Frankreich und wurden von Ludwig XI., der gern seinen mächtigen Nachbar durch innere Wirren beschäftigt sah, freundlich aufgenommen. Nachdem Ludwig selbst ihnen seine Hilfe gegen Eduard zugesagt, brachte er ein Bündniß zwischen ihnen und der Königin Margaretha zu Stande, das die Entthronung Eduards IV. und die Wiedereinsetzung Heinrichs VI. zum Zwecke hatte. Zur Besiegelung desselben wurde der junge Prinz Eduard, Margarethens Sohn, mit Warwicks jüngerer Tochter Anna vermählt und zugleich die Uebereinkunft getroffen, daß, falls derselbe kinderlos sterbe, die Krone nach seinem Tode dem Herzog von Clarence zufallen solle. Warwick und Clarence setzten hierauf, von Ludwig XI. heimlich mit Geld unterstützt, im September 1470 nach England über, wohin ihnen Margaretha mit ihrem Sohne in Kurzem nachfolgen sollte.

Da die Häupter der Lancastrischen Partei mit in die Verschwörung gezogen worden, sahen sich die Verbündeten bald an der Spitze eines Heeres von sechzigtausend Mann, während Eduard, der, in Liebeshändel verstrickt, die drohende Gefahr mißachtet hatte, nur geringe Streitkräfte zu seiner Vertheidigung bereit fand, als er mitten in der Nacht durch die Nachricht überrascht wurde, daß Warwick mit großer Heeresmacht heranrücke und bereits ganz in der Nähe sei. An der Möglichkeit eines erfolgreichen Widerstandes verzweifelnd, warf er sich auf ein Pferd, um sein Heil in der Flucht zu suchen. Nur von wenigen Kavalieren und ungefähr achthundert Mann begleitet, erreichte er Lynn, wo er sich sofort auf mehreren dort vor Anker liegenden Fahrzeugen nach Holland einschiffte. Von einer hanseatischen Piratenflotte verfolgt, mußte er seine Schiffe bei Alkmar auf den Strand laufen lassen, von wo er durch den Gouverneur der Provinz nach dem Haag zu dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, dem Gemahl seiner Schwester Margaretha, geleitet wurde.

Inzwischen hatte Warwick, von dem Volke als Befreier begrüßt, Heinrich VI. aus dem Tower auf den Thron zurückgeführt.

Da dies bereits der zweite Herrscher war, den sein Glück und seine Tapferkeit dem Lande gaben, wurde er seitdem der Königsmacher genannt. Gewöhnt, sich der Uebermacht zu beugen, bestätigte das Parlament sofort Heinrichs Wiedererhebung und erkannte dessen Sohn als rechtmäßigen Thronerben an. Warwick und Clarence, die im Namen Heinrichs die Regierung führten, hoben alle von Eduard getroffenen Verfügungen auf und bedachten sich und ihre Anhänger reichlich mit Gütern und Ehrenstellen; doch befleckten sie ihren Sieg nicht durch Blutvergießen. Auch die Königin Elisabeth, die in der Westminsterabtei eine Zufluchtsstätte gesucht, blieb unbehelligt.

Die wiederhergestellte Herrschaft der Lancastrier war jedoch nur von kurzer Dauer. Von seinem Schwager Karl dem Kühnen heimlich mit Geld versehen, — offen wollte derselbe nicht für ihn eintreten, da er eben im Kampfe mit Ludwig XI. begriffen war und daher Verwicklungen mit England zu vermeiden suchen mußte — warb Eduard in Flandern Truppen und miethete zu deren Ueberfahrt mehrere hanseatische Schiffe, mit welchen er am 14. März 1471 zu Ravenspur in Yorkshire landete, an der nämlichen Stelle, wo der Großvater seines Gegners sein Schiff verlassen hatte, um Richard II. vom Throne zu stoßen. Anfangs erklärte er, er sei nur gekommen, um sein väterliches Erbe Yorkshire wieder zu gewinnen; als jedoch die Yorkisten sich von Tag zu Tag zahlreicher um ihn schaarten und auch sein Bruder Clarence, der schon seit einiger Zeit wieder ein geheimes Einverständniß mit ihm unterhielt, mit einem für Heinrich VI. gesammelten Heerhaufen zu ihm überging, warf er die Maske ab und rückte an der Spitze seines Heeres gegen London vor, das ihm, während Warwick mit der Zusammenziehung seiner Truppen bei Coventry beschäftigt war, bereitwillig die Thore öffnete und ihn als König begrüßte (11. April). Der unglückliche Heinrich wurde zum vierten Male seiner Freiheit beraubt und als Gefangener in den Tower zurückgeführt.

Unterdessen rückte Warwick an der Spitze eines zahlreichen Heeres gegen London heran; aber bei Barnet, wo er mit dem ihm entgegenziehenden König Eduard zusammenstieß, verlor er nach einem sechsstündigen Gefechte Sieg und Leben (14. April 1471). Auch sein Bruder Montague fand im Kampfe den Tod. An dem nämlichen Tage landete Margaretha mit ihrem achtzehnjährigen Sohne an der englischen Küste. Als sie die Schreckenskunde von der Niederlage Warwicks vernahm, wollte sie sich sofort wieder nach Frankreich einschiffen; sie ließ sich jedoch zu ihrem Verderben durch ihre Umgebungen bewegen, an der Spitze der zersprengten Schaaren der Lancastrier, die sich um sie gesammelt, den Kampf mit ihrem Gegner aufzunehmen. Bei Tewkesbury kam es am 4. Mai zu

einer blutigen Schlacht, die mit der vollständigen Niederlage der Lancastrier endete. Margaretha selbst fiel mit ihrem Sohne und vielen ihrer Anhänger in die Hände des Siegers. Eduard ließ den gefangenen Prinzen in sein Zelt bringen und herrschte ihn mit den Worten an: „Wie konntest du es wagen, mit fliegender Fahne in mein Reich zu kommen?“ — „Ich kam, um meines Vaters Krone und mein Erbe zu verfechten“, antwortete der unerschrockene Jüngling. Ergrimmt über diese kühne Sprache, schlug ihm Eduard mit seinem Panzerhandschuh ins Gesicht. Des Königs Brüder, die Herzoge von Clarence und Glocester, sahen dies als eine Aufforderung an, dem unglücklichen Prinzen noch Schlimmeres zuzufügen: sie rissen ihn aus dem Zelte und durchbohrten ihn mit ihren Dolchen.

Auch Heinrichs VI. unglücklicher Lebenslauf nahte seinem Ende: an demselben Tage, an welchem Eduard IV. als Sieger nach London zurückkehrte (22. Mai), starb er in seinem Gefängnisse eines plötzlichen Todes, und das Gerücht, das den Herzog von Glocester beschuldigte, ihn mit eigener Hand erdrosselt zu haben, fand mehr Glauben, als die von Eduards Anhängern ausgesprengte Angabe, daß der Schmerz ihn getödtet. Die Königin Margaretha blieb als Gefangene im Tower und erhielt erst im Jahre 1475 durch den zwischen Eduard IV. und Ludwig XI. geschlossenen Frieden von Pequigny, gegen die von dem König von Frankreich zu leistende Zahlung von fünfzigtausend Kronen, die Freiheit wieder. Sie begab sich nach Frankreich, wo sie seitdem bis zu ihrem Tode (1482) in stiller Zurückgezogenheit lebte. Von den in Eduards Hände gefallenen Lancastriern starben die hervorragendsten auf dem Blutgerüste, unter ihnen der Herzog von Somerset, der sich nach der Schlacht von Tewkesbury mit mehreren anderen Lancastrischen Heerführern in die Kirche geflüchtet und auf Eduards Befehl mit seinen Genossen, unter schmachvoller Mißachtung des von der Gegenpartei stets respektirten Asylrechtes, aus dieser Freistätte gerissen worden. Die Güter der Hingerichteten wurden, gleich denen der Flüchtigen, mit Beschlag belegt. Die Gemahlin des Herzogs von Oxford, des reichen Warwick Schwester, mußte durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen, und von dem Herzog von Exeter, Eduards IV. Schwager, erzählt der Geschichtschreiber Comines, er habe ihn barfuß im Gefolge des Herzogs von Burgund gehen und sein Brod von Thür zu Thür betteln sehen.

Eduard sah sich am Ziele seines Strebens und blieb bis an sein Ende im Besitze der unter so vielen Wechselfällen errungenen und durch so viele Grausamkeiten befleckten Herrschaft. Aber Ruhe war dem Lande auch jetzt noch nicht beschieden; denn nach der vollständigen Unterdrückung der Lancastrischen Partei begannen die

Glieder und Genossen des Yorkischen Hauses in blutigem Hader gegen einander selbst zu wüthen. Die Herzoge von Clarence und Glocester stritten um das reiche Erbe Warwicks, auf welches sich der habgierige Richard von Glocester durch seine Vermählung mit der Wittwe des ermordeten Prinzen Eduard ein Anrecht zu verschaffen gesucht, und der König, der es dem Herzog von Clarence nicht vergessen konnte, daß er eine Zeit lang mit seinen Gegnern im Bunde gestanden, hielt zu Glocester. Die Spannung zwischen Eduard und Clarence steigerte sich zur äußersten gegenseitigen Erbitterung, als der Letztere nach dem Tode Karls des Kühnen mit dem Gedanken umging, sich um die Hand Maria's von Burgund zu bewerben, und Eduard, der die Macht seines Bruders nicht durch das reiche burgundische Erbe erhöht sehen wollte, dieser Bewerbung hindernd in den Weg trat. So weit ging des Königs Haß und Argwohn gegen seinen eigenwilligen und unfügsamen Bruder, daß er, als Clarence nach der Hinrichtung des der Zauberei angeklagten Lord Burdet, seines Freundes, laut für dessen Unschuld sprach, diese Gelegenheit benutzte, um ihn zu verderben. Unter der Anklage, daß er die Gerechtigkeitspflege geschmäht, ließ er ihn in den Tower werfen und von dem Hause der Lords als Hochverräther zum Tode verurtheilen. Da ihm, als dem Bruder des Königs, die besondere Vergünstigung gewährt wurde, die Art seines Todes zu wählen, sprach er den Wunsch aus, in einem Fasse Malvasier ertränkt zu werden, und erlitt in der That am 18. Februar 1478 auf diese Weise den Tod. Eduard selbst starb, von Ausschweifungen erschöpft, am 9. April 1483, im Alter von einundvierzig Jahren.

## Eduard V. (1483), Richard III. (1483—1485) und Heinrich VII. (1485—1509).

Eduard IV. hinterließ zwei Söhne, den dreizehnjährigen Eduard, Prinzen von Wales, und den elfjährigen Richard, Herzog von York. Ohne Schwierigkeit wurde Eduard V. als Nachfolger seines Vaters anerkannt, und die Königin Elisabeth hoffte, im Vereine mit ihrem älteren, zum Grafen von Rivers erhobenen Bruder und ihren beiden Söhnen erster Ehe, Marquis von Dorset und Lord Gray, bis zu seiner Volljährigkeit für ihn die Regierung zu führen. Aber der Herzog Richard von Glocester suchte die Regentschaft an sich zu reißen, um durch dieselbe in den Besitz der längst erstrebten Krone zu gelangen, und die Eifersucht des alten Adels auf die ihm verhaßten Woodvilles bahnte ihm hierzu den Weg.

Richard von Glocester, allbekannt durch das schreckenerregende Bild, das Shakespeare's Meisterhand von ihm entworfen, war von kleiner, schmächtiger Gestalt und abstoßender Häßlichkeit;

aber in dem unansehnlichen Körper wohnte ein kühner, ehrgeiziger Geist, der vor keiner Blutthat zurückschreckte. Wie er zu Lebzeiten seines Bruders die schrankenlose Herrschsucht, die ihn verzehrte, in seinem finsteren, verschlossenen Gemüthe zu verbergen gewußt, so verstand er es auch jetzt, sich den Anschein zu geben, als habe er bei seinem Streben nach der Regentschaft nichts Anderes im Auge, als das Interesse seines Neffen, und füge sich, indem er die Woodvilles von derselben zu entfernen suchte, nur dem Willen der Nation. Bei dem Tode seines Bruders befand er sich als Befehlshaber des für den wiederbegonnenen Krieg mit Schottland bestimmten Heeres an der schottischen Grenze. Unverzüglich brach er mit sechshundert Geharnischten nach dem Süden auf, wo ihn die Gegner der Woodvilles mit Sehnsucht erwarteten. In Nottingham traf er mit dem Grafen Rivers und Lord Gray zusammen, die den jungen König von dem Schlosse Lundlow an der Grenze von Wales, wo derselbe zur Zeit des Todes seines Vaters geweilt, nach London geleiteten. Nachdem er sie anfangs auf das Freundlichste begrüßt, ließ er sie plötzlich unter der Anschuldigung, daß sie ihm das Vertrauen seines Neffen entzogen, ergreifen und als Gefangene auf das Schloß Pontrefact bringen. Den jungen König versicherte er seiner treusten Ergebenheit und beschwor ihn, seiner Liebe zu vertrauen; dann brach er mit ihm nach London auf, wo inzwischen die Königin Elisabeth auf die Nachricht von den Vorgängen zu Nottingham mit ihrem zweiten Sohne Richard, ihren Töchtern und dem Marquis von Dorset in die Westminsterabtei geflüchtet war.

Als Richard am 4. Mai mit seinem gefangenen Neffen in London eingezogen, wurde er sogleich von den anwesenden Lords und Prälaten für die Dauer der Minderjährigkeit Eduards V. zum Protektor des Reiches ernannt. So hatte er das nächste Ziel seines Strebens erreicht; aber er wußte, daß ihm der alte Adel, dem es nur um die Entfernung der Woodvilles vom Throne zu thun gewesen, bei der Verfolgung seiner weiteren, auf den Erwerb der Krone gerichteten Pläne entschieden entgegen treten werde; er beschloß daher, die Häupter desselben aus dem Wege zu räumen und dadurch die ganze Partei einzuschüchtern. Während die Vorbereitungen zu der auf den 20. Juni festgesetzten Krönung des jungen Königs getroffen wurden, versammelte er am 13. die anwesenden Großen zu einem Rathe im Tower, wo Eduard V. seinen Wohnsitz hatte nehmen müssen. Nachdem er sich anfangs heiter und freundlich gezeigt, verließ er nach einer Weile den Saal. Bald darauf kehrte er mit wilden Mienen und zornglühenden Blicken zurück und beschuldigte die Lords Hastings und Stanley, sowie den Erzbischof von York und den Bischof von Ely hochverrätherischer Umtriebe, wobei er heftig mit der Faust auf den

Tisch schlug. Auf dieses Zeichen drangen Bewaffnete in den Saal und bemächtigten sich der Angeschuldigten. Lord Hastings wurde in den Hof des Towers geschleppt, dort bei den Haaren auf einen Balken gezogen und von einem der Bewaffneten enthauptet; die drei anderen ließ der Protektor in sicheren Gewahrsam bringen. Am Nachmittage erschien eine Bekanntmachung an das Volk, des Inhalts, Hastings habe sich mit seinen Freunden zur Ermordung des Herzogs von Glocester verschworen, der nur durch ein Wunder der ihm gelegten Schlinge entgangen sei. Zu derselben Zeit, wo dies in London geschah, wurden auch Rivers und Gray in dem Schlosse Pontefract auf Richards Befehl enthauptet.

Nachdem der Protektor durch diese blutigen Gewaltthätigkeiten sowohl die Partei des alten Adels als die der Woodvilles ihrer Führer beraubt und sie dadurch unschädlich gemacht, beschloß er, um seine beiden Neffen vollständig in seiner Hand zu haben, der Königin Elisabeth auch ihren zweiten Sohn zu entreißen. Zu diesem Ende begab er sich mit einem Haufen Bewaffneter in die Westminster-Abtei, entschlossen, Gewalt zu gebrauchen, falls seine Ueberredungskunst zur Bewältigung des Widerstrebens der Königin nicht ausreiche. Unter strömenden Thränen riß sich Elisabeth, die Fruchtlosigkeit des Widerstandes erkennend, von ihrem Lieblinge los; denn ihr ahnungsvolles Herz sagte ihr, daß sie ihn nicht wieder sehen werde. Richard wurde zu seinem Bruder in den Tower gebracht, und ohne die geringste Ahnung von der grausamen Tücke ihres Oheims überließen sich die arglosen Knaben der Freude des Wiedersehens.

So eilte Richard von Glocester unter schweren Freveln seinem Ziele zu. Um seinem Neffen die Gunst der öffentlichen Meinung zu entziehen und Zweifel über sein Thronrecht zu erwecken, bestritt er nicht nur die Rechtmäßigkeit der Ehe Eduards IV. mit Elisabeth Woodville, indem er behauptete, daß derselbe bereits heimlich mit einer Anderen vermählt gewesen, sondern war sogar schamlos genug, ehrenrührige Gerüchte gegen seine eigene Mutter auszustreuen und die legitime Geburt seiner beiden älteren Brüder anzugreifen. Diese schmachvollen Behauptungen mußte ein berühmter Redner, Dr. Shaw, am 22. Juni in der Paulskirche öffentlich von der Kanzel herab als ausgemachte Wahrheiten verkündigen. Als der Protektor, der Verabredung gemäß, während der Predigt in der Kirche erschien, rief Shaw, sich nach ihm hinwendend: „Hier seht ihr das wahre Ebendbild Richards von York! Hier gleicht jeder Zug dem Vater!“ Der Protektor hatte gehofft, daß ihn das in der Kirche versammelte Volk sogleich zum König ausrufen werde; hierin sah er sich jedoch vollständig getäuscht: kein Laut ließ sich vernehmen; dagegen bekundete die ganze Haltung der Zuhörer die tiefste Entrüstung. Nicht

entmuthigt durch das Mißlingen dieses ersten Versuchs, ließ Richard am 24. Juni durch den Lord Mayor von London die Bürgerschaft nach dem Rathhause berufen und hier durch den Herzog von Buckingham, seinen Vetter und den hervorragendsten Genossen aller seiner bisherigen Frevel, eine ähnliche Rede halten wie die von Shaw. Am Schlusse derselben richtete Buckingham an die Versammelten die Frage, ob sie den Herzog von Glocester, dessen Recht auf die Krone unzweifelhaft sei, zum König haben wollten. Da Niemand antwortete, mußte der Lord Mayor die Sache nochmals vortragen; aber auch diesmal verharrten Alle in tiefem Schweigen. Indessen ließ sich Buckingham nicht irre machen, sondern erklärte: nur aus besonderer Gefälligkeit habe man die Bürgerschaft um ihre Meinung gefragt; denn die Lords und die Gemeinen hätten hinlängliche Gewalt, einen König zu bestimmen. Da endlich riefen einige Miethlinge im Hintergrunde des Saales, ihre Mützen in die Höhe werfend: „Es lebe König Richard!" Buckingham erklärte diese vereinzelten Rufe für den Ausdruck des Volkswillens und begab sich, von mehreren Lords und Edelleuten und einigen angesehenen Bürgern begleitet, zum Protektor, um demselben eine Adresse zu überreichen, worin er gebeten wurde, die Krone von England, „die ihm sowohl durch Erbrecht als durch die Wahl des Volkes gebühre", nicht auszuschlagen. Richard heuchelte Ueberraschung und Verlegenheit und erklärte endlich: er habe keinen Ehrgeiz und sei entschlossen, seinem geliebten Neffen die Krone zu erhalten; als ihm jedoch Buckingham, das heuchlerische Possenspiel weiter treibend, schamlos erklärte, das freie englische Volk werde sich nie einem Bastard unterwerfen, gab er seinen scheinbaren Widerstand auf, indem er die Miene annahm, als weiche er nur der Nothwendigkeit und ergebe sich in den Willen des Volkes, worauf er am 6. Juli 1483 mit seiner Gemahlin Anna, der Tochter des verstorbenen Grafen von Warwick, zu Westminster feierlich gekrönt wurde.

Obgleich Richards Hinterlist in dem Kampfe um die Krone vollständig obgesiegt hatte, ließ ihm der Gedanke an seine um ihr Thronrecht betrogenen Neffen keine Ruhe; er beauftragte daher den Befehlshaber des Towers, Sir Robert Brackenbury, die beiden Knaben heimlich ermorden zu lassen. Dieser wies den ihm gewordenen Auftrag als unvereinbar mit seiner Ehre und seinem Gewissen mit Entschiedenheit zurück; allein der Wütherich, der auf dem Throne saß, war um einen Ausweg nicht in Verlegenheit. Während er, um die Huldigung der Barone und Städte zu empfangen, das Land durchreiste, sandte er von Warwick aus seinen Stallmeister, Sir Jakob Tyrrel, an Brackenbury mit dem schriftlichen Befehle, demselben auf vierundzwanzig Stunden die Schlüssel des Towers zu übergeben. In der Nacht begab sich Tyrrel mit Dighton,

einem seiner Reitknechte, und Forest, einem erprobten Mordgesellen, leise in das Schlafgemach der Prinzen und ließ die arglos Schlummernden von seinen beiden Gehilfen mit Kissen und anderem Bettwerk ersticken, während er selbst, an der Thüre stehend, die Ausführung des furchtbaren Frevels überwachte. Die Leichen der beiden Knaben wurden in den Hof des Towers geschleppt und dort unter einen Steinhaufen vergraben.

Um seine Anhänger dauernd an sich zu ketten und sich dadurch in dem Besitze des erschlichenen Thrones zu sichern, sparte Richard keine Art der Belohnung für die von ihnen empfangenen Dienste. Indessen kam es bald zu einem Zerwürfniß zwischen ihm und seinem einflußreichsten Verbündeten, dem Herzog von Buckingham, den er zu verderben suchte, weil er dessen Macht und Schlauheit fürchtete. Buckingham, der die feindlichen Absichten des Königs durchschaute, schloß sich sofort, um die ihm drohende Gefahr von sich abzuwenden, als sein erbittertster Gegner den Anhängern des Lancastrischen Hauses an, welche Pläne zum Sturze Richards entworfen hatten. Als Mittel zu demselben hatten die Verbündeten anfangs die Befreiung der gefangenen Prinzen ins Auge gefaßt, deren Ermordung von Richard längere Zeit mit ängstlicher Sorgfalt geheim gehalten worden; die Kunde von diesem ungeheuren Frevel, die Freunde wie Feinde des Usurpators mit Entsetzen erfüllte, gab ihrem Streben eine andere Richtung: auf den Vorschlag des Bischofs von Ely beschlossen sie, die Krone dem Grafen Heinrich Tudor von Richmond anzubieten, der durch seine Mutter dem Lancastrischen Hause entstammte und sich nach der Schlacht von Tewkesbury vor den Nachstellungen Eduards IV. an den Hof des Herzogs Franz II. von Bretagne geflüchtet hatte. Um auch die Yorkische Partei für denselben zu gewinnen und zugleich dem langen Streite zwischen den beiden Rosen ein Ende zu machen, brachte Buckingham die Vermählung Heinrichs mit Eduards IV. ältester Tochter Elisabeth in Vorschlag, und nachdem sowohl die verwittwete Königin als der Graf von Richmond sich mit diesem Vermählungsprojekt einverstanden erklärt hatten, wurde der Letztere zur Rückkehr nach England eingeladen und der 18. Oktober 1484 zu einer allgemeinen Erhebung gegen Richard festgesetzt. Aber noch begünstigte diesen das Glück. Während einerseits der Graf von Richmond durch stürmisches Wetter verhindert wurde, mit den in Frankreich geworbenen Truppen zur bestimmten Zeit in England zu landen, machte andrerseits eine Reihe unerwarteter Hindernisse die Vereinigung Buckinghams mit den übrigen Häuptern der Verschwörung, die in den entfernteren Provinzen Truppen gesammelt, zur Unmöglichkeit. Buckingham suchte sich durch die Flucht zu retten; er wurde jedoch ergriffen und mit vielen andern seiner Mitverschworenen enthauptet. Der Graf von Richmond, dessen

Auslieferung Richard von dem Herzog von Bretagne verlangte, entfloh an den französischen Königshof.

Um der Wiederaufnahme des gescheiterten Planes von Seiten seiner Gegner vorzubeugen, beschloß Richard, die Braut Heinrichs von Richmond mit seinem eigenen Sohne zu vermählen. Nachdem er die verwittwete Königin durch Versprechungen und Drohungen, sowie durch die eidliche Zusage vollständiger Sicherheit bewogen hatte, ihre bisherige Zufluchtsstätte zu verlassen, zog er die junge Prinzessin Elisabeth an seinen Hof, wo sie mit Auszeichnungen überhäuft wurde, und als der unerwartete Tod seines Sohnes sein ursprüngliches Vermählungsprojekt vereitelte, bot er selbst ihr, da seine Gemahlin lebensgefährlich erkrankt war, vier Wochen vor deren Ende seine Hand an. Von dem Glanze der Krone geblendet, willigte sie in die Verbindung mit dem Mörder ihrer Brüder; aber dieser neue Vermählungsplan scheiterte an dem Widerspruch der einflußreichsten Anhänger Richards, welche die Rache Elisabeths für die an so vielen ihrer Angehörigen verübten Frevelthaten fürchteten.

Indessen hatten Richards Widersacher, deren Zahl bei dem wachsenden Abscheu vor dem Tyrannen von Tag zu Tag größer wurde, ihre Pläne zu seinem Sturze nicht aufgegeben. Im Einvernehmen mit ihnen landete Heinrich von Richmond, von Karl VIII. von Frankreich, dem Nachfolger Ludwigs XI., durch Hilfsgelder unterstützt, am 7. August 1485 mit dreitausend Mann in Milfordhaven an der Küste von Wales, wo sich bald alle Führer der Lancastrischen Partei um ihn schaarten. Richard zog ihm mit bedeutend überlegenen Streitkräften entgegen, und am 21. August stießen die beiden Heere in der Ebene von Bosworth, unweit der Stadt Leicester, zusammen; kaum war jedoch am folgenden Tage die Schlacht entbrannt, als Richards Truppen schaarenweise zu seinen Gegnern übergingen. Als er das Treffen verloren sah, sprengte er, seinen Gegner suchend, in die feindlichen Reihen; aber im Angesichte Heinrichs wurde er vom Pferde gerissen und erschlagen, worauf der Rest seines Heeres sich in verworrene Flucht auflöste. Noch auf dem Schlachtfelde setzte Lord Stanley dem Grafen von Richmond die Krone auf, die Richard während des Gefechtes auf seinem Helme getragen, und das ganze Heer begrüßte ihn mit dem einstimmigen Rufe: „Lange lebe König Heinrich VII.!“ Richards blutbedeckte Leiche wurde nach Leicester gebracht und dort ohne jedwede Feierlichkeit in der Kapuzinerkirche beigesetzt.

Mit Richard III. endete die Dynastie der Plantagenets und mit derselben zugleich der dreißigjährige verheerende Krieg der beiden Rosen, aus welchem England unter gänzlich veränderten staatlichen Verhältnissen hervorging. War schon durch den großen eng-

lisch-französischen Krieg der englische Adel geschwächt worden, so wurde der vollständige Ruin desselben durch den Bürgerkrieg herbeigeführt, der ganze Adelsgeschlechter theils auf dem Schlachtfelde, theils durch blutige Hinrichtungen hinwegraffte und Denen, die dem Henkerbeil entgingen, zum Mindesten ihre Güter und damit die Grundlage ihres Einflusses raubte. Auch das Parlament war durch den Despotismus der wechselnden Gewalthaber zum willenlosen Werkzeug ihrer Tyrannei herabgedrückt und so sehr aller Macht beraubt worden, daß es fortan keine andere Bestimmung mehr zu haben schien, als die Willkürmaßregeln der Herrscher zu sanktioniren. Das Land aber fügte sich dieser neuen Ordnung der Dinge umso williger, als sich von einem selbstständig regierenden König die Wiederherstellung der ersehnten Ruhe am ehesten erwarten ließ. So fand das Haus Tudor, das mit Heinrich VII. zur Herrschaft gelangte, die Wege zur Herstellung einer unumschränkten Königsgewalt geebnet, die schon unter dem zweiten Tudor, Heinrich VIII., in den vollständigsten Absolutismus ausarten sollte.

Heinrich VII. besaß das Talent, der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden und die Ruhe im Innern des Reiches herzustellen. Da er die Krone von England nur dem Anrechte des Lancastrischen Hauses, nicht aber der ihm zur Gemahlin bestimmten Prinzessin Elisabeth, der Tochter Eduards IV., zu verdanken haben wollte, vollzog er seine Vermählung mit derselben erst, nachdem er am 30. Oktober 1485 zu London feierlich gekrönt worden und das gleich darauf zusammenberufene Parlament die Erklärung abgegeben: „die Krone solle bei der hohen königlichen Person des dermaligen Herrn und Souveräns, König Heinrichs des Siebenten, und bei seinen leiblichen und rechtmäßigen Nachkommen sein, bleiben und verharren.“ Gleich im Anfange seiner Regierung verursachte er durch die Zurücksetzung der Yorkisten einen Aufruhr, der indessen rasch gedämpft wurde. Im folgenden Jahre (1486) suchten ihn seine Gegner aus der Yorkischen Partei durch die Aufstellung eines Thronbewerbers mit angeblich näheren Rechten zu stürzen. Es war dies der Sohn eines Bäckers, der fünfzehnjährige Lambert Simnel, der sich auf ihr Anstiften für den im Tower gefangen gehaltenen, angeblich aus seiner Haft entkommenen Eduard von Warwick, den Sohn des Herzogs von Clarence, ausgab und seine Rolle so gut zu spielen wußte, daß ihm in Irland, wo man ihn zuerst auftreten ließ, weil dort das Haus York die meisten Anhänger hatte, Alles zufiel und er auf der ganzen Insel als Eduard VI. zum König ausgerufen wurde. Heinrich VII. ließ, um den Betrüger zu entlarven, den wahren Eduard von Warwick aus dem Tower holen und durch die Straßen von London führen, und als dessenungeachtet Simnels Anhänger mit einem Heere nach England übersetzten, um

dessen Anerkennung zu erzwingen, zog er ihnen entgegen und schlug sie am 6. Juni 1487 bei Stoke in der Grafschaft Nottingham, wobei Simnel selbst in seine Hände fiel. Um ihm jeden Nimbus zu rauben, machte er ihn zum Küchenjungen.

Gefährlicher drohte für Heinrich ein zweiter Thronbewerber, Perkin Warbeck, zu werden, der im Jahre 1492 mit der Erklärung auftrat, er sei Eduards IV. zweiter Sohn, Richard von York, der von den Mördern verschont worden und Gelegenheit gefunden habe, aus dem Tower zu entkommen. Nachdem auch er in Irland zahlreiche Anhänger gefunden, begab er sich an den französischen Hof und wurde von Karl VIII., der eben mit Heinrich VII. im Kriege begriffen war, als der ächte Richard Plantagenet anerkannt. Da indessen Karl VIII. in dem bald darauf mit Heinrich VII. abgeschlossenen Friedensvertrage die Verpflichtung eingehen mußte, ihn nicht zu unterstützen, ging Perkin nach Arras zu der Herzogin Margaretha von Burgund, der Wittwe Karls des Kühnen und Schwester Eduards IV., die ihn als ihren Neffen anerkannte und ihn reichlich mit Geldmitteln versah, um ihn in den Stand zu setzen, seine Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen.

Unterdessen hatten sich in England alle Unzufriedenen von der Yorkischen Partei zusammengeschaart, um dem neuen Thronbewerber ihren Beistand zu leihen; Heinrich VII. traf jedoch so energische Gegenmaßregeln, daß sie vollständig entmuthigt wurden und Perkin, als er im Jahre 1495 mit den von ihm geworbenen Truppen in England landete, der Uebermacht des Königs erlag. Auch in Irland, wohin er sich aufs Neue wandte, hatte er diesmal kein Glück. Er nahm hierauf seine Zuflucht zu dem König Jakob IV. von Schottland, und dieser erkannte ihn nicht nur an, sondern gab ihm auch eine seiner Verwandten zur Gemahlin und begleitete ihn selbst mit einem Heere nach England (1496); er sah sich jedoch bald zu einem siebenjährigen Waffenstillstand mit Heinrich VII. genöthigt, in Folge dessen er seinen Schützling aufgeben mußte.

Da inzwischen in Cornwallis wegen einer von Heinrich mit Zustimmung des Parlamentes ausgeschriebenen neuen Steuer Unruhen ausgebrochen waren, begab sich Perkin dorthin, um sich an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Mit einem Heere von sechstausend Mann schritt er zu der Belagerung von Exeter; er konnte jedoch, da es ihm gänzlich an Geschütz und Belagerungswerkzeugen fehlte, Nichts ausrichten. Als Heinrich mit einem zahlreichen Heere heranrückte, ergriff er die Flucht, worauf die Seinigen sich theils zerstreuten, theils um Gnade baten. Er selbst wurde in einer nahen Kapelle versteckt gefunden und erhielt, da er sich freiwillig ergab, von Heinrich Begnadigung; doch mußte er demselben

als Gefangener nach London folgen, wo er nach einem fehlgeschlagenen Fluchtversuche in den Tower gesetzt wurde. Ein Plan, den er hier mit seinem Mitgefangenen, Eduard von Warwick, zu ihrer gemeinschaftlichen Befreiung entworfen und dessen Ausführung vereitelt wurde, hatte seine Hinrichtung durch den Strang zur Folge (1499).

Alle älteren Historiker, sowie die meisten neueren haben Perkin für einen Betrüger erklärt, obgleich in seiner ganzen Erscheinung viel Räthselhaftes lag und seine auffallende Aehnlichkeit mit Eduard IV., sowie sein edler Anstand und seine königliche Haltung seine Aussagen bezüglich seiner Abstammung zu bekräftigen schienen. Er soll der Sohn eines getauften Juden gewesen sein.

Die Verurtheilung Warbecks gab dem König eine erwünschte Gelegenheit, sich auch Eduards von Warwick zu entledigen; unter der Anklage, mit Perkin eine Verschwörung gegen ihn angezettelt zu haben, ließ er ihn gleichfalls zum Tode verurtheilen und enthaupten. Die Hinrichtung dieses letzten männlichen Sprößlings der Yorks rief zwar unter den Anhängern dieser Familie eine große Erbitterung hervor; aber Heinrichs Wachsamkeit und Entschiedenheit wußte jeden Ausbruch derselben zu verhüten. Von den auswärtigen Mächten hatte Heinrich VII. Nichts zu befürchten, da er mit allen in Frieden lebte und die meisten seine Freundschaft suchten.

Zur Befestigung der bürgerlichen Ordnung, sowie zur Förderung der Gewerbe und des Handels traf Heinrich manche gute Einrichtung, wie er auch die kirchlichen Verhältnisse, die während des dreißigjährigen blutigen Bürgerkrieges schwer gelitten hatten, durch verschiedene heilsame Maßregeln zu verbessern suchte; doch entbehrte seine Politik jeder Hochherzigkeit. „Düster und mißtrauisch von Gemüth", sagt Lingard, „eigene Geheimnisse standhaft bewahrend und geschickt im Errathen fremder, fähig die ruchlosesten Menschen als Werkzeuge zu gebrauchen und sich zu den elendesten Kunstgriffen zu erniedrigen, war er im Stande, die Komplotte seiner Widersacher zu entdecken, von ihren Betrügereien den Schleier hinwegzuziehen und ihre Entwürfe zu vereiteln. Aber in seiner Freundschaft lag keine Spur von Offenheit, in seiner Feindschaft keine von Großmuth. Sein Mißtrauen hieß ihn beständig auf seiner Hut sein; argwöhnisch betrachtete er seine eigenen Minister und schüttete nicht einmal gegen seine Mutter oder seine Gemahlin vertraulich sein Herz aus." Sein vorherrschender Charakterzug war eine schrankenlose Habsucht, und da dem Parlamente trotz seiner bedeutenden Machtbeschränkung das Steuerbewilligungsrecht geblieben war, nahm er zur Befriedigung seiner Geldgier seine Zuflucht zu Erpressungen. Alte, zum Theil längst vergessene Gesetze, auf deren Uebertretung Geldstrafen standen, wurden mit einer beispiellosen Strenge gehandhabt, und um solchen Fällen

nachzuspüren, war ein ganzes Heer von Kundschaftern durch das Reich vertheilt; auch die Rechtshändel wurden zu allen nur erdenklichen Aussaugungen ausgebeutet.

Heinrich VII. starb am 22. April 1509, im Alter von einundfünfzig Jahren, und hinterließ, da sein ältester Sohn Arthur schon vor ihm gestorben, den Thron seinem zweiten Sohne Heinrich VIII.

## XXVI.

## Frankreich unter Ludwig XI.

(1461—1483.)

Ludwig XI. war achtunddreißig Jahre alt, als sein Vater starb. Von Philipp dem Guten, seinem bisherigen Beschützer, begleitet, eilte er sogleich nach Paris, um etwaigen Bewegungen zu Gunsten seines jüngeren Bruders Karl zuvorzukommen, und begab sich dann zur Krönung nach Rheims, die am 18. August 1461 stattfand. Als erster Pair des Reiches setzte ihm der Herzog von Burgund die Krone auf, nachdem er ihn zuvor zum Ritter geschlagen.

Ludwigs erste Regierungshandlung war eine vollständige Reform des königlichen Hofes. Obgleich er entschlossen war, im Sinne und Geiste seines Vaters fort zu regieren und das von diesem begonnene Werk der Umgestaltung Frankreichs in eine unumschränkte Monarchie zur Vollendung zu führen, entließ er alle Räthe desselben, weil sie seinen häufigen Empörungsversuchen entgegengewirkt, und ersetzte sie durch seine Günstlinge, meist Leute aus niederem Stande, auf deren Treue er, weil sie ihm Alles zu verdanken hatten, sicher zählen zu können glaubte. Während die Herrschaft von Frauen und Günstlingen am Hofe seines Vaters seinen natürlichen Widerwillen gegen jede Abhängigkeit von fremdem Einfluß noch mehr befestigt und dadurch wesentlich zur Entwicklung jener selbstständigen Thätigkeit beigetragen hatte, die ihm ein so entschiedenes Uebergewicht über alle seine Gegner gab, hatte er am Hofe des Herzogs von Burgund Gelegenheit gehabt, Welt und Menschen kennen zu lernen und sich einen so reichen Schatz praktischen Wissens zu erwerben, daß ihm kein anderer Fürst seiner Zeit darin gleichkam. Die an demselben herrschende verschwenderische Pracht hatte ihn kalt gelassen; dagegen hatte er umsomehr das Geld als ein sicheres Mittel zur Erreichung von Herrscherzwecken schätzen gelernt und die Ueberzeugung gewonnen, daß prunklose Einfachheit in Leben und

Sitten seinem Streben nach Alleinherrschaft förderlicher sein werde, als das geräuschvolle, in Rittersitte prunkende Treiben, das ihn am Hofe von Arras umgab. Mit unermüdlicher Ausdauer und zugleich mit der schärfsten und kältesten Ueberlegung seine Zwecke verfolgend und aus jeder gemachten Erfahrung Nutzen, aus jedem begangenen Fehler eine Lehre ziehend, wußte er auch die größten Schwierigkeiten bald durch die schlaueste Hinterlist, bald durch studirte Treulosigkeit zu überwinden und durfte um so sicherer auf die Erreichung seines Zieles rechnen, als er sich immer erst dann zum Sprunge rüstete, wenn seine Beute ihm nicht mehr entgehen konnte.

Das nächste Ziel der ebenso feinen und schlauen als treulosen Politik Ludwigs war die Herabdrückung des Adels und insbesondere die Schwächung der Herzoge von Burgund und Bretagne, als der allein übrig gebliebenen großen Vasallen, deren Macht der Krone noch gefährlich werden konnte. Daß er dem Ersteren zu großem Dank verpflichtet war, kam dabei für ihn nicht in Betracht; denn während er Beleidigungen nie vergaß, hatte er für empfangene Wohlthaten kein Gedächtniß. Um seine Hauptstadt zu sichern, die jedem feindlichen Einfall von den Niederlanden her bloßgestellt war, forderte er zunächst, dem Vertrage von Arras gemäß (s. S. 494 f.), von Philipp dem Guten die Zurückgabe der Städte und Herrschaften an der Somme für viermalhunderttausend Goldthaler, und gelangte durch geschickt geführte Unterhandlungen zu seinem Ziele. Da Philipps Nachgiebigkeit in diesem Punkte die zwischen ihm und seinem Sohne Karl dem Kühnen, Grafen von Charolais, bereits bestehenden Mißhelligkeiten bedeutend gesteigert hatte, glaubte Ludwig ungehindert gegen den Herzog Franz II. von Bretagne vorgehen zu können. Im Vertrauen auf die Schwäche und den Wankelmuth dieses Fürsten forderte er denselben auf, sich nicht mehr von Gottes Gnaden zu nennen, weil er nicht souveräner Herr sei, keine goldenen Münzen schlagen zu lassen, keine außerordentlichen Steuern von seinen Unterthanen zu erheben und von denselben nicht mehr den Treueid zu fordern, da sie unmittelbar von der Krone abhingen. Der Herzog erbat sich Bedenkzeit, um des Königs Forderungen seinen Ständen zu unterbreiten, ohne deren Zustimmung er Nichts entscheiden könne, und suchte sich unterdessen mit den geringeren Vasallen des Königs, die sich durch des Letzteren Willkür in der gleichen Weise bedroht sahen, wie er, zu gemeinsamem Widerstand ins Einvernehmen zu setzen. Da auch der Graf von Charolais, der sich mit seinem Vater ausgesöhnt, entschlossen war, den Bestrebungen Ludwigs entgegenzutreten, kam im Jahre 1464 eine mächtige Verbindung gegen den König zu Stande, an deren Spitze Ludwigs eigener Bruder, der junge Herzog Karl von Berry, trat und deren hervorragendste übrige Mitglieder die Herzoge von Bretagne, von Burgund, von

Bourbon, von Alençon und von Orleans, die Grafen von Angoulême, von Armagnac und von Eu und die Herren von Albret waren. Die Verbündeten erklärten, daß sie die Waffen gegen den König ebensowohl zum Schutze der Bürger und Bauern gegen die Willkür der Regierung, als zur Aufrechthaltung ihrer eigenen Rechte geschlossen, und nannten daher ihre Verbindung la ligue du bien public — den Bund für das gemeine Wohl.

Ludwig, der das Gefährliche seiner Lage wohl erkannte, suchte zum Schutze seines bedrohten Thrones vor Allem den Bürgerstand auf seine Seite zu ziehen, dem ihn ohnehin sein prunkloses Auftreten und seine einfache Lebensweise näher führten, als dem Adel. Durch geschickte Maßregeln gelang es ihm, der Aufstände Herr zu werden, die in einzelnen Städten durch die allgemeine Unzufriedenheit über die Last der hohen Steuersätze hervorgerufen worden waren, und der zwanglose Verkehr, den er in allen von ihm besuchten Städten mit der Bürgerschaft anknüpfte, das Interesse, das er für alle ihre Angelegenheiten an den Tag legte, und die Zusage aller erdenklichen Freiheiten und Vergünstigungen erwarben ihm in der That die Zuneigung des dritten Standes in höherem Grade, als die meisten seiner Vorgänger sie besessen hatten.

Unterdessen hatten die Verbündeten ihre Streitkräfte gesammelt und zogen gegen den König zu Felde. Während dieser erfolgreich gegen den Herzog von Bourbon kämpfte, drangen die Burgunder bis Paris vor, so daß sich Ludwig genöthigt sah, zum Schutze seiner Hauptstadt herbeizueilen. Bei Montlhéry verlegte ihm der Graf von Charolais den Weg; dennoch erreichte er nach einem unentschieden gebliebenen Treffen (6. Juli 1465) auf einem Umwege Paris, das hierauf von den vereinigten Burgundern und Bretagnern belagert wurde. Ludwig ließ häufig Ausfälle machen, vermied jedoch sorgfältig, sich in eine Schlacht einzulassen, theils weil er sich in einer solchen dem Feinde nicht gewachsen fühlte, theils auch weil er, in der Hoffnung, daß früher oder später Uneinigkeit unter den Verbündeten entstehen werde, die Sache in die Länge zu ziehen wünschte. Indessen bewog ihn endlich die wachsende Unzufriedenheit der Pariser, mit den Verbündeten einen Waffenstillstand einzugehen, während dessen zu Conflans Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, die am 30. Oktober zum Abschluß kamen. Ludwig, dem es nur darum zu thun war, die Ligue zu sprengen, weil er seine Gegner vereinzelt leicht überwältigen zu können hoffte, hatte sich zu den weitgehendsten Zugeständnissen bereit finden lassen. Der Herzog von Berry sollte die Normandie als erbliches Besitzthum erhalten, der Herzog von Bretagne nicht in seinen Hoheitsrechten gekränkt werden und, gleich dem Herzog von Alençon, seine Besitzungen fortan von dem neuen Herzog der Normandie zu Lehen tragen; dem

Grafen von Charolais wurde die Zurückstellung der Städte an der Somme zugesagt, und die übrigen Verbündeten sollten Güter und Ehrenstellen erhalten. Außerdem willigte Ludwig in die Zusammenberufung einer Kommission von zwölf Prälaten, zwölf Baronen und zwölf Männern aus dem königlichen Rathe, welche geeignete Anordnungen zur Reform der Reichsregierung treffen sollte, und versprach, sich den Beschlüssen derselben unbedingt zu unterwerfen.

Von allen diesen Zugeständnissen, welche die Herrschaft der Aristokratie in Frankreich vollständig herzustellen schienen, gedachte jedoch Ludwig möglichst wenig zu halten. Schon im folgenden Jahre benutzte er einen Zwist seines Bruders mit dem Herzog von Bretagne, um ihm die Normandie wieder zu entreißen, was er um so ungescheuter thun zu können glaubte, als die Zuchtlosigkeit, mit welcher die Truppen der Verbündeten im Lande gehaust, während er in seinem eigenen Heere die strengste Mannszucht aufrecht gehalten, dem Adel die Sympathien des Volkes entzogen und er selbst sich in bessere Kriegsbereitschaft gesetzt hatte. Auch von den kleineren Edelleuten wurden die meisten durch Waffengewalt, zum Theil unter grausamer Behandlung, zum Aufgeben der ihnen gemachten Zugeständnisse gezwungen. Die Kommission zur Reform des Staates war gar nicht zusammenberufen worden.

Während es Ludwig gelang, die Herzoge von Bourbon und Nemours und den Grafen von Armagnac, den Enkel des früheren Connetable, für sich zu gewinnen, scheiterten an dem stolzen Grafen von Charolais alle Künste seiner arglistigen Politik, und nur einem Aufstand der von ihm insgeheim aufgewiegelten Lütticher hatte es Ludwig zu verdanken, daß derselbe den an dem Herzog von Berry verübten Vertragsbruch ungeahndet ließ. Noch feindseliger wurde die Haltung Karls gegen den König von Frankreich, nachdem der am 15. Juni 1467 erfolgte Tod seines Vaters ihn zum Herzog von Burgund gemacht. Um dem Herzog von Bretagne, gegen welchen er feindlich vorzugehen beabsichtigte, den Beistand Karls des Kühnen zu entziehen, wiegelte Ludwig die Lütticher zu einem neuen Aufstande auf, bei welchem er sie durch Hilfstruppen zu unterstützen gedachte. Karl vereitelte jedoch diese Absicht, indem er rasch gegen die Lütticher aufbrach und sie am 27. Oktober bei Brusthem so entschieden schlug, daß sie um Gnade bitten mußten. In voller Kriegsrüstung, mit gezücktem Schwerte, hielt er durch eine in die Mauer gebrochene Oeffnung seinen Einzug in die gedemüthigte Stadt. Die Bürger mußten eine Brandschatzung von einmalhundertzwanzigtausend Gulden zahlen und alle Fahnen, Geschütze und Waffen ausliefern; die Thürme und Wälle wurden niedergerissen und fast alle Privilegien der Stadt vernichtet.

Unterdessen war der Herzog von Bretagne im Vereine mit dem

Herzog von Berry in die Normandie eingefallen, um diese Provinz für den Letzteren zurückzuerobern; Ludwig, der bereits zu einem Angriff auf die Bretagne gerüstet hatte, zwang jedoch seine beiden Gegner zu einem Waffenstillstand, während dessen die dem Herzog vor Berry zu bewilligende Entschädigung bestimmt werden sollte. Zu diesem Zwecke berief der König im April 1468 die Stände des Reichs nach Tours und wußte dieselben dahin zu bringen, daß sie einstimmig erklärten, dem Herzog von Berry dürfe keine andere Provinz abgetreten, sondern nur ein Jahrgehalt ausgesetzt werden. Als die Stände hierauf auch den harten Steuerdruck zur Sprache brachten und auf Abhilfe dringen zu wollen schienen, ließ Ludwig das Gerücht aussprengen, der Herzog von Bretagne ziehe mit Heeresmacht gegen Tours heran, worauf die Reichsversammlung sich alsbald auflöste.

Da inzwischen der Waffenstillstand abgelaufen war, brach Ludwig, der den errungenen Vortheil auch gegen den Herzog von Bretagne auszubeuten wünschte, in dessen Land ein und zwang denselben zur Unterzeichnung eines Vertrages, in welchem der Herzog jede Verbindung mit Karl von Berry und Karl von Burgund aufzugeben versprach. Da der Letztere bereits Anstalten getroffen, seinen früheren Bundesgenossen zu Hilfe zu eilen, knüpfte Ludwig, um ihn von einem Einfalle in Frankreich abzuhalten, Unterhandlungen mit ihm an, während er gleichzeitig insgeheim den Lüttichern Geld sandte und sie aufmunterte, in einem neuen Aufstande die erlittene Schmach an dem Herzog von Burgund zu rächen. Indessen war Karl der Kühne, der seine Kriegsleute bei Peronne, an der Grenze von Artois, zusammenzuziehen begonnen, nicht dazu zu bewegen, die Sache der Herzoge von Bretagne und Berry aufzugeben, und da Ludwig diesen Mißerfolg dem mangelnden Eifer und Geschick seiner Diener zuschrieb, beschloß er, persönlich mit dem Herzog zu unterhandeln, in der sicheren Erwartung, daß es seiner List und Ueberredungsgabe gelingen werde, ihn für die gesuchte Ausgleichung zu gewinnen. Zu diesem Ende kündigte er ihm, trotz der Abmahnungen seiner Räthe, seinen Besuch in Peronne an, worauf Karl ihm schriftlich vollständige Sicherheit zusagte.

Um dem Herzog einen Beweis seines vollkommensten Vertrauens zu geben, hatte Ludwig zu der verabredeten Zusammenkunft, zu welcher er sich am 8. Oktober in Peronne einfand, nur eine Begleitung von achtzig Schützen und sechzig Gendarmen mitgenommen. Karl, der ihm entgegen geritten, empfing ihn mit ritterlicher Courtoisie, und Ludwig verfehlte nicht, seinerseits die unbefangenste Herzlichkeit an den Tag zu legen. Kaum hatten jedoch am folgenden Morgen die Unterhandlungen begonnen, die trotz aller Bemühungen Ludwigs keinen besonders günstigen Erfolg versprachen, als die Nachricht ein-

lief, Lüttich sei in vollem Aufstande und unter den Empörern habe man Beifall spendende Boten des Königs von Frankreich gesehen. Karls Zorn kannte keine Grenzen, und Ludwig, der sich in seinen eigenen Netzen gefangen sah, hatte alle Ursache, vor den Folgen seiner treulosen Politik zu zittern; denn der Herzog hatte die Thore der Stadt sperren lassen und Befehl gegeben, den König von Frankreich in dem Schlosse, das ihm zur Wohnung eingerichtet worden, gefangen zu halten; auch war bereits der Beschluß gefaßt worden, den Herzog von Berry auf den französischen Thron zu erheben. Indessen gelang es Ludwig, durch reiche Geldspenden die Räthe Karls für seine Rettung zu gewinnen. Sie stellten dem Herzog vor, daß er durch den Bruch des dem König zugesagten freien Geleites die Ehre seines Hauses für immer beflecken werde, und riethen ihm, lieber die Gunst des Augenblicks zu benutzen, um Ludwig eine Reihe vortheilhafter Bewilligungen abzuzwingen, und ihn dann zu entlassen. Nach langem Widerstreben ließ Karl sich bewegen, ihrem Rathe zu folgen, und Ludwig willigte in seiner Todesangst in alle von Karl gestellten Bedingungen. So kam ein Vertrag zu Stande, in welchem Ludwig dem Herzog von Burgund völlige Souveränität in allen bisher von Frankreich abhängig gewesenen Lehensherrschaften zusagte und dem Herzog von Berry zum Ersatze für den Verlust der Normandie die Champagne und Brie einzuräumen versprach. Nachdem Ludwig diesen Vertrag in Gegenwart des Herzogs beschworen, nöthigte ihn Karl, der die Demüthigung seines Gegners vollständig machen wollte, ihn nach Lüttich zu begleiten, um Zeuge des Strafgerichts zu sein, das über diese Stadt verhängt werden sollte. Die Lütticher, die auf einen Kampf zwischen Karl und Ludwig, sowie auf den Beistand des Letzteren gezählt, hatten in Eile ihre zerstörten Wälle nothdürftig hergestellt; doch fehlte es ihnen an Geschütz und ausreichenden Waffen. Dennoch vertheidigten sie sich, da Karl die angebotene Unterwerfung zurückgewiesen, mit der heldenmüthigsten Tapferkeit und fügten dem Herzog durch mehrere Ausfälle bedeutenden Schaden zu. Als sie bei einem solchen ihren heimlichen Bundesgenossen in Karls Nähe erblickten, riefen sie: „Es lebe Frankreich!“ Ludwig aber sprengte ihnen entgegen mit dem Feldgeschrei: „Es lebe Burgund!“ Am 30. Oktober drang das burgundische Heer über die erstürmten Wälle in die Stadt ein, aus welcher Viele in der Nacht vorher, an der Möglichkeit eines längeren Widerstandes verzweifelnd, in die Ardennen entflohen waren. Wer von den Einwohnern in den Kirchen Schutz gesucht, blieb verschont; die übrigen erlagen dem Schwerte der Sieger oder wurden in der Maas ertränkt. Nachdem die Häuser ausgeplündert worden, ließ Karl die Stadt in Brand stecken; nur die Kirchen und Klöster blieben verschont.

Kaum sah sich Ludwig in Freiheit, als er auch auf Mittel sann, die Erfüllung der in Peronne eingegangenen Verpflichtungen zu umgehen. Da es ihm bedenklich schien, seinem Bruder die Champagne und Brie abzutreten, indem diese Provinzen an der burgundischen Grenze lagen und daher eine engere Verbindung ihrer Herrscher zu befürchten stand, bot er demselben das größere und reichere Guyenne an, und der Herzog ging auf diesen Vorschlag ein; auch gelang es dem König, seinen Bruder bei einer persönlichen Zusammenkunft mit demselben vollständig zu versöhnen und ihn für eine Zeitlang auf seine Seite zu ziehen. Erst nachdem dem König am 30. Juli 1470 ein Sohn geboren worden, wandte sich der in seinen Hoffnungen auf die Nachfolge getäuschte Herzog von Berry wieder den Gegnern Ludwigs zu.

Unterdessen hatte der König auch den Herzog von Nemours und den Grafen von Armagnac, die neue Unruhen erregt hatten, zur Unterwerfung und Abbitte gezwungen, und da er sich nunmehr im Innern seines Reiches vollständig gesichert sah, begann er die Bestimmungen des Friedens von Peronne auch gegen Burgund zu brechen. Unbekümmert um die dem Herzog zugestandene Souveränität, nahm er Appellationen burgundischer Unterthanen an das Pariser Parlament an und berief die Angeklagten vor dasselbe; auch ließ er mehrere an der Grenze gelegenen Besitzungen Karls unter dem Vorwande, daß ihm dieser dafür noch nicht gehuldigt habe, in Beschlag nehmen, und als der heftig erzürnte Herzog die französischen Staatsboten ins Gefängniß zu werfen befahl, berief Ludwig im November 1470 eine Versammlung der Notabeln[1]) nach Tours und klagte den Herzog des Friedensbruches an, worauf die Versammlung denselben einstimmig der Majestätsverletzung schuldig und den König für berechtigt erklärte, ihn zur Verantwortung vor das Pariser Parlament vorzuladen. Da Karl, statt der an ihn ergangenen Vorladung Folge zu leisten, die Ueberbringer derselben in Ketten legen ließ, fielen die längst für diesen Zweck bereit gehaltenen Truppen Ludwigs im Januar 1471 in das burgundische Gebiet ein und nahmen die nur schwach besetzten Städte St. Quentin, Roye, Montdidier und Amiens hinweg. Karl, der zum Kriege nicht vorbereitet war, sah sich im April 1471, nach längerer vergeblicher Belagerung von Amiens, zum Abschluß eines dreimonatlichen Waffenstillstandes genöthigt, der den König im Besitz der gemachten Eroberungen ließ.

Um den Herzog von Guyenne dauernd auf seine Seite zu ziehen, bot Karl ihm die Hand seiner Tochter an; kaum waren je-

---

1) Die Notabeln waren angesehene Männer, die der König zur Berathung über besondere Staatsangelegenheiten zusammenberief.

doch die Unterhandlungen über diese Vermählung eingeleitet, als der plötzliche Tod Karls von Guyenne (28. Mai 1472) den König Ludwig von der ihm drohenden, durch die feindliche Haltung des Herzogs von Bretagne erhöhten Gefahr befreite. Obgleich der Herzog schon seit längerer Zeit gekränkelt hatte, beschuldigte ein allgemein verbreitetes Gerücht den König, den Tod seines Bruders durch Gift herbeigeführt zu haben. Ludwig, der sogleich Guyenne als ein erledigtes Kronland eingezogen, kümmerte sich anfangs wenig um dieses Gerede; erst später ließ er eine Untersuchung über die Ursache des Todes seines Bruders anstellen, doch ist das Ergebniß derselben nicht bekannt geworden.

Unterdessen war Karl der Kühne, der in einer Proklamation den König offen des Brudermords angeklagt, gleich nach dem Ablauf des Waffenstillstandes über die französische Grenze gerückt und zur Belagerung von Beauvais geschritten; die Bürgerschaft leistete ihm jedoch, aufs Aeußerste erbittert durch die von den burgundischen Truppen verübten Grausamkeiten, einen so hartnäckigen Widerstand, daß er sich genöthigt sah, die Belagerung aufzuheben, worauf er sich nach der Normandie wandte, um sich mit dem Herzog von Bretagne zu vereinigen, der auf seinen Antrieb aufs Neue die Waffen gegen den König ergriffen hatte. Hier fand er jedoch, statt des Herzogs, der durch einen Einfall Ludwigs in der Bretagne zurückgehalten wurde, so zahlreiche französische Steitkräfte, daß er umkehren mußte. Dieser Mißerfolg, sowie der geschwächte Zustand seiner Truppen und die Fortschritte Ludwigs in der Bretagne bewogen ihn, im November 1472 abermals einen Waffenstillstand mit dem König einzugehen.

Ludwig benutzte die Waffenruhe zu einem Rachekrieg gegen seine Vasallen im südlichen Frankreich, die sich, während er im Norden beschäftigt war, aufs Neue erhoben hatten. Der Herzog von Alençon wurde überfallen, festgenommen und nach Paris gebracht, wo er zwei Jahre später im Louvre den Hungertod starb. Der Graf von Armagnac, der sich in das feste Lectoure geworfen, ließ sich, nachdem er längere Zeit den königlichen Belagerungstruppen den tapfersten Widerstand geleistet, zu einem Vertrage bereden, der ihm vollständige Vergessenheit des Geschehenen für ihn und alle seine Anhänger zusicherte. Kaum waren jedoch die königlichen Truppen in die Stadt eingelassen, als Armagnac niedergestoßen und die Stadt der Plünderung preisgegeben und dem Erdboden gleich gemacht wurde (1473).

Da Karl der Kühne bisher, trotz seiner kriegerischen Einsicht und seiner bedeutenden wohlgeübten Kriegsmacht, Nichts gegen Ludwig auszurichten vermocht, schloß er, um den Krieg gegen denselben mit größerer Aussicht auf Erfolg wieder aufnehmen zu können, im

Jahre 1474 ein Bündniß mit seinem Schwager, dem König Eduard IV. von England, das nichts Geringeres bezweckte, als die Absetzung Ludwigs und die Erhebung Eduards auf den französischen Thron. Karl selbst gedachte die an seine Staaten grenzenden Provinzen zu erobern und zweifelte umsoweniger an einem erfolgreichen Ausgange, als auch der Herzog von Bretagne und der Connetable von Frankreich, Graf Ludwig von St. Pol, ein Sprößling des luxemburgischen Grafenhauses, Ludwigs XI. Schwager und Oheim der Königin von England, der längst schon eine zweideutige Rolle gespielt, für die Pläne der Verbündeten gewonnen worden waren. Rasch hatte Karl seine Streitkräfte zusammengezogen; aber Eduard IV., der für ein so wichtiges Unternehmen umfassende Rüstungen machen wollte, verlangte, daß die Eröffnung des Krieges bis zum folgenden Jahre verschoben bleibe. Diesem Umstande verdankte Ludwig seine Rettung aus der ihm drohenden Gefahr; denn Karl der Kühne, der thatenlose Ruhe nicht ertragen konnte, unternahm in der Zwischenzeit die Belagerung von Neuß (s. S. 547 f.) und rieb bei diesem erfolglosen Unternehmen, durch welches Ludwig Zeit gewann, seine Truppen in die Picardie und Artois einrücken zu lassen und bis unter die Mauern von Arras vorzudringen, seine Streitkräfte so vollständig auf, daß er, als Eduard IV. am 5. Juli 1475 in Frankreich landete, nicht in der Lage war, demselben ein Heer zuzuführen. Der erzürnte Eduard brach zwar, nachdem Karl sich in seinem Lager eingefunden, mit ihm gegen St. Quentin auf, wo Beide von dem dort weilenden Connetable mit offenen Armen empfangen zu werden hofften; aber dieser wandte, eingeschüchtert durch die inzwischen von Ludwig errungenen Vortheile, seinen Verbündeten treulos den Rücken. Unter diesen Umständen hielt es Eduard für gerathen, sich mit Ludwig zu vertragen, der inzwischen nicht versäumt hatte, Eduards Räthe und Günstlinge durch bedeutende Geschenke für die Befürwortung der von ihm gemachten Vergleichsvorschläge zu gewinnen. So kam am 3. August 1475 der Vertrag von Pequigny zu Stande, in welchem Ludwig dem König von England für die Zurückführung seines Heeres fünfundsiebenzigtausend Goldthaler, sowie ein Jahrgeld von fünftausend Thalern zu zahlen versprach und Eduard die Freilassung der Königin Margaretha zusagte. Dieser Vertrag wurde bei einer Zusammenkunft der beiden Könige, für welche bei Pequigny eigens eine in der Mitte mit einer Gitterwand versehene Brücke über die Somme geschlagen worden, feierlich beschworen, worauf die beiden bisherigen Gegner sich durch die engen Zwischenräume umarmten und einander in Versicherungen unverbrüchlicher Freundschaft zu überbieten suchten.

So aufgebracht auch Karl der Kühne über diesen Ausgleich war, erkannte er doch die Nothwendigkeit, auch seinerseits mit Lud-

wig Frieden zu schließen; überdies hatte er sich bereits in weitausschauende Entwürfe gegen Lothringen und die Schweiz verwickelt, die seine ganze Thatkraft in Anspruch nahmen. Er ging daher mit Ludwig einen neunjährigen Waffenstillstand ein, in welchem er ihm den Connetable preisgab, während Ludwig seinerseits ihm versprach, seinen anderweitigen Plänen nicht in den Weg zu treten. Der Connetable, der sich nach Burgund geflüchtet, wurde an Ludwig ausgeliefert und nach Paris gebracht, wo ihn der König von dem Parlamente als Hochverräther und Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilen und am 23. Dezember 1475 auf dem Greveplatz öffentlich enthaupten ließ.

Bei dem Tode Karls des Kühnen, der im Jahre 1477 im Kampfe gegen den Herzog Renatus von Lothringen bei der Belagerung von Nancy erschlagen wurde, eröffnete sich für Ludwig XI. die Aussicht auf den Erwerb eines Theiles der burgundischen Lande, da er das ehemalige Herzogthum Burgund als ein erledigtes Lehen der französischen Krone zurückfordern konnte, und in der That nahm er dasselbe sogleich mit bewaffneter Hand in Besitz. Aber damit nicht zufrieden, bemächtigte er sich zugleich auch der burgundischen Freigrafschaft (Franche-Comté), obgleich dieselbe ein unbestreitbares Lehen des deutschen Reiches war, sowie der Städte an der Somme und der an Karl vertragsmäßig übergegangenen Besitzungen des Connetables von St. Pol. Um seinem Hause auch den Besitz der reichen niederländischen Provinzen zu sichern, gedachte er die Tochter und Erbin Karls, die zwanzigjährige Prinzessin Maria, über welche er die ihm als Oberlehensherrn zustehende Vormundschaft in Anspruch nahm, mit dem siebenjährigen Dauphin Karl zu vermählen. Zu diesem Ende suchte er vor Allem festen Fuß in den Niederlanden zu fassen, wobei ihm die von ihm begünstigten Unruhen in den flandrischen Städten, durch welche Maria in die äußerste Bedrängniß versetzt wurde, trefflich zu Statten kamen. Seine Pläne wurden jedoch durch die Vermählung Maria's mit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich durchkreuzt, in welchem die Erbin von Burgund einen ritterlichen Vertheidiger ihrer Rechte fand. (s. S. 541).

Während Ludwig in den Niederlanden beschäftigt war, knüpfte der Herzog von Bretagne, durch des Königs wachsende Macht mit Besorgniß für seine Stellung erfüllt, insgeheim Verbindungen mit Eduard IV. an, der sich geneigt zeigte, dem weiteren Vordringen Ludwigs Einhalt zu thun. Durch seine geheimen Agenten am Hofe Eduards von diesen Umtrieben in Kenntniß gesetzt, beschloß Ludwig, denselben durch rasches Einschreiten ein Ende zu machen. Er ließ den Kanzler von Bretagne, den der Herzog mit anderen Abgeordneten zu ihm gesandt, mit seinen Begleitern gefangen nehmen und zeigte ihm die Abschriften der zwischen seinem Herrn und dem König

von England gewechselten Briefe, die er sich durch Bestechung des Unterhändlers zu verschaffen gewußt. Der bestürzte Herzog, der seinen Hochverrath entdeckt sah, zitterte vor den Folgen seines Beginnens; allein Ludwig, der in den Niederlanden hinreichend in Anspruch genommen war, hatte ihn diesmal nur schrecken wollen und begnügte sich damit, ihm die Herrschaft von Etampes zu entziehen und ihm das feierliche Versprechen seines Beistandes gegen alle seine Widersacher abzunehmen (1477).

Zu derselben Zeit wurde der Herzog von Nemours ein Opfer der grausamen Rachgier des Königs, der ihn nicht nur wegen seiner Betheiligung an den meisten der gegen ihn gerichteten Bündnisse, sondern auch wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zu dem hingerichteten Connetable tödtlich haßte. Unter der Anklage erneuter feindlicher Umtriebe gegen die Krone ließ er ihn auf seinen Gütern überfallen und nach Paris bringen, wo er in einen feuchten, unterirdischen Kerker geworfen wurde, dessen ungesunde Ausdünstungen innerhalb weniger Tage seine Haare schneeweiß färbten. Nachdem ihm durch die Androhung von Folterqualen die gewünschten Geständnisse entrissen worden, wurde er als Hochverräther zum Tode verurtheilt und in seinem Gefängnisse enthauptet, wobei, wie erzählt wird, auf Ludwigs Befehl die sechs unerwachsenen Kinder des Herzogs unter das Schaffot gestellt wurden, um von dem Blute ihres Vaters bespritzt zu werden. Die ansehnlichen Besitzungen des Hingerichteten hatte der Gerichtshof dem König zugesprochen. — Im Jahre 1481 kam Ludwig durch den Tod des Grafen von Maine, des letzten männlichen Sprößlings der Titularkönige von Neapel aus dem Hause Anjou, den er durch seine schlauen Künste bewogen, ihn zu seinem Erben einzusetzen, auch in den Besitz der Provence, deren Inhaber der Verstorbene gewesen.

So hatte Ludwig das Ziel erreicht, auf welches seit seiner Thronbesteigung sein ganzes Streben gerichtet geblieben. Die Macht der Aristokratie war gebrochen, ihr Besitzthum zum größten Theile in seinen Händen, die Unumschränktheit der Monarchie gesichert. Aber der König fühlte auch, daß es mit ihm zu Ende ging: ein Schlaganfall, der ihn im Jahre 1481 getroffen, war die erste ernste Mahnung an das Herannahen der Stunde, in welcher er vor seinen ewigen Richter treten sollte, und dieser Gedanke mußte den Tyrannen, der mit Treue und Glauben, mit Menschenleben und Menschenglück ein grausames Spiel getrieben, mit Grauen erfüllen. Mit der Todesfurcht, die seine letzten Lebensjahre vergiftete, mischte sich ein wachsendes Mißtrauen gegen Alle, die ihm nahe kamen: in jeder Miene glaubte er den Gedanken an Empörung oder Freude über seinen nahen Tod zu lesen. Der geringste Verdacht genügte ihm, selbst seine treusten Diener ohne erwiesene Schuld in eiserne,

an starken Ketten in der Luft schwebende Käfige sperren oder sie wohl gar heimlich hinrichten zu lassen. Seine Räthe ließ er nur in den wichtigsten Angelegenheiten vor sich und wechselte fast täglich seine Bedienung. Seine Umgebung bestand fast nur aus Leuten niederen Standes: sein vertrautester Gesellschafter war sein Barbier Olivier le daim. Den Oberprofoß Tristan l'Ermite, der ihm stets zur Vollstreckung zahlreicher geheimer Blutbefehle zur Hand sein mußte, nannte er seinen Freund und Gevatter. Besonders unentbehrlich hatte sich ihm sein Arzt Jacques Cottier zu machen gewußt, weil er den von Todesfurcht gefolterten Tyrannen in dem Glauben erhielt, daß er sterben müsse, sobald er ihn entlassen werde. Das Schloß Plessis bei Tours, seinen gewöhnlichen Aufenthalt in seinen letzten Lebensjahren, hatte Ludwig in eine fast unzugängliche Festung verwandelt, die von vierhundert hochbesoldeten Bogenschützen — Schweizern und Schotten — bewacht wurde. Rings um dasselbe waren Tausende von Fußangeln und Fallen, sowie eine Menge von Barrieren und Ketten und eine lange Reihe von Galgen angebracht.

Um seine Umgebungen über seine zunehmende Hinfälligkeit zu täuschen, legte Ludwig, im Gegensatze zu seiner früheren Einfachheit, reiche Prachtgewänder an und entwickelte zugleich eine äußerst geräuschvolle Thätigkeit, während früher seine ganze Wirksamkeit das Gepräge der größten Stille und Heimlichkeit getragen. Er ordnete an alle Höfe Gesandtschaften ab und ließ in den verschiedenen Ländern das Theuerste und Werthvollste erwerben, im Norden Pelzwerk, Renn- und Elennthiere, in Spanien Jagdhunde, in Afrika Löwen, in Italien Pferde und Rüstungen, und bezahlte für Alles die höchsten Preise, nur damit man von ihm rede. Da allen angewandten Heilmitteln zum Trotze seine Kräfte immer mehr schwanden und das Gespenst des Todes ihm täglich näher trat, nahm er seine Zuflucht zu der Religion, deren äußere Formen er zwar stets ängstlich beobachtet, deren Gebote er jedoch in der schmachvollsten Weise mit Füßen getreten. Er ordnete Wallfahrten und öffentliche Gebete an, umgab sich mit Reliquien, machte reiche Geschenke an Kirchen und Klöster und ließ zuletzt den heiligen Franziskus von Paula, der in dem Rufe der Wunderthätigkeit stand, aus Calabrien kommen, in der Hoffnung, daß derselbe sein Leben verlängern werde. Mit dem Ausrufe: „Heiliger Mann, heilet mich, um Gottes Barmherzigkeit willen, heilet mich!“ fiel er, seine Kniee umfassend, vor ihm nieder; aber der Heilige erwiderte ihm: „Ich habe hierzu weder die Macht noch den Auftrag und kann für das Heil Eures Leibes Nichts thun; Euer Seelenheil aber hängt von Euch ab, und es ist hohe Zeit, daß Ihr Euch damit beschäftiget.“ Da endlich erwachte des Königs Gewissen, und er suchte gut zu

machen, was noch gut zu machen war. Als er das Herannahen seines Todes fühlte, ließ er den Dauphin, einen schwächlichen Knaben, den er, in der Erinnerung an das, was er einst selbst seinem Vater gethan, fern von dem Hofe in der Einsamkeit des Schlosses Amboise fast ganz ohne Unterricht und Erziehung hatte aufwachsen lassen, zu sich kommen und ermahnte ihn in wenigen, aber nachdrücklichen Worten, die Gerechtigkeit zu achten und die Lasten des Volkes zu erleichtern; dann empfahl er denselben seiner Tochter Anna und ihrem Gemahl, Peter von Beaujeu. Sein Tod erfolgte am 30. April 1483, in seinem einundsechzigsten Lebensjahre.

Ludwig XI. war ein Mann von durchdringendem Verstande, reichen Kenntnissen, fester Willenskraft und nie rastender Thätigkeit. Allen Prunk verachtend, lebte er ganz und ausschließlich den Staatsgeschäften, übersah und ordnete selbst alle Regierungsangelegenheiten, ging in das kleinste Detail ein und war von Allem unterrichtet. Wie er an den Höfen fremder Fürsten zahlreiche geheime Agenten unterhielt, die ihn von allem in Kenntniß setzen mußen, was an denselben vorging, so hatte er auch in seinem eigenen Lande mit einem ungeheuren Kostenaufwande zur strengsten Ueberwachung seiner Unterthanen ein Spionirsystem in Gang gebracht, das von der geheimen Polizei späterer Zeiten kaum wieder erreicht worden ist. Seine Regierungsthätigkeit war die umfassendste und alles, was die finanziellen Kräfte des Staates erhöhen konnte, Gegenstand seiner besonderen Fürsorge; auch gelang es ihm, die Staatseinkünfte nahezu zu verdoppeln, so daß er von seinen Unterthanen an fünf Millionen Livres erhob. Um in seinem Reiche jede Regung selbstständiger Kraft zu unterdrücken, schaffte er nach der Schlacht bei Guinegate die von seinem Vater eingeführten Freischützen, die von den Kirchspielen unterhalten werden mußten, ab und nahm dafür 6—8000 Schweizer als stehende Truppen in seinen Sold.

Auch der Kirche gegenüber verleugnete Ludwig seine treulose Staatskunst nicht. Er hatte zwar im Jahre 1462 dem Papste Pius II. durch eine feierliche Gesandtschaft Obedienz leisten lassen und die pragmatische Sanktion vom Jahre 1438 förmlich aufgegeben; aber die Parlamente leisteten Widerstand, und bald wurden aufs Neue mehrfache die Rechte der Kirche beschränkende und ihre freie Bewegung hemmende Bestimmungen erlassen. Ein im Jahre 1472 mit Sixtus IV. geschlossener Vertrag, der die dauernde Beseitigung der wieder in Kraft getretenen pragmatischen Sanktion in Aussicht stellte, blieb vollständig unerfüllt.

Ludwig hinterließ seinem Nachfolger eine weit größere Macht, als er von seinem Vater erhalten hatte. Bei seinem Tode waren nicht nur die Grenzen des Reiches erweitert, sondern auch alle Staatskräfte in der Hand des Herrschers vereinigt; denn wie die

Macht des Adels, so war auch jeder Einfluß des Bürgerstandes auf die Regiernng beseitigt, indem Ludwig die Reichsstände nicht mehr zusammenberufen, sondern alle Steuern ohne Anfrage und Bewilligung hatte einfordern lassen. So war der Grund gelegt, auf welchem spätere Fürsten das absolute Königthum aufbauen konnten.

## XXVII.

## Karl der Kühne von Burgund.

(1467—1477.)

Als Karl der Kühne im Jahre 1467 nach dem Tode seines Vaters die Regierung über das burgundische Reich antrat, war er vierunddreißig Jahre alt. Eine schöne, kräftige, stolze Gestalt, würdevoll und ansprechend, erglüht für die Helden der Vergangenheit, verschwenderisch und prunkliebend, offen und ehrlich, nicht lange berechnend, aller Schlauheit Feind und in hochfliegenden, oft phantastischen Plänen sich verlierend, bildete er in Charakter und Sitten den schärfsten Gegensatz zu dem auf Schleichwegen wandelnden, Ehre und Gewissen dem Vortheil aufopfernden und in seiner Erscheinung wie in seiner Denk- und Handlungsweise jeden Adels baaren Ludwig XI. Dabei war er nüchtern und mäßig, makellos in seinem Familienleben und ein Meister in allen ritterlichen Uebungen. Aber mit den Lichtseiten seines Charakters mischten sich auch starke Schatten. Von maßloser Heftigkeit, war er nicht der geringsten Selbstbeherrschung fähig und daher in seiner Regierungsweise oft despotisch; sein starrer Eigensinn machte ihn jedem guten Rathe unzugänglich, und der überhebende Stolz, mit welchem er seine Umgebungen behandelte, entfremdete ihm die Herzen. Von leidenschaftlicher Ruhmbegierde und Herrschsucht verzehrt, sann er auf Nichts als Eroberungen; daher war auch sein Hauptaugenmerk auf die Herstellung einer gewaltigen Kriegsmacht gerichtet. Den Kern seiner Streitkräfte bildete ein stehendes Heer von zwanzigtausend Mann, das mit zahlreichem Geschütz und allen nöthigen Transportmitteln versehen war. Seine Kriegszucht war streng; doch sorgte er in umfassendster Weise für alle Bedürfnisse seiner Truppen und war bemüht, Selbstgefühl und Gemeingeist in denselben zu wecken. Wie er in Friedenszeiten eine rastlose Thätigkeit entfaltete, so war er auch im Felde stets der Erste, den der anbrechende Tag vom Lager trieb, und der Letzte, der sich dem Schlafe überließ.

An seinem Hofe, der gewöhnlich zu Arras seinen Sitz hatte, entfaltete Karl eine Pracht, in welcher ihm kein anderer Fürst seiner Zeit gleichkam. Die Mittel dazu lieferten ihm, außer einem bedeutenden, von seinem Vater angesammelten Schatze, die trefflichen, durch ein wohlgeordnetes Finanzsystem erhöhten Staatskräfte seiner reichen Länder, besonders der Niederlande, in welchen sich im fünfzehnten Jahrhundert Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften zu der herrlichsten Blüthe emporgeschwungen hatten.

Schon Philipp der Gute hatte sich mit dem Gedanken getragen, das burgundische Reich, das sich bereits bis zur Nordsee erstreckte, auch im Süden über Lyon hinaus bis zum Mittelmeere auszudehnen, und so das alte Lotharingien als mächtiges Zwischenreich zwischen Deutschland und Frankreich ins Dasein zurückzurufen. Diesen Plan nahm Karl der Kühne mit der ganzen ungestümen Thatkraft seines ruhmbegierigen Geistes wieder auf, und da er denselben am sichersten durch den Anschluß an Deutschland zur Ausführung bringen zu können glaubte, suchte er die Belehnung für das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen, welche Länder er während seines zweiten Waffenstillstandes mit Ludwig XI. in Besitz genommen, durch Friedrich III. nach, von welchem er auch durch die demselben in Aussicht gestellte Vermählung seiner Tochter mit Friedrichs Sohn Maximilian die Königskrone zu erlangen hoffte (s. S. 540). Das Fehlschlagen dieser Hoffnung erbitterte ihn so sehr, daß er von dem beabsichtigten Anschluß an Deutschland abstand und im folgenden Jahre, für den abgesetzten Erzbischof von Köln Partei ergreifend, in das Reichsgebiet einfiel, um Neuß zu belagern (s. S. 547 f.)

Seit dem Jahre 1468 hatte Karl der Kühne am Oberrhein Fuß gefaßt, indem ihm der Erzherzog Sigismund von Tyrol, der sich in Folge eines für ihn ungünstig verlaufenen Krieges mit den Schweizern in großer Geldnoth befand, für ein Darlehen von achtzigtausend Gulden seine Besitzungen im Schwarzwald, sowie im Elsaß, im Sundgau und im Breisgau als Unterpfand verschrieben. Ueber diese Länder, deren Wiedereinlösung bei Sigismunds Genußsucht und schlechter Finanzwirthschaft kaum zu erwarten stand, hatte er den stolzen Ritter Peter von Hagenbach zum Vogte eingesetzt, und dieser rief nicht nur durch Uebermuth und Härte eine allgemeine Erbitterung gegen die burgundische Herrschaft hervor, sondern reizte auch die Eidgenossen durch Schädigungen aller Art so sehr, daß sie auf Betrieb Ludwigs XI. mit dem Erzherzog Sigismund gegen Karl den Kühnen ein von Ludwig XI. gewährleistetes Bündniß, die sogenannte „ewige Richtung", schlossen, während die Städte Straßburg, Basel, Colmar und Schlettstadt in einem mit Sigismund geschlossenen Vertrage sich verpflichteten, die Pfandsumme aufzubringen,

um von der bedenklichen burgundischen Nachbarschaft befreit zu werden (April 1474). Um sich eines haltbaren Platzes zu versichern, eilte Hagenbach nach Breisach; er brachte jedoch durch sein tyrannisches Verfahren die Bürger so sehr gegen sich auf, daß sie die Waffen ergriffen und ihn gefangen nahmen, während seinen Kriegsleuten der erbetene freie Abzug gewährt wurde. Nachdem auch die übrigen Städte die burgundischen Besatzungen vertrieben hatten, kündigte Sigismund dem Herzog die Pfandschaft, worauf ein aus österreichischen und eidgenössischen Gliedern zusammengesetztes Gericht über Hagenbach das Todesurtheil aussprach und ihn enthaupten ließ.

Karl erhielt die Nachricht von der Hinrichtung seines Dieners bei der Belagerung von Neuß. Er schwur den Mördern desselben blutige Rache und sandte sogleich den Bruder Hagenbachs mit sechstausend Mann zur Wiedereroberung der verpfändeten Länder nach dem Elsaß, worauf die verbündeten Schweizer und Oesterreicher, denen Ludwig XI. Hilfsgelder zugesagt, dem Herzog von Burgund Fehde ansagen ließen und, über den Jura vorrückend, mehrere festen Plätze einnahmen. Ein burgundisches Heer von fünfundzwanzigtausend Mann, welches das von ihnen eingeschlossene Hericourt entsetzen sollte, erlitt am 13. November 1474 gegen die Verbündeten eine vollständige Niederlage. Karl selbst richtete seine Waffen, nachdem er mit Ludwig XI. den oben (S. 586) erwähnten Waffenstillstand geschlossen, zunächst gegen den Herzog **Renatus** II. von Lothringen[1]), der auf Betreiben Ludwigs in Luxemburg eingefallen war.

Da Ludwig XI. nach seiner gewohnten treulosen Weise seinen Bundesgenossen im Stiche ließ, wurden die lothringischen Truppen mit leichter Mühe aus dem Luxemburgischen zurückgeschlagen, und siegreich drang das burgundische Heer in Lothringen ein. Schon längst hatte Karl dieses Herzogthum, das die Niederlande von der Bourgogne trennte, zu erwerben gewünscht, und nachdem Nancy sich ihm ergeben (30. November 1475), sah er sich an dem erstrebten

1) Das Herzogthum Oberlothringen, das im Jahre 1048 von Kaiser Heinrich III. dem Grafen Gerhard von Elsaß verliehen worden und dem seit dem dreizehnten Jahrhundert, in welchem die Herzoge von Niederlothringen nach dem Haupttheile ihrer Besitzungen den Titel Herzoge von Brabant angenommen, ausschließlich der Name Lothringen verblieben, war im Jahre 1451, nach dem Tode des Herzogs Karl III., des letzten männlichen Nachkommens Gerhards, an dessen Schwiegersohn Renatus I., den Sohn Ludwigs II. von Neapel aus dem jüngeren Hause Anjou, übergegangen, der dasselbe im Jahre 1453 seinem ältesten Sohne Johann II. abgetreten. Da Johanns Sohn und Nachfolger Nikolaus kinderlos verstorben, war das Herzogthum in den Besitz seines Vetters Renatus II., des Sohnes einer Tochter Renatus I. und des Grafen Ferri von Vaudemont, übergegangen.

Ziele; denn die von ihm zusammenberufenen Stände leisteten ihm ohne Widerspruch den verlangten Treuschwur.

Im Besitze von Lothringen, zweifelte Karl nicht daran, daß es ihm ein Leichtes sein werde, auch den Elsaß zu gewinnen und die Schweizer zu demüthigen. Da diese sich nicht nur von Ludwig XI. verlassen sahen, sondern auch Kaiser Friedrich III. mit dem Herzog von Burgund Friede und Freundschaft geschlossen hatte, boten sie Karl dem Kühnen die Zurückgabe aller von ihnen gemachten Eroberungen an, wenn er ihnen einen billigen Frieden gewähren wolle. „Ihr könnt Nichts gewinnen im Kriege mit uns,“ ließen sie ihm sagen, „denn unser Land ist arm und unfruchtbar. Die Sporen Eurer Ritter und die Zäume Eurer Pferde sind mehr werth an Geld, als man in unserem ganzen Lande aufbringen könnte.“ Auch des Herzogs Räthe mahnten von einem Kriege mit den Eidgenossen ab; aber Karl schnaubte, wie ein angeschossener Eber, nach Rache an den „Bauernlümmeln“, die es gewagt, seine Länder zu verwüsten und sich seiner Festen zu bemächtigen, und so sahen sich die Schweizer zum Kampfe gezwungen.

Mit einem Heere von fünfzig- bis sechzigtausend Mann drang Karl von Besançon, wohin er sich in den ersten Tagen des Jahres 1476 von Nancy aus begeben, durch den Jura voll stolzer Siegeszuversicht in die Schweiz ein. Da er dort Gesandte aus Italien erwartete, vor denen er seinen Reichthum zur Schau zu tragen wünschte, wurde die ganze weithin berühmte Pracht seines Hofhaltes mitgeführt, und sein zahlreiches Gefolge, wie seine gesammte Dienerschaft prangte im höchsten Glanze. Nachdem einige festen Plätze, die von den Schweizern gar nicht oder nur schwach besetzt worden, den Burgundern in die Hände gefallen, erschienen diese vor G r a n s o n, dessen Burg von achthundert Schweizern vertheidigt wurde. Erbittert über den hartnäckigen Widerstand der Besatzung, ließ ihr Karl mit dem Galgen drohen, wenn sie seinen Siegeslauf noch länger hemme; aber seine Drohungen blieben erfolglos. Erst nachdem ein burgundischer Edelmann, Herr von Ronchant, den Belagerten die Versicherung gegeben, daß Freiburg in Flammen stehe, Bern und Solothurn kapitulirt hätten und die Sache der Eidgenossen verloren sei, ergaben sie sich auf die Bedingung freien Abzugs, den Ronchant ihnen mit seinem Ehrenworte verbürgte. Allein Karl ließ, in der Hoffnung, daß ein abschreckendes Beispiel ihm rasch Städte und Schlösser öffnen werde, die tapferen Männer, vierhundertfünfzig an der Zahl, theils an den nächsten Bäumen aufknüpfen, theils im See ertränken. Ihr Todestag war, nach den Worten eines schweizerischen Geschichtschreibers, der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glückes, und mit raschen Schritten nahte die Vergeltung für die begangene Unthat.

Am 3. März stieß Karl, nachdem er eben von Granson aufgebrochen, in der Nähe der Stadt auf das von dem kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal geführte Heer der Eidgenossen, dem das seinige um mehr als das Doppelte überlegen war. Nach der Väter Sitte fielen die Schweizer im Angesichte des Feindes zum Gebete auf die Kniee nieder, worauf die Burgunder, diesen frommen Brauch als ein Zeichen feiger Furcht deutend, in ein lautes Hohngelächter ausbrachen. Aber nur zu bald sollten sie aus ihrer Täuschung und ihrer Siegeszuversicht gerissen werden. Mit dem Ausrufe: „Frisch los auf die Bauernlümmel! Bei St. Georg, sie sind unserer nicht werth, und wir wollen ihnen zeigen, wer sie sind!“ sprengte Karl seinen Schaaren zum Angriff voran; aber an der kaltblütigen Unerschrockenheit der Schweizer scheiterten alle Versuche der Burgunder, die feindlichen Linien zu durchbrechen. Schon hatte die Schlacht mehrere Stunden heftig getobt, als um drei Uhr Nachmittags das zweite Treffen der Schweizer, die Leute von Uri, Unterwalden und Luzern, unter dem Schalle ihrer Schlachthörner, des Unterwaldner Landhorns und des Stiers von Uri, auf dem Schlachtfelde ankamen. „Was für Leute sind das?“ fragte Karl den Herrn Brandolf vom Stein, der vor Granson gefangen worden. „Das sind erst“, antwortete dieser, „die wahren Schweizer vom hohen Gebirg, welche die Oesterreicher schlugen.“ Als immer neue Schaaren aus den Hohlwegen herabstiegen, ergriff ein panischer Schrecken die Burgunder. Zuerst wandte sich das Fußvolk zur Flucht; dann wurde auch die Artillerie in dieselbe fortgerissen, und wie Rauch vor einem frischen Winde stob Alles auseinander. Vergebens stemmte sich Karl mit gezücktem Schwerte den Davoneilenden entgegen: alle Versuche, sie zum Stehen zu bringen, blieben erfolglos; er selbst sah sich fortgerissen in die wilde, verworrene Flucht.

Noch nie hatten die Eidgenossen einen Sieg leichter erkauft; denn sie zählten nur fünfzig Todte und dreihundert Verwundete. Auch der Verlust der Burgunder war im Ganzen ein geringer: kaum tausend Mann waren auf ihrer Seite gefallen; aber das ganze reiche Lager Karls wurde eine Beute der Sieger. Außer vierhundert Geschützen, einer großen Anzahl von Pferden, Wagen, reich geschmückten Zelten, Waffen und Vorräthen aller Art, fielen den Eidgenossen die unermeßlichen Schätze in die Hände, die Karl mit sich geführt. In dem mit Gold und Perlen reich geschmückten, im Inneren mit Sammt ausgeschlagenen und mit prachtvollen Gobelins behängten Zelte Karls fanden sich, außer vielen anderen Kostbarkeiten, sein goldener Stuhl, sein mit Edelsteinen reich besetzter Herzoghut, sein am Handgriff mit sieben großen Diamanten geschmücktes Prachtschwert und der Rosenkranz seines Vaters, dessen Kugeln

aus Edelsteinen bestanden. Gold und Silber wurden unter die Sieger in vollen Hüten vertheilt; das reiche Silbergeschirr achteten die Eidgenossen gering, weil sie es für Zinn hielten. Ein Schweizer fand den großen Diamant, den Karl an Werth einer Provinz gleichschätzte, und verkaufte ihn, da er ihn für Glas ansah, für einen Gulden; später kam derselbe durch genuesische Kaufleute an den Herzog Ludwig Moro von Mailand und zuletzt an den Papst Julius II., der ihn um den Preis von zwanzigtausend Dukaten für seine Krone erwarb. Ein zweiter, gleichfalls im Anfang gering geschätzter Diamant, der jedoch schon im Jahre 1492 zu Luzern für fünftausend Gulden verkauft wurde, befindet sich jetzt in der Schatzkammer zu Paris; ein dritter wurde für siebenundvierzigtausend Gulden von den Fugger erstanden und ist jetzt eine Zierde der Schatzkammer in Wien. — Leider befleckten die Schweizer ihren Sieg durch die grausame Niedermetzlung der burgundischen Besatzung in Granson, die sie noch an demselben Tage zur Ergebung gezwungen.

Karls Ingrimm über die erlittene Niederlage, die ihm mit den Schätzen seiner Ahnen auch den Ruf der Unüberwindlichkeit geraubt, kannte keine Grenzen. Sein ganzes Wesen war verändert. Früher ein Muster der Nüchternheit, suchte er sich jetzt durch den Genuß der stärksten Weine zu betäuben. Seine Wange war blaß, und sein wirrer Blick verrieth die Leidenschaften, die in seinem Innern tobten. In fieberhafter Thätigkeit sich aufreibend, strengte er alle Kräfte seines Landes zu einem neuen Rachekriege an, der die Scharte von Granson auswetzen sollte. Schon zu Ende Mai waren seine Rüstungen vollendet, und unverweilt brach er zum anderen Male nach der Schweiz auf. Nachdem er bei Lausanne seine Truppen gemustert, richtete er seinen Zug gegen **Murten**, nach dessen Einnahme er Bern zu erobern und mit Feuer und Schwert zu vernichten gedachte. Aber der tapfere Adrian von Bubenberg, der mit achtzehnhundert Bernern Murten vertheidigte, leistete den Burgundern, die am 9. Juli die Belagerung der Stadt begonnen hatten, so hartnäckigen und erfolgreichen Widerstand, daß die Eidgenossen, welche nach dem Tage von Granson, keines neuen Krieges gewärtig, in ihre Berge zurückgekehrt waren, Zeit zu neuen Rüstungen gewannen und mit ihren Verbündeten aus dem Elsaß dem schwer bedrohten Bern zu Hilfe eilen konnten.

In der Nacht zum 22. Juni brachen die Eidgenossen in der Stärke von ungefähr dreißigtausend Fußgängern und viertausend Reitern, geführt von Hans von Hallwyl und Hans Waldmann, dem Kriegshauptmann der Züricher, unter heftigen Regengüssen von Bern, ihrem Sammelplatze, gegen Murten auf, um den Herzog von Burgund in seinem Lager anzugreifen. Als sie im Angesichte desselben

erschienen, stellte Karl, der eine rasche Entscheidung wünschte, sein Heer in trefflicher Schlachtordnung auf, während die Anführer der Schweizer ihre Schaaren im Murtener Walde zurückhielten, in der Hoffnung, der Herzog werde seine günstige Stellung verlassen und zum Angriff gegen sie vorrücken. Aber Karl war diesmal vorsichtig: sechs Stunden lang ließ er, trotz des strömenden Regens, der die Pulverwagen durchnäßte und die Bogensehnen erschlaffte, seine Truppen in Schlachtordnung stehen, des Angriffs der Schweizer harrend. Endlich gab er, in der Meinung, die Eidgenossen hätten die Schlacht auf den folgenden Tag verschoben, Befehl zur Rückkehr in das Lager. Diesen Augenblick benutzte Hans von Hallwyl und befahl den Seinen, zum Angriff vorzurücken. Während sie zum Gebete niederknieten, durchbrach die Sonne das düstere Gewölke. „Auf, ihr Eidgenossen!“ rief Hans von Hallwyl, sein Schwert schwenkend. „Seht, Gott leuchtet uns zum Siege!“ Alsbald erscholl der Donner der Geschütze, und es entspann sich ein heißer Kampf, in welchem beide Heere in heldenmüthiger Tapferkeit wetteiferten. Die Schlacht entschied der greise Kriegshauptmann von Luzern, Kaspar von Hartenstein, der, von den benachbarten Anhöhen herabziehend, wohin ihn Hallwyl auf Umwegen gesandt, den Burgundern in den Rücken fiel. Von allen Seiten angegriffen, geriethen die burgundischen Reihen, in welchen der Tod eine furchtbare Ernte hielt, in Verwirrung, und bald lösten sie sich vollständig auf. Karl, der Alles verloren sah, sprengte, nachdem er sich mit dreitausend Reitern Bahn gebrochen, stumm und bleich auf schnellem Rosse davon und erreichte nach einem rastlosen Ritte mit nur dreißig Begleitern den Genfersee. Seine zersprengten Schaaren fielen der Rache der Sieger anheim, die keinem Bittenden das Leben schenkten. Viele, die sich zu retten suchten, ertranken im See. Fünfzehntausend Burgunder bedeckten als Leichen die blutige Wahlstätte; der Gesammtverlust, den der Herzog erlitten, wurde auf zwanzigtausend Mann geschätzt. Auch diesmal fiel den siegreichen Schweizern in Karls Lager eine reiche Beute an Geschützen, Vorräthen und Kostbarkeiten zu. Die Leichen der gefallenen Burgunder wurden in Gruben ungelöschten Kalks geworfen und mit Erde bedeckt. Später sammelten die Murtener die Knochen und Schädel der Erschlagenen und errichteten aus denselben als Siegesdenkmal ein Beinhaus, das im Jahre 1798 bei dei Besetzung der Schweiz durch die Heere der französischen Republik von einem Regimente Burgunder zerstört wurde.

Der Tag von Murten schien Karls Kraft gebrochen zu haben. Stunden lang saß er, in düsteres Schweigen versunken, regungslos da, Speise und Trank zurückweisend; dann folgten Ausbrüche der wildesten Leidenschaft: er knirschte mit den Zähnen, zerraufte sich

die Haare und fluchte über Verrath und Feigheit. Endlich raffte er sich wieder zu erneuter, fieberhafter Thätigkeit auf. Noch immer voll Rachegedanken, berief er die burgundischen Stände nach Salins, stellte ihnen vor, wie die Ehre des burgundischen Namens die Erneuerung des Krieges gebieterisch erheische, und verlangte von ihnen die Aushebung von vierzigtausend Mann und von jedem Unterthan den vierten Theil seines Vermögens. Allein die Stände wiesen seine Forderungen mit der Erklärung zurück, daß die Kräfte des Landes vollständig erschöpft seien, und riethen ihm, schleunigst mit den Schweizern Frieden zu schließen. Auch die Niederländer verweigerten ihm entschieden jede Unterstützung zu einem Angriffskriege, während sie sich bereit erklärten, zu seiner und des Landes Vertheidigung Gut und Blut aufzuopfern. Die Erbitterung über seine strenge Regierung und seine unausgesetzten Kriege trat aller Orten unverhüllt zu Tage, und da man ihn nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, hörte auch der Gehorsam auf, den er sich früher zu erzwingen gewußt.

Während Karl auf seinem Schlosse Rivière im Jura, wohin er sich wie ein verwundeter Löwe zurückgezogen, vergebens auf einen Umschwung in der Stimmung seiner Unterthanen zu Gunsten seiner neuen Kriegspläne harrte, ging ihm auch Lothringen verloren. Von Ludwig XI. reichlich mit Geldmitteln versehen, war Herzog Renatus II., der bei Murten mannhaft seinen schweizerischen Bundesgenossen beigestanden, im September 1477 mit ungefähr achttausend Mann in der Schweiz gesammelter Freischaaren in sein Land zurückgekehrt und von seinen Unterthanen mit Jubel begrüßt worden. Allenthalben waren Aufstände ausgebrochen und die Burgunder aus den meisten Städten vertrieben worden; nur in Nancy hielt sich noch mit Mühe die burgundische Besatzung. Rasch sammelte Karl der Kühne alles, was ihm an Streitkräften übrig geblieben, und zog in Eilmärschen heran, um das Verlorene wiederzugewinnen und das bedrohte Nancy zu retten; aber die Stadt mußte sich ergeben, noch ehe er vor den Mauern derselben anlangte.

Unterdessen war der Herzog Renatus nach der Schweiz und dem Elsaß gezogen, um dort Verstärkung zu suchen, und Karl gedachte seine Abwesenheit zur Wiedereroberung von Nancy zu benutzen. Mit zehntausend Mann begann er am 22. Oktober die Belagerung der Stadt und setzte dieselbe, unbeirrt durch die eingetretene strenge Kälte, mit seiner gewohnten Hartnäckigkeit fort, indem er Sturm auf Sturm folgen ließ. Zu seinem Unglück hatte er sein ganzes Vertrauen dem als Söldnerführer in seinem Heere dienenden neapolitanischen Grafen Campobasso geschenkt, der mit Ludwig XI. verrätherische Verbindungen angeknüpft hatte und im Einvernehmen mit diesem auf Karls Verderben sann. Als Rena-

tus II. am 4. Januar 1477 mit einem meist aus Schweizern und Elsässern bestehenden Heere von zwanzigtausend Mann zum Entsatz von Nancy heranrückte, zog ihm Karl, trotz der Abmahnungen seiner treusten Anhänger, auf Campobasso's Rath mit seinem entmuthigten, durch Anstrengungen, Hunger und Frost erschöpften und über seine Härte erbitterten Heere entgegen; aber während er dasselbe in trefflicher Schlachtordnung aufstellte, ging Campobasso mit achthundert Lanzen zum Feinde über und enthüllte demselben Karls ganzen Schlachtplan. Da ihn die Schweizer nicht in ihre Reihen aufnehmen wollten, „weil es wider die Ehre ihrer Waffen und der Väter löblichen Brauch sei, an der Seite eines Verräthers zu kämpfen", stellte er seine Schaar im Rücken des burgundischen Heeres unterhalb Nancy, an der über die Meurthe führenden Brücke auf, über welche Karls Rückzug vor sich gehen mußte.

Karl war in düsterer Stimmung, und bange Ahnungen bestürmten seine Seele. Als er zu Pferde stieg, fiel sein Helmschmuck, ein goldener Löwe, vor ihm nieder. „Das ist ein Zeichen von Gott!" rief er und sprengte, nachdem er seinem Diener versiegelte Befehle für den Fall seines Todes gegeben, zum Angriff vor. Kaum war die Schlacht begonnen, als er sich schon umgangen sah, und so heldenmüthig sich auch seine Krieger, durch sein Beispiel fortgerissen, der von allen Seiten auf sie einstürmenden Feinde zu erwehren suchten, war die Niederlage nicht abzuwenden. Als mitten im heißesten Ringen der verrätherische Ruf: „Rette sich, wer kann!" ertönte, geriethen die Burgunder in Verwirrung, worauf Karl, von einem Kolbenschlage halb betäubt, den Befehl zum Rückzug nach Luxemburg gab. Aber nur Wenigen gelang es, dahin zu entkommen; denn die der Brücke Zueilenden wurden durch Campobasso's Schaar zum größten Theil niedergestoßen oder in den Fluß gedrängt. Karl selbst fand vor den Mauern von Nancy ein trauriges Ende. Als er über einen zugefrorenen Sumpf setzen wollte, brach das Eis unter ihm ein, und vergebens suchte er sich empor zu arbeiten. Da sprengte ein harthöriger lothringischer Ritter an ihm vorüber. „Rettet den Herzog von Burgund!" rief ihm Karl entgegen; aber der Ritter, der ihn nicht kannte und die Worte zu hören glaubte: „Es lebe der Herzog von Burgund!" zerschmetterte ihm mit einem Schlage seiner Hellebarde den Schädel.

Unterdessen war Herzog Renatus nach beendigter Schlacht unter Siegesjubel in die Hauptstadt eingezogen. Da Niemand ihm Auskunft über den Herzog von Burgund geben konnte, befahl er, Nachsuchungen nach dessen Leiche anzustellen. Zwei Tage lang blieben dieselben ohne Erfolg, bis endlich ein spanischer Edelknabe dem Grafen Campobasso die Stelle bezeichnete, wo er den davon sprengenden Herzog hatte versinken sehen. Man fand seine Leiche, großen-

theils eingefroren, vollständig ausgezogen, mit geronnenem Blute bedeckt und von Füchsen angefressen; erst nachdem er mit Wein und warmem Wasser sorgfältig abgewaschen worden, erkannten ihn die gefangenen burgundischen Edelleute. Als er nach der Stadt gebracht und dort fürstlich aufgebahrt worden, trat Herzog Renatus an ihn heran, erfaßte mit tiefer Rührung und thränenfeuchtem Blicke die Hand des Entseelten und sprach: „Theurer Vetter, Ihr habt uns viel Uebles zugefügt; Eure Seele wolle Gott haben." Dann ließ er den Herzog mit großem Gepränge in der St. Georgskirche beisetzen und folgte selbst in Trauerkleidung dem Sarge. Im Jahre 1540 ließ Kaiser Karl V. die Leiche seines Ahnherrn nach Brügge bringen.

# XXVIII.

# Italien.

## Allgemeine Verhältnisse Italiens im fünfzehnten Jahrhundert.

Seitdem das Kaiserthum in Italien seinen Einfluß verloren hatte und die politische Gewalt der Päpste durch die Verlegung des apostolischen Stuhles nach Avignon gebrochen worden, waren in den Städten durch den Kampf der Parteien kleinere Gewalthaber emporgekommen und hatten neue Fürstenfamilien gegründet: in Mailand die Visconti und später die Sforza, in Mantua die Gonzaga, in Ferrara die Este, in Florenz die Medici, der übrigen in den kleineren Städten nicht zu gedenken.

Die Gründer dieser neuen Herrscherfamilien waren tapfere, kluge Männer; aber bei der Mehrzahl war der Besitz der Gewalt ein ungesetzlicher. Um dies in Vergessenheit zu bringen, thaten sie das Mögliche für die Befriedigung des Volkes: sie führten einen geordneten Staatshaushalt ein, vermieden schweren Steuerdruck, beschützten Handel und Gewerbe, bauten Kanäle und Straßen, pflegten Kunst und Wissenschaft und entfalteten reichen Glanz. Aber bei der Ungesetzlichkeit ihrer Herrschaft hatten sie beständig Verschwörungen zu befürchten; daher umgaben sie sich mit Spionen und ließen Ankommende wie Abreisende auf das Strengste überwachen. Auch herrschte, da der ungesetzlich erworbenen Herrschaft eine gesetzlich geordnete Erbfolge fehlte, beständiger Streit unter den Familiengliedern, und so ist die Geschichte dieser kleinen Dynasten reich an Familiengräueln.

Um ihrer Herrschaft eine theoretische Stütze zu geben, zogen die Gewalthaber die Lehre vom altrömischen Imperium herbei,

nach welcher des Herrschers Wille das höchste Gesetz ist, ihre Gegner aber auch die altheidnische Anschauung von der Berechtigung des Tyrannenmordes; daher einerseits die stete Angst der Gewalthaber vor Verschwörungen und andrerseits die Arglist und Härte, die ihre Regierung kennzeichneten. Ebensowenig wie nach Innen, fühlten sie sich nach Außen sicher; deßhalb lebten sie in beständigem Streite unter einander, wobei einer des andern Macht zu brechen und die eigene durch Gebietserweiterung zu vergrößern suchte, bis nach und nach die Uebermacht an einzelne Staaten kam und sich zwischen diesen ein gewisses Gleichgewicht herstellte, derart, daß in Mittel- und Unteritalien der Kirchenstaat und Neapel, in Oberitalien Genua, Mailand und Venedig einander die Wage hielten, während das gleich mächtige Florenz Ober- oder Unteritalien das Uebergewicht ertheilte, je nachdem es sich für das eine oder das andere entschied.

In Italien bildete sich zu dieser Zeit zuerst jene Politik des Eigennutzes, der gegenseitigen Täuschung und brutalen Gewalt aus, die, losgelöst von der Religion und der von ihr geforderten Gerechtigkeit, nichts Anderes im Auge hat, als den Vortheil, und nur mit dem Erfolge rechnet. Die Grundsätze dieser modernen Staatskunst hat der berühmte florentinische Geschichtschreiber Machiavelli (geb. 1469, gest. 1529) den Regierungen abgelauscht, um sie zusammenzufassen und in ein wissenschaftliches System zu bringen, weßhalb diese gewissen- und sittenlose Politik auch Machiavellismus genannt wird.

In weit höherem Grade noch, als in der Politik, machte sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Italien der Einfluß des heidnischen Alterthums auf dem Gebiete des gesammten geistigen Lebens durch die Entwicklung des sogenannten Humanismus geltend. Mit dem Ausdruck „human" bezeichnet man das Menschliche im Gegensatz zum Thierischen, und hiernach wäre unter Humanismus das Bestreben zu verstehen, jene Eigenschaften, welche den Menschen vor dem Thiere auszeichnen, auszubilden und im Leben darzustellen. Aber man hat mit dem Ausdrucke human auch einen Gegensatz des Menschlichen zum Göttlichen aufgestellt, und da sich die Ansicht geltend machte, daß im klassischen Heidenthum der Griechen und Römer die rein menschlichen Bestrebungen am vollkommensten zum Ausdrucke gekommen seien, so hat man mit dem Namen Humanismus das Bestreben bezeichnet, auf der Grundlage des Studiums der Alten eine rein menschliche Bildung im Gegensatze zu der christlichen herzustellen.

Schon im vierzehnten Jahrhundert war sowohl in Frankreich, als in Italien eine gesteigerte Hinneigung zu dem Studium des klassischen Alterthums an den Tag getreten. In dem letzteren Lande

war dieselbe besonders geweckt und gefördert worden durch Dante, der in zahlreichen Briefen und kleineren Schriften das Studium der alten Lateiner empfahl, sowie durch Franz Petrarca (geb. 1304, gest. 1374), der klassische Bibliotheken anlegte und noch in seinen späteren Jahren das Griechische erlernte, und durch den Florentiner Johann Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375), den Verfasser des ebenso schlüpferigen als geistreichen satirischen Romans Decamerone. Dieser Letztere suchte besonders das Studium der griechischen Sprache zu befördern und verfaßte zur Erleichterung des Verständnisses der hellenischen Autoren eine Art systematischer Darstellung der griechischen und römischen Mythologie. Bald war in Italien das Studium der klassischen Literatur Nationalsache; Bibliotheken wurden errichtet, alte Handschriften hervorgesucht oder angekauft, und Fürsten und Städte wetteiferten in dem Bestreben, die berühmtesten Gelehrten an sich zu ziehen und zu ihren Freunden zu zählen. Besonders eifrige Begünstiger und Beförderer der klassischen Studien waren die Mediceer, unter welchen Florenz eine bevorzugte Pflegestätte der Kunst und Wissenschaft wurde. Auch Rom begann schon unter Eugen IV. ein gefeierter Musensitz zu werden; denn in der ersten Zeit seines Aufblühens verfolgte der Humanismus keinen anderen Zweck, als die Erweiterung der allgemein menschlichen Bildung, nicht nur ohne jedwede Anfeindung der christlichen, sondern vielmehr im Bunde mit derselben und zu ihrer Förderung. Auf allen Gebieten des menschlichen Wissens zeigte sich ein reger Aufschwung, auch in der Mathematik und der Astronomie, für welche bereits der gelehrte Nikolaus von Cusa (seit 1448 Kardinal und Bischof von Brixen) den Satz von der Bewegung der Erde um die Sonne aufstellte.

Wenn schon der Verkehr mit den gelehrten Griechen, die während der Unionsverhandlungen nach Italien gekommen, anregend auf das Studium des klassischen Alterthums eingewirkt, so nahm dasselbe einen noch weit höheren Aufschwung, als nach dem Falle von Konstantinopel zahlreiche Griechen sich in Italien ansiedelten, die viele kostbaren Handschriften mitbrachten und überall freudig unterstützt wurden. Den mächtigsten Vorschub leistete indessen der Verbreitung der Kenntniß des klassischen Alterthums die Erfindung der Buchdruckerkunst, durch welche die alte Literatur rasch Gemeingut Aller wurde.

Indessen gerieth schon im fünfzehnten Jahrhundert der Humanismus, der sich inzwischen auch über andere Länder verbreitet und namentlich in Deutschland viele gelehrten Vertreter gefunden, auf verhängnißvolle Abwege. Während einerseits die Humanisten, namentlich die dem Laienstande angehörigen, die Bedeutung der klassischen Studien überschätzend, die strengen logischen Gesetze und die

Systematik, durch welche die alte Scholastik hervorragte, mit Geringschätzung behandelten und dagegen die Alten sklavisch nachahmten, schwächte andererseits ihre Begeisterung für das griechische und römische Heidenthum in ihnen die Kraft des christlichen Glaubens und trieb sie nicht nur zu einer unberechtigten Kritik der Dogmen und der kirchlichen Institutionen, sondern sogar zu offener Verhöhnung derselben, wodurch in immer weiteren Kreisen der Geist der Zweifelsucht wachgerufen und die Anhänglichkeit an die Kirche mehr und mehr geschwächt und untergraben wurde. Auch die Moral wurde allmählich auf den Standpunkt der Heiden zurückgeführt und Sinnlichkeit und Frivolität gepflegt. In der Sprache des Alterthums schön reden zu können brachte Auszeichnung; daher wandte sich das Streben der italienischen Schriftsteller immer mehr der ausschließlichen Pflege der schönen Formen zu. Die Schönrednerei aber führte nicht nur zur Vernachlässigung des Inhaltes, sondern auch zu immer größerer Verflachung des Geistes und in Folge dessen zu immer frivoleren Angriffen auf das Kirchenwesen. Dabei überwucherte die Mythologie die gesammte Redeweise in so hohem Grade, daß dieselbe alles christliche Gepräge zu verlieren drohte.

## Die Päpste von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zur Kirchenspaltung.

Das dreijährige Pontifikat Calixtus' III. (1455—1458) war fast ausschließlich durch die Sorge für die Abwehr der Türkengefahr ausgefüllt. Während der Papst selbst, um die nöthigen Geldmittel zu einem Kreuzzuge für die Wiedereroberung Konstantinopels zu beschaffen, sogar Kleinodien der Kirche und päpstliche Ländereien verpfändete, war er zugleich eifrig bemüht, die Fürsten des Abendlandes zur Betheiligung an demselben zu bewegen, und suchte zu diesem Ende vermittelnd in ihre Streitigkeiten einzugreifen. Auch sandte er Kreuzprediger durch alle christlichen Länder und führte das Gebetläuten zur Mittagsstunde ein, damit die Kreuzfahrer durch regelmäßige Gebete der gesammten Christenheit unterstützt würden. Aber die Höfe Europa's waren so sehr in träger Selbstsucht befangen, daß die Mahnrufe des Papstes ungehört verhallten. Indessen hatte Calixtus III. die Freude, durch den heiligen Johann von Capistrano Belgrad gerettet und durch den Sieg, den die christlichen Waffen vor den Mauern dieser Stadt erfochten, die Fortschritte der Türken für ein Zeitlang gehemmt zu sehen. Leider zog sich der tüchtige Calixtus, der sich auch um die Förderung der Kunst und Wissenschaft und um die Erweiterung der vatikanischen Bibliothek verdient machte, den Vorwurf allzu großer Begünstigung seiner

Verwandten (Nepotismus) zu und gab dadurch den Kardinälen Veranlassung, nach seinem Tode (6. Aug. 1458) eine Wahlkapitulation zu entwerfen, durch welche die päpstlichen Rechte vielfach beschränkt wurden.

Der Nachfolger Calixtus' III. war der als Dichter, Jurist und Schriftsteller gefeierte Aeneas Sylvius aus der verarmten Familie der Piccolomini, der, von den Kardinälen einstimmig gewählt, als Pius II. den römischen Stuhl bestieg. In das Parteigetriebe von Basel hineingezogen, hatte er eine Zeitlang auf der Seite der Gegner des Papstes gestanden; doch hatte er sich, als ihn Friedrich III. mit der Gesandtschaft der Kurfürsten nach Rom geschickt, vollständig mit Eugen IV. ausgesöhnt und seitdem als aufrichtiger Anhänger des apostolischen Stuhles erwiesen. Da sich nach seiner Erhebung manche seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen zur Geltendmachung ihrer Ansichten auf seine früheren Schriften beriefen, erließ er eine besondere Retraktationsbulle, in welcher er erklärte: er habe in seiner Jugend, getäuscht und unwissend, gleich Saulus die Kirche Gottes und den heiligen Stuhl verfolgt, weßhalb den früheren Schriften des Aeneas Sylvius kein Glauben beizumessen, sondern mit Pius II. zu lehren sei, daß der Papst von Christus unmittelbar die höchste Gewalt über die ganze Kirche erhalten habe und von ihm wieder alle Gewalt den untergeordneten Gliedern des kirchlichen Leibes mitgetheilt werde.

Pius II. war dreiundfünfzig Jahre alt, als er auf den Stuhl Petri erhoben wurde, und ein schweres Gichtleiden, zu welchem eine Wallfahrt an die Eisfelder Schottlands den Grund gelegt, hatte seine Körperkraft so sehr gebrochen, daß er sich selbst einen Greis nannte; aber sein reichbegabter, hochgebildeter Geist hatte unter allen Wechselfällen seines vielbewegten, an den mannigfaltigsten Erfahrungen reichen Lebens die Kraft und Frische der Jugend bewahrt. Mäßig im Schlafe und nüchtern bei Tafel, liebte er den Schatten der Bäume, das Rauschen der Brunnen und ein heiteres Gespräch.

Nachdem Pius II. durch die Anerkennung Ferdinands I., eines natürlichen Sohnes des Königs Alfons I. von Neapel, als Nachfolger seines Vaters ein freundschaftliches Verhältniß mit diesem Nachbarstaate hergestellt und damit zugleich die Ruhe im Kirchenstaate gesichert, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit der Türkengefahr zu. Er berief die christlichen Fürsten zu einem Kongreß nach Mantua, um sich mit ihnen über einen allgemeinen Kreuzzug zu berathen; aber die Betheiligung an dieser Versammlung war eine äußerst geringe, und wenn auch von den anwesenden Fürsten der Beschluß gefaßt wurde, den Krieg gegen die Türken mit Nachdruck fortzuführen, so entsprach doch die That den gemachten Zusagen nicht. Die Fürsten vergeudeten Zeit und Kraft in innerem Zwist und kleinlichem Hader

und hatten kein Auge für die Gefahren, mit welchen Mohammeds II. fortgesetzte Eroberungen die Christen bedrohten, und kein Ohr für die Stimme, die vor drei Jahrhunderten Millionen zu einem gefährlicheren Kampfe in Bewegung gesetzt.

Indessen schwächte die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen den Eifer des hochherzigen Pius für die Abwehr der Türkengefahr nicht. Nachdem er vergebens versucht, durch einen ausführlichen, wohlberechneten Brief den Sultan Mohammed II. von der Wahrheit und den unermeßlichen Vortheilen des Christenthums zu überzeugen und dadurch die Türken dem christlichen Glauben näher zu bringen, beschloß er im Jahre 1463, sich selbst an die Spitze eines Heereszugs gegen dieselben zu stellen, in der Hoffnung, daß die christlichen Fürsten, wenn sie das Oberhaupt der Kirche trotz seiner Gebrechlichkeit voranziehen sähen, sich schämen würden, unthätig zu Hause zu bleiben. In einer beredten Bulle rief er nochmals Fürsten und Völker zum heiligen Kampfe auf und begab sich dann im Juni 1464 nach Ankona, wo er sich einzuschiffen gedachte, sobald die venetianische und die genuesische Flotte dort eingetroffen sein würden. Allein der Kummer über den geringen Erfolg seiner letzten Anstrengungen hatte sein Leiden verschlimmert, und nach einem kurzen Aufenthalte in Ankona ereilte ihn der Tod (14. Aug. 1464.)

Außer der Türkengefahr war auch die Reform der Kirche für Pius II. ein Gegenstand unausgesetzter Sorge; aber auch in dieser Richtung scheiterten seine Bemühungen an der Ungunst der Zeitverhältnisse. Den König Ludwig XI. von Frankreich bewog er zwar zur Abschaffung der pragmatischen Sanktion; doch trat dieselbe bald aufs Neue in Kraft. Die kirchliche Freiheit und Autorität suchte er strenge aufrecht zu halten; er hatte jedoch den Schmerz, die kirchlichen Censuren, besonders in Deutschland, nur zu oft mißachtet zu sehen, ein Zeichen, wie sehr in diesem Lande das kirchliche Leben darniederlag. Da wiederholt Appellationen an ein allgemeines Concil vorgekommen waren und die Vervielfältigung solcher Berufungen nicht nur die päpstliche Autorität tief herabwürdigen, sondern auch die ganze kirchliche Ordnung auflösen mußte, brachte Pius II. schon im Jahre 1459 zu Mantua diesen Mißbrauch zur Sprache und belegte denselben durch eine eigene Bulle mit dem Anathem.

Auf Pius II. folgte der prachtliebende Paul II. (1464—1471), ein Neffe Eugens IV. Wenn auch unter diesem Papste nur wenig für die Kirchenreform geschah und besonders die allzugroße Begünstigung seiner Verwandten, von denen er drei zu Kardinälen erhob, ihm scharfen und gerechten Tadel zuzog, so hat doch die ungünstige Schilderung, die der Platoniker Platina in seinen Papstbiographien von ihm entwirft, keinen Anspruch auf Glaubwürdig-

keit, da der Verfasser zu Denen zählt, die durch Pauls II. strenge Maßregeln gegen die Verirrungen des Humanismus und verschiedene Mißbräuche in der päpstlichen Kanzlei betroffen worden waren, und Haß und Rachsucht ihm die Feder geführt. So entschieden auch Paul II. dem unter den Pflegern der klassischen Studien immer mehr überhand nehmenden heidnischen Geist entgegentrat, war er nichts weniger als ein Feind der Wissenschaft; er ließ junge Leute auf seine Kosten studiren, erhöhte die Gehalte der römischen Professoren, beschützte viele Gelehrte, sowie die ersten Begründer der Buchdruckerkunst im Kirchenstaate, legte Sammlungen von Münzen und alten Kunstwerken an, verschönerte viele Kirchen Roms und baute den Palast bei St. Markus. Um der Bestechlichkeit der päpstlichen Beamten entgegen zu wirken untersagte er ihnen strengstens, Geschenke anzunehmen; auch verbot er die Veräußerung der Kirchengüter und schützte die Interessen der Wohlthätigkeitsanstalten.

Nach dem Tode Pauls II. bestieg der gelehrte und kunstliebende Sixtus IV. (1471—1484), seit 1464 General des Franziskanerordens, den päpstlichen Stuhl. Er erwies sich in Sachen des Dogma's und der Disciplin strenge und eifrig, sorgte für eine tüchtige theologische Bildung, erweiterte die vatikanische Bibliothek, führte großartige Bauten aus und förderte Kunst und Wissenschaft durch freigebige Unterstützung der Künstler und Gelehrten. Den Türkenkrieg betrieb er mit großem Nachdruck und brachte, trotz des geringen Anklangs, den seine Kreuzzugspläne bei den europäischen Höfen fanden, im Jahre 1472 eine Flotte zusammen, die den damals auch von den Persern bedrängten Türken bedeutenden Schaden zufügte. Nach der Eroberung von Otranto durch die Türken (s. S. 519) setzte er neue Rüstungen ins Werk, bis im Jahre 1481 der Tod Mohammeds II. die größten Besorgnisse zerstreute. Auch die Missionen erfreuten sich seiner besonderen Fürsorge, und mit dem gleichen Eifer arbeitete er an der Reform der Klöster. Ueberhaupt zeichneten den Papst, neben den reichsten Geistesgaben und einem hervorragenden Herrschertalent, ein reger Hirteneifer und eine große Sittenreinheit aus.

Aber mit den Lichtseiten des Pontifikats Sixtus' IV. mischten sich auch Schatten, besonders in Folge des Einflusses, den der Papst seinen zum Theil durchaus unwürdigen Verwandten einräumte, und seines Bestrebens, sie mit Fürstenthümern zu versehen. Auch die Betheiligung des Papstes an den italienischen Wirren gereichte der Kirche nicht zum Heile. Als in Florenz die Familie Pazzi eine Verschwörung angezettelt hatte, durch welche die Medici gestürzt werden sollten, ließ sich Sixtus durch seine Verwandten verleiten, diesem Plane seine Zustimmung zu geben, und sprach, nachdem derselbe mißlungen, über Lorenzo von Medici, der die Mitglieder der

Verschwörung dem Henkerbeile überantwortet hatte, den Bann und über Florenz das Interdikt aus. Beides blieb unbeachtet, und die Florentiner appellirten an ein allgemeines Concil. Auch Ludwig XI., der für die mit ihm verbündeten Florentiner Partei ergriffen, verlangte die Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung und drohte mit der Zurückhaltung der Annaten und Pfründetaxen, sowie mit der Durchführung der pragmatischen Sanktion, falls die Censuren gegen Florenz nicht aufgehoben würden. Der Schrecken, den die Eroberung von Otranto durch die Türken in ganz Italien verbreitete, stimmte endlich beide Parteien nachgiebiger, und so kam am 11. August 1480 eine Aussöhnung zwischen dem Papste und den Florentinern zu Stande.

Nicht weniger unheilvoll für die Kirche wurde der Konflikt, in welchen Sixtus IV. mit den Venetianern gerieth, als er sich dem Gegner derselben, dem Herzog Herkules I. von Ferrara, anschloß. Um den Venetianern die Fortsetzung des Krieges gegen den Herzog unmöglich zu machen, belegte er den Dogen und die Häupter der Republik mit dem Banne und ihr Gebiet mit dem Interdikt; aber die Venetianer beachteten Beides ebensowenig, als die Florentiner, und appellirten, gleich diesen, an ein allgemeines Concil. Auch im Kirchenstaate herrschte Zwietracht und Verwirrung, indem die Orsini auf der Seite des Papstes und die Colonna und Savelli im Bunde mit seinen Gegnern standen, und bei dem Tode Sixtus' IV. erfüllten Mord, Brand und Plünderung die Stadt Rom und ihre Umgebungen.

Sixtus' IV. Nachfolger, Innocenz VIII. (1484—1492), der als Wittwer in den geistlichen Stand getreten und von Sixtus IV. zum Kardinal erhoben worden, begünstigte Künste und Wissenschaften, stellte durch die Aussöhnung der Orsini und Colonna den Frieden in Rom her und verband sich zur Befestigung seiner Macht in Italien mit dem von seinem Vorgänger so sehr bekämpften Lorenzo von Medici, mit dessen Tochter er seinen Sohn Franz vermählte. Er war mild und wohlwollend; aber seine natürliche Güte und Friedensliebe artete oft in Schwäche aus, und immer lauter wurden die Klagen über Unordnungen in der Verwaltung, Bestechlichkeit unter den päpstlichen Beamten und Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche aller Art.

Nach dem Tode Innocenz' VIII. bestieg der Kardinal Rodrigo Lenzuola aus Xativa in Valencia, der, anfangs Advokat, dann Militär, nach seinem Eintritt in den geistlichen Stand mit seiner Familie von Calixtus III., seinem mütterlichen Oheim, adoptirt worden war und seitdem dessen Namen Borgia führte, als Alexander VI. den päpstlichen Stuhl. Scharfsinn, Geschäftsgewandtheit, Eifer für Künste und Wissenschaften und eine herab-

lassende Leutseligkeit sind diesem Papste, — bei dessen Inthronisation die in Rom herrschende heidnische Frivolität und niedere Schmeichelei in so schamloser Weise zu Tage traten, daß eine Inschrift ihn als „Gott“ bezeichnete — nicht abzusprechen; aber diese Lichtseiten seines Charakters wurden durch düstere Schatten verdunkelt. Vieles, was seine Feinde ihm zur Last gelegt, trägt zwar so sehr den Stempel der Uebertreibung und Unwahrheit an sich, daß es auf keine Glaubwürdigkeit Anspruch machen kann; aber soviel steht fest, daß nicht nur die Vergangenheit des neuen Papstes eine durchaus befleckte war, sondern auch sein Leben nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl, wenigstens in der ersten Zeit, ein anstößiges blieb und daß er, weit entfernt, der unter den höheren Schichten des Klerus und der Laien immer mehr einreißenden Korruption einen Damm entgegen zu setzen, durch seine eigene Hofhaltung nicht wenig dazu beigetragen hat, die Religion in Mißkredit zu bringen. Auch verlieh sein stetes Bestreben, seinen Kindern Fürstenthümer zu verschaffen, seiner Politik oft einen zweideutigen und unehrenhaften Charakter. Der Schmerz über die Ermordung seines von Ferdinand dem Katholischen von Spanien zum Herzog von Gandia erhobenen Sohnes Juan, die dessen Bruder Cäsar zugeschrieben wurde, entriß den Papst für eine Zeitlang seiner Verweltlichung und wandte seine Blicke mehr den kirchlichen Verhältnissen zu. Er beauftragte sechs Kardinäle mit der Abfassung eines Reformationsentwurfes und zeigte sich sogar bereit, der Tiara zu entsagen; aber diese veränderte Gesinnung war nur eine vorübergehende. Der Reformationsentwurf kam nicht zur Ausführung, und der römische Hof verfiel wieder in seine frühere leichtfertige Haltung.

Während des Pontifikats Alexanders VI. trat zu Florenz der beredte und von dem Volke hochverehrte Dominikaner Hieronymus Savonarola (geb. zu Ferrara 1452) ebensowohl den politischen, die städtischen Freiheiten bedrohenden Bestrebungen Lorenzo's von Medici als dem in das kirchliche Leben eingedrungenen Verderben in feurigen Predigten entgegen. Vertieft in die Schriften der alten Propheten und fortgerissen von dem Feuer seiner Einbildungskraft, betrachtete er sich als einen Gesandten des Herrn, berufen, in Staat und Kirche die nöthigen Verbesserungen herbeizuführen, und verkündete die baldige Durchführung der kirchlichen Reform durch einen Fürsten, der über die Alpen kommen werde, weßhalb Diejenigen, die ihm Glauben schenkten, das Erscheinen Karls VIII. von Frankreich, der zur Eroberung Neapels heranzog, mit Freuden begrüßten. Nachdem es ihm im August 1495 in Florenz, wo unterdessen Lorenzo gestorben und dessen Sohn Pietro zur Herrschaft gelangt war, gelungen, die Einführung einer demokratischen Verfassung zu bewirken, trat er auch gegen Alexander VI. immer kühner und schonungsloser

auf. Dieser berief ihn zur Verantwortung nach Rom und verbot ihm einstweilen das Predigen; nichtsdestoweniger hielt Savonarola im Jahre 1496 Fastenpredigten, in welchen er erklärte, daß der Gehorsam gegen das päpstliche Verbot, dem nur politische Rücksichten zu Grunde lägen, ebensowohl der Religion als der Freiheit schädlich sein würde. Indessen unterwarf er sich, nachdem Alexander durch ein neues Breve scharfen Tadel darüber ausgesprochen, daß er sich eine göttliche Sendung beilege, dem Urtheilsspruch der Kirche, worauf der Papst ihm nochmals das Predigen verbot und die von ihm im Kloster eingeführten Aenderungen kassirte.

Eine Zeit lang verhielt Savonarola sich ruhig; als er jedoch im Jahre 1497 abermals aufreizende Fastenpredigten hielt, traf ihn die Strafe der Exkommunikation. Indessen war sein Ansehen zu Florenz durch das Mißlingen des Unternehmens Karls VIII. erschüttert worden, und ein Wechsel der höchsten Beamten, der „Signoria“, entzog ihm die Stütze, die er bis dahin in der Regierung gehabt. Da er der päpstlichen Exkommunikation Trotz bot und in seinen Predigten dieselbe für widerrechtlich und nichtig erklärte, auch einer neuen Vorladung nach Rom keine Folge leistete, ließ Alexander eine Untersuchung gegen ihn einleiten, auf Grund deren er für einen Häretiker und Volksaufwiegler erklärt wurde, und forderte von den Florentinern seine Auslieferung. Diese ließen ihn jedoch durch ihr eigenes Gericht zum Feuertode verurtheilen, worauf er am 23. Mai 1498 degradirt und gehängt und seine Leiche verbrannt wurde. Sein Schicksal theilten zwei andere Dominikaner, die gleich ihm dem von der Signoria erlassenen Verbote des Predigens Trotz geboten. Der Irrthum seines sittlich tadellosen Lebens war, daß er, Geistliches und Weltliches vermischend, die Kirche durch den Staat auf dem Wege der Gewalt reformiren wollte. In seinen Schriften und Predigten hat er sich nicht vom katholischen Dogma entfernt und stets daran festgehalten, daß wer von der Lehre der römischen Kirche abweiche, sich von Christus entferne; deßhalb ist es auch ein großer Irrthum, wenn die Protestanten ihn als einen Vorläufer Luthers bezeichnen.

Der Tod Alexanders VI., der am 12. August 1503 einem bösartigen Fieber erlag, befreite die Christenheit von einem großen Aergerniß, und mit der Thronbesteigung seines würdigen Nachfolgers, des Kardinals Franz Piccolomini, Pius' II. Neffen, der den Namen Pius III. annahm und von Eifer für die kirchliche Reform glühte, schien die Rückkehr einer besseren Richtung in der päpstlichen Regierung gesichert; aber zur Trauer aller Gutgesinnten sank der neue Papst schon nach sechsundzwanzig Tagen in's Grab. Sein Nachfolger war der Kardinalbischof von Ostia, Julian della Rovere, Sixtus' IV. Neffe, der

als Julius II. zehn Jahre lang (1503—1513) den päpstlichen Stuhl inne hatte.

Julius II. war ein offener und biederer Charakter, ein tüchtiger Regent und ein tapferer Feldherr und dabei einfach in seiner Lebensweise; aber ihm fehlten die Vorzüge eines wahrhaft apostolischen Oberhauptes der Kirche. Frei von Nepotismus, dachte er nicht daran, seine Familie groß zu machen; sein ganzes Streben war darauf gerichtet, durch die Herstellung und Befestigung der päpstlichen Herrschaft im Kirchenstaate und durch die Erweiterung des päpstlichen Gebietes dem Papstthume eine gesicherte äußere Stellung zurückzugeben. Zum Unglück für die Kirche kämpfte er in der Verfolgung dieses Zieles nicht allein mit dem Schwerte, sondern wandte in den politischen Händeln auch die geistlichen Waffen an und erhöhte dadurch die Mißachtung, in welche dieselben durch ihre unüberlegte Anwendung bereits verfallen waren.

Da Julius II. die von Kaiser Maximilian und Ludwig XII. von Frankreich geforderte Zusammenberufung eines Concils verweigerte, schrieben mehrere Kardinäle unter dem Schutze Frankreichs und mit Zustimmung Maximilians I. eine allgemeine Synode nach Pisa aus; allein das Unternehmen fand in der Christenheit, die einem neuen Schisma abhold war, keine Unterstützung, und während die von Pisa vertriebenen Kardinäle ihre Sitzungen in Mailand, Asti und Lyon erfolglos fortsetzten, berief Julius II. eine allgemeine Synode in den Lateran, die am 19. April 1512 eröffnet wurde und über die Wiederherstellung des Friedens unter den christlichen Fürsten, den Türkenkrieg und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern berathen und beschließen sollte. Während der Dauer derselben starb Julius II. (21. Februar 1513). Wenn er auch, zu sehr nach Außen beschäftigt, den inneren Angelegenheiten der Kirche nur eine getheilte Sorge widmete, so bleibt ihm doch das Verdienst, die Ordnung im Kirchenstaate hergestellt und die päpstliche Herrschaft in demselben neu gekräftigt zu haben.

Das von Julius II. zusammenberufene Concil setzte unter seinem Nachfolger, dem achtunddreißigjährigen feingebildeten, prachtliebenden Kardinaldiakon Johann von Medici, der als Leo X. den päpstlichen Stuhl bestieg, seine Sitzungen bis zum Jahre 1517 fort und entwarf mehrere Reformdekrete; allein man begnügte sich mit Palliativen, ohne das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Nachdem auch Frankreich dem Concile beigetreten, kam zwischen Leo X. und dem französischen Könige Franz I. ein Konkordat zu Stande, durch welches die verderbliche pragmatische Sanktion von Bourges beseitigt wurde.

## Das Königreich Neapel.

Das durch die Lostrennung Siciliens von den hohenstaufischen Besitzungen in Unteritalien entstandene Königreich Neapel war unter den Nachfolgern Karls II. aus dem Hause Anjou (s. S. 286) der beständige Schauplatz blutiger Familienzwiste, deren Opfer unter Anderen der mit Johanna I., der Enkelin König Roberts, des Vorkämpfers der Guelfen (1309—1343), vermählte König Andreas, (1343—1348), der Sohn des Königs Karl Robert von Ungarn, wurde. Da derselbe durch seine Abstammung von dem ältesten Sohne Karls II. ein näheres Recht auf die Krone zu haben glaubte, als seine Gemahlin, die sich mit ihm verfeindet hatte, gedachte er selbstständig als König aufzutreten, wozu er von dem Papste die Ermächtigung zu erlangen hoffte, und dies bewog mehrere Großen von der Partei der Königin, die seine Strenge fürchteten, sich gegen sein Leben zu verschwören. In der Nacht vom 20. August 1345 überfielen sie ihn in dem Schlosse von Aversa und erdrosselten ihn.

Um den Tod seines Bruders zu rächen, erschien König Ludwig der Große von Ungarn im Jahre 1348 mit Heeresmacht in Italien, worauf die der Mitwissenschaft an der Ermordung ihres Gemahls beschuldigte Königin Johanna, die sich inzwischen mit ihrem Vetter, dem Herzog von Tarent, vermählt hatte, nach der Provence entfloh. Da Niemand für sie die Waffen ergriff, wurde Ludwig ohne Schwertstreich Herr des Königreichs; kaum war er jedoch nach Ungarn zurückgekehrt, als die wankelmüthigen Neapolitaner die geflüchtete Herrscherin zurückriefen, die hierauf mit Hilfe deutscher Soldtruppen die Ungarn aus dem von ihnen besetzten Theile des Reiches zu vertreiben suchte. Der ungarisch-neapolitanische Krieg wurde im Jahre 1352 durch einen Frieden beendet, kraft dessen Johanna, die von dem Papste auf Grund eines förmlichen richterlichen Verfahrens für unschuldig an der Ermordung ihres Gemahls erklärt worden, im Besitze von Neapel blieb. Da sie als Beschützerin des Gegenpapstes Clemens VII. (s. S. 404) den rechtmäßigen Papst Urban VI. unausgesetzt mit Feindseligkeiten bedrohte und sich sogar seiner Person zu bemächtigen suchte, wurde sie von demselben mit dem Banne belegt und ihres Reiches verlustig erklärt. Zur Besitzergreifung desselben rief Urban ihren Vetter, den am Hofe Ludwigs des Großen von Ungarn lebenden Herzog Karl von Durazzo, herbei, der am 1. Juni 1381, nachdem er ihm den Lehenseid geleistet, als König Karl III. von ihm gekrönt wurde.

Inzwischen hatte Johanna, die auch in ihrer dritten Ehe mit dem Herzog Otto von Braunschweig kinderlos geblieben, den Herzog Ludwig I. von Anjou, den Bruder Karls V. von Frankreich, (s. S 464)

an Sohnes Statt angenommen und ihn aufgefordert, mit einem Heere nach Italien zu kommen, um das Königreich Neapel als das ihm zukommende Erbe in Besitz zu nehmen, wozu der Gegenpapst zum Voraus seine Zustimmung gegeben; allein ehe Ludwig von Anjou der Aufforderung Johanna's Folge leisten konnte, war Karl III., der mit bedeutender Heeresmacht in Italien erschienen, ohne große Mühe Herr des Landes geworden. Er ließ die Königin, die mit ihrem Gemahle in seine Hände gefallen, zur Sühne für ihre zwar nicht bewiesene, doch von ihm nicht bezweifelte Betheiligung an der Ermordung ihres ersten Gemahls am 22. Mai 1382 in ihrem Gefängniß erdrosseln und behauptete sich im Besitze des Landes gegen Ludwig von Anjou, als dieser im Juli 1382 im Neapolitanischen erschien, um den Tod der Königin zu rächen und das ihm zugedachte Erbe zu erobern.

Auf Karl III. den Kleinen, der von den unzufriedenen Ungarn zum König gewählt und im Jahre 1386 in Stuhlweißenburg auf Veranstaltung der Königin Elisabeth ermordet wurde (s. S. 523), folgte sein zehnjähriger Sohn Ladislaus, der Bedränger Papst Johanns XXIII., und als dieser im Jahre 1415 starb, kam der Thron an seine lasterhafte Schwester Johanna II., die sich nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Herzog Wilhelms von Oesterreich, mit dem Grafen Jakob de la Marche, einem Sprößlinge des von Ludwigs des Heiligen zweitem Sohne Robert abstammenden Hauses Bourbon, vermählt hatte, ohne ihm jedoch den königlichen Titel und die aus demselben entspringenden Rechte zuzugestehen. Nichtsdestoweniger trat der Graf de la Marche, auf den unzufriedenen neapolitanischen Adel gestützt, dem Namen wie der That nach als König auf und sicherte seine Stellung durch die von ihm angeordnete Hinrichtung des allgemein verhaßten Günstlings der Königin, Pandolf Alopo, sowie durch eine strenge Ueberwachung seiner ränkesüchtigen Gemahlin. Indessen entfremdete er sich bald durch allzugroße Begünstigung seiner Landsleute den Adel des Landes; daher gelang es der Königin, sich wieder in den Besitz der Gewalt zu setzen, worauf der König das Land verließ (1419), um sein Leben in der Einsamkeit eines Klosters zu beschließen.

Da Ludwig III. von Anjou, der Enkel des oben erwähnten Ludwigs I., mit Zustimmung des Papstes Martin V. seine Rechte auf Neapel geltend zu machen suchte, setzte die kinderlose Johanna den König Alfons V. von Aragonien zum Erben ihres Reiches ein; sie entzweite sich jedoch mit demselben, als er Anstalten traf, sich durch sofortige Besitzergreifung ihres Landes gegen ihren Wankelmuth zu sichern, und adoptirte nun selbst Ludwig III. von Anjou (1423). Dieser eroberte den größten Theil des Landes; doch wurde ihm die Behauptung seiner Stellung durch einen neuen Günstling

der Königin, den übermüthigen Caracciolo, erschwert, bis dieser im Jahre 1432 mit Zustimmung der von ihm mißhandelten Königin ermordet wurde. Ludwig selbst starb zwei Jahre später, und da er keine Kinder hinterlassen, setzte Johanna vor ihrem Tode (1435) zum Erben ihres Landes seinen Bruder Renatus ein, welcher durch seine Vermählung mit der Erbin von Lothringen Besitzer dieses Landes geworden. Da Alfons V., für welchen sich ein Theil des Adels erklärt hatte, entschlossen war, sich die Nachfolge in Neapel mit den Waffen in der Hand zu erkämpfen, kam es zwischen ihm und Renatus zu einem Kriege, der nach fünfjähriger Dauer das Königreich Neapel in den Besitz des aragonischen Hauses brachte.

Alfons V., als König von Neapel Alfons I. (1442—1458), welchem Papst Eugen IV. die päpstliche Belehnung ertheilte, war ein hochherziger durch Milde und Gerechtigkeitsliebe, Thatkraft und Mäßigung ausgezeichneter Fürst, der die kirchlichen Institutionen schützte und, selbst Gelehrter und Dichter, Künste und Wissenschaften förderte. Sein Nachfolger auf dem Throne von Neapel war sein natürlicher Sohn Ferdinand I. (1458—1494), ein grausamer Mensch, dessen Liebhaberei eine Mumiensammlung von Feinden war, alle in der Tracht, die sie im Leben getragen. Viele seiner Gegner hielt er in lebenslänglicher Kerkerhaft. Unter dem Vorwande einer Festlichkeit lud er die Verdächtigen unter dem Adel ins Schloß von Neapel, wo er sie fesseln und zu Tode peitschen oder auf andere Weise hinrichten ließ. Nicht weniger grausam war sein Sohn und Nachfolger Alfons II. (1494—1495), welchem Karl VIII. von Frankreich, als der Erbe der Ansprüche des Hauses Anjou, das Königreich Neapel entriß.

## Florenz.

Ein erfreulicheres Bild, als das von blutigen Kämpfen zerrissene und von inneren und äußeren Stürmen durchtobte Neapel, bietet das an Staatsmännern, Dichtern und Künstlern, wie an Fabrikthätigkeit, Handel und Geld und nicht minder an Bildung und heiterem Lebensgenusse reiche Florenz. Die Geschicke dieser arbeitsamen Republik, in welcher seit dem Untergange der Hohenstaufen die Guelfen über ihre ghibellinischen Gegner die Oberhand behalten hatten und damit zugleich die demokratische Richtung in der Verfassung zu immer größerer Entwicklung gelangt war, leitete seit dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts die dem Kaufmannsstande angehörige Familie der Medici.

Den Grund zu der Größe des Mediceischen Hauses legte Giovanni Medici (geb. 1360, gest. 1428), der sich durch sein

Glück im Handel, durch seine Leutseligkeit, Mäßigung und Freisinnigkeit ein so hohes Ansehen erwarb, daß ihm seine Mitbürger ohne sein Zuthun die höchsten Aemter und Würden übertrugen. Auf seinem Sterbebette richtete er an seine beiden Söhne Cosmo und Lorenzo die schönen Worte: „Nichts freut mich mehr, als der Gedanke, daß nie Jemand durch meine Handlungen verletzt worden ist, sondern daß ich einem Jeden nach besten Kräften zu dienen gestrebt habe. Ich empfehle euch ein Gleiches. Nehmt, wenn ihr in Sicherheit leben wollt, nur die Staatsämter an, welche euch durch die Gesetze und die Gunst eurer Mitbürger übertragen werden; denn die Ausübung der durch Gewalt erlangten erregt Haß und Streit."

Giovanni's Sohn Cosmo, das Haupt der Familie, blieb den Grundsätzen seines Vaters treu. Nachdem er auf die rechtmäßigste Weise in den Besitz der höchsten Gewalt gelangt war, indem ihm, gleich seinem Vater, die einflußreichsten Stellen von der Bürgerschaft freiwillig übertragen worden, machte er von denselben einen so weisen und gemäßigten Gebrauch, daß er nicht als der Beherrscher der Republik, sondern als einfacher Diener des Staates erschien. Dennoch fehlte es ihm nicht an Feinden, die in dem raschen Emporsteigen des Mediceischen Hauses eine Gefahr für die Freiheit der Republik erblickten und im Jahre 1433 seine Verbannung bewirkten. Aber das Volk empfand bald den Abgang des reichen Hauses, welchem Könige zinspflichtig waren; Cosmo's Gegner wurden verbannt, und er selbst kehrte, von dem Volke mit Jubel begrüßt, in seine Vaterstadt zurück. Florenz blieb zwar dem Namen nach Republik; thatsächlich aber übte Cosmo, dem das Volk das Recht übertragen, die fünf Wahlmänner zu ernennen, welche alle Aemter zu besetzen hatten, die Gewalt eines Königs aus, und sein Reichthum sicherte ihm einen weit über die Grenzen Italiens hinausreichenden Einfluß. Dessenungeachtet blieb er nach wie vor Kaufmann und einfacher Bürger von Florenz, der Wohlthäter seiner Vaterstadt und insbesondere der eifrige Förderer von Kunst und Wissenschaft. Sein Haus war jedem Manne von Talent und Ruf offen, und die eingewanderten griechischen Gelehrten fanden bei ihm Schutz und reiche Unterstützung. Er sandte Gelehrte aus, um wichtige Schriften zu sammeln und zu kaufen, und so entstand in Florenz eine der reichsten Bibliotheken damaliger Zeit. Die Ordnung derselben übertrug er dem gelehrten und eifrigen, für alles Schöne und Große begeisterten Thomaso Parentucelli, der später als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl bestieg. Cosmo starb am 1. August 1464 im Alter von achtundsiebzig Jahren, tief betrauert von seinen Mitbürgern, die ihm den ehrenden Namen „Vater des Vaterlandes" beilegten.

Anders als Cosmo trat sein Sohn Pietro auf, der die Haltung eines Fürsten annahm und dadurch besonders den Unwillen der Vornehmen erregte. Zum Glück für sein Haus starb er schon im Jahre 1472; denn in seinem Sohne Lorenzo, der mit Recht den Titel »il Magnifico«, der Durchlauchtige, der Prächtige, führte, lebte der Geist Cosmo's fort. Nachdem ihn gleich nach dem Tode seines Vaters die hervorragendsten seiner Mitbürger gebeten, die Verwaltung der Republik fortzuführen, nahm er das Werk seines Großvaters wieder auf und erhöhte mit dem Glanze und dem Ruhme von Florenz zugleich den Reichthum, die Macht und das Ansehen seines Hauses. Mit Gemüth, Verstand und Phantasie gleich reich begabt, hochgebildet und insbesondere ein so gründlicher Kenner der alten Literatur, daß er die Stelle eines Lehrers in derselben hätte bekleiden können, war er auf das Eifrigste bemüht, Künste und Wissenschaften zur höchsten Blüthe emporzuheben, und der von ihm veranstalteten Sammlung von Werken der alten Kunst, durch welche die Möglichkeit eines eingehenden Studiums der Antiken geboten wurde, ist zumeist der plötzliche staunenerregende Aufschwung zuzuschreiben, den die Kunst zu jener Zeit genommen. Jedes Talent war ihm willkommen und Künstler und Gelehrte zu erhöhter Thätigkeit anzuspornen und ihre Leistungen zu belohnen, seine Freude. Er war der erste Gönner des jugendlichen Michel Angelo (geb. 1474), dem er in der von ihm gegründeten Malerakademie die hervorragendsten Meister zu Lehrern gab. In seinem Hause wurde an jedem 7. November der Jahrestag der Geburt Plato's gefeiert und bei dem Versuche, die alten Dramen mit Musikbegleitung aufzuführen, die Oper erfunden.

In den reichen Sonnenschein seines Waltens fielen indessen düstere Schatten. Die mächtige Familie der Pazzi zettelte im Bunde mit Riario, dem Neffen des Papstes Sixtus IV., eine Verschwörung gegen ihn an; Lorenzo und sein Bruder Giuliano sollten in der Kirche ermordet werden. Giuliano wurde niedergestochen und Lorenzo selbst verwundet; aber das Unternehmen mißlang, und die Verschworenen, mit ihnen auch der Erzbischof von Pisa, wurden hingerichtet. Die Censuren des Papstes blieben unbeachtet, und ebensowenig konnten Sixtus IV. und der mit ihm verbündete Ferdinand I. von Neapel durch Waffengewalt Etwas gegen Lorenzo ausrichten. Den König Ferdinand machte Lorenzo sogar zu seinem Bundesgenossen, indem er sich persönlich nach Neapel begab, um entweder seinen geschworenen Gegner von der Unklugheit seiner Feindseligkeiten gegen Florenz zu überzeugen oder sich für seine Vaterstadt zu opfern, der er nicht länger die Lasten und Gefahren eines eigentlich nur seinetwegen geführten Krieges aufbürden wollte. Durch seine von Erfolg gekrönten Bemühungen für die Her-

stellung eines gewissen Gleichgewichtes zwischen den einzelnen italienischen Staaten wurde die Ruhe in dem größten Theile der Halbinsel, so lange er lebte, aufrecht erhalten und Florenz thatsächlich der Schwerpunkt für Italien. Als die Türken im Jahre 1480 Otranto wegnahmen (s. S. 519), war es Lorenzo, der alle italienischen Mächte zur Wiedereroberung dieser Stadt zu vereinigen wußte. Ueber den Zustand der florentinischen Republik unter Lorenzo's Verwaltung schreibt ein Zeitgenosse: „Wir haben keine Raubanfälle, keine nächtlichen Ruhestörungen, keine Meuchelmorde. Jeder kann seinem Gewerbe bei Tag und bei Nacht ruhig nachgehen. Spione und Angeber kennt man hier nicht. Die Anklage des Einen vermag nicht die Sicherheit von Vielen zu beeinträchtigen; denn es ist ein Grundsatz Lorenzo's, es sei besser Allen zu vertrauen, als Wenigen."

Als Lorenzo im Jahre 1492 starb, folgte ihm in der Regierung sein ältester Sohn Pietro, der zwar gleichfalls hochgebildet war, aber des Vaters Herrschergröße nicht besaß. Lorenzo's zweiter Sohn Giovanni bestieg als Leo X. den päpstlichen Stuhl; der dritte, Giuliano, verband sich mit dem französischen Königshause und erhielt den Titel eines Herzogs von Nemours, und sein Neffe Julius, der Sohn seines ermordeten Bruders, wurde als Clemens VII. der zweite Nachfolger Leo's X.

## Venedig.

Venedig, „das Schmuckkästchen der Welt", dessen Pracht und Herrlichkeit die Fremden mit Staunen und Bewunderung erfüllte, stand im fünfzehnten Jahrhundert auf der Höhe seiner Macht und seines Wohlstandes, von welcher es bald in Folge der Entdeckung der neuen Seewege herabsinken sollte. Mehr als dreitausend Schiffe wurden durch die Einfuhr und Ausfuhr der Waaren beschäftigt, und alljährlich gingen Handelsgeschwader nach dem schwarzen Meere, nach Cypern und Syrien, nach den nordafrikanischen Küsten und durch die Straße von Gibraltar nordwärts nach Brügge, Antwerpen und London, wo die mitgebrachten Waaren gegen Produkte des Nordens umgetauscht wurden. Der Werth der durch diese Flotten jährlich in das Ausland gebrachten Waaren wird auf zehn Millionen Dukaten berechnet, wovon nach Abzug aller Kosten ein Fünftel als Gewinn verblieb. Auch der Landhandel war ein weitausgedehnter und gewinnreicher. Die ererbte Unabhängigkeit zu wahren, die Macht des Staates wie das eigene Vermögen durch die Hebung der Industrie und durch die Erweiterung des Absatzgebietes zu mehren und dabei das Leben zu genießen, war das Ziel des Venetianers.

Die Verfassung der venetianischen Republik war eine streng aristokratische. Die Wahl des Staatsoberhauptes, des Dogen, an welcher längere Zeit die Gesammtbevölkerung Theil genommen, ging seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts von dem Adel allein aus, der zwölf Männer aus seiner Mitte wählte, um den Dogen zu ernennen. Auch in dem aus vierhundertfünfzig bis vierhundertachtzig Gliedern bestehenden „großen Rathe“ saßen fast nur Männer aus den ersten Familien. Die Macht des Dogen war beschränkt durch den aus sechs Männern bestehenden „kleinen Rath“, ohne dessen Zuziehung er in keiner Staatsangelegenheit entscheiden konnte. Dieser kleine Rath bildete mit dem vorsitzenden Dogen die Signoria. Zwischen dem großen und dem kleinen Rathe stand der „Rath der Vierzig“, die sogenannte Quarantie, die ursprünglich nur die höchste Kriminalbehörde gebildet, allmählich jedoch eine bedeutend erweiterte Kompetenz erlangt hatte, indem alle Vorschläge zu Beschlüssen und Gesetzen, welche die Signoria an den großen Rath bringen wollte, zuvor von den Vierzig durchberathen wurden. Einen besonderen Vorschub hatte der Entwicklung der Adelsherrschaft in Venedig auch die seit der Gründung des lateinischen Kaiserthums vorherrschend gewordene Richtung auf auswärtige Eroberungen geleistet, indem dadurch den adeligen Familien Gelegenheit gegeben war, sich durch die Anführung im Kriege oder durch die Verwaltung der neu erworbenen Provinzen immer höher über das Volk zu erheben.

Vollständig gesichert schien die Herrschaft der Aristokratie, seitdem im Jahre 1319 der Beschluß gefaßt worden, daß der große Rath, dessen Mitglieder bereits seit dem Jahre 1289 durch den Rath der Vierzig gewählt wurden, gar nicht mehr gewählt und erneuert, sondern das Recht, in demselben zu sitzen, ausschließlich den damaligen Mitgliedern desselben, deren Namen in ein besonderes Register, das sogenannte „goldene Buch“, eingetragen wurden, verbleiben und auf ihre Nachkommen übergehen solle.

Eine furchtbare Gewalt übte der im Jahre 1310 in Folge ausgebrochener gefährlicher Unruhen eingesetzte „Rath der Zehn“, der im Jahre 1335 für eine ständige Behörde zur Abwehr jeder dem Staate von Innen drohenden Gefahr erklärt wurde. Unter dem Vorwande, für die Ruhe des Staates zu sorgen, mischte sich derselbe in alle Angelegenheiten ein und ging endlich so weit, Beschlüsse des großen Rathes zu vernichten, Mitglieder aus demselben zu verbannen und sogar über den Dogen zu Gericht zu sitzen. War dem Rathe der Zehn, der jährlich erneuert wurde und dessen Mitglieder erst nach zwei Jahren wieder wählbar waren, ein Verbrechen angezeigt worden, so untersuchten die drei Vorsitzenden, ob die Sache vor ihr Gericht gehöre, und traten im Bejahungsfalle selbst als Ankläger auf. Der Angeschuldigte erhielt keinen Verthei-

diger, durfte weder Verwandte noch Freunde sehen und wurde nie mit den gegen ihn auftretenden Zeugen zusammengestellt. Wurde er verurtheilt, so konnte der Rath der Zehn nach Gutdünken die Hinrichtung öffentlich oder heimlich vollziehen lassen. Dieses Schicksal traf den sechsundsiebzigjährigen Dogen Marino Falieri, der, in seinen persönlichen Interessen durch die Aristokratie verletzt, sich mit einem Theile des Volkes zu ihrem Sturze und zur Umwandlung der Verfassung verbündet hatte. Die Verschwörung wurde entdeckt und Marino Falieri nach dem Spruch der Zehn am 17. April 1355 im Hofe seines Palastes enthauptet. Die Theilnehmer aus dem Volke endeten am Galgen.

Noch größeren Schrecken, als der Rath der Zehn, verbreitete eine im Jahre 1454 eingesetzte neue Behörde von drei Richtern, welche, von den Zehn aus ihrer Mitte gewählt, unter dem Namen der Staatsinquisitoren eine unumschränkte Macht übten und für ihr Verfahren Niemandem verantwortlich waren. Man kannte das Dasein dieses schrecklichen Gerichts, aber nicht die Mitglieder desselben; denn der Rath der Zehn mußte über die von ihm getroffene Wahl das strengste Geheimniß bewahren. Vom Letzten im Staate bis zum Dogen hinauf war Jedermann der steten Ueberwachung von Seiten dieses Gerichtes unterworfen, und alle Staatsbeamten ohne Ausnahme mußten ihm Gehorsam leisten. Wer verdächtig geworden, verschwand auf geheimnißvolle Weise; nur ahnen konnte man, daß er im Dunkel der furchtbaren Inquisitionskerker begraben war. Durch solche Mittel erkaufte Venedig den Bestand seiner Institutionen und entging dadurch den inneren Stürmen, durch welche andere italienische Staaten zerrüttet und Tyrannen oder Fremden in die Hände geliefert wurden.

Seitdem durch die Einsetzung des Rathes der Zehn die Adelsherrschaft dauernd befestigt war, sank die Macht des Dogen, die bereits vorher durch den großen und kleinen Rath manche Verringerung erfahren hatte, in Folge neu hinzugefügter Beschränkungen, durch welche Venedig vor dem Loose bewahrt werden sollte, gleich so vielen andern italienischen Staaten seine Freiheit an einen unumschränkten Gewalthaber zu verlieren, immer tiefer herab. Der Doge mußte schwören, daß er in keiner Weise nach Erweiterung seiner Macht streben und jeden, auf eine solche zielenden Plan Anderer, falls er zu seiner Kenntniß gelange, selbst zur Anzeige bringen, keinen Brief einer fremden Regierung anders als in Gegenwart seiner Räthe öffnen und lesen, keine Geschenke annehmen, Venedig nicht ohne Erlaubniß verlassen, keinerlei Handel treiben, keine liegenden Gründe außerhalb des venetianischen Gebietes erwerben wolle u. s. w. Seine Söhne und Enkel durften bei seinen Leb-

zeiten keine Staatsämter bekleiden und in keiner Behörde der Republik Gesetzvorschläge machen.

In den äußeren Verhältnissen Venedigs treten im vierzehnten Jahrhundert besonders die Kämpfe mit Genua hervor, deren Hauptgrund in der mannigfachen Durchkreuzung der Handelsinteressen beider Städte lag. Seitdem die Genueser nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner vorübergehend aus ihren Handelsprivilegien im byzantinischen Reiche verdrängt worden, war der Kampf der beiden Republiken um das Uebergewicht im Oriente ein fast ununterbrochener. Der für die Venetianer siegreiche Ausgang eines im Jahre 1349 neu ausgebrochenen Krieges, in welchem sie von dem griechischen Kaiser Johann Kantakuzenos und dem aragonischen König Peter IV. dem Grausamen unterstützt wurden, bewog die Genueser, deren Staatskräfte vollständig erschöpft waren, sich unter die Herrschaft des mächtigen Johann Visconti von Mailand zu stellen, unter welcher sie bald genügend erstarkten, um den Krieg wieder aufnehmen zu können. Ein von ihnen an der Küste von Morea erfochtener glänzender Sieg nöthigte die Venetianer zu einem Friedensschluß, in welchem sie dem Handel auf dem schwarzen Meere entsagten.

Auch ein neuer Krieg, der im Jahr 1377 zum Ausbruch kam, nahm für die Genueser, die sich inzwischen wieder von der mailändischen Herrschaft hatten losmachen können, einen so günstigen Verlauf, daß die Venetianer sich gezwungen sahen, in dem im Jahre 1381 geschlossenen Frieden auf den Besitz der Insel Tenedos, sowie auf den Handel nach Tana, dem spätern Asow, Verzicht zu leisten. Von da an jedoch behauptete Venedig ein entschiedenes Uebergewicht zur See, da Genua durch Parteikämpfe im Innern bald so sehr geschwächt wurde, daß es sich im Jahre 1396 an Frankreich und später zum andern Male an Mailand ergeben mußte, während Venedig, das im Innern keinen Feind zu fürchten hatte, seine ganze neu erprobte und erstarkte Kraft nach Außen richten konnte, wodurch es seine Herrschaft an der Küste des Mittelmeeres immer weiter ausdehnte. Nachdem die Venetianer im Jahre 1387 den Neapolitanern die Insel Korfu entrissen, gelangten sie im Jahre 1420 durch den Krieg, den Ladislaus und Sigismund um die ungarische Krone führten, in den Besitz von ganz Dalmatien, von welchem Ladislaus ihnen bereits einzelne Städte als Preis der ihm geleisteten Hilfe abgetreten, und im folgenden Jahre sah sich der Patriarch von Aquileja, der Bundesgenosse Sigismunds, genöthigt, ihnen den ihm gehörigen Theil von Friaul bis auf Aquileja zu überlassen.

# Mailand.

Das einst so freiheitsstolze Mailand gehorchte seit einem Jahrhundert den Visconti, die unter König Wenzel die Herzogswürde erlangt hatten. Der Letzte derselben war der tyrannische und treulose, stets für sein Leben zitternde Philipp Maria, der sich im Jahre 1412 nach der Ermordung seines Bruders Johann Maria, des ältesten Sohnes Johann Galeazzo's, der Herrschaft bemächtigt hatte und im Jahre 1447 starb. Ihm folgte als Herzog von Mailand sein Schwiegersohn Franz Sforza, einer jener Bandenführer, die damals unter dem Namen Condottieri in Italien an der Stelle stehender Heere die Kämpfe unter den italienischen Fürsten und Städten ausfochten, zu welchem Ende sie mit denselben Kontrakte schlossen (daher der Name Condottieri), nach deren Ablauf sie gewöhnlich ihren Herrn wechselten und oft in den Dienst Dessen traten, gegen welchen sie bisher die Waffen geführt.

Franz Sforza's Vater Jacopo war ein Köhlerjunge gewesen, der mit dreizehn Jahren in eine päpstliche Bande getreten war, durch menschliche Kriegführung sich beliebt gemacht und durch Kühnheit und Feldherrntalent zum Connetable von Neapel und zum Bannerträger des heiligen Stuhles sich emporgeschwungen hatte. Schon im Alter von sechzehn Jahren erschien Franz an der Seite seines Vaters, mit demselben an unerschrockener Tapferkeit wetteifernd. Nach Jacopo's Tode (1424) im Alter von dreiundzwanzig Jahren von der Königin Johanna II. zu dessen Nachfolger ernannt, erwarb er sich bald den Ruf eines unüberwindlichen Feldherrn; später trat er in die Dienste Cosmo's von Medici und endlich in die Philipp Maria Visconti's, der ihn zum Generalkapitän für das Mailändische ernannte und ihm seine natürliche Tochter Blanka Maria zur Gemahlin gab.

Als nach dem Tode Philipp Maria Visconti's Savoyen, Venedig, Neapel und der Herzog von Orleans Ansprüche auf Mailand erhoben, riefen die Mailänder die Republik aus und ernannten Sforza zu ihrem Heerführer. Nachdem er mehrere Vortheile über die Venetianer errungen, gerieth er bei den Mailändern in den Verdacht feindseliger Absichten gegen die Republik, und dies bewog ihn, sich mit den Venetianern gegen sie zu verbinden. Nachdem er Mailand bis zur Aushungerung belagert hatte, öffnete das Volk ihm die Thore, führte ihn im Triumph in die Stadt zurück und rief ihn zum Herzog aus (26. März 1450), worauf er die Venetianer und den mit denselben verbündeten König Alfons I. von Neapel zu seiner Anerkennung zwang und sich dann mit diesen beiden Mächten, sowie mit Florenz zur Aufrechthaltung der inneren Ruhe und äußeren Sicherheit Italiens verband. Im Jahre 1464

übertrug ihm Ludwig XI. seine Rechte auf Genua, das sich im Jahre 1396 an Frankreich hatte ergeben müssen, und die Genueser sahen sich gezwungen, ihn als ihren Herrn anzuerkennen. In Mailand stellte er die von den Visconti eingeführte militärisch organisirte Monarchie her, regierte aber mit solcher Mäßigung und Klugheit, daß man von ihm sagte, nie sei ein Usurpator ein besserer Souverän geworden. Er starb im Jahre 1466, auf der Höhe seines Glückes und Ruhmes.

Galeazzo Maria Sforza, der seinem Vater in der Herrschaft über Mailand folgte, machte sich durch seine Sittenlosigkeit und Tyrannei so verhaßt, daß drei adelige Jünglinge sich zu seiner Ermordung verbanden und ihn im Dom niederstießen (1476). Sein achtjähriger Sohn Johann Galeazzo Maria wurde als Herzog anerkannt, und seine Mutter sollte während seiner Minderjährigkeit für ihn die Regierung führen; aber sein Oheim, der schlaue und herrschsüchtige Ludovico, der zweite Sohn Franz Sforza's, wegen seiner dunklen Farbe Moro genannt, bemächtigte sich der Regentschaft. Seine Regierung war eine milde, und Kunst und Wissenschaft erfreuten sich seiner besonderen Fürsorge; aber die hohen Steuern, die er zur Bestreitung der Kosten seines glanzvollen Hofhaltes ausschrieb, erregten Unzufriedenheit. Seinen Neffen vermählte er mit Isabella, der Tochter des neapolitanischen Thronerben Alfons und der Schwester seiner eigenen Gemahlin Beatrix; da er jedoch die Herrschaft dauernd an sich zu reißen beabsichtigte, hielt er den jungen Herzog wie einen Gefangenen und erbitterte dadurch dessen muthige und entschlossene Gemahlin so sehr, daß sie ihren Vater beschwor, die Usurpation Ludovico's nicht länger zu dulden. Um die drohende Gefahr von sich abzuwenden, forderte Ludovico den König Karl VIII. von Frankreich auf, seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, und schloß mit ihm ein Bündniß zur gemeinsamen Bekämpfung Ferdinands I. von Neapel. So lockte Ludovico, um sich in der angemaßten Herrschaft zu behaupten, die Franzosen in sein Vaterland und grub dadurch der Unabhängigkeit Italiens das Grab, das auch ihn und seine Macht verschlingen sollte.

# XXIX.

## Karl VIII. von Frankreich.

(1483—1495.)

Als Ludwig XI. starb, war der Dauphin Karl erst dreizehn Jahre alt, und mehr noch als seine Jugend machte die gänzliche Verwahrlosung, in welcher sein Vater ihn hatte aufwachsen lassen, den ohnehin körperlich schwachen und geistig wenig begabten Knaben zur Selbstregierung unfähig. Die Reichsgeschäfte wurden daher durch einen Regentschaftsrath geleitet, in welchem, nach Ludwigs XI. Bestimmung, Karls zweiundzwanzigjährige Schwester Anna, die Gemahlin Peters von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, die nicht nur ihres Vaters Klugheit, Entschlossenheit und Thatkraft, sondern auch dessen Zähigkeit und Verstellungskunst besaß, die hervorragendste Rolle spielte. Der allgemeinen Stimmung Rechnung tragend, bestrafte der Regentschaftsrath die verhaßtesten Günstlinge Ludwigs, entzog den übrigen die ihnen von dem König gemachten Schenkungen und gab vielen gefangenen Großen die Freiheit und zum Theil auch ihre Besitzungen zurück. Aber das Volk verlangte mehr als dies, und immer lauter wurde die Forderung der Abstellung der schweren Uebel, die Ludwigs Tyrannei über das Land gebracht, insbesondere der Verminderung des Steuerdrucks, unter welchem das Reich der vollständigen Verarmung anheimzufallen drohte, und einer besseren Besetzung der Richterstellen, die unter dem geldgierigen Ludwig häufig an den Meistbietenden verkauft worden, so daß oft die unwürdigsten Menschen in den Besitz der wichtigsten Aemter gekommen waren. Um dem allgemeinen Verlangen zu entsprechen, berief der Staatsrath die Reichsstände nach Tours zusammen, wo ihre Sitzungen am 15. Januar 1484 eröffnet wurden.

In dieser Ständeversammlung, die ohne nachhaltigen Einfluß auf den Zustand des Landes blieb, obgleich die Abstellung der zur Sprache gebrachten Mißbräuche zugesagt worden, wurde nach stürmischen Verhandlungen festgesetzt, daß in des Königs Verhinderung der einundzwanzigjährige Herzog von Orleans, der Gemahl Johanna's, der älteren Tochter Ludwigs XI., den Vorsitz im geheimen Rathe führen solle. Da dessenungeachtet Anna von Beaujeu, die den jungen König vollständig beherrschte, im Besitze der Gewalt blieb, kam es zwischen ihr und dem Herzog von Orleans zu ernsten Zerwürfnissen, die schließlich zu einem förmlichen Bürgerkrieg führten. Da der Adel die von dem Vater ererbte Staatskunst Anna's fürchtete, zählte der Herzog von Orleans unter demselben zahlreiche

Anhänger; ganz besonders unterstützte ihn der Herzog Franz II. von Bretagne, der alte Feind des königlichen Hauses. Indessen blieb Anna im Vortheil: der Herzog Franz wurde am 28. Juli 1488 bei St. Aubin durch ein gegen ihn entsandtes königliches Heer vollständig geschlagen und der Herzog von Orleans selbst gefangen genommen. Nur wenige Wochen später, am 9. September, starb der alte Herzog von Bretagne, nachdem er unter harten Bedingungen den Frieden erlangt hatte. Da er keine Söhne hinterließ, sandte Anna von Beaujeu Truppen in die Bretagne, um von dem Lande für die Krone Besitz zu nehmen. Aber die Bretonen traten für das Erbrecht der Herzogin Anna, der einzigen Tochter des Herzogs Franz, ein, und ihre Stände riethen ihr, sich zur Geltendmachung derselben mit dem römischen König Maximilian zu vermählen, der sich um ihre Hand bewarb; in der That kam die Verlobung zwischen Beiden zu Stande, und im Jahre 1490 wurde zu Rennes die Trauung durch Prokuration vollzogen, wobei der Prinz von Oranien die Stelle des abwesenden Bräutigams vertrat.

Indessen waren die französischen Waffen in der Bretagne glücklich. Nantes fiel durch Verrath in Karls Hände, und die in Rennes belagerte Herzogin Anna, welcher der in Flandern zurückgehaltene Maximilian nicht zu Hilfe kommen konnte, sah sich in die äußerste Bedrängniß versetzt. Sie entschloß sich daher, wenn gleich mit großem Widerstreben, dem Drängen ihrer durch geheime Unterhandlungen für Frankreich gewonnenen Räthe nachzugeben und die Bewerbung Karls VIII. um ihre Hand anzunehmen, worauf sie am 6. Dezember 1491 mit demselben vermählt wurde.

Diese Vermählung war eine doppelte Beleidigung für Maximilian, weil Karl VIII. ihm nicht nur die Braut entrissen, sondern auch seine eigene, ihm seit Langem verlobte Tochter Margaretha verschmäht hatte. Er war zum Kampfe gegen Frankreich entschlossen; aber es fehlte ihm an Geld und Truppen, und die deutschen Stände waren zu keinem Kriege gegen Karl VIII. zu bewegen. Er hatte zwar an Heinrich VII. von England einen Bundesgenossen gefunden, und dieser landete wirklich mit einem ansehnlichen Heere in Calais; doch ließ er sich bald durch bedeutende Geldanerbietungen zu einem Frieden mit Karl bewegen. Die Unmöglichkeit einsehend, ohne die Unterstützung Englands gegen Karl Etwas auszurichten, verstand sich Maximilian zu einem am 23. Mai 1493 zu Senlis abgeschlossenen Vergleiche, in welchem er Karl von dem Eheverlöbniß mit seiner Tochter entband und dagegen die zu deren Brautschatz bestimmt gewesenen Grafschaften Burgund und Artois zurückerhielt.

So lagen die Dinge in Frankreich, als Gesandte Ludovico Moro's in Paris eintrafen, um den König für die Pläne ihres

Herzogs gegen Neapel zu gewinnen. Karl VIII., der sich inzwischen mehr und mehr von dem Einfluß seiner Schwester losgerissen und den Herzog von Orleans aus seinem Gefängnisse befreit und an seinen Hof gezogen, ging, trotz der Abmahnungen einsichtsvoller Männer und insbesondere seiner Schwester Anna, auf Ludovico's Vorschläge um so bereitwilliger ein, als er, von Ruhmbegierde entflammt, in der Eroberung Neapels das Mittel zu einem weit größeren und glorreicheren Unternehmen sah. Er gedachte die Türken aus Europa zu vertreiben und sich die griechische Kaiserkrone zu erkämpfen, dann das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen und so ein Ziel zu erreichen, nach welchem die europäische Christenheit in den Kreuzzügen vergeblich gerungen. Nachdem mit Ludovico Moro ein förmlicher Vertrag abgeschlossen und die nöthigen Kriegsrüstungen angestellt worden, zog er im Herbste 1494 mit einem zahlreichen Heere zur Geltendmachung der Ansprüche seines Hauses auf Neapel über die Alpen.

Unterdessen war in Neapel Ferdinand I. gestorben und sein Sohn Alfons II. zur Regierung gelangt. Da dieser sich zur Abwehr der ihm drohenden Gefahr nicht nur mit dem Papst Alexander VI., sondern auch mit Pietro von Medici verbündet hatte, wandte sich Karl zunächst gegen Florenz. Durch Savonarola's Prophezeihungen erregt, begrüßten die Florentiner sein Herannahen mit Freuden; als sie jedoch erfuhren, daß der eingeschüchterte Pietro von Medici mit Karl einen Vertrag geschlossen, in welchem er demselben die Einräumung mehrerer wichtigen Plätze zusagte, schlug die Stimmung in Florenz um. Es brach ein Aufstand gegen die Mediceer aus, durch welchen Pietro und sein Bruder zur Flucht gezwungen wurden, und als Karl nach seinem Einzuge in Florenz harte Forderungen stellte, trafen die Florentiner so energische Maßregeln zur Gegenwehr, daß der König ohne weiteren Aufenthalt seinen Zug gegen Rom fortsetzte. Obgleich der Papst ihm den Durchzug durch den Kirchenstaat bei Strafe des Bannes untersagt hatte, rückte er in der Neujahrsnacht des Jahres 1495 in Rom ein, und Alexander VI. sah sich zu einem Vertrage mit ihm genöthigt, in welchem er ihm die Belehnung mit Neapel versprach und sich verpflichtete, ihm einige päpstliche Festungen einzuräumen und seinen Sohn Cäsar unter dem Namen eines Kardinallegaten als Geisel zu stellen.

Bei dem Herannahen Karls übergab Alfons II., von Gewissensqualen verzehrt und von den Schreckbildern der Opfer seiner Grausamkeit verfolgt, die Regierung seinem Sohne Ferdinand II., in der Hoffnung, daß diesem jungen Fürsten, der noch nicht, gleich ihm, den Haß des Volkes auf sich geladen, das ganze Land zur Seite stehen werde, und zog sich nach Sicilien zurück, wo er noch

in demselben Jahre starb. Ferdinand II. brach mit einem Heere nach dem Engpasse von San Germano auf, um den Franzosen den Weg zu verlegen; aber diese hatten durch die Grausamkeit ihrer Kriegführung einen solchen Schrecken verbreitet, daß seine Truppen im Angesichte des Feindes auseinanderstoben. Ferdinand wollte sich nach Capua zurückziehen, die Bürger verschlossen ihm jedoch die Thore. Um der Gefahr der Gefangennehmung zu entgehen, entwich er nach der Insel Ischia.

So stand für den König von Frankreich der Weg nach Ferdinands Hauptstadt offen, und am 22. Februar 1495 hielt er seinen Einzug in dieselbe. In wenigen Tagen waren auch die meisten übrigen Städte von den Franzosen besetzt, und das ganze Land huldigte dem neuen Herrscher. Karl suchte das Volk durch Ermäßigung des Steuerdrucks zu gewinnen und durch glänzende Festlichkeiten zu ergötzen; aber während er selbst sich in Neapel an Turnieren und Pferderennen vergnügte und seinem Hang zu sinnlichen Genüssen in der ausschweifendsten Weise fröhnte, ließ er der Zügellosigkeit seiner Soldaten freien Lauf und erbitterte die neapolitanischen Großen durch die Uebertragung ihrer Würden und Aemter an seine französischen Günstlinge, unter welche er zugleich ausgedehnte Gebietsstrecken und werthvolle Landgüter mit verschwenderischer Hand vertheilte. Des geplanten Unternehmens gegen die Türken wurde nicht weiter gedacht, und die Griechen, die Karl zum Aufstande verleitet hatte, blieben ihrem Schicksal überlassen und verbluteten in dem ungleichen Kampfe.

Inzwischen war Italien aus der Betäubung erwacht, in welche die rasche Ausbreitung der französischen Macht es versetzt hatte, und die Gefahr, von der die italienischen Fürsten und Städte ihre Unabhängigkeit bedroht sahen, hatte zu einem großen Bunde gegen den gemeinsamen Feind geführt. Die erste Anregung zu demselben gab Ludovico Moro, der nach dem plötzlichen, giftmischerischen Künsten zugeschriebenen Tode Johann Galeazzo's als Herzog von Mailand anerkannt worden, obgleich sein Neffe einen fünfjährigen Sohn hinterlassen hatte. Erbittert über die Nichterfüllung verschiedener von Karl ihm gemachter Zusagen und besorgt, daß der Herzog von Orleans, der Asti besetzt hielt, als der Enkel einer Visconti Ansprüche auf Mailand erheben könne, trat er zunächst mit dem Papst in Verbindung, der nur gezwungen sich Karl VIII. angeschlossen, und nachdem Beide sich über die gemeinsame Bekämpfung der Franzosen geeinigt, traten ihrem Bunde nicht nur die Venetianer, sondern auch Ferdinand der Katholische von Spanien, der wegen Siciliens Besorgnisse hegte, und der König Maximilian bei, der sich noch immer der Hoffnung hingab, das Ansehen des Reiches in Italien herstellen zu können.

Die Nachricht von dieser gefährlichen Verbindung riß Karl VIII. aus dem Taumel seiner Vergnügungen. Wenn auch Florenz dem Bunde gegen ihn beitrat, so war ihm der Rückweg nach Frankreich abgeschnitten; er beschloß daher, um dieser Gefahr vorzubeugen, ohne weiteren Verzug nach der Heimath zurückzukehren. Da er die Krönung durch den Papst nicht hatte erlangen können, hielt er, um dieselbe zu ersetzen, mit dem Reichsapfel in der Linken, dem Scepter in der Rechten und der Krone auf dem Haupte, einen feierlichen Umzug durch die Stadt. Acht Tage später, am 20. Mai, trat er, die Hälfte seiner Truppen unter seinem Vetter, dem Grafen von Montpensier, in Neapel zurücklassend, mit den übrigen den Rückzug nach Frankreich an und erreichte, nach einem am 6. Juli 1495 bei Fuornuovo im Parmesanischen über ein aus Mailändern und Venetianern bestehendes Heer erfochtenen Sieg, ungefährdet Asti, von wo er, nachdem er am 10. Oktober mit Ludovico Moro Frieden geschlossen, den Rückzug nach Frankreich fortsetzte, auf dessen Boden er am 27. Oktober wieder anlangte.

Unterdessen war König Ferdinand II. am 7. Juli von Sicilien aus mit einem Heere bei Neapel gelandet, um sein Königreich wieder zu erobern, und sein Erscheinen hatte eine allgemeine Erhebung der Neapolitaner gegen die Franzosen zur Folge gehabt, durch welche sich der Graf von Montpensier gezwungen gesehen, sich mit seinen Truppen aus der Hauptstadt zurückzuziehen. Da Karl VIII. ihn ohne Unterstützung ließ, entschloß er sich im folgenden Jahre, die Waffen niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren; doch noch ehe er sich dahin einschiffen konnte, wurde er mit dem größten Theile seines Heeres von einer ausgebrochenen Seuche hinweggerafft. Das Königreich Neapel kehrte unter die Herrschaft der Aragonesen zurück; doch erlebte Ferdinand II. die vollständige Räumung des Landes nicht: er starb im Oktober 1496, von seinem Volke tief betrauert. Da er keine Kinder hinterließ, fiel der Thron seinem Oheim Friedrich zu.

Für Karl VIII. hatte die Unternehmung gegen Neapel, von welcher keine anderen Folgen zurückblieben, als für Italien größere Zerrüttung und für Frankreich eine allgemeine Erschöpfung, die unheilvollsten Nachwirkungen; denn die Ausschweifungen, denen er sich in Italien hingegeben, hatten nicht nur seine ohnehin geringe Körperkraft vollständig erschöpft, sondern auch seine Willenskraft so sehr gelähmt, daß er, im Alter von sechsundzwanzig Jahren schon ein vollständig abgelebter Mensch, seiner Erschlaffung nicht mehr Herr werden konnte. Als er im Schlosse zu Amboise, um einem Ballspiele beizuwohnen, mit der Königin rasch einen dunklen Gang durchschritt, stieß mit er dem Kopfe an eine Thüre an; bald darauf stürzte er besinnungslos zu Boden und war nach wenigen Stunden eine

Leiche (7. April 1498). Da seine drei Söhne vor ihm gestorben waren, kam die Krone an den Herzog Ludwig von Orleans, der als **Ludwig XII.** den Thron bestieg.

## XXX.

## Ludwig XII. von Frankreich.

(1498—1515.)

### Die Eroberung Mailands durch die Franzosen.

(1500.)

**Ludwig XII.**, ein schöner Mann von einnehmendem Wesen, hatte während der Regierung Karls VIII. ein leichtfertiges Leben geführt und nur Sinn für Vergnügungen und Liebeshändel an den Tag gelegt; kaum hatte er jedoch im Alter von achtunddreißig Jahren den Thron bestiegen, als er, völlig umgewandelt, kein anderes Streben mehr zu kennen schien, als seine Unterthanen zu beglücken, weßhalb sie ihm auch den Ehrennamen „Vater des Volkes" gaben. Um die Last des Steuerdrucks mildern zu können, führte er eine wohlgeordnete, haushälterische Staatswirthschaft ein; auch verbesserte er das Gerichtswesen und hielt das Kriegsvolk in strenger Zucht. An Denen, die unter der vorigen Regierung gegen ihn gewirkt, nahm er keinerlei Rache; „denn es gezieme sich nicht", so erklärte er, „daß der König von Frankreich die Beleidigungen räche, die dem Herzog von Orleans zugefügt worden." Dagegen hatte er für früher empfangene Wohlthaten ein treues Gedächtniß. Den Erzbischof von Rouen, George d'Amboise, der um seinetwillen Verfolgungen zu erdulden gehabt, machte er zum Minister und sorgte dafür, daß der heilige Stuhl ihm die Kardinalswürde ertheile.

Nur Eine hatte durch Ludwigs Erhebung zu leiden und zwar Diejenige, die ihn am meisten liebte: seine Gemahlin Johanna, der er auf Ludwigs XI. Machtgebot seine Hand gereicht. Unansehnlich von Gestalt und unschön, hatte sie, trotz ihrer reichen Geistes- und Herzensgaben und ihrer rührenden Hingebung an ihren Gemahl, seine Liebe nicht erlangen können, und da sie seinem Wunsche, durch seine Vermählung mit Anna von Bretagne, der Wittwe seines Vorgängers, deren Herzogthum bei der Krone zu erhalten, im Wege stand, trachtete er darnach, von ihr geschieden zu werden. Er erreichte dieses Ziel durch Berufung auf den Zwang, der seine Ver-

mählung mit ihr herbeigeführt, und Johanna bewies ihm ihre Liebe auch im Verzichten. Sie zog sich in ein Kloster nach Bourges zurück, wo sie, von dem Volke, das des Königs Schritt laut mißbilligte, wie eine Heilige verehrt, ihre Tage in Uebungen der Frömmigkeit und Werken christlicher Liebe hinbrachte und im Jahre 1504 starb. Drei Wochen nach seiner Scheidung von Johanna, am 6. Januar 1499, vermählte sich Ludwig mit Anna von Bretagne.

Nachdem Ludwig XII. die wichtigsten Angelegenheiten seines Landes geordnet, nahm er die von seinem Vorgänger der französischen Politik gegebene Richtung auf Italien wieder auf. Seine Blicke waren zunächst auf **Mailand** gewandt, auf welches er als der Enkel Valentina's, der Tochter Johann Galeazzo Visconti's, des ersten Herzogs von Mailand, nähere Rechte zu haben glaubte, als die Sforzas, obgleich Ludovico Moro inzwischen von Maximilian I., der sich mit **Blanka Sforza**, Moro's Nichte, vermählt hatte, die nachgesuchte Belehnung mit Mailand erhalten. Um denselben mit verstärkten Kräften angreifen zu können, schloß **Ludwig** XII. ein Bündniß mit den Eidgenossen zum Behufe der Anwerbung schweizerischer Truppen, sowie mit den Venetianern, die er durch die Zusage der Abtretung eines Theiles des mailändischen Gebietes auf seine Seite zog, und mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Gebiet gestattete. Den Papst Alexander VI. gewann er durch die Ernennung Cäsar Borgia's zum Herzog von Valentinois.

Unterdessen vertraute Ludovico Moro auf den Beistand Maximilians und auf die Anhänglichkeit der Mailänder, die seinem Hause die Herzogswürde zuerkannt, ganz besonders aber auf seine Schlauheit und auf die Macht seines Geldes. Kaum war jedoch im Sommer 1499 das französische Heer über die Alpen gezogen, als die mailändischen Befehlshaber, theils durch Schrecken überwältigt, theils durch französisches Geld gewonnen, dem Feinde die ihnen anvertrauten Festungen überlieferten. Da auch die Mailänder zu meutern begannen, blieb dem verrathenen und von Allen verlassenen Ludovico Nichts übrig, als mit seinen Schätzen nach Tyrol zu dem König Maximilian zu entfliehen. Vor seinem Entweichen entließ er die venetianischen Gesandten mit den Worten: „Ihr schickt mir den König von Frankreich zum Mittagsmahl; ich versichere euch, ihr habt ihn zum Abendbrod.“ Nachdem die Franzosen innerhalb zwanzig Tagen fast ohne Schwertstreich in den Besitz des ganzen Herzogthums gelangt, hielt Ludwig XII. am 6. Oktober 1496 seinen feierlichen Einzug in Mailand, von dem Volke als der Befreier des Vaterlandes mit Jubel begrüßt. Er hob die drückendsten Steuern auf, ließ die Anhänger des entflohenen Ludovico unbehel-

ligt, bewies sich freigebig gegen Gelehrte und Künstler und gab dem Adel die ihm von den Sforzas entzogenen Jagdrechte zurück. Die Venetianer erhielten Cremona mit dem Lande jenseits der Adda. Die unter ihnen auftauchende Besorgniß, daß Ludovico's Worte in Erfüllung gehen könnten, wurde durch die Hoffnung niedergeschlagen, daß, wenn man sich nur einmal durch Frankreichs Hilfe vergrößert habe, die Vertreibung der Franzosen unter Ludwig XII. ebenso wenig ausbleiben werde, als unter Karl VIII.

Diese Hoffnung schien in der That in Erfüllung gehen zu sollen; denn kaum war Ludwig XII. nach Frankreich zurückgekehrt, als die Härte und Willkür des von ihm zum Statthalter von Mailand eingesetzten Condottiere Trivulzio, sowie der Uebermuth der Franzosen, die im Mailändischen in der gleichen Weise hausten, wie sie es unter Karl VIII. im Königreich Neapel gethan, im ganzen Lande die größte Erbitterung und eine allgemeine Sehnsucht nach der Rückkehr Ludovico's hervorriefen.

Dieser hatte unterdessen in Tyrol aus Burgundern und Schweizern ein ansehnliches Heer geworben, und als er im Februar 1500 mit demselben zur Wiedereroberung seines Landes in das Mailändische einrückte, fiel ihm Alles zu, so daß die Franzosen sich nach der piemontesischen Grenze zurückziehen mußten, während Ludovico im Triumphe in seine Hauptstadt zurückkehrte. Seine wiedergewonnene Herrschaft war jedoch nur von kurzer Dauer; denn auch Ludwig XII. war nicht unthätig geblieben. Er hatte neue Truppen geworben, die Trivulzio zu Hilfe eilten, und als es am 10. April 1500 bei Novara zur entscheidenden Schlacht kommen sollte, sah sich Ludovico plötzlich von seinen schweizerischen Truppen verlassen. Die Hauptleute derselben waren mit ihren Landsleuten im französischen Lager zusammengekommen und hier von den Franzosen theils durch Geld, theils durch die in ihnen geweckte Befürchtung, daß der Herzog ihnen ihren Sold nicht zahlen könne, in ihrer Treue gegen denselben wankend gemacht worden. Als Ludovico zum Angriff schreiten wollte, erklärten ihm die Schweizer, daß sie nicht gegen ihre Brüder kämpfen dürften. So sah sich der Herzog zum anderen Male genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen. Die Franzosen hatten auf seine Auslieferung einen Preis von zweihundert Kronen gesetzt; doch war dieselbe von den Schweizern verweigert worden; als er jedoch mit diesen bei ihrem Abzuge verkleidet entfliehen wollte, verrieth ihn Rudolf Turmann aus Uri, der später dafür durch seine Landsgemeinde zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde.

Ludovico wurde von Trivulzio nach Lyon zu Ludwig XII. gesandt, und dieser ließ ihn nach dem Schlosse Loches in Berry bringen, wo er nach zehnjähriger schwerer Haft in einem unter-

irdischen Gewölbe dem Kummer und dem Einfluß der ungesunden Luft erlag.

Nach der Gefangennehmung Ludovico's ergab sich Mailand, indem es die Gnade des Königs anflehte. Ludwig verzieh der Bürgerschaft und begnügte sich damit, ihr eine Geldbuße von dreimalhunderttausend Dukaten aufzuerlegen.

## Der Kampf um Neapel.

(1501–1504.)

Nach der Eroberung von Mailand beschloß Ludwig XII., auch seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, dessen Eroberung ihm bei der gänzlichen Erschöpfung dieses Landes nur geringe Schwierigkeiten darzubieten schien. Da König Friedrich in Italien keine Unterstützung zur Vertheidigung seines Thrones finden konnte, schloß er in seiner Hilflosigkeit ein Bündniß mit dem türkischen Sultan Bajazeth II. und gab dadurch seinem Gegner einen erwünschten Vorwand zum Kriege gegen ihn, indem derselbe als ein Kampf für die Sache des Glaubens dargestellt werden konnte. Indessen erhob auch Ferdinand der Katholische von Spanien, der die Sache Friedrichs für verloren ansah, als dessen Anverwandter Ansprüche auf das neapolitanische Reich, und da Ludwig ihn lieber zum Freunde und Bundesgenossen als zum Gegner haben wollte, schloß er mit ihm am 11. November 1500 zu Granada einen Vertrag, kraft dessen das Land von Beiden gemeinsam erobert und nachher getheilt werden sollte und zwar so, daß Ferdinand, dem es hauptsächlich um die Sicherung des Besitzes von Sicilien zu thun war, den südlichen und Ludwig den nördlichen Theil erhalte. Für beide Theile sollte die Lehensoberherrlichkeit des Papstes vorbehalten bleiben.

Da beide Könige über den geschlossenen Vertrag das strengste Geheimniß bewahrten, glaubte Friedrich keinen anderen Gegner zu haben als Ludwig und räumte daher, nachdem er denselben vergebens durch große Anerbietungen vom Kriege abzuhalten gesucht, dem Feldherrn Ferdinands, dem tapferen Gonsalvo de Cordova, der mit einem Heere in Sicilien stand, in der Hoffnung auf dessen Beistand arglos einige Festungen ein. Erst als das französische Heer im Juni 1501 in Rom eingetroffen war, warf Ferdinand die Maske ab. Der französische und der spanische Gesandte traten vor Alexander VI. mit Klagen über die Verbindung Friedrichs mit den Türken und baten um die Bestätigung des Vertrags von Granada

und um die Belehnung ihrer Herren mit dem neapolitanischen Reiche. Alexander ertheilte ihnen dieselbe, nachdem er den König Friedrich, als der Regierung unwürdig, des Thrones verlustig erklärt hatte.

Friedrich, der die Unmöglichkeit einsah, seinen beiden Gegnern Widerstand zu leisten, ergab sich im August den Franzosen, worauf ihm Ludwig einen Aufenthalt in Frankreich anwies und ihm ein Jahrgeld von fünfzigtausend Livres zusagte, das ihm bis zu seinem Tode (1504) ausgezahlt wurde. Friedrichs Sohn Ferdinand, der sich längere Zeit in Tarent tapfer vertheidigte, ließ sich endlich, da kein Entsatz erschien, von Gonsalvo durch die Zusage vollständiger Freiheit zur Uebergabe der Stadt bewegen; er wurde jedoch gefangen nach Spanien gebracht, wo er in glänzender Haft sein Leben beschloß.

Die Eroberung von Mailand und Neapel stellte ein ernstes Zerwürfniß zwischen Maximilian I. und Frankreich in Aussicht, da nicht nur die Ausdehnung der französischen Macht in Italien die Interessen Maximilians gefährdete, sondern auch das Ansehen und die Ehre des Reiches durch die Entsetzung Ludovico Moro's, als eines seiner Vasallen, empfindlich verletzt worden war; dasselbe wurde jedoch durch einen von dem Erzherzog Philipp, dem Sohne Maximilians und Schwiegersohne Ferdinands, mit Ludwig abgeschlossenen Vertrag abgewendet, kraft dessen Ludwigs kaum zweijährige Tochter Claudia und Philipps anderthalbjähriger Sohn Karl, der nachmalige Kaiser Karl V., sobald sie herangewachsen, mit einander vermählt werden und Mailand erhalten sollten. Maximilian ließ sich durch seinen Sohn bewegen, diesem Vertrage beizutreten und zugleich dem König von Frankreich die Belehnung mit Mailand zu versprechen.

Indessen war in Neapel zwischen den Franzosen und Spaniern über die in dem Vertrage von Granada nicht genau genug bezeichneten Grenzen der beiderseitigen Gebiete Streit entstanden, und da beide Höfe ihren Statthaltern die Weisung gaben, aus diesen Zwistigkeiten den größtmöglichen Vortheil zu ziehen, kam es zum offenen Kampfe, in welchem die Franzosen anfangs im Vortheil blieben. Um den Frieden herzustellen, begab sich der Erzherzog Philipp, mit Vollmachten seines Schwiegervaters versehen, an den französischen Hof und schloß am 5. April 1503 zu Lyon mit Ludwig einen Vertrag, kraft dessen das Königreich Neapel den bereits verlobten Kindern Beider, Karl und Claudia, als künftiges Besitzthum überwiesen werden sollte. Da sich jedoch inzwischen in Neapel das Kriegsglück auf die Seite der Spanier gewandt, verweigerte Gonsalvo dem von Philipp an ihn erlassenen Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten den Gehorsam, mit der Erklärung, daß er

den Krieg mit allen seinen Kräften fortführen werde, bis er von Ferdinand selbst Gegenbefehl erhalten habe.

Ludwig, der sich für betrogen hielt, entbrannte in heftigem Zorn und rüstete sofort, von dem nicht minder als er selbst erbitterten französischen Volke aufs Beste unterstützt, drei große Heere aus, von denen zwei Spanien selbst angreifen sollten, während das dritte zur Verstärkung der französischen Kriegsmacht in Neapel bestimmt war. Aber das Glück begünstigte diesmal die französischen Waffen nicht, und die blutige Niederlage, die Gonsalvo den Franzosen am 27. Dezember 1503 am Garigliano bereitete, nöthigte Ludwig XII., der bei weiterer Fortsetzung des Krieges auch einen Angriff auf Mailand von Seiten der Spanier befürchten mußte, mit Ferdinand einen dreijährigen Waffenstillstand einzugehen, durch welchen dieser im Besitze von Neapel blieb. (11. Februar 1504.)

Der neapolitanische Krieg war für die Spanier unter dem berühmten Gonsalvo, der wegen seines ungewöhnlichen Heerführertalents „der große Feldherr" genannt wurde, eine treffliche Schule der Kriegskunst; auch war derselbe reich an Zügen ritterlichen Heldenmuthes. Ganz besonders glänzte in dieser Beziehung der edle Pierre du Terrail, bekannter unter dem Namen Bayard, der Stolz des französischen Volkes, das ihn den „Ritter ohne Furcht und Tadel" — le chevalier sans peur et sans reproche — nannte. Geboren in der Dauphiné im Jahre 1475, war er als achtzehnjähriger Jüngling in die Dienste Karls VIII. getreten, dessen Aufmerksamkeit und Bewunderung er bei einem Turniere am Hofe des Herzogs von Savoyen erregt hatte. Schon in dem Feldzuge Karls gegen Neapel und später in dem Kriege Ludwigs XII. gegen Ludovico Moro hatte er sich durch eine ungewöhnliche Tapferkeit und kühnen Muth hervorgethan; noch höheren Ruhm erwarb er sich im neapolitanischen Kriege. Die verwegensten Unternehmungen, die gefährlichsten Wagstücke waren seine Lust. Dabei war er auch in jeder andern Beziehung ein ächter Ritter, ausgezeichnet durch wahre Frömmigkeit, Milde und Menschenfreundlichkeit und eine seltene Großmuth und Freigebigkeit. Als er einst auf einem Streifzuge den spanischen Kriegszahlmeister mit fünfzehntausend Dukaten abgefangen, forderte sein Waffengefährte Tardieu, der dem Geldwagen auf einem anderen Wege aufgelauert, mit Ungestüm die Hälfte der Beute. Bayard brachte die Sache vor den Feldherrn, und dieser sprach ihm die ganze Summe zu. Da jedoch Tardieu inzwischen sein Unrecht eingesehen, gab Bayard ihm freiwillig die Hälfte der Summe, vertheilte den Rest unter seine Soldaten und ließ den gefangenen Kriegszahlmeister ohne Lösegeld frei.

## Die Ligue von Cambray (1508) und die heilige Liga (1511).

Trotz des zwischen Ludwig und Ferdinand abgeschlossenen Waffenstillstands war zwischen Beiden kein freundschaftliches Verhältniß hergestellt, und die fortdauernde Spannung führte zu einer Verbindung Ludwigs mit Maximilian und dessen Sohn Philipp, den Ferdinand sich durch Argwohn entfremdet hatte. Zwischen diesen drei Fürsten wurde am 22. September 1504 zu Blois ein Vertrag geschlossen, nach welchem die Prinzessin Claudia in dem Falle, daß Ludwig keine Söhne hinterlasse, ihrem künftigen Gemahle Karl nicht nur Mailand mit Genua und den französischen Anspruch auf Neapel als Mitgift zubringen, sondern auch als mütterliches Erbtheil die Bretagne, sowie die Grafschaft Blois und das Herzogthum Burgund erhalten sollte. Nach dem Abschluß dieses Vertrags ertheilte Maximilian dem König Ludwig die demselben bereits früher zugesagte Belehnung mit Mailand.

Indessen empfand Ludwig bald Reue über diesen Vertrag, der in Frankreich als der Entwurf zu einer Reichstheilung allgemeine Mißbilligung gefunden, und schloß am 12. Oktober 1505, nachdem er sich durch den Kardinal d'Amboise als päpstlichen Legaten von dem seinen Verbündeten geleisteten Eide hatte entbinden lassen, mit Ferdinand, der sich ihm inzwischen aus Abneigung gegen Philipp wieder genähert hatte, ein Bündniß, in welchem die Vermählung des dreiundfünfzigjährigen, seit dem vorhergehenden Jahre verwittweten Königs Ferdinand mit Ludwigs Nichte, der achtzehnjährigen Germaine de Foix, vereinbart wurde und Ludwig zu deren Gunsten seinen Ansprüchen auf Neapel entsagte. Um den Bruch des Vertrags von Blois vor den Augen der Welt möglichst zu rechtfertigen, wurde im Mai 1506 zu Tours eine Versammlung der französischen Stände abgehalten, in welcher die Abgeordneten, wahrscheinlich nach einer vorher getroffenen Verabredung, den König baten, seine Tochter Claudia mit dem Grafen Franz von Angoulême, dem muthmaßlichen Thronerben, zu vermählen. Nachdem Ludwig dies zugesagt, meldete er seinen Verbündeten von Blois, er habe sich dem Begehren der französischen Nation umso mehr fügen müssen, als die Vermählung seiner Tochter mit dem jungen Karl seinem zu Rheims geleisteten Krönungseide, nie in eine Verkleinerung des Reiches zu willigen, zuwider gewesen sein würde. Ludwig befolgte dabei ganz die herrschend gewordenen Grundsätze jener treulosen Politik, nach welcher für die Regierungen immer nur das Interesse des Augenblicks maßgebend war, so daß die geschlossenen Verträge, sobald auf einer anderen Seite größerer Vortheil zu erwarten stand, ohne Weiteres

gebrochen wurden und die Rolle von Freund und Feind unaufhörlich wechselte.

Ludwigs Treulosigkeit fachte in Maximilian den alten Haß gegen Frankreich aufs Neue an, und sein erster Gedanke war, dafür Rache zu nehmen; allein der Tod seines Sohnes Philipp (15. September 1506) entzog ihm einen mächtigen Bundesgenossen, und die deutschen Stände versagten ihm die zu einem Kriege gegen Frankreich nöthigen Geldmittel. Dagegen näherte sich ihm Papst Julius II., der Ludwig XII. hauptsächlich wegen der Strenge zürnte, mit welcher dieser trotz der päpstlichen Verwendung einen Aufstand der Genueser bestraft hatte. Auf die Einladung des Papstes, zum Empfange der Kaiserkrone nach Rom zu kommen, sammelte Maximilian ein Heer, um bei seinem Römerzuge die Franzosen aus Italien zu vertreiben; als jedoch die Venetianer ihm den verlangten bewaffneten Durchzug durch ihr Gebiet verweigerten, gab er seinen Plan, nach Rom zu ziehen auf, und nahm am 3. Februar 1508 zu Trident den Titel eines „erwählten römischen Kaisers" an, welchen der Papst später bestätigte. Um die Venetianer zu züchtigen, griff er sie mit den gegen Frankreich bestimmt gewesenen Truppen an; allein er zog den Kürzeren und sah sich genöthigt, mit der siegreichen Republik einen Waffenstillstand einzugehen, welcher dieselbe im Besitze der von ihrem Feldherrn eroberten Fürstenthümer Friaul und Istrien ließ.

Der Zorn über die von den Venetianern errungene Gebietserweiterung führte Ludwig XII. zu einer Annäherung an Maximilian, und beide Fürsten suchten in ihrem gemeinschaftlichen Groll gegen die Venetianer die Lösung all ihres Haders. Nachdem sie mit einander Frieden geschlossen, kam auf ihre Veranstaltung am 10. Dezember 1508 zu Cambray ein Vertrag zu Stande, in welchem Ludwig XII., Kaiser Maximilian und der König Ferdinand von Spanien sich zur Demüthigung der venetianischen Republick durch gemeinsame Bekämpfung derselben verbündeten. Den Venetianern sollten alle Gebiete entrissen werden, auf welche die drei Fürsten ein Recht zu haben glaubten. Ludwig beanspruchte alles, was er der Republik von dem Herzogthum Mailand abgetreten; der Kaiser Padua, Vicenza und Verona für das Reich und verschiedene andere Landstriche für Oesterreich, und Ferdinand die den Venetianern verpfändeten neapolitanischen Küstenplätze. Dieser „Ligue von Cambray" trat auch Papst Julius II. bei, nachdem er vergebens von der Republik die freiwillige Zurückgabe derjenigen Gebiete gefordert, welche sie dem Kirchenstaate entrissen hatte. Trotz der Uebermacht der Verbündeten nahmen die Venetianer den Kampf auf, indem sie durch die bedeutenden Streitkräfte, die ihre

reichen Geldmittel ihnen sicherten, dem Sturme gewachsen zu sein glaubten.

Nachdem der Papst über Venedig Bann und Interdikt ausgesprochen, eröffneten die Franzosen den Kampf und brachten am 14. Mai 1509 den Venetianern bei Agnadello oder Vaila eine so bedeutende Niederlage bei, daß sich Ludwig noch vor dem Ablauf des Monats im Besitze alles dessen sah, was ihm der geschlossene Vertrag zuerkannt. Durch diese Erfolge der französischen Waffen ermuthigt, begannen auch die übrigen Verbündeten sofort den Angriff, und bald war das venetianische Heer bis an die Lagunenstadt zurückgedrängt. Die schwer bedrohte Republik suchte ihre Feinde durch Unterhandlungen zu trennen und insbesondere den Kaiser durch große Anerbietungen auf ihre Seite zu ziehen; Maximilian wies dieselben jedoch zurück und schritt, nachdem er bereits Verona, Vicenza und Padua besetzt hatte, zur Belagerung von Treviso; aber die Bevölkerung leistete so hartnäckigen Widerstand, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte. Auch Padua wurde von den Venetianern zurückerobert, und alle Bemühungen Maximilians, die Stadt wiederzugewinnen, blieben erfolglos. In seinem Unmuth befahl er, die Belagerung aufzuheben (3. Oktober), und verließ selbst Italien. Da ihn zugleich Mangel an Geld nöthigte, den größten Theil seines Heeres zu entlassen, gingen die meisten der von ihm besetzten Orte wieder an die Venetianer verloren.

Noch günstiger wurde für die Republik die Stimmung des Papstes. Nur die Rücksicht auf das Interesse des Kirchenstaates, dessen Wiederherstellung ihm als die erste seiner Pflichten erschien, hatte Julius II. bewegen können, dem Bündniß gegen die Venetianer beizutreten, dem er schon als italienischer Fürst aus dem Grunde abhold war, weil es einer Vergrößerung der französischen Herrschaft in Italien nur Vorschub leisten konnte. Da er von den Venetianern erlangt hatte, was er gefordert, söhnte er sich vollständig mit ihnen aus, indem er am 24. Februar 1510 die über sie ausgesprochenen Censuren aufhob.

Um den König Ferdinand, der gleichfalls seine Zwecke erreicht hatte, zum Rücktritt von dem Bündniß von Cambray zu bewegen, ertheilte ihm Julius die Belehnung mit Neapel. Auch den Kaiser hoffte er mit der Republik auszusöhnen, indem er die Venetianer bestimmen zu können glaubte, in die von demselben geforderte Abtretung von Verona zu willigen; die Signoria war jedoch nicht dazu zu bewegen, und so dauerte der Krieg Maximilians gegen die Republik mit französischer Unterstützung fort. Da der Kaiser bei seiner fortwährenden Geldverlegenheit seine Truppen — die von ihm in das deutsche Kriegswesen eingeführten „Landsknechte“ — meist ohne Sold ließ, halfen sich dieselben durch Rauben und Plündern,

während die Franzosen ihrerseits die größten Unmenschlichkeiten verübten, und so hatte das Land unter dem Kriege auf das Schwerste zu leiden.

Unterdessen war das Verhältniß zwischen dem Papste und Ludwig XII. ein immer gespannteres geworden. Julius II. hatte seinen Vasallen, den Herzog Alfons von Este, Ludwigs Bundesgenossen, der die päpstlichen Hoheitsrechte verletzt und sich vieler Gewaltthätigkeiten schuldig gemacht, seiner Lehen verlustig erklärt und mit dem Banne belegt, und Ludwig unterstützte denselben mit französischen Truppen, welche den Papst, als er nach Bologna aufgebrochen, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein, von seinem Heere abschnitten und ihn dadurch in die größte Bedrängniß versetzten. Um sich im Kampfe gegen den Papst mit kirchlicher Autorität zu bewaffnen, berief Ludwig im August 1510 die Prälaten und die Abgeordneten der Universitäten und Kapitel Frankreichs nach Tours und legte ihnen die Frage vor, ob es in dem vorliegenden Falle erlaubt sei, gegen den Papst Krieg zu führen, worauf die Versammlung ein seinen Wünschen entsprechendes Gutachten abgab. Um Julius II. einzuschüchtern, schloß er am 7. November 1510 zu Blois mit Maximilian einen Vertrag, in welchem sich beide Fürsten verpflichteten, die von dem Papste verweigerte Zusammenberufung eines ökumenischen Concils zu erwirken, und es gelang ihnen in der That, für diesen Zweck einige dem Papste feindlich gesinnten Kardinäle zu gewinnen (s. S. 609).

Inzwischen hatte der fast siebzigjährige Julius II. den Krieg in dem Gebiete des Herzogs von Ferrara mit ungebeugtem Muthe fortgesetzt, mitten im Winter des Jahres 1510, einem der kältesten, die man in Italien je erlebt hatte, persönlich die Belagerung von Mirandola geleitet und dabei jeder Gefahr mit der kaltblütigsten Unerschrockenheit Trotz geboten, bis sich die Stadt am 21. Januar 1511 zur Kapitulation gezwungen sah. Im Mai des gleichen Jahres erlitt sein Feldherr, der Herzog von Urbino, unter den Mauern von Bologna gegen ein zahlreiches französisches Heer eine Niederlage, die für den Papst den Verlust dieser Stadt zur Folge hatte. Zum Glück für ihn verfolgte Ludwig, der überhaupt seit dem am 25. Mai 1510 eingetretenen Tode des Kardinals d'Amboise weniger Sicherheit und Festigkeit zeigte, den errungenen Sieg nicht, und so gestalteten sich die Verhältnisse für den Papst wieder günstiger. Dem inzwischen von den abtrünnigen Kardinälen in Pisa eröffneten Concil trat er mit Entschiedenheit entgegen, indem er selbst ein in der Laterankirche zu Rom abzuhaltendes ökumenisches Concil ausschrieb und jeden Ort, in welchem die Kardinäle sich versammeln würden, mit dem Interdikt belegte.

Kurz darauf verfiel Julius II. in eine so schwere Krankheit,

daß man ihn für unrettbar verloren hielt, bei welcher Gelegenheit Kaiser Maximilian auf den Gedanken gerathen sein soll[1]), sich selbst zum Papst wählen zu lassen. Indessen genas Julius II. unerwartet schnell und stand bald wieder in vollster Thatkraft an der Spitze seiner Regierung. Um den seine ganze Seele erfüllenden Plan der Vertreibung der Franzosen aus Italien zur Ausführung zu bringen, schloß er am 5. Oktober 1511 mit den Venetianern und dem König Ferdinand von Spanien ein Bündniß, das die heilige Liga genannt wurde, weil der nächste Zweck desselben die Abwehr des die Einheit der Kirche bedrohenden neuen Schisma's war.

Der Krieg, der im Jahre 1512 eröffnet wurde, begann unter ungünstigen Aussichten für die Liga. Das von den Verbündeten belagerte Bologna wurde durch den Neffen Ludwigs, Gaston de Foix, entsetzt, der, obgleich erst dreiundzwanzig Jahre alt, sich als einen ebenso kriegsverständigen als tapferen Heerführer erwies, und bald darauf durch denselben das von den Venetianern besetzte Brescia wiedererobert, wobei unter den Besiegten ein beispielloses Blutbad angerichtet und in der geplünderten Stadt eine so reiche Beute gemacht wurde, daß sie auf dreitausendsiebenhundert Wagen fortgeschafft worden sein soll.

An der Erstürmung von Brescia hatte auch Bayard als einer der Ersten und Thätigsten Theil genommen, war aber dabei schwer verwundet worden. In das Haus einer Wittwe gebracht, wurde er für dasselbe ein rettender Engel, indem er jede Plünderung und Gewaltthat von demselben abhielt. Als die Besitzerin des Hauses ihm nach seiner Genesung zum Dank für den Schutz, den er ihr und den Ihrigen hatte zu Theil werden lassen, ein Geschenk von zweitausendfünfhundert Dukaten überreichte, gab er jeder ihrer beiden Töchter tausend Dukaten zur Aussteuer und ließ die übrigen fünfhundert unter die ausgeplünderten Nonnenklöster der Stadt vertheilen.

Unterdessen war es dem Papste gelungen, auch Heinrich VIII. von England für die Liga zu gewinnen und den Kaiser zum Abschluß eines zehnmonatlichen Waffenstillstandes mit Venedig zu bestimmen; doch nahmen noch fünftausend deutsche Landsknechte an der blutigen Schlacht bei Ravenna Theil, in welcher die Franzosen unter Gaston de Foix über das spanische Heer einen entscheidenden, aber durch den Tod ihres ritterlichen Führers theuer erkauften Sieg davontrugen (11. April 1512). Da Ludwig für den gefallenen Gaston keinen Ersatz hatte, blieb der errungene Sieg für die Franzosen erfolglos, und ungehindert konnte Julius II. am 19. April 1512 sein Lateranconcil eröffnen. Ueberdies hatte Heinrich VIII. von England an Frankreich den Krieg erklärt, und auch der Kaiser

1) Die Falschheit dieses Gerüchtes ist hinlänglich nachgewiesen.

rüstete für denselben; die wichtigsten Bundesgenossen des Papstes waren jedoch die Schweizer, die in der Stärke von zwanzigtausend Mann durch das Etschthal in das Venetianische einrückten, wo ein Heerhaufe der Republik mit zahlreichen Geschützen zu ihnen stieß. Da La Palisse, der Nachfolger Gastons, sich nach dem Abzug der deutschen Landsknechte zu schwach fühlte, ihnen in offenem Felde Stand zu halten, und unter der Bevölkerung der Haß gegen die Franzosen sich in immer gefahrdrohenderen Aufständen Luft machte, zog er sich von Stellung zu Stellung zurück, und bald war das ganze Herzogthum bis auf wenige Schlösser in den Händen der Eidgenossen. Mit Zustimmung des Papstes setzten dieselben den dreiundzwanzigjährigen Maximilian Sforza, Moro's Sohn, unter dem Jubel des Volkes zum Herzog ein; doch mußte ihnen derselbe die Zahlung von zweimalhunderttausend Dukaten innerhalb acht Jahren, sowie ein Jahrgeld von vierzigtausend Dukaten zusagen und in die Abtretung von Lugano, Locarno und Chiavenna an den schweizerischen Bund willigen, wogegen sie ihn und seine Nachkommen zu schützen und ihm auf sein Begehren Soldtruppen zu stellen versprachen. Parma und Piacenza zog der Papst für den Kirchenstaat ein.

Während Genua durch den siegreichen Ausgang des Kampfes der Verbündeten seine Unabhängigkeit wieder erhielt, wurde Florenz, das sich den Franzosen angeschlossen und nach deren Vertreibung den Beitritt zu der heiligen Liga verweigert hatte, durch ein spanisches Heer zur Unterwerfung und zur Zurückberufung der seit dem Jahre 1502 verbannten Medici gezwungen. Am 2. September 1512 kehrten Giovanni und Giuliano, die Söhne Lorenzo's — der ältere Bruder Pietro war gestorben — nach Florenz zurück, und obgleich sie nur als Bürger und nicht als Fürsten gelten sollten, wurde doch bald durch ihre Anhänger eine Verfassungsänderung bewirkt, welche die Herrschaft wieder vollständig in ihre Hände brachte.

Zu derselben Zeit, in welcher die Franzosen aus Italien vertrieben wurden, hatten sie im Südwesten ihres eigenen Landes gegen Ferdinand den Katholischen zu kämpfen, dem ein englisches Geschwader Unterstützung zugeführt. Ferdinands Hauptzweck war die Eroberung von Navarra, das in den Besitz des Hauses Foix gekommen und durch Katharina von Foix ihrem Gemahle Johann d'Albert zugebracht worden. Da dieser als Bundesgenosse Ludwigs sich weigerte, den spanischen Truppen den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten, besetzte Ferdinand das spanische Navarra und vereinigte dasselbe, unter Berufung auf die Rechte seiner Gemahlin Germaine, mit der spanischen Krone. Ein im April 1513 zwischen Spanien und Frankreich geschlossener Waffenstillstand beließ ihn im Besitze desselben.

XXXI.

# Die Wiedereroberung Mailands durch Franz I.

(1515).

Obgleich die französische Herrschaft in Italien gänzlich vernichtet war und Ludwig XII. sich nach der vollständigen Aussöhnung Maximilians mit dem Papste auch dieses Bundesgenossen für immer beraubt sah, gab er die Hoffnung auf die Wiedergewinnung des Verlorenen nicht auf. Nachdem ihn der Tod Julius' II. (1513) von seinem gefährlichsten Gegner befreit hatte, schloß er am 24. März 1513 ein Bündniß mit seinen früheren Gegnern, den Venetianern, zur gemeinsamen Wiedereroberung Mailands, das unter die Verbündeten getheilt werden sollte. Diesem Bunde trat indessen alsbald ein anderer entgegen, den der neue Papst Leo X. mit Ferdinand dem Katholischen, dem Kaiser Maximilian und Heinrich VIII. von England zur Bekämpfung Frankreichs schloß.

Der Krieg wurde in Italien durch die Franzosen und Venetianer eröffnet, und in kurzer Zeit war von ihnen fast das ganze mailändische Gebiet erobert; die Ersteren erlagen jedoch am 6. Juni 1513 bei Novara einem Angriff der Schweizer, worauf sie sich über die Alpen zurückzogen und die Venetianer ihrem Schicksal überließen. Auch in seinem eigenen Lande sah sich Ludwig angegriffen. Heinrich VIII. erschien mit einem Heere in Artois und schlug, im Vereine mit Kaiser Maximilian, der ihm einige tausend Reiter zugeführt, für welche ihm von dem englischen König ein ansehnlicher Sold gezahlt wurde, am 17. August 1513 die Franzosen in einem Treffen bei Guinegate, das wegen der übereilten Flucht der französischen Reiterei das Sporengefecht genannt wurde. Zu der gleichen Zeit brachen sechzehntausend Schweizer, von Maximilian durch Soldverheißungen gewonnen, mit einer von Herzog Ulrich von Württemberg geführten deutschen Reiterschaar in Burgund ein, um dieses Herzogthum zu erobern; sie wurden jedoch von dem Befehlshaber von Dijon, der geheime Unterhandlungen mit ihnen anknüpfte, theils durch Vorspiegelungen von des Königs Freundschaft für ihr Volk, theils durch Geldversprechungen zum Abschluß eines Vertrags bewogen, in welchem ihnen die Verzichtleistung Ludwigs XII. auf Mailand und die Zahlung von viermalhunderttausend Kronen als Preis ihres Heimzugs zugesagt wurde. Als sie abgezogen waren, verweigerte Ludwig die Bestätigung des geschlossenen Vertrags, so daß sie sich um ihr Geld betrogen sahen.

Da sich nach dem Abzug der Schweizer auch die Deutschen zurückziehen mußten, war die eine Gefahr für Ludwig abgewandt;

auch von der andern im Norden wurde er bald darauf befreit, indem Heinrich VIII., ohne die errungenen Vortheile weiter zu benutzen, mit seinem Heere nach England zurückkehrte. Ludwig suchte hierauf mit jedem seiner Feinde besonders zu unterhandeln, und es gelang ihm in der That, ihren Bund zu sprengen. Nachdem er sich durch seine Lossagung von dem schismatischen Concil, das seinen Sitz nach Lyon verlegt hatte, mit Leo X. ausgesöhnt, schloß er Frieden mit Ferdinand, dann mit dem Kaiser und zuletzt mit Heinrich VIII. (7. August 1514). In dem mit dem Letzteren geschlossenen Vertrage wurde zugleich eine Vermählung Ludwigs, dessen Gemahlin Anna von Bretagne kurz vorher gestorben war, mit Heinrichs sechszehnjähriger Schwester Maria vereinbart. Bald nach der Vollziehung derselben (11. Oktober 1514) starb Ludwig. Die geräuschvollen Festlichkeiten und die veränderte Lebensweise, die sich der dreiundfünfzigjährige, seit längerer Zeit kränkelnde König seiner jugendlichen Gemahlin zu Liebe auferlegt, hatten ihm Fieberanfälle zugezogen, die am 1. Januar 1515 seinen Tod herbeiführten. Die Trauer über sein Ableben war eine allgemeine und aufrichtige; denn trotz seiner Schwächen und der Verirrungen seines Ehrgeizes hatte er ein Herz für das Volk gehabt, weßhalb er auch von demselben nie anders genannt wurde, als „der gute König Ludwig." Sein Nachfolger war der zwanzigjährige, erst seit Kurzem mit der Prinzessin Claudia vermählte Herzog Franz von Angoulême, der Urenkel Ludwigs I. von Orleans und der Valentine Visconti, der am 28. Januar 1515 als Franz I. zu Rheims gekrönt wurde.

Franz I. war ein Bild männlicher Schönheit, von kräftigem Körperbau und in allen Waffenkünsten wohlgeübt, dabei feurigen Geistes und erfüllt von brennendem Durst nach Heldenruhm. Entschlossen, die Scharte von Novara auszuwetzen, nahm er sogleich den Titel eines Herzogs von Mailand an und rüstete zum Kampfe für die Wiedereroberung dieses Herzogthums. Um jede Gefahr von Norden her von sich abzuwenden, schloß er Verträge mit Heinrich VIII. und dem jungen Erzherzog Karl, Maximilians Enkel, der eben selbst die Regierung der Niederlande übernommen hatte, und erneuerte dann die Verbindungen seines Vorgängers mit Venedig. Auch Ferdinand den Katholischen und die Schweizer suchte er auf seine Seite zu ziehen; seine Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Die Letzteren wiesen seine Anträge mit dem Hinweis auf den Vertrag von Dijon zurück, der vor allen Dingen erfüllt werden müsse, und schlossen zur Vertheidigung der Freiheit von Italien ein Bündniß mit dem Papste, dem Kaiser, dem König Ferdinand und dem Herzog Maximilian Sforza.

Unterdessen hatte Franz I. bei Lyon ein Heer von sechzigtausend

Mann, darunter zweiundzwanzigtausend deutsche Landsknechte, zusammengezogen, mit welchen er am 15. August 1515 seinen Zug über die Alpen antrat. Als er bei Villafranca das Gebiet von Mailand betreten, zog sich das päpstliche Heer, der Uebermacht weichend, in das Modenesische zurück, und da auch die Spanier, von den Venetianern an der Etsch festgehalten, sich nicht mit den Schweizern vereinigen konnten, standen diese allein dem unaufhaltsam vordringenden Feinde gegenüber. Obgleich nicht halb so stark als dieser — sie zählten nur vierundzwanzigtausend Mann — griffen sie am 13. September das französische Heer bei dem Städtchen Marignano an, wo Franz I. ein wohlverschanztees Lager bezogen. Das französische Geschütz riß ganze Reihen der Schweizer nieder; aber unverzagt hielten die wackeren Eidgenossen Stand, und ihrer löwenmuthigen Tapferkeit schien der Sieg beschieden, denn als die Sonne unterging, war das erste französische Treffen geworfen, und auch von dem zweiten wandten sich, als die Eidgenossen beim Scheine des aufgehenden Mondes mit stürmischer Heftigkeit auf dasselbe eindrangen, ganze Reihen zur Flucht. Erst gegen Mitternacht setzte die eingetretene Dunkelheit dem blutigen Ringen ein Ziel.

Aber die Schlacht war nicht entschieden. Freunde und Feinde blieben durch einander stehen, um bei dem ersten Tagesgrauen den Kampf zu erneuern. König Franz, der mitten unter dem heftigsten Kugelregen den kaltblütigsten Muth bewahrt und ritterlich gefochten, schlief einige Stunden auf einem Geschützwagen. Sobald der Tag angebrochen, erneuerten die Schweizer den Angriff; aber die Franzosen hatten hinter einem Graben eine feste Stellung genommen, und ihr Geschütz übte eine schreckliche Wirkung. Dessenungeachtet drangen die Schweizer mit unerschütterlichem Muthe vor, und gegen Mittag hatten sie den Graben überschritten und waren tief eingedrungen in die französischen Reihen. Schrecken ergriff die Franzosen, und immer allgemeiner wurde die Flucht. Da erhoben sich im Rücken der Schweizer dichte Staubwolken, und der Ruf „San Marco“ verkündete das Herannahen des venetianischen Heeres. Von zwei Seiten zugleich angegriffen, mußten die Schweizer weichen; aber sie verließen das Schlachtfeld in geordnetem Rückzug, und Franz ließ sie ungehindert ziehen, denn der Connetable von Bour= hatte ihm zu bedenken gegeben, daß es besser sei, sie nicht zu reizen, da er sie später wohl wieder für Frankreich gewinnen könne. Sie wandten sich nach Mailand und traten von dort, eine Besatzung von fünfzehnhundert Mann zum Schutze des Herzogs zurücklassend, den Rückzug nach der Heimath an. Die Zahl der Todten, die das Schlachtfeld bedeckten, betrug mehr als zwölftausend, darunter siebentausend Schweizer. Der alte Trivulzio, der

im Dienste Franz' I. an der Schlacht Theil genommen, erklärte, die achtzehn früheren Treffen, denen er beigewohnt, seien ein Kinderspiel gewesen gegen den Riesenkampf von Marignano. König Franz ehrte die Tapferkeit, die Bayard in dem Treffen bewiesen, dadurch, daß er sich auf dem Schlachtfelde von ihm zum Ritter schlagen ließ.

Zur Besetzung von Mailand brachen sechzehntausend Franzosen auf, welche, ohne Widerstand zu finden, in die Stadt einrückten. Die zum Schutze des Herzogs zurückgebliebenen Schweizer gedachten das Schloß, in welches sie sich mit dem Herzog zurückgezogen, bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; aber Maximilian, ein unthätiger, feiger und charakterloser Fürst, fürchtete, durch eine der von dem französischen Feldherrn Navarro gelegten Minen mit dem Schlosse und der Besatzung in die Luft gesprengt zu werden, und schloß daher, trotz des Widerspruchs der Schweizer und des päpstlichen Legaten, mit Franz I. einen Vertrag, in welchem er gegen die Zusicherung eines anständigen Aufenthaltes in Frankreich und eines ansehnlichen Jahrgeldes seinen Ansprüchen auf Mailand zu Gunsten Franzens entsagte.

In der Schweiz hatte der Schmerz über die bei Marignano erlittene Niederlage Viele zu dem Entschluß gebracht, den Krieg gegen Frankreich zu erneuern; aber als das erste Feuer des Unwillens verraucht war, gelang es den französisch Gesinnten, sie davon zurückzubringen und sogar den Abschluß eines Vertrags zu bewirken, in welchem acht Kantone am 7. November 1515 zu Genf mit Frankreich Friede und Freundschaft schlossen. Zwischen dem Papste und Franz I. kam am 13. Oktober zu Viterbo ein Friedensvertrag zu Stande, in welchem Leo X. Parma und Piacenza an Mailand zurückgab und Franz I. dagegen den Medici die Herrschaft in Florenz und dem Papste den Kirchenstaat gewährleistete. Am 10. Dezember hatten Beide eine Zusammenkunft in Bologna, bei welcher der Papst den König bewog, in die Aufhebung der pragmatischen Sanktion zu willigen und im Interesse des Friedens den beabsichtigten Kriegszug gegen Neapel aufzugeben, wogegen sich Leo X. zu sonstigen großen Zugeständnissen bereit finden ließ. So kam zu Bologna ein Konkordat zu Stande, das am 19. August 1516 von Franz zu Mailand und von Leo zu Rom unterzeichnet wurde.

Indessen drohte wegen Mailand ein neuer Krieg auszubrechen, indem Kaiser Maximilian, durch englisches und spanisches Geld unterstützt, zur Wiedereroberung desselben ein Heer gesammelt, für welches ihm die dem Genfer Frieden nicht beigetretenen Kantone zwölftausend Mann zuführten. Wirklich rückte er im März 1516 in das mailändische Gebiet ein, über welches Franz I. den Connetable von Bourbon zum Statthalter eingesetzt, und erschien vor den

Mauern der Hauptstadt; da ihm jedoch die Franzosen, die inzwischen auch von den mit ihnen verbündeten Eidgenossen Verstärkung erhalten hatten, durch einen Brief, den sie ihm in die Hände gespielt, den Glauben beigebracht, daß seine schweizerischen Söldner mit ihren Landsleuten einverstanden seien, und ihm überdies sein gewöhnlicher Geldmangel Verlegenheiten bereitete, stand er von dem beabsichtigten Kampfe ab und kehrte nach Deutschland zurück, worauf sein Heer sich auflöste.

Dieser Mißerfolg diente nur dazu, das Ansehen der Franzosen in Italien zu befestigen, und es schien dauernd gesichert, als Maximilians Enkel Karl, der im Jahre 1516 nach dem Tode Ferdinands des Katholischen als Karl I. den spanischen Thron bestiegen, mit Franz I. am 13. August 1516 den Vertrag von Noyon schloß, nach welchem Karl später sich mit der damals einjährigen Tochter Franzens vermählen und diese ihm die Ansprüche Frankreichs auf Neapel als Heirathsgut zubringen sollte. Am 29. November desselben Jahres kam auch zu Freiburg zwischen dem König von Frankreich und sämmtlichen Eidgenossen ein Vertrag, der sogenannte „ewige Friede", zu Stande, der allen späteren Bündnissen zwischen beiden Staaten zur Grundlage diente. In demselben sagte Franz den Schweizern, außer den im Vertrag von Dijon ihnen versprochenen viermalhunderttausend Kronen, noch dreimalhunderttausend andere für den in Italien von ihnen erlittenen Schaden, sowie jedem Kanton ein Jahrgeld von zweitausend Livres zu; zugleich verpflichteten sich beide Theile, ihren beiderseitigen Feinden keinerlei Schutz und Beistand zu gewähren.

Dem Kaiser, der jetzt Frankreich und Venedig allein gegenüber stand, blieb nichts Anderes übrig, als sich durch den Beitritt zu dem Vertrage von Noyon mit Franz I. auszusöhnen und mit den Venetianern Frieden zu schließen. Beides geschah zu Brüssel im Dezember 1516. Den Venetianern mußte er Verona gegen eine Geldentschädigung herausgeben, wogegen er Roveredo und einige anderen Plätze behielt. So ging Venedig aus dem durch die Ligue von Cambray entzündeten Kriege, der seine ganze Macht zu vernichten gedroht, mit Ruhm hervor; doch erlangte es seine alte Kraft nicht wieder.

# XXXII.

## Kaiser Maximilian I.

(1493—1519.)

Maximilian I., von dessen Betheiligung an den allgemeinen Kämpfen der Zeit bereits in den vorhergehenden Abschnitten eingehend die Rede gewesen, gehört unstreitig zu den liebenswürdigsten Persönlichkeiten der deutschen Geschichte. Wie schon, nach den Worten Janssens, Maximilians äußere Erscheinung und ganzes Auftreten: seine edle Gestalt, sein fester, sicherer Gang, der Adel und die Würde in allen seinen Bewegungen, der Ausdruck unverkümmerten Wohlwollens auf seinem Antlitz, die unversiegbare Heiterkeit seines reinen Gemüthes und seine herzgewinnende Rede, den Beschauer fesselte, so spiegelte auch sein ganzes Wesen, in welchem Kühnheit und Kraft sich mit Leutseligkeit, Gerechtigkeit und Milde paarten, die edelsten Züge des deutschen Charakters wieder. Mit stets gleichem Interesse lauscht die Jugend der Erzählung von den kühnen Großthaten des „letzten Ritters“ und den vielen, oft wunderbaren Abenteuern, die er im Getümmel der Schlachten oder in den Turnieren oder auf seinen Jagden im Kampfe mit Bären und wilden Ebern zu bestehen hatte, und erfreut sich zugleich an den zahlreichen Zügen ächter Menschenliebe und seltener Herablassung, welche die Geschichte uns von dem edlen Max aufbewahrt.

Wie sein großer Ahnherr Rudolf, war Maximilian ein Vater des Reiches und die Heilung der Schäden desselben das nie aus den Augen gelassene Hauptziel seines Strebens. Aber wie in seinen kriegerischen Unternehmungen der stete Mangel an Geld ihm hindernd in den Weg trat und in seinen Verwicklungen mit dem Auslande sein gerader, ritterlicher Sinn gegen die Macchiavellische Staatskunst des Jahrhunderts den Kürzeren zog, so blieben auch die Erfolge seiner Bemühungen zur Herstellung der nationalen Größe Deutschlands weit hinter seinen Wünschen zurück, zum Theil freilich in Folge der ihm eigenen unruhigen Hast, die gar oft Mittel und Ziele nicht in das rechte Verhältniß zu bringen wußte, hauptsächlich aber, weil die selbstsüchtige Politik der nach vollständiger Unabhängigkeit von Kaiser und Reich strebenden Fürsten ihm unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete.

Schon bei Lebzeiten seines Vaters hatte Maximilian das Streben des besseren Theiles der Nation, sich aus dem heillosen politischen Wirrwarr herauszuarbeiten, mit der ganzen Lebhaftigkeit seines von seiner südländischen Mutter ererbten feurigen, kühnen und unter-

 

nehmenden Geistes verfolgt und die Einführung heilsamer Reformen auf das Wärmste befürwortet; er ging daher auch bereitwillig auf die Vorschläge ein, die im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms zur dauernden Beseitigung des Faust- und Fehderechts gemacht wurden. So kam der „ewige Landfriede“ zu Stande, der am 7. August feierlich von dem Kaiser verkündet wurde. Nach den Bestimmungen desselben sollte fortan Niemand mehr den Andern „befehden, berauben, fahen, überziehen, belagern“, Niemand „ein Schloß, eine Stadt, einen Flecken, ein Dorf, einen Hof oder Weiler mit gewaltiger That einnehmen, durch Brand oder auf andere Weise beschädigen“ und der Uebertreter in die Reichsacht verfallen, „also, daß sein Leib und Gut allermänniglich erlaubt seien.“ Wer an einen Anderen Ansprüche habe, solle sein Recht an dem zuständigen Gerichte suchen. Die Handhabung des Landfriedens sollte einem neu zu errichtenden höchsten Gerichtshofe, dem Reichskammergerichte, übertragen werden, das fortan alle Streitigkeiten zwischen Reichsunmittelbaren zum Austrag bringen und im Falle der Rechtsverweigerung von Seiten des gewöhnlichen unteren Gerichts oder der Appellation auch in Sachen Mittelbarer erkennen sollte. Das Reichskammergericht sollte aus einem dem Grafenstande angehörigen Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn, zur einen Hälfte aus der Ritterschaft und zur andern aus dem Stande der Rechtsgelehrten zu wählenden Beisitzern bestehen und seinen Sitz in Frankfurt haben. Zur Bestreitung der Kosten dieses höchsten Gerichtshofes, sowie zum Unterhalte eines stets schlagfertigen Reichsheeres sollte eine neue, auf das Vermögen der Unterthanen auszuschreibende Reichssteuer unter dem Namen „gemeiner Pfennig“ eingeführt werden, über welchen den Reichsfürsten das Recht der Verfügung zugesprochen wurde.

Nach dem Plane Maximilians sollte nicht nur der Vorsitzende des Reichskammergerichts, sondern auch die Hälfte der Beisitzer von dem Kaiser ernannt werden und demselben auch die Vollstreckung der durch das Reichskammergericht ausgesprochenen Acht überlassen bleiben; allein die Fürsten, welche aus dem höchsten Reichsgerichte nicht ein kaiserliches, sondern ein vorzugsweise fürstliches Institut machen wollten, erkannten dem Kaiser nur die Ernennung des Gerichtspräsidenten zu, indem sie die Wahl sämmtlicher Beisitzer für sich selbst in Anspruch nahmen und die Exekution der Reichsacht der Reichsversammlung übertragen sehen wollten. So sehr hierdurch auch die höchsten richterlichen Prärogative des Kaisers geschmälert wurden, ging Maximilian dennoch auf das Verlangen der Fürsten ein, weil sie davon die von ihm geforderte Unterstützung gegen Frankreich, das mit Erfolg an der Aufrichtung seiner Hegemonie in Italien arbeitete, abhängig gemacht; er er-

reichte jedoch dadurch seinen Zweck nicht, denn die ihm in Aussicht gestellte Unterstützung blieb aus, wie auch auf den folgenden Reichstagen alle Klagen Maximilians über die dem deutschen Namen an allen Grenzen zugefügte Schmach bei den Fürsten nur taube Ohren fanden.

Das Reichskammergericht wurde am 31. Oktober 1495 zu Frankfurt von dem Kaiser eröffnet. Er selbst nahm die erwählten Richter in Pflicht und übergab dem von ihm ernannten Vorsitzer, dem Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern, den Richterstab — einen drei Schuh und drei Zoll langen Stab aus Nußbaumholz —, der bei dem Reichskammergericht bis zum Untergang des deutschen Reichs im Gebrauche blieb und noch jetzt in Wetzlar aufbewahrt wird. Aber schon nach sieben Jahren löste sich der neue Reichsgerichtshof wieder auf, weil der gemeine Pfennig nicht einging und die Fürsten ihre Zusage, für die Besoldung der von ihnen ernannten Gerichtsherren Sorge zu tragen, unerfüllt ließen, dem Kaiser aber, dessen ganze Einnahme aus dem Reich die Summe von dreizehntausend Gulden (nach dem gegenwärtigen Geldwerth ungefähr eine Viertel Million) nicht überstieg, die Mittel dazu fehlten.

Unterdessen waren die Fürsten in ihren Anmaßungen dem Kaiser gegenüber immer weiter gegangen. Als Maximilian im Jahre 1500 einen neuen Reichstag nach Augsburg ausgeschrieben, um die Hilfe des Reiches für die Wiedereroberung Mailands zu erlangen, forderten sie von ihm, als Preis derselben, die Einsetzung eines aus zwanzig Fürsten und Räthen bestehenden „Regimentsrathes", dem nahezu alle innere und äußere Gewalt im Reiche zuerkannt werden sollte. Obgleich die Annahme dieser Forderung fast seiner eigenen Abdankung gleichkam, entschloß sich Maximilian, um das ihm dafür zugesagte Kriegsheer von dreißigtausend Mann zu erlangen, zu dem Zugeständniß, sich auf die Dauer von sechs Jahren dem neuen Institut zu fügen; aber auch dieses Opfer führte ihn nicht zum Ziele. Das ihm zugesagte Heer blieb einfach auf dem Papiere stehen. Ja der Regimentsrath ging sogar so weit, aus eigener Machtvollkommenheit eine Friedensbotschaft an den französischen König zu entsenden mit dem Antrag, ihm gegen eine gewisse Summe Mailand unter dem Namen eines Reichslehens zu überlassen — ein Schritt, der in Maximilian eine so gerechte Entrüstung hervorrief, daß es zwischen ihm und den Fürsten zu einem gefahrdrohenden Zerwürfniß kam.

Indessen ging der „Regimentsrath" im Jahre 1502 gleichzeitig mit dem Reichskammergericht wieder ein, und das Fehdewesen lebte mit allen seinen Verheerungen aufs Neue auf, bis endlich auf dem Reichstage zu Köln im Jahre 1505 das Reichskammergericht dauernd wieder hergestellt wurde. Im Jahre 1530 wurde dasselbe

von Frankfurt nach Speier und von dort im Jahre 1693 nach Wetzlar verlegt, wo es bis zur Auflösung des deutschen Reiches im Jahre 1806 geblieben ist

Zur besseren Handhabung des Landfriedens wurde im Jahre 1512, auf Andringen Maximilians, das Reich in zehn Kreise[1]) getheilt, von denen jeder als ein in sich abgeschlossener Bund betrachtet wurde, dessen Glieder sich auf den sogenannten Kreistagen zur Festsetzung der zur Unterhaltung der stehenden bewaffneten Macht oder zu außergewöhnlichen Rüstungen von einem Jeden zu leistenden Beiträge versammelten. Jedem dieser Kreise war ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile oblag.

Glücklicher als in seinen Bemühungen für die Wiederherstellung der nationalen Größe Deutschlands war Maximilian in den Schritten, die er zur Erhöhung der Macht und des Ansehens seines Hauses that. Wie er durch seine eigene Verbindung mit Maria von Burgund die Niederlande gewonnen und durch die Vermählung seines einzigen Sohnes Philipp mit Johanna von Spanien, der Tochter Ferdinands und Isabella's, auch die spanische Krone an das habsburgische Haus gebracht, so sicherte er demselben auch im Jahre 1515 die Erbfolge in Ungarn durch eine Doppelheirath seiner Enkel Ferdinand und Maria mit den Kindern des ungarischen Königs Wladislaw, Anna und Ludwig.

---

1) Diese Kreise waren: 1. der österreichische Kreis (Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Tyrol); 2. der baierische Kreis (Baiern und die Oberpfalz, sowie die Bisthümer Salzburg, Freising, Regensburg und Passau und viele Reichsstädte); 3. der schwäbische Kreis (Württemberg, seit 1495 zum Herzogthum erhoben, die Markgrafschaft Baden, die Fürstenthümer Hohenzollern, Fürstenberg und Lichtenstein, die Bisthümer Konstanz und Augsburg, sowie viele anderen geistlichen und weltlichen Stände und einunddreißig Reichsstädte); 4. der fränkische Kreis (die Bisthümer Würzburg, Bamberg und Eichstädt, die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth, mehrere Grafschaften, Herrschaften und Reichsstädte); 5. der kurrheinische Kreis (Kurpfalz, Trier, Köln und Mainz); 6. der oberrheinische Kreis (die Bisthümer Worms, Speier, Straßburg, Basel und Besançon, die verschiedenen pfälzischen Linien, Elsaß und Lothringen, zahlreiche Grafschaften und mehrere Reichsstädte, darunter Frankfurt); 7. der niederrheinisch-westfälische Kreis (die Bisthümer Lüttich, Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden und sieben Abteien; die Herzogthümer Jülich, Kleve und Berg; die Fürstenthümer Ostfriesland und Mörs; zwölf Grafschaften und die Reichsstädte Aachen, Köln und Dortmund); 8 der obersächsische Kreis (die Kurfürstenthümer Sachsen und Brandenburg; die Grafschaften Thüringen, Schwarzburg, Reuß, Anhalt und Mansfeld und das Herzogthum Pommern); 9 der niedersächsische Kreis (die Bisthümer Bremen, Magdeburg, Hildesheim, Halberstadt, Lübeck, Ratzeburg und Schwerin; die Herzogthümer Braunschweig, Mecklenburg, Lauenburg und Holstein und die Reichsstädte Lübeck, Hamburg, Bremen, Goslar, Magdeburg und Mühlhausen); 10. der burgundische Kreis (die Niederlande und Hochburgund).

Die Aussicht auf die Vereinigung Ungarns mit Oesterreich veranlaßte Maximilian zu neuen Schritten für das Zustandebringen eines Feldzugs gegen die Türken, deren Vertreibung aus Europa er fast auf allen Reichstagen den Ständen als das letzte Ziel seiner kirchlich-politischen Pläne bezeichnet hatte, wie sie in der That seit seinen Jugendjahren sein Lieblingsgedanke gewesen, und da nicht nur Papst Leo X. ihn dabei mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützte, sondern auch in dem deutschen Volke eine allgemeine Begeisterung für das Unternehmen zu Tage trat, glaubte er, diesmal eine größere Bereitwilligkeit von Seiten der Fürsten erwarten zu dürfen; sie lehnten jedoch auf dem von ihm gegen Ende des Jahres 1518 nach Augsburg zusammenberufenen Reichstage seine Anträge ab. Ebenso erfolglos blieben seine Bemühungen, von ihnen die Ernennung seines Enkels Karl I. von Spanien zum römischen König zu erlangen.

Mißmuthig und von Todesahnungen erfüllt, verließ der seit längerer Zeit kränkelnde Kaiser Augsburg, um sich nach Tyrol zu begeben; doch bewog ihn gleich nach seiner Ankunft in Innsbruck die rasche Verschlimmerung seines Zustandes, die Rückreise nach Wien anzutreten, das er nicht mehr erreichen sollte. Sein Tod erfolgte am 12. Januar 1519 zu Wels in Oesterreich. Schon seit mehreren Jahren hatte er seinen Sarg, als eine beständige Mahnung an den Tod, mit sich geführt.

Maximilians patriotische Bestrebungen waren nicht auf das politische Gebiet beschränkt geblieben: sie hatten auch die Förderung der Kunst und Wissenschaft zum Gegenstand gehabt, und auf diesem Gebiete, auf welches sich die Sonderinteressen der Fürsten nicht erstreckten, war es ihm gelungen, ungleich größere Erfolge zu erzielen.

Von der Natur mit den glücklichsten Geistesgaben ausgestattet und von frühester Jugend an durch treffliche Lehrer in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft mit dem glänzendsten Erfolge unterrichtet, hatte Maximilian für alles Höhere Sinn und Geschick und bewahrte sein ganzes Leben hindurch, neben dem regsten Eifer für die Erweiterung des eigenen Wissens, auch das lebhafteste Interesse für fremdes Schaffen und Wirken auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Theologen, Geschichtschreiber, Dichter, Sprachkundige, Rechtsgelehrte u. s. w. erhielten von ihm, trotz seiner beständigen Geldverlegenheit, die ihn oft nöthigte, Anleihen selbst bis zum Betrage von fünfzig Gulden herab zu machen, die reichlichste Unterstützung; ganz besonders erfreuten sich die Künstler und Humanisten seiner kaiserlichen Gnade. Der Genius eines Albrecht Dürer, eines Peter Vischer u. A. erhielt durch ihn Anregung und Nahrung; namentlich verdankt eine große Anzahl der herrlich-

sten Schöpfungen Dürers kaiserlichen Aufträgen ihre Entstehung. Mit dem kunstsinnigen, auch als Geschichtsforscher hoch angesehenen Augsburger Patricier Konrad Peutinger, den er zum kaiserlichen Rath ernannt, und dem gelehrten Nürnberger Rathsherrn Willibald Pirkheimer, dem Bruder der berühmten Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg, Charitas Pirkheimer, der als einer der namhaftesten damaligen Humanisten einen nachhaltigen Einfluß auf die geistige Entwicklung der Nation ausübte, stand er auf dem vertrautesten Fuße und unterstützte beide Männer auf das Nachhaltigste in ihren Bemühungen für deutsche Geschichte und Alterthumskunde. Er selbst legte mit bedeutenden Geldopfern eine Sammlung geschichtlicher Handschriften und alter Münzen an, sorgte für die Herstellung zerfallener Denkmäler und verwitterter Inschriften und ließ alte Heldengedichte, Volkslieder und Volkssagen, darunter auch das Lied von Gudrun, in den kostbaren „Ambraser Pergamentcodex" einschreiben. Der bevorzugte Gegenstand seiner Fürsorge war jedoch die Wiener Universität, die er auf den Gipfel ihrer Blüthe und ihres Glanzes emporhob, und die sich unter seiner Regierung eines Rufes erfreute, wie ihn damals keine zweite genoß. Mit Erstaunen berichtet Pierre Froissard, ein Mann von bedeutenden Kenntnissen und scharfem Urtheil, der als französischer Gesandter am Hofe Maximilians lebte, über die große Menge hervorragender Männer, die er in der Kaiserstadt kennen gelernt, und über die geistige Regsamkeit unter den Studenten — deren Zahl sich auf etwa siebentausend belief — sowie über den traulichen und herzlichen Verkehr, den Maximilian mit den Männern der Wissenschaft unterhielt. „Der Kaiser nennt sie nicht nur seine Freunde", schreibt er, „sondern er behandelt sie auch als solche, und es scheint mir, daß er ihren Umgang gern aufsucht und sich daran erbaut. Wo könnte man Aehnliches finden? Wo wäre dermalen ein zweiter Monarch, der sich so willig belehren ließ von Denen, die mehr gelernt haben, als er, und der selbst so reichen Geistes ist, daß er schon durch seine Fragen belehrt?" — „Eins nur", so fährt er fort, „stört mich bei meinen Wahrnehmungen, das nämlich, daß sie Alle mit unsinnigem Stolze darauf pochen, Deutsche zu sein."

Auch auf dem Gebiete der Dichtkunst versuchte sich Maximilian in dem von seinem Sekretär Melchior Pfinzing überarbeiteten allegorischen Gedichte „der Theuerdank", das dem Volke des Kaisers Privatleben in dichterischer Verhüllung vorführen sollte und von den Zeitgenossen mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen wurde. Ein zweites Werk, das unter dem Titel „der Weiß-Kunig" in prosaischer Form des Kaisers öffentliche Wirksamkeit und die kriegerischen Begebenheiten seines Lebens behandelt, stammt gleichfalls zum Theil aus Maximilians eigenen Diktaten.

Unter Maximilian wurde das Postwesen, das bereits unter Friedrich III. für Tyrol eingeführt worden, auf den größten Theil von Deutschland ausgedehnt und im Jahre 1516 der italienische Graf Franz von Thurn und Taxis, dessen Oheim die tyrolische Post eingerichtet, zum Generalpostmeister ernannt. In der Folge wurde der im Jahre 1524 in den Reichsgrafen- und später in den Reichsfürstenstand erhobenen Familie von Thurn und Taxis das ausschließliche Betriebsrecht des deutschen Postwesens verliehen.

## XXXIII.

## Die wichtigsten Erfindungen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Während in den steten inneren und äußeren Kämpfen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts die staatlichen Verhältnisse Europa's die tiefgreifendsten Veränderungen erlitten, wurde zugleich die geistige Entwicklung der europäischen Menschheit durch wichtige Erfindungen gefördert, die theils vollständig neu waren, theils bereits früher bekannt gewesen, jetzt aber erst weiter verbreitet und zu allgemeiner Anwendung gebracht wurden. Die folgenreichsten dieser Erfindungen waren der Kompaß, das Schießpulver und die Buchdruckerkunst.

Die Erfindung des Kompasses, durch welchen der Schifffahrt der Ocean erschlossen und die Entdeckung neuer Welttheile ermöglicht wurde, wird gewöhnlich dem im vierzehnten Jahrhundert lebenden Flavio Gioja aus Amalfi zugeschrieben; doch scheint die Kenntniß der wunderbaren Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, schon früher für die Schifffahrt verwerthet worden zu sein und Gioja nur eine alte Erfindung verbessert zu haben.

Was der Kompaß für die Schifffahrt, war das Schießpulver für das gesammte Kriegswesen. Als der Erfinder desselben wird gewöhnlich der Franziskaner Berthold Schwarz in Freiburg im Breisgau genannt, der durch die zufällige Entzündung einer von ihm zu chemischen Versuchen vorbereiteten, in einen Mörser gebrachten und mit einem Steine bedeckten Mischung von Schwefel, Salpeter und Kohlen die gewaltige Kraft dieser Mischung kennen gelernt haben soll; sicher ist jedoch, daß die Chinesen das Schießpulver schon in den ältesten Zeiten gekannt und die Araber in Spanien davon Gebrauch gemacht haben. Anfangs wurde dasselbe hauptsächlich zum Sprengen des Gesteins in Bergwerken benutzt; bald fand es jedoch auch im Kriege Anwendung, zuerst in groben, unförmlichen Geschützen, aus denen Steine und erst später eiserne Kugeln geschleu-

dert wurden und die nur zur Belagerung fester Plätze verwendet werden konnten, dann in kleineren, im freien Felde verwendbaren Kanonen und endlich auch in Handbüchsen, die nach dem slavischen Worte Flins (Feuerstein) Flinten genannt wurden. Die erste Pulvermühle in Deutschland wurde im Jahre 1373 in Nürnberg errichtet. Der Gebrauch des Schießpulvers führte zu einer gänzlichen, tief in die Verhältnisse des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft eingreifenden Umgestaltung des Kriegswesens. An die Stelle der Heeresfolge traten die Soldtruppen und stehenden Heere; das Ritterthum, das ohnehin von keinen religiösen und sittlichen Ideen mehr genährt und getragen wurde, wich dem Soldatenthum.

Nicht weniger tief, als der Gebrauch des Schießpulvers in das Kriegs- und Staatswesen, griff die Erfindung der Buchdruckerkunst in das wissenschaftliche und literarische Leben ein. Die Anfänge der Buchdruckerkunst sind in der schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts entstandenen Holzschneidekunst zu suchen, durch welche Spielkarten und Heiligenbilder vermittelst hölzerner Platten vervielfältigt wurden. Der den letzteren später beigefügte, gleichfalls in Holz geschnittene erklärende Text führte auf den Gedanken, ganze Bücher von geringerem Umfang in Holzplatten einzuschneiden; da diese Platten jedoch nur für ein einzelnes Buch brauchbar waren, blieb die Anwendung dieser Druckart eine äußerst beschränkte.

Die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auszuschneiden, sie beliebig zu Wörtern zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse abzudrucken, gebührt dem Mainzer Patrizier Johann Gensfleisch, genannt Guttenberg. Diese Ehre wird ihm zwar von den Holländern streitig gemacht, welche dieselbe für ihren Landsmann Johann Jansson Coster zu Harlem in Anspruch nehmen, der schon früher als Guttenberg einzelne Buchstaben zum Behufe des Druckes zusammengefügt haben soll; die Ausführung jenes wichtigen Gedankens im Großen und dessen eigentlich fruchtbringende Anwendung bleibt jedoch das unbestreitbare Verdienst Guttenbergs und seiner Gehilfen.

Geboren zu Mainz im Jahre 1397, war Guttenberg, über dessen Jugendjahren und frühster Bildung ein bis jetzt nicht gelüfteter Schleier liegt, im Jahre 1420, in Folge eines zwischen den Patriziern und den Zünften ausgebrochenen Streites, in welchem die Letzteren die Oberhand behalten hatten, mit vielen anderen Patrizierfamilien ausgewandert und hatte sich nach Straßburg begeben, wo er sich bis zum Jahre 1445 aufhielt. Hier machte er die ersten Versuche mit seiner neuen Druckart; da ihm jedoch dabei fortwährende Geldverlegenheiten im Wege standen, kehrte er nach Mainz zurück und schloß dort mit einem reichen Goldschmiede, Jo-

hann Fust oder Faust, einen Gesellschaftsvertrag, kraft dessen Faust die zu dem Unternehmen nöthigen Geldmittel vorschoß und ihm dafür zu seiner Sicherheit die Druckwerkzeuge als Unterpfand verschrieben wurden. Die Sache nahm nun einen erwünschten Fortgang. Nachdem zuerst mit hölzernen Lettern gedruckt worden, erfand Guttenberg für dieselben einen, wenn auch unvollkommenen Metallguß. Als Schwärze dienten Tinte und Lampenruß.

Besonders förderlich für die Entwicklung der Buchdruckerkunst wurde die Verbindung Fausts und Guttenbergs mit Peter Schöffer aus Gernsheim, einem aufgeweckten und talentvollen jungen Manne, der längere Zeit in Paris als Bücherabschreiber gelebt hatte und im Jahre 1450 oder 51 nach Mainz gekommen war. Er war es, der durch die Erfindung der zu den Lettern allein tauglichen Metallmischung, sowie der eigentlichen Druckerschwärze die neue Kunst zu höherer Vollkommenheit führte.

Um sich den Gesammtvortheil des gemeinschaftlichen Unternehmens zu sichern, gab der gewinnsüchtige und unredliche Faust dem Verbesserer der Buchdruckerkunst seine einzige Tochter zur Gattin und zwang durch die Zurückforderung seiner Vorschüsse den von allen finanziellen Mitteln entblößten Guttenberg, der vergebens den Schutz der Gerichte anrief, zur Auslieferung sämmtlicher ihm verpfändeter Druckereigeräthschaften und Lettern. Erst nach Guttenbergs Austritt aus der Gesellschaft wurde das erste gedruckte Werk, eine lateinische Bibel in drei Folianten, vollendet; hierauf folgte ein Psalter, bei welchem zuerst Drucker und Jahreszahl (1457) genannt sind.

Faust starb im Jahre 1466 zu Paris an der Pest, und zwei Jahre später folgte ihm Guttenberg ins Grab. Der große Mann starb arm und kinderlos und war von der undankbaren Mitwelt bereits so sehr vergessen, daß sein Tod nicht einmal beachtet wurde. Schöffer, der nach dem Ableben seines Schwiegervaters das Geschäft allein mit unermüdlichem Eifer fortsetzte und dabei zugleich einen für die damalige Zeit sehr bedeutenden Buchhandel trieb, starb im Jahre 1502. — Faust und Schöffer hatten ihre Kunst geheim zu halten gesucht; als jedoch im Jahre 1462 die Stadt Mainz von dem Erzbischof Adolf von Nassau eingenommen wurde (s. S. 547), entflohen viele Druckergesellen und zerstreuten sich in Deutschland, Frankreich und Italien. Dadurch fand die neue Kunst, deren hervorragendste Gönner und Beförderer zu dem Klerus gehörten, eine so rasche Verbreitung, daß noch vor dem Jahre 1500 über tausend Buchdrucker, größtentheils deutschen Ursprungs, gezählt wurden. Wie in Deutschland, Italien und Frankreich, so entstanden bald auch in den meisten übrigen Ländern Europa's zahlreiche Druckereien. In Rom allein wo Papst Sixtus IV. der neuen

Kunst die großartigste Unterstützung zu Theil werden ließ, zählte man im Jahre 1475 schon zwanzig Offizinen, in welchen bis zum Schlusse des Jahrhunderts neunhundertfünfundzwanzig Werke gedruckt wurden. In Spanien belief sich die Zahl der Druckereibesitzer zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts auf mehr als dreißig.

## XXXIV.

## Die deutsche Literatur im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Seitdem mit dem Verfall des Ritterthums nach den Kreuzzügen die Ritterharfe verklungen war, stieg die deutsche Poesie mit raschen Schritten von der Höhe herab, zu welcher sie sich in der sangesfrohen Hohenstaufenzeit emporgeschwungen. Wie schon das in dem Kunstepos hin und wieder sich bemerklich machende allzu enge Anschließen an ausländische Muster und mehr noch die immer größere Hinneigung der höfischen Dichter zu fremden, oft bedenklichen Stoffen den beginnenden Verfall der nationalen Poesie andeutet, so treten die Spuren desselben noch ungleich augenfälliger in den lyrischen Dichtungen aus den letzten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts zu Tage, in welchen die schaffende Phantasie mehr und mehr durch eine sich breit machende Gelehrsamkeit verdrängt wird und das wahre und tiefe Gefühl vor dem Gesuchten und Gemachten in den Hintergrund tritt.

Ihre Erklärung findet diese Erscheinung in dem gänzlich veränderten Geiste der Zeit und der durch denselben herbeigeführten Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse. Das ideale Streben war untergegangen in dem zur Herrschaft gelangten Realismus, und wie den Kaisern bei ihrem Ringen nach Erweiterung ihrer Hausmacht Zeit und Muße für die Förderung der nationalen Dichtkunst fehlten, so verstummte der Minnegesang auch an den Höfen der immer entschiedener einer nüchternen, verständigen Lebensauffassung huldigenden Fürsten. An die Stelle der Sänger, die einst an denselben eine Heimstätte gefunden, waren die Hofnarren getreten, welche die fürstlichen Höfe durch lustige Einfälle unterhielten, oft aber auch ihren Herren unter dem Deckmantel der Narrheit gute Rathschläge ertheilten, eine Rolle, die bereits Neidhart an dem Wiener Hofe gespielt zu haben scheint.

Weniger noch, als die Höfe der Fürsten, waren in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters die großentheils in Raubnester umgewandelten Burgen des Adels zu Pflegestätten der Dicht-

kunst geeignet, und nur vereinzelt fanden sich noch Ritter, die, angewidert von dem wüsten Treiben ihrer Standesgenossen, in den alten Ritterbüchern Unterhaltung suchten und ihre Saiten noch zum Gesang erklingen ließen.

Die Geistlichkeit war nicht in der Lage, sich der heimathlos gewordenen Poesie anzunehmen; denn die Pflichten ihres Berufes, insbesondere der zum größten Theil in ihren Händen liegende Jugendunterricht und die Unterweisung des Volkes durch die Predigt, nahmen ihre ganze Zeit in Anspruch, und die auf die Lehrstühle der neuerrichteten Universitäten berufenen Ordensgeistlichen waren ausschließlich auf die Pflege der Wissenschaft angewiesen. Nur das Kirchenlied fand unter dem Klerus manchen tüchtigen Bearbeiter.

So blieb für die Pflege der Dichtkunst nur der Bürgerstand übrig, der nicht nur durch Handel und Gewerbfleiß zu Reichthum und Ansehen gelangt war, sondern auch, wenigstens in den Reichsstädten, durch schwere Kämpfe zu politischer Bedeutung sich emporgeschwungen hatte, und das durch die erlangte Unabhängigkeit erhöhte Selbstgefühl der Bürger fand Befriedigung in dem Gedanken, in der Pflege der höfischen Dichtkunst das Erbe des Adels anzutreten. Allein das nüchterne, durch den Zwang der Zunft beengte Leben des deutschen Bürgerstandes konnte sich zu dichterischen Idealen nicht emporschwingen; daher trat die Pflege der Form in den Vordergrund, und so entstand der Meistergesang, der später in besonderen, zunftmäßig eingerichteten Schulen gelehrt und betrieben wurde.

Wann die schulmäßige Behandlung des Meistergesanges angefangen, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben. Singschulen mit bestimmten zunftmäßigen Ordnungen gab es in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in den meisten bedeutenden Städten, besonders im südlichen Deutschland; die berühmteste derselben war die zu Nürnberg. Alle diese Singschulen, deren Mitglieder sich „Liebhaber des deutschen Meistergesanges“ nannten und fast ausschließlich dem Handwerkerstande angehörten, sahen sich als Glieder einer über ganz Deutschland verbreiteten Genossenschaft an, welcher im Jahre 1378 vom Kaiser Karl IV. ein Freiheitsbrief, sowie das Recht, ein eigenes Wappen zu führen, verliehen wurde.

Die Gesammtheit der für die Dichtkunst aufgestellten Regeln wurde Tabulatur genannt. Ein aus einer Anzahl von Strophen bestehendes lyrisches Gedicht hieß Bar, die Versart Gebäude, mit der Melodie zusammen Ton oder Weise. Diese Töne oder Weisen erhielten oft die seltsamsten Namen, wie die geblümte Paradiesweis, die Gelblöwenhautweis, die hohe Firmamentweis u. s. w. Wer die Tabulatur noch nicht vollständig verstand, hieß ein Schüler; wer sie ganz inne hatte, ein Schulfreund;

wer einige Töne vorsingen konnte, ein Singer; wer nach Anderer Tönen Lieder machte, ein Dichter; wer aber selbst einen neuen Ton erfunden hatte, ein Meister.

Um die Kunst des Meistergesangs, den Eichendorff nicht mit Unrecht eine „unbewußte und unfreiwillige Parodie des Minnegesanges“ nennt, im Schwunge zu halten, wurden in den Singschulen poetische Uebungen und Wettkämpfe veranstaltet, zu welchen sich die ehrsamen Bürger und Bürgersfrauen an den Sonntagen nach dem Nachmittagsgottesdienste in einer Kirche oder auch im Stadthause zusammenfanden, nachdem einer der Merker — so hießen die Vorsteher der Singschulen — einige Tage vorher durch ausgehängte Tafeln dazu eingeladen. Nach dem Wettsingen wurden durch einen der Merker, den Kronmeister, Preise vertheilt, deren erster aus dem an einer silbernen Kette hängenden Bilde Davids bestand (daher die Bezeichnung König David-Gewinner), während ein Kranz von seidenen Blumen den zweiten bildete. Nur wer einen solchen Preis erhalten hatte, konnte Merker werden. Wer gegen die Regeln der Tabulatur verstieß, hatte sich „versungen“ und erhielt eine Strafe.

Da bei dem Meistergesange die Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf Aeußerlichkeiten gerichtet blieb, verwandelte sich das heitere Spiel der Verskunst in eine steife, geistlose Förmlichkeit. Nur im Volksliede, das frei geblieben von dem erstickenden Regelzwang, sprudelte noch hell und lebensfrisch der Quell wahren Empfindens und trieb eine Fülle der schönsten und edelsten Blüthen, in denen die ganze Tiefe und Innigkeit des deutschen Sinnes zu Tage tritt.

Das eigentliche Gebiet des Meistergesangs war die Lyrik; doch wurden zu demselben auch biblische Stoffe benutzt, oder der Dichter stellte Betrachtungen an, ertheilte gute Lehren oder erzählte auch wohl eine ernste oder heitere Geschichte.

Der Meistergesang blieb nicht auf das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert beschränkt, sondern dauerte lange über die Reformationszeit hinaus, wie auch das eigentliche Haupt der Meistersänger, Hans Sachs, der folgenden Periode angehört. Unter den Meistersängern des fünfzehnten Jahrhunderts sind die bekanntesten Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer oder „Hans der Schnepper“ — ein Beiname, der auf muthwillige Richtung und losen Mund deutet —, Wappenmaler zu Nürnberg, und sein Geistesverwandter Hans Folz, ein Wormser, der als Barbier zu Nürnberg lebte. Der Erstere dichtete zwischen 1430—60, der Letztere zwischen 1470—90, und Beide haben sich in den verschiedensten Gebieten der Dichtkunst versucht. — Neben den Meistersängern gab es sogenannte Spruchsprecher, die bei festlichen Veranlassungen als Gelegenheitsdichter auftraten oder auch von Stadt zu Stadt zogen

und auf den Märkten das Volk durch ihre Improvisationen belustigten.

Unter der kleinen Zahl adeliger Dichter, deren Lieder als Nachklänge des Minnegesangs einen wohlthuenden Gegensatz zu denen der Meistersänger bilden, verdienen besonders Erwähnung: Graf Hugo von Montfort, Herr von Bregenz (um 1400), der neben Liedern voll Frische und Natürlichkeit auch didaktische und politische Dichtungen hinterlassen hat, in denen er besonders das große kirchliche Schisma beklagt, und sein Zeitgenosse Oswald von Wolkenstein, ein Tyroler, dessen Gedichte, nach dem Ausspruch Lindemanns, „eine Weite des poetischen Horizontes und eine Mannigfaltigkeit der Form entfalten, wie kein anderer Dichter dieser Zeit sie erreichte."

Vortheilhaft stechen auch gegen die gekünstelten Dichtungen der Meistersänger die Schlachtlieder ab, in denen Veit Weber aus Freiburg im Breisgau die Heldenthaten der Schweizer bei Granson und Murten als Augenzeuge und Mitkämpfer besingt.

Daß das deutsche Kirchenlied älteren Datums ist, als die Reformation, und daher keineswegs, wie noch immer vielfach behauptet wird, eine Schöpfung Luthers, beweist schon das Geständniß Melanchthons: „Wiewohl an etlichen Orten mehr, an etlichen weniger deutsche Gesänge gesungen werden: so hat doch in allen Kirchen je etwas das Volk deutsch gesungen; darum ist's so neu nicht." Besonders wurden deutsche Lieder, die man gern mit dem Worte „Leis" bezeichnete — nach Einigen von dem Keltischen Lois (Ton) oder dem Französischen Lais, am richtigsten aber wohl von Kyrie Eleison abzuleiten, weil die Strophen der Hymnen mit diesen Worten von dem singenden Volke beschlossen wurden — vor und nach der Predigt gesungen. Die auch jetzt noch nicht verklungenen Weihnachtslieder: „Ein Kindlein ist geboren von einer reinen Maid," — „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute," — „Gelobet seist du Jesus Christ, daß du Mensch geworden bist," waren lange vor der Reformation bekannt; ebenso wurde schon im vierzehnten Jahrhundert am Osterfeste gesungen: „Es gingen drei Fräulein also fruh, sie gingen dem heiligen Grabe zu," und in der Kreuzwoche: „Gott der Vater wohn bei uns und laß uns nicht verderben."

Außer diesen Originalliedern wurden im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zahlreiche lateinische Hymnen für den Kirchengesang ins Deutsche übertragen, wodurch sich besonders der Salzburger Mönch Johann oder Hermann (gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts) verdient gemacht, dem unter andern die Lieder: „Komm, sanfter Trost, heil'ger Geist"! — „Mein' Zung erkling und fröhlich sing," — „Lobe Sion deinen Heiland" zuge-

schrieben werden. Viele protestantische Kirchenlieder, die lange Zeit für Dichtungen der Reformatoren gegolten, sind erwiesenermaßen Umarbeitungen lateinischer Kirchenhymnen. Besondere Erwähnung verdient als Kirchenliederdichter Johann Böschenstein, Professor der hebräischen Sprache zu Ingolstadt, Augsburg, Nürnberg und Heidelberg (geb. 1472, gest. um 1535), von dem die Lieder: „Gott ewig ist ohn' Endes Frist“ und „Da Jesus an dem Kreuze stund“ herrühren sollen.

Die epische Poesie weist im vierzehnten Jahrhundert durchaus nichts auf, was mit den großartigen Schöpfungen aus der Hohenstaufenzeit auch nur annähernd verglichen werden könnte. An die Stelle eigener Heldendichtungen traten Umarbeitungen einzelner Theile der Heldensage, von welcher König Rother, König Otnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten zu Worms und König Laurin (s. S. 221 u. 222) in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in veränderter Fassung und neuer Versform zu dem sogenannten Heldenbuch zusammengetragen wurden. Reichhaltiger, aber ungleich roher und geistloser als dieses erste Heldenbuch, das nach dem Urtheile Vilmars, ungeachtet mancher Ungeschicktheiten und Plumpheiten der Darstellung und Versform einen nicht unangenehmen Eindruck macht und einer gewissen Frische und Lebendigkeit nicht entbehrt, ist das in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entstandene Heldenbuch des Kaspar von der Roen (aus Münnerstadt in Franken), das außer den oben erwähnten Dichtungen auch noch andere Sagen aus dem Kreise Dietrichs und Etzels umfaßt.

Etwas später als dieses neue Heldenbuch entstand das Buch der Abenteuer, ein cyklisches Gedicht, das von Ulrich Füterer oder Fürterer, einem Wappenmaler zu München, für den Herzog Albrecht IV. von Baiern gedichtet wurde. Das Gedicht beginnt mit dem trojanischen Kriege und dem Argonautenzug und geht dann zu den Grals- und den Artussagen über, die in der geistlosesten Weise aneinander gereiht sind. „Es war“, sagt Lindemann, „das letzte kümmerliche Aufflackern der erlöschenden Ritterpoesie. Bald legten die Ritterromane das beengende Versgewand ab, zeigten sich in gemüthlicher Prosa und stiegen von den Burgen herab in die Volksstuben.“

Unter den eigenen Schöpfungen dieser Zeit auf dem Gebiete der Epik sind, außer vielen Legenden, die weit zurückstehen hinter denen des vorhergehenden Zeitraumes, sowie Reimchroniken, novellenartigen Erzählungen und Schwänken von zum Theil höchst bedenklicher Richtung, besonders die aus dem Geiste der Zeit hervorgegangenen allegorisch-erzählenden Gedichte zu erwähnen, zu denen, als das berühmteste, Kaiser Maximilians Theuerdank ge-

hört (vergl. S. 648). Das Werk, bei dessen Ausarbeitung dem Kaiser sein Kaplan Melchior Pfinzing treu zur Seite stand und das in nur vierzig Exemplaren mit verschwenderischer Pracht auf Pergament gedruckt und mit sehr charakteristischen, zum Theil vortrefflichen Holzschnitten versehen wurde, stellt, unter dem Titel „die geuerlichkeiten und ein theil der geschichten des löblichen streitbaren und hochberümbten helds und ritters Thewrdankh", die Jugendgeschichte Maximilians, und zwar unter dem allegorischen Bilde der Brautfahrt Theuerdanks — so nennt sich der Held, „weil er von Jugend auf alle seine Gedanken nach teuerlichen (tapferen) Sachen gerichtet", zu Ehrenreich (Maria von Burgund), der Tochter Karls des Kühnen, dar, entbehrt aber jeden dichterischen Werthes. Auf seiner Brautfahrt kommt der Held an drei Engpässe und findet an jedem derselben einen Feind, an dem ersten den Fürwittig, an dem zweiten den Unfalo und am dritten den Neidelhardt. Diese drei Feinde, welche die Unbesonnenheit der Jugend, die Unglücksfälle und die politischen Feinde bedeuten, suchen ihn an der Gewinnung der schönen Ehrenreich zu verhindern und trachten ihm nach dem Leben; aber er besiegt sie, und sie werden als Verbrecher gerichtet: Fürwittig wird geköpft, Unfalo gehängt und Neidelhardt von der Mauer herab gestürzt, worauf Theuerdank durch die schneeweiße Hand der Königin Ehrenreich mit einem Kranz „von dem kraut genannt Laurus" geschmückt wird, das Keinem wohl ansteht, „er habe denn mit Ritters Ehren sein Leben vielfältig thun mehren."

Die erste Stelle unter allen poetischen Erzeugnissen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nimmt unstreitig das episch-didaktische Gedicht Reineke de Vos — Reinecke der Fuchs — ein, ein Werk, dem der Gedanke zu Grunde liegt, daß List und Ränke im Leben über Gutmüthigkeit und Schwäche die Oberhand behalten und Selbstsucht die Welt regiert. In der Vorrede zu der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498 — der ersten, die man kennt — nennt sich Hinrik (Heinrich) von Alkmer, „Scholemester und Tuchtlehrer der eddelen Hertogen von Lotryngen", als Verfasser, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er das Werk „aus walscher unde franzöfischer sprake in dudesche sprake umgesath." Dagegen schreibt Rollenhagen (gest. 1609 als Rektor und Prediger in Magdeburg) die Autorschaft dem Nikolaus Baumann, einem Westfalen aus der Gegend der Weser, zu, der eine Zeitlang am Hofe des Herzogs von Jülich angestellt gewesen, von dort durch Verläumder verdrängt worden sei und in Folge dessen zu Rostock, wo er im Jahre 1526 gestorben, den Reinecke als eine Satire auf das unsittliche Treiben an den Höfen, namentlich an dem Hofe zu Jülich, verfaßt habe. Diese letztere Annahme entbehrt jeder Begründung, und ist die Dichtung unstreitig eine niederdeutsche Ueber-

setzung und Bearbeitung des niederländischen Gedichtes Reinaert von Willem de Matoc (aus dem dreizehnten Jahrhundert), der selbst nach dem altfranzösischen „Roman de Renart“ gearbeitet hat.

Das Werk, ein Musterbild der didaktischen Gattung, ist schon als das bedeutendste Gedicht in niederdeutscher Sprache, „die hier noch einmal den Reichthum ihrer Formen, die Schärfe ihres Ausdrucks, besonders aber das Volksthümliche in ihrer Entwicklung vor uns entfaltet, um dann bald vor dem hochdeutschen Sprachidiom zurückzutreten“, in sprachlicher Beziehung von hohem Interesse, wie es auch als ein getreuer Rechtsspiegel das gesammte deutsche Gerichtswesen der Zeit: die Vorladung des Reichsbarons, das Geleite, die peinliche Gerichtsordnung, das Lehensrecht bis hinab zur Entscheidung durch das Gottesgericht des Zweikampfes, in ebenso unterhaltender als überraschender Weise vorführt.

Auf dem Gebiete der Satire, die schon gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in den Vordergrund zu treten beginnt, obgleich ihre eigentliche Blüthezeit der folgenden Literaturperiode angehört, tritt uns als Reigenführer der von Kaiser Maximilian I. hochgeehrte und von ihm zum Rathe des Reichskammergerichts und zum Hof-Pfalzgrafen ernannte Straßburger Stadtsyndikus Sebastian Brant, (geb. zu Straßburg 1458, gest. ebendaselbst 1520) entgegen, dessen Hauptwerk, das Narrenschiff, in dem Zeitraum von achtzehn Jahren — zwischen 1494 und 1512 — zehn Auflagen erlebte und schon zu des Dichters Lebzeiten vielfach nicht nur in das Lateinische und in mehrere lebenden fremden Sprachen übertragen wurde, sondern auch zahlreiche Nachahmungen hervorrief. Das Gedicht schildert in hundertunddreizehn Kapiteln die Laster und Thorheiten der Zeit, deren Repräsentanten als Narren, mit Narrenkappen und Schellen versehen, in dem großen Schiff von Narronia untergebracht werden, „weil weder Karren noch Wagen die große Zahl aufzunehmen im Stande sei.“ Während der Dichter, der zwar auch den geistlichen Würdenträgern ihre Gebrechen vorhält, aber nichtsdestoweniger sich als treuer Sohn der Kirche erweist, die herrschenden Laster mit der rücksichtslosesten Schärfe geißelt, läßt er gegen eigentliche Thorheiten, die nach der moralischen Seite nicht allzuschwer ins Gewicht fallen, nur den ergötzlichen Humor spielen, den er auch darin bekundet, daß er selbst als Büchernarr, „der unnütz viele Bücher hat und eitel wenig darin liest“, den Reigen seiner Narren eröffnet.

Das Narrenschiff war ein so treuer Sittenspiegel und hatte, trotz des harten elsässischen Dialekts und der holperigen Verse, einen so durchschlagenden Erfolg, daß die Sprüche und Einfälle desselben bald in aller Leute Mund waren, weßhalb auch der größte Kanzelredner jener Zeit, Geiler von Kaisersberg, die einzelnen

Kapitel des Gedichts einer ganzen Reihe seiner beliebten Predigten zu Grunde legte.

Mit besonderer Vorliebe wurde die Spruchpoesie gepflegt, die vorzugsweise in der Form der Priamel auftrat. Dieser aus dem lateinischen preambulum — Vorspiel, Vorbereitung — gebildete Name bezeichnet einen Sinnspruch, in welchem auf eine parallel laufende Reihe von Vordersätzen ein kurzer, das Gemeinsame derselben oft in unerwarteter Weise zusammenfassender Schlußsatz folgt, der die Moral des Ganzen darlegt, wie aus dem folgenden Beispiele zu ersehen:

Wer baden will einen Rappen weiß,
Und daran legt seinen ganzen Fleiß,
Und an der Sonnen Schnee will dörren,
Und Wind will in eine Kiste sperren,
Und Unglück will tragen feil,
Und alle Wasser will binden an ein Seil,
Und einen Kahlen will bescheer'n —
Der thut auch unnütz Arbeit gern.

In die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters fallen auch die Anfänge des deutschen Dramas, dessen Ursprung auf kirchliche Festgebräuche zurückzuführen ist. Schon in den ältesten Zeiten wurde, wie eine alte Handschrift berichtet, in der Klosterkirche von St. Gallen die Auferstehungsfeier von neun Mönchen, welche die Frauen, den Engel und endlich den Auferstandenen selbst darstellten, in Scene gesetzt, wobei das Volk mit dem „Christ ist erstanden" als Chor einfiel. So lange solche Aufführungen wie ein Theil der Liturgie betrachtet wurden, hießen sie officia; nachdem sie in Folge ihrer Erweiterung durch die Theilnahme des Volkes aus der eigentlichen Liturgie ausgeschieden worden, erhielten sie den Namen ludi (Spiele). Von diesen ludis sind uns Weihnachts-, Passions- und Osterspiele erhalten. Die gleichfalls sehr frühe schon vorkommenden dramatisirten Legenden, wie die klugen und thörichten Jungfrauen, die Bekehrung Pauli, die Auferweckung des Lazarus, die Bekehrung Magdalena's, die Wunder des heiligen Nikolaus u. s. w., die in lateinischer Sprache zur Aufführung gebracht wurden, hießen mysteria, in England Miracle-Plays.

Die geistlichen Dramen, in denen sich der Text möglichst genau an die heilige Schrift anschloß, wurden in der Kirche von Kirchendienern und in Kirchengewändern aufgeführt; das Volk nahm höchstens durch deutschen Chorgesang daran Antheil. Allmählich wurden jedoch auch Laien zu der Aufführung zugezogen, und die lateinische Sprache wich nach und nach der deutschen. Im vierzehnten Jahrhundert mischte sich mit dem tragischen Elemente durch die Aufnahme volksthümlicher Scenen auch das komische, so in dem

gewinnsüchtigen Judas, der mit den Priestern um seinen Verrätherlohn feilscht und von ihnen schließlich, nach ächt jüdischem Brauch, in schlechtem Gelde ausgelohnt wird, und in dem als landfahrender Marktschreier dargestellten Krämer, bei welchem die zum Grabe Christi ziehenden Frauen ihre Salben kaufen. Der in diesen komischen Episoden liegenden Profanation trat die Kirche durch zahlreiche, von Provinzialsynoden und einzelnen Bischöfen erlassene Verbote entgegen, welche ebensowohl die Darstellung solcher verweltlichten Schauspiele in der Kirche, als auch die Mitwirkung der Kleriker bei derselben auf das Strengste untersagten. So wurden die Mysterien aus den Kirchen in das Freie verlegt, wodurch sie sich nur um so volksthümlicher gestalteten. Die Darstellung fand auf einem großen Gerüste statt, auf welchem die verschiedenen Oertlichkeiten, in denen das Stück spielte, neben und übereinander angebracht waren. Im fünfzehnten Jahrhundert hatten viele Städte ein sogenanntes „spielhus“ oder einen spielhof, d. h. einen freien, für theatralische Aufführungen bestimmten Platz, der jedoch auch für Versammlungen und Tanzbelustigungen benutzt wurde.

Neben den das tragische Element der dramatischen Kunst repräsentirenden Mysterien kamen im fünfzehnten Jahrhundert sogenannte Fastnachtsspiele als die Vorläufer der Komödie zur Aufführung. Hervorgegangen aus dem tollen Mummenschanz der Fastnacht, waren diese Stücke dramatisirte Schwänke oder Possen, voll des derbsten, oft auch des niedrigsten und schmutzigsten Volkswitzes, die auf die sittlichen Verhältnisse der Zeit ein sehr bedenkliches Licht werfen. Während von den deutschen Mysterien nur sehr wenige vollständige Texte auf uns gekommen, sind uns von den Fastnachtsspielen ziemlich zahlreiche Proben übrig geblieben, von denen die meisten von Hans Rosenblüt und Hans Folz herrühren.

Zeigt die Poesie in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters, mit alleiniger Ausnahme des Volksliedes, das Bild des kläglichsten Verfalles, so entfaltete sich dagegen die Prosa in der erfreulichsten Weise. Was uns auf ihrem Gebiete zunächst entgegentritt, sind die den Uebergang zur geschichtlichen Prosa bildenden Volksbücher, in welche die Rittergedichte des vorgehenden Zeitraums umgewandelt wurden. Zu den bekanntesten und beliebtesten dieser Volksbücher, auf deren Kerngehalt zuerst Görres hingewiesen und durch deren geschmackvolle Erneuerung sich, neben Gustav Schwab, besonders Karl Simrock großes Verdienst erworben, gehören: Der hörnerne Siegfried; Wigalois; die Historie Herrn Tristans und der schönen Isolde, — deren unbekannter Verfasser den Wunsch ausspricht, „daß Niemand aus seinem Buche etwas Anderes lerne, als wie auch bei so herrlichen Menschen sinnliche Liebe zu Nichts führt als

zu Jammer und Noth und zu einem kläglichen Ende;" — die Haimonskinder; Flos und Blankflos, — deren früh aufblühende, lang knospende Liebe durch die Hände des italienischen Novellisten Boccacio gegangen war und dem deutschen Volke wiedergeboten wurde als „eine gar schöne neue Historie der hohen Liebe des königlichen Fürsten Florio und seiner lieben Biancessora" — Herzog Ernst; die „abenteuerliche Historie von einer Frauen, genannt Melusina, die eine Meerfei und dazu eine geborene Königin war"; die Geschichte von den sieben weisen Meistern, die ihren auf das Anstiften seiner Stiefmutter, der zweiten Gemahlin des Königs Pontianus, zum Tode verurtheilten Zögling durch sieben Erzählungen retten, denen die Kaiserin sieben andere entgegenstellt, und Fortunatus, der mit seinem im Schlafe ihm zugefallenen Zaubersäckel alle seine Wünsche befriedigen und sich mit Hilfe seines Wunschhütleins überall hin versetzen kann.

Auch die liebliche Erzählung von der heiligen Pfalzgräfin Genovefa gehört dieser Zeit an. Görres schildert dieses christliche Trostbuch in ebenso schöner als treffender Weise. „Eine stille, einsame Kapelle in tiefer Waldeinsamkeit, der Poesie, der Treue und Ergebung gebaut, um die rund umher sich eng verschlungenes Dickicht zieht, über der alte Eichen in heißem Sommertages Brand flüsternd sich bewegen, durch deren Zweige das Licht dann gebrochen durchstreift und Schattengewölke über die Wände gießt, während innen halbdunkle Kühle, erfrischende Stille herrscht und hinten in der Nische das Bild der Heiligen dämmernd und freundlich durch das Gitter blickt; in dem Waldblumen halbwelkend niederhängen und unten auf der Steinstufe der bekannte Alte betend kniet, während Vogelschlag eindringt durch die offene Thüre und Waldgerüche und kühles Luftgesäusel und grüner Schein und Bachesrauschen; und Alles feierlich und betend rund umher, bis auf die Wolken, die einzeln wie Pilger auf blauer Himmelsbahn hinwandeln, und die Winde, die wie Stumme der Natur nur im Hauche beten: so blickt das Gedicht mit dem bescheidenen kleinen Glockenthurme aus des Mittelalters dichtverwachsenem Hain vom fernen grauen Berg herab, und Jahrhunderte hindurch läutet das kleine Glöckchen oben fort, zum Trost einladend, dem Wanderer zu, daß er zu dem Bilde komme und sich Stärke hole und freudigen Lebensmuth."

Der aufheiternde, in Witz und Schwank, in scherzhaftem Spruch und schalkhafter That hervortretende Humor ist hauptsächlich vertreten durch das gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstandene Buch von Till Eulenspiegel, in welchem alles, was fahrende Schüler, wandernde Handwerksburschen, Possenreißer von Profession seit Jahrhunderten an Schalksstreichen ausgeführt und der Ueberlieferung anvertraut hatten, auf einen Bauernjungen aus

dem Braunschweigischen übertragen ist, der im Jahre 1350 gestorben und zu Möllen begraben worden sein soll, wo noch sein angebliches, mit einer Linde bepflanztes Grab gezeigt wird.

„Gelesen und zerlesen“, sagt Lindemann, „wurden diese Bücher in immer neuen Auflagen auf Märkten und Kirmessen feil geboten; ihre ewig frische, unverwüstliche Jugend zeigte denn auch wohl das Titelblatt: ‚gedruckt in diesem Jahr‘. Holzschnitte, so roh nur immer die Wiegenzeit der Holzschneidekunst sie liefern mochte, Druckpapier der grauesten und rohesten Sorte, Typen, die keinen Fortschritt der edlen Buchdruckerkunst ahnen ließen, zeigten unwidersprechlich die Eigenthumsrechte des Volkes an diesen Büchern.“

Unter den rein historischen Werken, die noch meist in der Form der Chroniken auftreten, sind die bedeutendsten: die elsässische Chronik von Jakob Twinger von Königshofen, Chorherr am Straßburger Münster (geb. 1346, gest. 1420) die Limburger Chronik von Tielemann, Stadtschreiber zu Limburg an der Lahn (im vierzehnten Jahrhundert), die Thüringer Chronik von Johannes Rothe, Mönch zu Eisenach (um 1430) und die Geschichte der burgundischen Kriege von dem Berner Chronisten Diebold Schilling (in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts), der auch die Kriegslieder von Veit Weber aufbewahrt hat.

Zu den Geschichtswerken des fünfzehnten Jahrhunderts gehört auch der bereits früher (S. 648) erwähnte Weiß-Kunig, in welchem Max Treitzsauerwein von Ehrentreitz, Maximilians Geheimschreiber, auf des Kaisers Betrieb und nach dessen eigenen Angaben die Thaten des alten und des jungen Weiß-Kunigs (Friedrich III. und Maximilian I.), unter Bezeichnung der Völker und Könige durch bildliche Namen, in meist sehr trockener und oft verworrener Weise darstellt.

Um die Entwicklung der didaktisch-philosophischen Prosa machten sich hauptsächlich die Mystiker verdient, die sich in ihren philosophischen Werken, im Gegensatze zu den nur lateinisch schreibenden Scholastikern, der deutschen Sprache bedienten. Die erste deutsche Philosophenschule ist die von Köln, an welcher Albertus Magnus Lesemeister war. Wie er selbst deutsch predigte und meist auch deutsch schrieb, so that dies auch der erste Dominikanerprior zu Köln, Bruder Heinrich. Als besonders hervorragende Erscheinung steht in der Kölner Schule Meister Eckhart (gest. 1326) da, der in die Tiefen des deutschen Sprachschatzes griff, um für die Geheimnisse des Glaubens die rechte Form zu finden, jedoch in seinem Bestreben nach möglichster Kürze des Ausdrucks manchmal überschwänglich und dunkel wird und dadurch Veranlassung zu irrigen Auffassungen gab, weßhalb auch Papst Johann XXII. über eine Anzahl der von ihm aufgestellten Sätze eine Censur verhängte.

Schüler Eckharts waren die Dominikaner Johann Tauler (1290—1361), der durch Wort und Schrift bedeutenden Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte, und sein Geistesgenosse Heinrich Suso (1300—1365), „der Minnesänger der göttlichen Liebe, die reiche Dichterseele, in der die schmerzhafte Sehnsucht nach dem Ewigen in hundertfältigen Weisen ausklingt, weil immer Etwas dem Menschenherzen ‚gebrestet', das allen Glanz der Welt zu geben nicht im Stande ist". Viel einflußreicher als die Schriften dieser Männer wurde das in alle Sprachen übersetzte goldene Büchlein von der „Nachfolge Christi" des gottseligen Thomas von Kempis.

Wie die philosophisch-didaktische, so verdankt auch die rhetorische Prosa den Mystikern die hohe Stufe der Entwicklung, zu welcher sie sich im vierzehnten Jahrhundert emporschwang. Die beiden hervorragendsten Träger derselben waren der eben genannte Johann Tauler, dessen Predigten, nach dem Urtheile Vilmars, „eine Eindringlichkeit, Wahrheit und Tiefe haben, wie sie kaum einmal in Jahrhunderten erreicht wird, so daß sie noch heute als ein schwer zu erreichendes, in ihrer Art niemals zu übertreffendes Muster gelten", und Johann Geiler von Kaisersberg, geboren 1445 zu Schaffhausen, gestorben 1510 zu Straßburg, wo er im Münster unter der von ihm erbauten und noch jetzt nach ihm benannten Kanzel seine Ruhestätte fand. Geilers Predigten, ausgezeichnet durch gewandte Beweisführungen und überzeugende Deduktionen, bezeichnen den Beginn einer neuen Richtung in der geistlichen Beredtsamkeit, die der volksthümlichen Polemik gegen die Gebrechen der Zeit: die Zerrüttung der Sitten, den ausschweifenden Luxus, die zügellose Genußsucht und die Verweltlichung des geistlichen Standes. Bei der Bekämpfung des verderbten Weltlebens verschmähte Geiler auch die Waffen des Witzes nicht, hierin dem Geiste der satirisch angeregten Zeit Rechnung tragend, und legte daher auch einem ganzen Cyklus von Predigten das Narrenschiff von Brand zu Grunde, wie er demselben auch in einer Anzahl von Fastenpredigten ein „Büßerschiff" entgegensetzte.

## XXXV.

## Die pyrenäische Halbinsel.

### Kastilien bis zu seiner Vereinigung mit Aragonien.

Nachdem durch die siegreichen Waffen Ferdinands III. des Heiligen von Kastilien und Jakobs I. von Aragonien die Herrschaft der Mauren in Spanien auf das Königreich Granada beschränkt worden (s. S. 124), gedachte Ferdinand III. die Mauren in Afrika

anzugreifen, die ihren Glaubensbrüdern in Spanien bisher die nachhaltigste Unterstützung gewährt; allein der Tod überraschte ihn, ehe er diesen Plan zur Ausführung bringen konnte (1252). Ihm folgte auf dem kastilischen Thron sein Sohn Alfons X., der wegen seiner Vorliebe für die Wissenschaft den Beinamen des Weisen erhalten hat.

Alfons X. (1252—1284) erweiterte die Universität Salamanka durch die Errichtung zweier neuen Lehrstühle für die Naturkunde und die Musik, ließ eine allgemeine Chronik von Spanien schreiben und beschäftigte sich selbst mit Musik, Dichtkunst und Astronomie, sowie mit Astrologie und Alchimie, die hauptsächlich durch die Araber in Aufnahme gebracht worden waren; aber ihm fehlte jene praktische Weisheit, die im Leben das Rechte zu finden und auszuführen weiß, und daher gereichte seine Regierung Kastilien nicht zum Segen.

Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte Alfons X., von dem Papste durch die Ueberlassung eines Theiles des Kirchenzehnten unterstützt, umfassende Vorkehrungen zu dem von seinem Vater beschlossenen Kriegszuge gegen die afrikanischen Mauren getroffen; er gab denselben jedoch bald wieder auf, um seine ganze Thätigkeit und alle Kräfte seines Reiches dem Erwerbe der römischen Kaiserkrone zuzuwenden (s. S. 288). Um dieses Schattenbild zu erjagen, stürzte er Kastilien in Verwirrungen; denn die schweren Auflagen, womit er zu diesem Zwecke seine Unterthanen belastete, führten Empörungen herbei, die er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Während er im Jahre 1274 nach dem Tode Richards von Cornwallis zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Papste Gregor X. nach Frankreich gegangen, kam Abu Jusuf, der Beherrscher der afrikanischen Mauren, von dem König von Granada herbeigerufen, mit Heeresmacht nach Spanien, und nur nach schweren Kämpfen gelang es dem tapferen Sancho, Alfons X. zweitem Sohne, ihn zur Rückkehr nach Afrika zu zwingen.

Als Alfons X. aus Frankreich zurückkam, fand er das kastilische Reich in großer Aufregung; denn sein ältester Sohn Ferdinand de la Cerda war gestorben, und obgleich derselbe zwei Söhne, Alfons und Ferdinand, hinterlassen, erhob Sancho Ansprüche auf die Thronfolge. Der König überließ die Entscheidung der Sache einer Versammlung der Stände, und der Ausspruch derselben fiel zu Gunsten Sancho's aus. Allein Ferdinands Wittwe Blanka, eine Tochter Ludwigs des Heiligen, rief zur Aufrechthaltung der Rechte ihrer Söhne den Beistand Peters III. von Aragonien und ihres Bruders Philipp III. von Frankreich an, und Beide ergriffen für dieselben Partei. Philipp III. benutzte diese Gelegenheit zur Besitzergreifung des Königreichs Navarra, dessen Vereinigung mit

Frankreich er nach dem im Jahre 1274 erfolgten Tode König Heinrichs I. durch die Verlobung der Tochter und Erbin desselben, der dreijährigen Johanna, mit seinem ältesten Sohne angebahnt hatte.

Indessen wurden in Kastilien die Unterhandlungen über die Thronfolge fortgesetzt, und da sich Alfons X. dabei mehr und mehr seinen Enkeln zuneigte, ließ ihn Sancho durch eine Versammlung der Stände für unfähig zur Fortführung der Regierung erklären. Der von Allen verlassene König rief gegen den aufrührerischen Sohn den mächtigen Abu Jusuf zu Hilfe, worauf Sancho sich mit den Mauren von Granada verband; doch erlag Alfons bald dem Kummer (1284).

Nach dem Tode seines Vaters bestieg Sancho, von den Ständen als König anerkannt, als Sancho IV. den Thron. Er gerieth bald in Krieg mit Abu Jusuf, der inzwischen das Königreich Marokko erobert hatte, und schlug denselben zu Wasser und zu Lande so entscheidend, daß Abu Jusuf den Frieden durch große Geldsummen erkaufen mußte. Kaum war dieser Krieg beendet, als in Kastilien innere Unruhen ausbrachen, zu denen die Eifersucht zwischen den beiden mächtigen Häusern der Lara und Haro Veranlassung gab. Obgleich Sancho seinen Bruder, den Infanten Johann, mit der Tochter Lope de Haro's vermählt hatte, wandte er sich bald, durch den wachsenden Einfluß des Grafen Haro beunruhigt, den Lara zu. Dies erbitterte de Haro so sehr, daß er auf einer Versammlung zu Alfaro, auf welcher der König von ihm die Auslieferung mehrerer Schlösser verlangte, das Schwert gegen denselben zog (1288). Er wurde auf der Stelle von den Umstehenden niedergehauen und der zu seiner Vertheidigung herbeigesprungene Infant Johann verwundet. Von Rachsucht erfüllt, riefen die Verwandten de Haro's mit ihrem zahlreichen Anhang Alfons' X. ältesten Enkel, der mit seinem Bruder an dem Hofe Alfons' III. von Aragonien eine Zufluchtsstätte gefunden, als Alfons XI. zum König aus, und der König von Aragonien fiel sogleich zu dessen Unterstützung mit einem Heere in Kastilien ein; doch gelang es Sancho IV., durch Beharrlichkeit und Klugheit der Empörung Herr zu werden. Auch den König von Marokko, Abu Jakub, den Sohn Abu Jusufs, den diese inneren Wirren zu einem erneuten Angriff auf Kastilien ermuthigt hatten, schlug er mit Hilfe einer genuesischen Flotte und eroberte in dem gleichzeitig ausgebrochenen Kriege mit dem König von Granada das wichtige Tarifa, wodurch er die spanischen Mauren für eine Zeitlang zur Ruhe brachte.

Da Sancho's IV. Sohn Ferdinand bei dem Tode seines Vaters (1295) noch unmündig war, suchte der Infant Johann mit Hilfe der Nachbarfürsten den Thron an sich zu reißen, und Maria, die Mutter des jungen Königs, die statt seiner die Regierung führte,

sah sich gleichzeitig von den Königen von Aragonien, Portugal und Frankreich angegriffen, denen Johann als Preis ihres Beistandes einzelne kastilische Gebietstheile zugesagt; doch gelang es ihrer Klugheit und ihrem männlichen Muthe, ihrem Sohne den Thron zu erhalten und zugleich die Integrität des Reiches zu retten.

Nachdem Ferdinand IV. die Regierung selbstständig angetreten, verband er sich mit Jakob II. von Aragonien zur gemeinsamen Bekämpfung der Mauren, und schon war Gibraltar von ihnen erobert, als der frühe Tod Ferdinands (1312) dem begonnenen Unternehmen ein Ende machte. Auch ihm folgte in seinem Sohne Alfons XI. ein Kind auf dem Throne, und da der Großoheim des zweijährigen Königs, Sancho's IV. Bruder Johann, und sein Oheim Peter, Ferdinands IV. Bruder, sich um die Vormundschaft stritten, faßten die Mauren Muth zu einem neuen Angriff auf das kastilische Reich. In dem wieder ausgebrochenen Kriege verloren die beiden Infanten Johann und Peter in der blutigen Schlacht bei Tiscar (1319) Sieg und Leben, und ihr Tod erneuerte und vergrößerte den Streit über die Reichsverwaltung und Vormundschaft, so daß Kastilien in die größte Gefahr gerathen sein würde, hätte nicht das maurische Reich durch ähnliche Zerrüttungen zu leiden gehabt.

Alfons XI., der im Jahre 1325 im Alter von fünfzehn Jahren selbst die Zügel der Regierung ergriff, stellte die Ruhe in seinem Reiche mit so blutiger Strenge her, daß er davon den Beinamen des „Rächers“ erhielt, und nöthigte zugleich den König von Granada, Mohammed V., zu einem Waffenstillstande und zur Tributzahlung. Gefährlicher drohte für Kastilien ein neuer Angriff der afrikanischen Mauren zu werden, und in der That ging bei demselben das kaum eroberte Gibraltar wieder verloren; doch rettete die abermalige Theilnahme der Aragonier unter Jakobs II. Sohn, Alfons IV. das belagerte Tarifa und führte im Jahre 1324 zu einem neuen Siege an dem Flüßchen Salado, zu welchem auch die Portugiesen mitwirkten, sowie im Jahre 1344 zur Eroberung von Algesiras, das als ein Schlüssel zu Spanien von den afrikanischen Mauren hartnäckig vertheidigt und als ein Stützpunkt aller Unternehmungen gegen Afrika von den Christen ebenso unermüdlich bestürmt wurde.

Diese Erfolge der christlichen Waffen weckten aufs Neue unter den Spaniern eine erhöhte Begeisterung für die Bekämpfung der Mauren; der unerwartete Tod Alfons' XI., der im Jahre 1350 bei der Belagerung von Gibraltar im Alter von achtunddreißig Jahren der Pest erlag, führte jedoch neue Wirren für Kastilien herbei, die allen weiteren Unternehmungen gegen die Mauren ein Ziel setzten.

Alfons' XI. Sohn Peter, der im Alter von sechzehn Jahren den Thron bestieg, verband mit manchen guten Eigenschaften eine

so rachsüchtige, stolze und harte Gemüthsart, daß er mit vollem Recht den Beinamen des Grausamen erhalten hat. Nachdem er durch blutige Gewaltthätigkeiten und ein zügelloses Leben Kastilien in Verwirrung gestürzt, machte ihm sein natürlicher Bruder, der Graf Heinrich von Trastamare, auf eine mächtige Partei unter dem kastilischen Adel gestützt, den Thron streitig, und nach einem längeren, wechselvollen Kriege, in welchem Peter durch den schwarzen Prinzen und Karl den Bösen von Navarra, Heinrich dagegen durch Bertrand du Guesclin unterstützt wurde (s. S. 461), gelangte Heinrich von Trastamare durch den am 14. März 1369 bei Montiel über Peter erfochtenen Sieg in den Besitz der kastilischen Krone. Sein Gegner, der sich nach Montiel geflüchtet und von dort verkleidet zu entkommen suchte, aber erkannt wurde, fand im erbitterten Kampfe mit Heinrich von dessen Hand den Tod.

Die Regierung Heinrichs II. des Unächten, der sich durch seine ritterlichen Tugenden, seine Leutseligkeit und seine Freigebigkeit die Herzen der Kastilier gewann, war durch Kriege gegen die Könige von Aragonien und Portugal, die aus den Erschütterungen in Kastilien Vortheil zu ziehen gedachten, und gegen den Bruder des schwarzen Prinzen, den Herzog Johann von Lancaster, ausgefüllt, der als der Gemahl einer Tochter Peters des Grausamen Ansprüche auf den kastilischen Thron erhob; doch behauptete er seine Herrschaft gegen alle seine Gegner. Er starb im Jahre 1379, in der Blüthe des Mannesalters.

Auch unter der Regierung der nächsten Nachfolger Heinrichs II., seines Sohnes Johann I. und seines Enkels Heinrich III., der im Jahre 1390 als elfjähriger Knabe den Thron bestieg, dauerten die auswärtigen Kriege wie die inneren Wirren fort. Nachdem Heinrich III. durch Entschlossenheit und Festigkeit der unruhigen Bewegungen in Kastilien Herr geworden, traf er Vorkehrungen zu einem Kriege gegen Granada, durch welchen er der maurischen Herrschaft in Spanien ein gänzliches Ende zu machen hoffte; doch vereitelte sein früher Tod (1406) die Ausführung des geplanten Unternehmens.

Für den zweijährigen Sohn Heinrichs III., Johann II., führte sein Oheim, der edle und thatkräftige Infant Ferdinand die Regierung mit Umsicht und Geschick, bis er im Jahre 1410 nach dem Tode König Martins von Aragonien, mit welchem das barcelonische Königshaus ausstarb, als Sohn einer Tochter des aragonischen Königs Peter des Grausamen den aragonischen Königsthron bestieg. Unter Johann II., der nach dem Abgang seines trefflichen Vormundes von seiner Mutter verweichlicht und bald der Spielball ehrgeiziger Günstlinge wurde, war Kastilien der Schauplatz unausgesetzter Wirren, die auch unter der Regierung seines

ihm ähnlichen Sohnes Heinrich IV. fortdauerten und schließlich zu einer solchen Zerrüttung des Landes führten, daß im Jahre 1466 ein Aufstand ausbrach, durch welchen Heinrich IV. genöthigt wurde, den Thron seinem Bruder Alfons abzutreten. Als dieser drei Jahre später starb, trugen die Großen seiner Schwester Isabella die Krone an; diese schlug sie jedoch zu Gunsten Heinrichs IV. aus, der nunmehr, nachdem er seine Gegner durch die Anerkennung Isabella's als seiner Nachfolgerin versöhnt, bis zu seinem Tode (1474) im Besitz der Herrschaft blieb.

## Aragonien.

Seitdem der Graf Raimund IV. von Barcelona im Jahre 1137 in Folge des freiwilligen Rücktritts König Ramiro's den aragonischen Thron bestiegen, waren Aragonien und Barcelona (Katalonien) vereinigt. Wie dieser erste aragonische Herrscher aus dem barcelonischen Hause, so kämpften auch sein Sohn Alfons II. (seit 1162), der durch den Tod seines kinderlosen Oheims die Provence und später auch Roussillon erhielt, und sein Enkel Peter II. (1196—1213) ebenso tapfer als erfolgreich gegen die Mauren. Der Letztere wurde, trotz seiner entschiedenen Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl, durch seine Besitzungen im südlichen Frankreich in die Albigenserkriege verwickelt und fiel in der Schlacht bei Muret (s. S. 166). Sein Sohn Jakob I., der ihm als fünfjähriger Knabe auf dem Throne folgte, erwarb sich durch seine glücklichen Kriege gegen die Mauren, denen er die balearischen Inseln und das Königreich Valencia entriß, den Beinamen des Eroberers; doch machte er sich auch durch eine vortreffliche Gesetzgebung um sein Reich hochverdient. Er starb im Jahre 1276 und hinterließ den Ruhm eines edlen, an ritterlichen Tugenden reichen Fürsten, der in dreißig Schlachten siegreich gekämpft und die den Mauren entrissenen Gebiete mit zahlreichen herrlichen Kirchen geschmückt hatte.

Jakobs I. Sohn und Nachfolger Peter III. erwarb, als der Gemahl Konstanzens, der Tochter des Hohenstaufen Manfred, die Insel Sicilien (s. S. 285 f.) und wurde dadurch nicht nur in langwierige Kriege mit den Päpsten, sowie mit den Königen von Neapel und Frankreich, sondern auch in Kämpfe mit seinen eigenen Unterthanen verwickelt, da die schweren Auflagen, die diese Kriege nöthig machten, allgemeine Unzufriedenheit erregten. Als er auf einem Reichstage zu Taragona auf die dringenden Vorstellungen des vereinten Adel- und Bürgerstandes eine stolze und abweisende Antwort gab, schlossen die Stände einen Verein zur Aufrechthal-

tung ihrer Freiheiten und erklärten dem König, daß sie ihm den Gehorsam aufkündigen würden, wenn er irgend Jemanden wegen des Beitrittes zu ihrem Bunde willkürlich mit Strafen belege. Die Einigkeit der Stände bewog den König zur Nachgiebigkeit; er bestätigte im Jahre 1283 in einem Generalprivilegium alle früheren Rechte, Gesetze und Freiheiten des Reiches, die so bedeutend waren, daß sie der königlichen Gewalt sehr enge Grenzen zogen.

Nach Peters III. Tod wurde sein ältester Sohn Alfons III. König von Aragonien, während der zweite, Jakob, die Insel Sicilien erhielt; als jedoch Alfons, den die drohende Haltung der aragonischen Stände zu neuen Zugeständnissen gezwungen, im Jahre 1291 kinderlos verstarb, bestieg Jakob, der väterlichen Verordnung gemäß, den aragonischen Thron und setzte seinen Bruder Friedrich zum Statthalter von Sicilien ein. Nachdem er sich im Jahre 1295 durch die Verzichtleistung auf Sicilien mit dem Papste ausgesöhnt, der ihm dafür die Anwartschaft auf Sardinien und Korsika ertheilte, wählten die Sicilianer, um der Rückkehr unter die neapolitanische Herrschaft zu entgehen, den Infanten Friedrich zu ihrem König.

Jakob II., der sich mit Ferdinand von Kastilien zur nachdrücklichsten Bekämpfung der Mauren verbündet hatte, starb, von seinen Unterthanen als ein tapferer, gerechter und großmüthiger König aufrichtig betrauert, im Jahre 1327, und ihm folgte sein Sohn Alfons IV., der Gütige genannt. Ungeachtet der Milde seiner Regierung mußte er den Trotz der Stände erfahren, die ihn sogar nöthigten, verschiedene seiner zweiten Gemahlin, der Tochter König Ferdinands IV. von Kastilien, gemachte Schenkungen zu widerrufen.

Die über alles Maß hinausgehende Gewalt der Stände wurde durch Alfons' IV. Sohn und Nachfolger, den thatkräftigen und schlauen Peter IV. (1336—1387), gebrochen, der gleich seinem kastilischen Zeitgenossen den Beinamen des Grausamen erhalten hat. Gestützt auf eine ihm ergebene Partei unter dem aragonischen Adel, hob er im Jahre 1348 Peters III. Generalprivilegium auf und erweiterte dagegen, um das Volk gegen verfassungswidrige Schritte von Seiten der Könige zu schützen, den Wirkungskreis des aragonischen Oberrichters, des „Justitia“, welcher fortan in allen Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Ständen als oberste Behörde entscheiden sollte und zugleich die Gewalt erhielt, jedes Verfahren königlicher Richter, gegen welches seine Hilfe angerufen wurde, zu hemmen, selbst aber dem Reichstag verantwortlich war, der ihn im Vereine mit dem König zur Strafe ziehen konnte. Von dieser Zeit an hörten die häufigen Bürgerkriege im aragonischen Reiche fast ganz auf, und die Elemente des Staates, die

bisher einzeln und entfremdet einander gegenüber gestanden, wurden allmählich zu einem gesetzlich regierten organischen Ganzen verschmolzen.

Um die Wiedervereinigung Siciliens mit Aragonien anzubahnen, brachte Peter eine Vermählung seiner Tochter mit dem sicilischen König Friedrich III. zu Stande, und als dieser im Jahre 1377 starb, nahm er, ohne Rücksicht auf dessen hinterlassene Tochter Maria, den Titel eines Königs von Sicilien an. Was er erstrebt hatte, wurde erreicht unter seinem zweiten Nachfolger Martin, der nach der kurzen Regierung seines kinderlosen Bruders Johann I., des ältesten Sohnes Peters, im Jahre 1395 den aragonischen Thron bestieg und dessen gleichnamiger Sohn mit der Erbin von Sicilien vermählt war. Da dieser Letztere schon im Jahre 1409 seiner bereits früher verstorbenen Gemahlin ins Grab folgte und keine Kinder hinterließ, erbte Martin von Aragonien das sicilische Reich; doch starb er selbst schon im folgenden Jahre als der letzte männliche Sprößling des barcelonischen Königshauses.

Ferdinand I., der Begründer der kastilischen Dynastie in Aragonien (s. S. 667), der, nachdem er zu Saragossa die Huldigung der aragonischen Stände empfangen, auch von Sicilien und Sardinien als König anerkannt wurde, hielt in seinem Reiche mit kräftiger Hand die Ordnung aufrecht und machte sich zugleich um die Herstellung der kirchlichen Einheit verdient, indem er den Königen, die noch zur Obedienz des Gegenpapstes Benedikt XIII. gehörten, mit dem Beispiel der Lossagung von diesem halsstarrigen Greise voranging. Leider hatte Aragonien sich nur kurze Zeit seiner segensreichen Regierung zu erfreuen, denn er starb schon im Jahre 1416.

Ferdinands I. Sohn und Nachfolger, Alfons V. (1416—1458), der bei seines Vaters Tode erst fünfzehn Jahre zählte, gelangte, nachdem er vergebens Korsika den Genuesern zu entreißen gesucht, in den Besitz von Neapel (s. S. 612). Während er dieses Reich auf seinen natürlichen Sohn Ferdinand vererbte, folgte ihm in Aragonien sein Bruder Johann II. (1458—1479). Dieser war mit Blanka, der Erbtochter des in Navarra regierenden Hauses Evreux und Enkelin Karls des Bösen, vermählt, und als dieselbe im Jahre 1441 starb, verlangte sein Sohn Karl, Herzog von Viana, die Herausgabe seines mütterlichen Erbes. Da Johann sie ihm verweigerte, ergriff er gegen seinen Vater die Waffen; allein er erlag im Kampfe und wurde von Johann gefangen genommen. Nach seiner Freilassung, die er den Bemühungen Johanns II. von Kastilien verdankte, erneuerte er den Krieg; aber auch diesmal blieb der Vater siegreich, und Karl mußte zu seinem Oheim nach Italien entfliehen. Nachdem Johann den Thron von Aragonien bestiegen, wollte er den Herzog von Viana enterben und die Nachfolge in seinen Reichen auf seinen

Sohn Ferdinand übertragen, der ihm in zweiter Ehe geboren worden; die aragonischen Stände widersetzten sich jedoch dieser Absicht, und als der König den aus Italien zurückgekehrten Prinzen Karl gefangen nehmen ließ, befreiten ihn die Katalonier durch Waffengewalt (1461). Da sich bei dem bald darauf erfolgten Tode des Prinzen das Gerücht verbreitete, daß er vergiftet worden, ergriffen die Katalonier aufs Neue die Waffen und boten die Herrschaft ihres Landes zuerst Heinrich IV. von Kastilien und dann dem Infanten Peter von Portugal an. Erst nach einem elfjährigen Kampfe gelang es Johann II. mit Hilfe Ludwigs XI. von Frankreich, sie zur Unterwerfung zu zwingen, und nach dem Falle von Barcelona im Jahre 1472 war die Thronfolge Ferdinands im ganzen aragonischen Reiche gesichert.

Schon während des Bürgerkrieges war das Lieblingsprojekt Johanns II. und seiner Gemahlin, durch die Vermählung ihres Sohnes Ferdinand mit Isabella, der Erbin von Kastilien, die Vereinigung der beiden Reiche anzubahnen, zu Stande gekommen. Diese Verbindung hatte zwar Heinrich IV. aus allen Kräften zu hintertreiben gesucht, weil er, trotz seiner feierlichen Anerkennung Isabella's als Thronerbin von Kastilien, die Krone seiner Tochter Johanna zuzuwenden wünschte, zu welchem Ende diese mit dem portugiesischen Thronerben vermählt werden sollte, während er Isabella gegen ihren Willen mit dessen Vater, Alfons V., der sich um ihre Hand bewarb, zu verheirathen gedachte; aber der entschlossene und thatkräftige Erzbischof von Toledo, der mit dem besseren Theile der Nation auf Isabella's Seite stand und die Unterhandlungen bezüglich ihrer Vermählung mit Ferdinand leitete, hatte sie allen Nachstellungen ihres Bruders zu entziehen gewußt. Nachdem sie unter seinem Schutze nach Valladolid gekommen, wohin sich Ferdinand heimlich, nur von wenigen Dienern begleitet, begeben hatte, wurde dort am 25. Oktober 1469 die Vermählung Beider durch den Erzbischof von Toledo öffentlich vollzogen und Heinrich IV. durch eine Gesandtschaft von der vollendeten Thatsache in Kenntniß gesetzt.

Heinrich IV. erklärte zwar seine Schwester der Thronfolge verlustig, weil sie sich ohne seine Einwilligung verheirathet habe; die Neuvermählten hatten sich jedoch bereits in der Gunst der kastilischen Nation so festgesetzt, daß er bald die Nothwendigkeit einer Aussöhnung mit ihnen einsah, zu welchem Ende eine Zusammenkunft zu Segovia verabredet wurde; aber der Plan seines Günstlings, des Marquis von Villena, sich bei dieser Gelegenheit Ferdinands und seiner Gemahlin zu bemächtigen, führte eine Erneuerung der Feindseligkeiten herbei, denen erst Heinrichs IV. Tod (11. Dezember 1474) ein Ende machte.

Obgleich Heinrich auf seinem Sterbebette seine Tochter Johanna zur Thronerbin eingesetzt, wurden schon am folgenden Tage Ferdinand und Isabella zu Segovia als König und Königin von Kastilien feierlich ausgerufen. Der Marquis von Villena suchte zwar die angeblichen Rechte Johanna's mit Hilfe Portugals zur Geltung zu bringen, indem er eine Verlobung derselben mit ihrem Oheim Alfons V. bewirkte, und in der That erschien der Letztere im folgenden Jahre mit einem Heere von zwanzigtausend Mann in Kastilien; aber die Schlacht bei Toro (1. März 1476) entschied den Kampf zu Gunsten Ferdinands und Isabella's, und nach vergeblichen Bemühungen, Ludwig XI. zur nachdrücklichen Unterstützung seiner Sache zu bewegen, sah sich Alfons V. zu einem Frieden mit Spanien genöthigt, in welchem er, unter Verzichtleistung auf seine Vermählung mit Johanna, die Thronfolge Isabella's anerkannte. (1479).

Drei Jahre später starb Johann II. von Aragonien, im Alter von zweiundachtzig Jahren, und mit der Thronbesteigung Ferdinands war die Vereinigung beider Reiche, durch welche ein großer und glänzender Aufschwung der spanischen Nation angebahnt wurde, zur vollendeten Thatsache geworden.

## Spanien unter Ferdinand (1482—1516), und Isabella (1482—1504).

Als Isabella nach dem Tode ihres Bruders den kastilischen Thron bestieg, war sie vierundzwanzig Jahre alt. Nach der Schilderung der Zeitgenossen, die einstimmig sind im Preise ihrer Schönheit und Anmuth, war sie von mittlerer Größe, hatte eine helle Gesichtsfarbe und kastanienbraunes Haar, und aus ihren milden, blauen Augen leuchteten Intelligenz und Herzensgüte; ihr ganzes Wesen trug das Gepräge des vollendetsten Ebenmaßes geistiger und sittlicher Hoheit. Schon im Alter von vier Jahren des Vaters beraubt, war sie von ihrer frommen Mutter, Isabella von Portugal, in stiller Zurückgezogenheit, fern von dem Geräusche des Hofes, zu natürlicher Einfachheit, strenger Arbeitsamkeit und ebenso wahrer als tiefer Frömmigkeit erzogen worden, und als sie später an den Hof ihres Bruders zurückkehren mußte, strahlte ihre Tugend, Frömmigkeit und Seelengüte inmitten des sittenlosen Treibens ihrer Umgebungen im reinsten Lichte. Frühe reich gebildet, bewahrte sie ihr ganzes Leben hindurch einen regen Sinn für die Wissenschaften, während andrerseits ihre tiefinnige Religiosität ihre Blicke stets auf die höchsten und ewigen Ziele des Lebens gerichtet hielt.

Minder edel und hochherzig als Isabella war der um ein Jahr jüngere Ferdinand, wie er auch an höherer Geistesbildung und wissenschaftlichen Kenntnissen gegen sie zurückstand; doch ragte er nicht nur durch männliche Schönheit und Anstand hervor, sondern war auch ein Muster ritterlicher Zucht und Sitte und dabei ein Mann von reicher staatsmännischer Begabung. In dem zwischen dem Königspaare geschlossenen Ehevertrage hatte Ferdinand sich verpflichtet, Kastiliens Gesetze und Gebräuche streng zu beobachten, kein Kroneigenthum zu veräußern, keine Fremden zu bevorzugen, keinerlei Anstellung in der Armee und im bürgerlichen Staatsdienst ohne Isabella's Zustimmung vorzunehmen, seinen Sitz nach Kastilien zu verlegen und dieses Reich ohne Einwilligung seiner Gemahlin nicht zu verlassen. Alle Gesetze und Verordnungen sollten von Beiden unterzeichnet werden; doch blieben manche wichtige Befugnisse der Königin allein vorbehalten. So erschien, obgleich auch Aragonien alle seine Gesetze und Einrichtungen beibehielt, Kastilien als das Hauptreich.

Die Regierung der „katholischen Herrscher", wie Ferdinand und Isabella wegen ihres entschieden kirchlichen Sinnes nach dem Vorgang des Oberhauptes der Kirche von den Zeitgenossen wie von den Nachkommen genannt wurden, war für Spanien eine überaus segensreiche. Die beiden nunmehr vereinten Reiche hatten durch die fast ununterbrochen fortdauernden inneren Kriege schwer gelitten; alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse befanden sich im Zustande vollständiger Zerrüttung. Der Adel hatte sich an Zügellosigkeit und Willkür gewöhnt und behauptete durch die in seine Hände gelangten Besitzungen eine ebensowohl dem königlichen Ansehen als der allgemeinen Wohlfahrt äußerst nachtheilige Stellung. Dazu kam für Kastilien der Einfluß des lasterhaften Hofes Heinrichs IV., der alle Sittlichkeit untergraben hatte. Verbrechen jeder Art gefährdeten Ruhe und Sicherheit; die Rechtspflege war feil, die Münze verfälscht und verschlechtert; Handel und Verkehr lagen darnieder. Die Heilung aller dieser Schäden war die erste Aufgabe, die sich das junge Herrscherpaar gestellt, und ihrem ebenso einmüthigen als einsichtsvollen und nachdrücklichen Wirken gelang es, eine vollständige Verjüngung Spaniens herbeizuführen.

Um durch die Wiederherstellung einer geordneten und unparteiischen Rechtspflege die schreiendsten Mißstände zu beseitigen, verbündeten sich die „Könige" — so nennen die spanischen Geschichtschreiber Ferdinand und Isabella — mit den Städten. Diese hatten im früheren Mittelalter zum Schutze gegen das von dem zügellosen Adel geübte Faustrecht eine den deutschen Städtebündnissen ähnliche Verbindung, die S a n t a H e r m a n d a d oder „heilige Bruderschaft" gegründet; doch war diese Institution im Laufe der

Zeit immer mehr eingeschlummert. Ferdinand und Isabella erneuerten dieselbe als allgemeine Sicherheitsbehörde, indem sie im Jahre 1476 im Einvernehmen mit den spanischen Ständen, den Cortes, die Verfügung trafen, daß in jedem Orte des Reiches, der mindestens dreißig Familien zähle, ein Gericht der Hermandad eingesetzt werden solle, das über Friedensbrüche, Diebstähle und Widersetzlichkeit gegen die öffentliche Gewalt abzuurtheilen habe. Von den Aussprüchen desselben konnte an den königlichen geheimen Rath appellirt werden. Durch diese Einrichtung wurde ein großer Theil der Polizei und Strafrechtspflege in die Hände der volksthümlichsten Selbstverwaltung gelegt, und das Volk zeigte sich des ihm geschenkten Vertrauens würdig. Dank dem durchgreifenden Wirken der Hermandad, die ihre Justiz unerbittlich und ohne Ansehen der Person ausübte, erfreute sich Spanien schon nach einigen Jahren einer öffentlichen Sicherheit, wie sie zu damaliger Zeit kaum in irgend einem andern Lande Europa's zu finden war.

Uebrigens beschränkte sich namentlich Isabella in der Handhabung der Gerechtigkeitspflege keineswegs auf das Wirken der Hermandad; sie saß vielmehr persönlich in den verschiedenen Städten des Landes, in welchen sie, in Ermangelung einer bestimmten Hauptstadt, wechselweise residirte, jeden Freitag zu Gericht und übte, ohne jedwede Rücksicht auf Geburt und Rang, strenges Recht. In ähnlicher Weise trat Ferdinand in Aragonien gegen Räuberbanden und Raubritter auf. Dem Adel wurde in beiden Reichen die von ihm bisher geübte Gerechtigkeit entzogen; auch wurde demselben die Anlegung von Festungen untersagt und die Herausgabe der königlichen Güter zur Pflicht gemacht, wodurch sich das Staatseinkommen nahezu auf das Doppelte erhöhte. Alle Oppositionsversuche der Großen gegen die Schmälerung ihrer Privilegien scheiterten an der Festigkeit des Herrscherpaares, sowie an der einmüthigen Unterstützung, welche die große Masse der Stadt- und Landbevölkerung der neuen Regierungsweise zu Theil werden ließ.

Ein ganz besonders wirksames Mittel zur Kräftigung der königlichen Gewalt fanden Ferdinand und Isabella in dem Einfluß, den sie sich auf die drei geistlichen Ritterorden von San Jago, Kalatrava und Alkantara zu verschaffen wußten. Nachdem Isabella im Jahre 1476 einen über die Wahl des Großmeisters von San Jago in dem Ordenskapitel ausgebrochenen Streit dazu benutzt hatte, die Uebertragung der Würde an ihren Gemahl zu bewirken, wurde in der Folge durch päpstliche Entschließung auch die Großmeisterwürde der beiden anderen Orden dem König übertragen. Durch diese Verbindung des Großmeisterthums mit der Krone wurden derselben nicht nur die reichen Einkünfte dieser Orden dienstbar gemacht, sondern auch die zahlreichen Ordensritter unter den

Einfluß des Staates gestellt und die Gefahren beseitigt, welche die Macht derselben bei feindseliger Gesinnung für die Krone selbst haben konnte.

Auch die kirchlichen Verhältnisse Spaniens, die während der langjährigen Bürgerkriege vielfach geschädigt worden, waren Gegenstand der besonderen Fürsorge Ferdinands und Isabella's, und die Zugeständnisse, die ihnen von dem Papste Sixtus IV. gemacht wurden, setzten sie in den Stand, in dieselben mit einer gewissen Selbstständigkeit reformatorisch einzugreifen, wie sie auch insofern zur Erhöhung der königlichen Gewalt beitrugen, als sie ihnen auf die Besetzung der höchsten kirchlichen Aemter einen entscheidenden Einfluß sicherten.

Nachdem Ferdinand und Isabella die innere Ruhe in ihren Staaten hergestellt und durch die von ihnen getroffenen Einrichtungen eine sichere Grundlage für ihre Herrschergewalt geschaffen, rüsteten sie zum Kampfe gegen das letzte Maurenreich auf der Halbinsel, das Königreich Granada, dessen Beherrscher schon längst zinspflichtige Vasallen der Krone Kastilien waren, diese Zinspflichtigkeit jedoch stets von sich abzuschütteln gesucht hatten. Trotz seiner geringen Ausdehnung enthielt dieses Reich durch die wunderbare Ergiebigkeit des Bodens in gewissem Grade die Hilfsquellen einer großen Monarchie. Die ursprüngliche Bevölkerung des Landes hatte durch zahlreiche Einwanderungen aus den von den Christen zuletzt eroberten Provinzen einen so bedeutenden Zuwachs erhalten, daß die Könige von Granada hunderttausend Krieger ins Feld stellen konnten. Handel, Gewerbe und Ackerbau und nicht minder Kunst und Wissenschaft standen in höchster Blüthe, und überall herrschte Wohlstand. Die Hauptstadt des Landes, Granada, so genannt von der Granate in ihrem Wappen, umschloß die herrlichsten Denkmäler der maurischen Baukunst, unter welchen besonders die berühmte Alhambra — ein Riesenbau von drei Viertel Stunden im Umfang, der in seinem Innern, „wie eine Muschel die Perle", das Kalifenschloß barg — durch Großartigkeit und Pracht hervorragte.

Schon im Jahre 1476 hatte der König Muley Abul Hassun den von Ferdinand und Isabella geforderten Zins mit der Erklärung verweigert: „Die Könige von Granada, die den Christen Tribut bezahlt, seien todt, und wo man sonst Geld geprägt, um denselben zu entrichten, schmiede man jetzt Waffen, um sich seiner zu entledigen", und hatte damit die spanischen Herrscher offen zum Kampfe herausgefordert; aber der noch nicht beendete Krieg mit Portugal hatte dieselben verhindert, den ihnen hingeworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Erst im Jahre 1481 waren sie in der Lage, den Krieg gegen Granada zu beginnen, und sie thaten dies

mit dem festen Entschluß, das Schwert nicht aus der Hand zu legen, bis in ganz Spanien der Halbmond dem Kreuze gewichen.

Obgleich die Kraft des Maurenreiches durch innere, aus Palastintriguen hervorgegangene Parteiungen gelähmt wurde, dauerte der Kampf volle zehn Jahre; denn wie der wiedererwachte Geist der Kreuzzüge die Spanier zu den größten Heldenthaten entflammte, so kämpften auch die Mauren mit der heldenmüthigsten Tapferkeit und Opferwilligkeit für ihre Religion und ihr Königreich. Aber endlich trug die Ausdauer der christlichen Waffen den Sieg davon. Nachdem bereits am 14. August 1489 das reiche und feste Malaga, die zweite Stadt des Maurenreiches, nach hartnäckiger Vertheidigung sich auf Gnade und Ungnade hatte ergeben müssen und in demselben Jahre auch das wichtige Baza gefallen war, führte Ferdinand im April 1491 ein Heer von achtzigtausend Mann gegen Granada selbst, fest entschlossen, nicht eher heimzukehren, bis er als Sieger in die Stadt eingezogen. Auch Isabella fand sich mit ihren Töchtern in dem Lager ein und wurde bald die eigentliche Seele des ganzen Unternehmens. Um die Belagerung der Stadt auch den Winter hindurch fortsetzen zu können, ließ sie vor den Mauern derselben eine förmliche, mit vier stattlichen Thoren versehene steinerne Stadt erbauen, das noch heute stehende Santa Fé.

Sieben Monate leisteten die Eingeschlossenen den hartnäckigsten Widerstand, bis sich endlich der König Boabdil, Abul Hassuns Nachfolger, genöthigt sah, mit den Beherrschern Spaniens einen Vertrag abzuschließen, kraft dessen ihnen Granada am 3. Januar 1492 übergeben wurde. Unter kriegerischer Musik zogen die jubelnden Christen in die Stadt ein, und bald erglänzte das Kreuz und flatterten die Fahnen Kastiliens auf den Thürmen der Alhambra.

Mit der Eroberung von Granada war die nationale Einigung Spaniens vollendet, und nach jahrhundertelanger Isolirung schwang sich die spanische Nation zu einer der hervorragendsten Rollen in der Geschichte Europa's empor. Auch für die Entwicklung des Kriegswesens war der zehnjährige Kampf mit den Mauren, der von den Christen trotz der großen nationalen und religiösen Erbitterung durch keine unnöthige Grausamkeit befleckt wurde, in hohem Grade förderlich. Unter dem geistigen Einfluß des spanischen Herrscherpaares wurde der Grund zu jener strammen Disciplin und geduldigen Ausdauer, zu jenem hingebenden Gehorsam und unbeugsamen Muthe gelegt, welche den spanischen Heeren für lange Zeit in den europäischen Weltkämpfen ein entschiedenes Uebergewicht sicherten.

Einen ganz anderen Charakter, als die Kämpfe mit den Mauren, tragen die Kriege, welche Ferdinand, bald im Bunde mit Lud-

wig XII. von Frankreich, bald gegen denselben, in Italien und Frankreich führte. Hier war, im Gegensatze zu jener nationalen und religiösen Begeisterung, die das spanische Volk gleich seinen Herrschern im Kampfe für die nationale Einigung Spaniens zu den höchsten Anstrengungen und kühnsten Thaten fortriß, ein rein politisches Interesse das leitende Motiv, und Ferdinand erscheint in denselben nur als der schlaue, klug berechnende Staatsmann, der sich, wo es den Glanz des aragonischen Namens und die Erweiterung seiner Macht galt, in seinen Mitteln nicht allzu wählerisch zeigte.

Eine neue Aera der Macht und nationalen Größe eröffnete sich für Spanien unter der Regierung Ferdinands und Isabella's durch die Entdeckung von Amerika, die zugleich für die Entwicklung der gesammten Menschheit von unberechenbaren Folgen sein sollte.

Während Ferdinand und Isabella sich in ihrer Regententhätigkeit der glänzendsten Erfolge zu erfreuen hatten, war ihr Familienglück durch schwere Schicksalsschläge getrübt. Nachdem im Jahre 1497 ihr einziger Sohn ins Grab gesunken, raffte der Tod auch ihre älteste Tochter Isabella, die Gemahlin des Königs Emmanuel von Portugal, und deren Sohn Michael hinweg, welcher Letztere, wäre er am Leben geblieben, die ganze Halbinsel unter seinem Scepter vereinigt haben würde. Ihre zweite Tochter Johanna, die nunmehrige muthmaßliche Thronerbin, war seit dem Jahre 1496 mit dem Erzherzog Philipp dem Schönen, dem Sohne Maximilians von Oesterreich und Maria's von Burgund, vermählt; aber ihre Ehe war keine glückliche; denn Philipp setzte Johanna's leidenschaftlicher Liebe nur Untreue und Gleichgiltigkeit entgegen, und der Kummer darüber versenkte die unglückliche Fürstin in eine Schwermuth, die allmählich in vollständige Geisteszerrüttung ausartete.

Obgleich durch all' dieses Familienunglück tiefgebeugt, verharrte Isabella in unerschütterlicher Gottergebenheit und lag mit stets gleichem Eifer der Erfüllung ihrer Regentenpflichten ob, bis am 26. November 1504 der Tod nach einem langen und schmerzlichen Krankenlager in ihrem vierundfünfzigsten Lebensjahre ihren geistigen und körperlichen Leiden ein Ziel setzte. Ihre Leiche wurde zunächst in dem Franziskanerkloster Santa Isabella der Alhambra zur Ruhe bestattet, nach Ferdinands Tode jedoch an dessen Seite in der Kathedrale von Granada beigesetzt.

Mit Isabella's Hinscheiden war von Ferdinand der gute Geist gewichen, der bis dahin die unedleren Elemente seines Wesens im Großen und Ganzen niederzuhalten gewußt. Von nun an treten die Schattenseiten seines Charakters in den Vordergrund: ganz hin-

gegeben an die ränkevolle, Treue und Glauben verleugnende Politik der Zeit, erscheint er nur noch als kalt berechnender, zu Argwohn und Undank geneigter Staatsmann. Den testamentarischen Bestimmungen Isabella's entsprechend, nahm er für Kastilien, dessen Krone er niederlegte, als Stellvertreter seiner geisteskranken Tochter, welcher dieses Land bei dem Tode ihrer Mutter zufiel, den Titel eines Reichsverwesers an; er gerieth jedoch dadurch in Streit mit Johanna's Gemahl, der die Regentschaft für sich in Anspruch nahm. Um gegen denselben die Unterstützung Ludwigs XII. von Frankreich zu gewinnen, dessen Interessen ohnehin durch die in Aussicht stehende Vereinigung der spanischen und österreichischen Macht bedroht waren, schritt Ferdinand, noch ehe seit dem Tode Isabella's ein Jahr verstrichen war, zu einer zweiten Ehe mit Germaine de Foix (s. S. 632) und gefährdete dadurch sein und Isabella's ganzes Lebenswerk, die Einigung Spaniens, da, wenn die neue Königin ihm einen Erben gab, Aragonien wieder von Kastilien getrennt werden mußte.

Da Ludwig XII. dem Erzherzog Philipp die Durchreise durch Frankreich versagte, so lange er sich nicht mit seinem Schwiegervater ausgesöhnt haben werde, willigte Philipp in den Abschluß eines Vertrags, kraft dessen die Herrschaft über Kastilien von ihm und Ferdinand gemeinsam geführt werden sollte; kaum war er jedoch in Spanien angelangt, als er sich, gestützt auf die unter dem spanischen Adel herrschende Unzufriedenheit, von dem geschlossenen Vertrage lossagte und seinen Schwiegervater nöthigte, sich gänzlich von der Regentschaft zurückzuziehen.

Die Alleinherrschaft Philipps war jedoch nicht von langer Dauer: er starb schon am 25. September 1506, im Alter von achtundzwanzig Jahren. Sein Tod steigerte die Geisteszerrüttung seiner unglücklichen Gemahlin zum unheilbaren Wahnsinn. Wie sie während seiner Krankheit sein Lager nicht verlassen, so geleitete sie selbst seine Leiche zu ihrer Ruhestätte nach Granada. Gleich nach der Bestattung ließ sie dieselbe jedoch wieder aus der Gruft hervorholen und, in Prachtgewänder gehüllt, in ihr Zimmer bringen, weil sie in dem Wahne lebte, der Tode müsse wieder zum Leben erwachen. Erst als der Leichnam bereits zu verwesen begann, gab sie auf vieles Zureden ihre Einwilligung zu seiner Beisetzung. Johanna überlebte ihren leidenschaftlich geliebten Gemahl um volle fünfzig Jahre; erst am 12. April 1555 — nur drei Jahre vor dem Hinscheiden ihres Sohnes Karl V. — erlöste sie der Tod aus der Nacht des Wahnsinns.

Indessen bedrohte Philipps Ableben Kastilien mit neuen Wirren und zwar um so mehr, als Ferdinand abwesend war. Er hatte sich mit seiner Gemahlin Germaine nach Italien begeben, um in

Neapel die Huldigung des Landes zu empfangen. Zum Glück besaß Spanien in dem Erzbischof von Toledo, dem Kardinal Ximenes, einen Mann, der das schwankende Staatsschiff im richtigen Laufe zu erhalten wußte. Dieser um das Wiederaufblühen des kirchlichen Lebens in Spanien, wie um die gesammte Wohlfahrt des Staates gleich hochverdiente Kirchenfürst (geb. 1436) war, nachdem er im Alter von nahezu fünfzig Jahren in den Franziskanerorden getreten, von der Königin Isabella, die ihn zu ihrem Beichtvater erwählt hatte, im Jahre 1495 zum Erzbischof von Toledo ernannt worden, als welcher er zugleich Primas von Spanien und Großkanzler von Kastilien war, und übte seitdem auf alle Angelegenheiten des Landes einen ebenso entscheidenden als segensreichen Einfluß. Obgleich ihn Ferdinand vielfach gekränkt hatte, vertrat er dessen Interesse mit aller Entschiedenheit und bewog durch sein ebenso leidenschaftsloses als umsichtiges Auftreten die kastilischen Stände, denselben als Reichsverweser anzuerkennen. Zum Danke dafür erwirkte ihm Ferdinand im Jahre 1507 von Julius II. die Verleihung der Kardinalswürde und ernannte ihn zum Großinquisitor von Kastilien. Während Ximenes in dieser letzten Eigenschaft mit unermüdlichem Eifer für die vollständige Christianisirung Spaniens durch eine dauernde, auf Belehrung und schonende Behandlung gegründete Bekehrung der Mauren thätig war, entfaltete er zugleich, als einflußreichster Rathgeber Ferdinands, für das Gesammtwohl Spaniens, insbesondere auch für die Förderung der Wissenschaft und Kunst, die segensreichste Wirksamkeit.

Ferdinand der Katholische starb am 23. Januar 1516, im Alter von vierundsechzig Jahren. Da er aus seiner Ehe mit Germaine de Foix keine Nachkommen hinterließ, blieb Spanien vor einer neuen Zersplitterung bewahrt, indem sowohl Aragonien als Kastilien an den ältesten Sohn Philipps und Johanna's, Karl I., den nachmaligen Kaiser Karl V., übergingen.

## Die spanische Inquisition.

Als der dunkle Punkt in der ruhmvollen Regierung Ferdinands und Isabella's wird gewöhnlich die Einführung der spanischen Inquisition betrachtet, einer Institution, die mit der nach der Beendigung der Albigenserkriege eingerichteten kirchlichen Inquisition nicht zu verwechseln ist.

Die spanische Inquisition trug einen mehr politischen Charakter; denn sie hatte, außer der Entdeckung und Verurtheilung der Häretiker, zugleich die Aufgabe, alle die königliche Gewalt und die nationale Einheit gefährdenden Bestrebungen zu unterdrücken. Die Veranlassung zu der Errichtung der Inquisitionstribunale gaben die

Klagen, die über die Umtriebe der zahlreichen getauften Juden, der Maranos, laut wurden, welche, nur zum Scheine zum Christenthum übergetreten, unter der Maske christlicher Gesinnung sich nicht nur zu den höchsten bürgerlichen Aemtern, sondern selbst zu hohen geistlichen Würden emporzuschwingen gewußt und ihren Einfluß zur Untergrabung des christlichen Glaubens und der spanischen Nationalität auszubeuten suchten. Um dieser Entwürdigung des Christenthums ein Ziel zu setzen und zugleich den Gefahren entgegen zu treten, die aus derselben für die Interessen des Staates wie des Glaubens erwuchsen, wurden Inquisitionsgerichte eingeführt, welche die getauften Juden zu überwachen und bei erwiesener Schuld strafend gegen sie vorzugehen hatten. Später wurden auch die zum Christenthum übergetretenen Mauren, die sogenannten Moriscos, der Aufsicht dieser Glaubensgerichte unterstellt.

Die Inquisitoren waren königliche Beamte, zum Theil aus dem Laienstande, und einer staatlichen Kontrolle unterworfen; auch fielen die Vortheile der von denselben verfügten Konfiskationen ausschließlich der Krone zu. Die ganze, im Jahre 1478 ins Leben getretene Einrichtung, gegen welche Papst Sixtus IV. Einsprache erhob, erhielt erst im Jahre 1486 von Innocenz VIII. die erbetene Bestätigung. Es ist daher eine gröbliche Entstellung der Wahrheit, wenn die spanische Inquisition ein Produkt der „römischen Glaubenstyrannei genannt wird; die Päpste haben vielmehr wiederholt die Inquisitoren zur Milde ermahnt, Gnadenerlasse für Verfolgte gewährt, Verurtheilten und deren Nachkommen ihr Vermögen gerettet, ja sogar Inquisitoren excommunicirt. Ebenso irrig ist die Ansicht, daß der geringste Verdacht genügt habe, den davon Betroffenen den Händen der Inquisition zu überliefern. Niemand durfte eingezogen werden, wenn nicht ausreichende Beweise seiner Schuld vorlagen, und wer sich innerhalb der jedem Angeklagten bewilligten Gnadenfrist freiwillig stellte und Buße that, wurde entlassen und nur mit einer milden Strafe belegt.

Das ganze Verfahren der Inquisitionsgerichte war weit milder und umsichtiger als bei allen anderen Gerichten. Die spanischen Kerker waren freundlicher als die der übrigen Länder; die Folter durfte nur einmal angewendet werden, während sie bei den gewöhnlichen Gerichten wiederholt zur Anwendung gebracht wurde. Die Strafe für Unverbesserliche bestand allerdings nach der damaligen Härte des peinlichen Rechts im Feuertode; was jedoch von den schauerlichen Gräuelscenen der Autos da Fé (Actus fidei — Glaubensakte) erzählt wird, beruht auf böswilliger Erfindung. Die Autos da Fé bestanden keineswegs ausschließlich in der Hinrichtung der Verurtheilten; sie boten im Gegentheil weit häufiger noch das erfreulichere Schauspiel der Freisprechung der für un-

schuldig Befundenen oder der Rückkehr und Buße der Reuigen. Bei dem großen Auto da Fé zu Toledo im Jahre 1486, bei welchem siebenhundertundfünfzig Schuldige bestraft wurden, kam keine einzige Hinrichtung vor; die Strafe bestand nur in einer öffentlichen Kirchenbuße. Genau dasselbe war bei einem zweiten, in dem gleichen Jahre ebenfalls zu Toledo abgehaltenen Auto da Fé der Fall, bei welchem die Zahl der Verurtheilten sogar neunhundert betrug.

Die Zahl der von der Inquisition zum Tode Verurtheilten wurde von kirchenfeindlichen Schriftstellern sehr vergrößert, genauere Nachforschungen haben dieselbe bedeutend reducirt. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Inquisition durchaus nicht ausschließlich in Glaubenssachen aburtheilte, sondern auch Anschuldigungen wegen grober Vergehen gegen die Sittlichkeit, wegen der in Spanien durch das Beispiel der Mauren eingeschleppten Vielweiberei, wegen Gotteslästerung, Kirchenraubs und Zauberei, wegen Wuchers, in Kriegszeiten sogar wegen Schmuggels zu Gunsten des Feindes, vor ihre Gerichtsbarkeit gehörten.

Seine vollständige Ausbildung erhielt das spanische Staatstribunal der Inquisition durch den Dominikaner Thomas Torquemada, der im Jahre 1483 mit Zustimmung des Papstes zum Großinquisitor für Kastilien und bald darauf auch für Aragonien ernannt wurde. Nachdem er für dasselbe ausführliche Statuten entworfen, wurden vier Gerichtshöfe: zu Sevilla, Kordova, Jaen und Toledo, errichtet. Dem Großinquisitor selbst stand ein oberster, aus Geistlichen und Laien bestehender Inquisitionsrath zur Seite, der in bürgerlichen und juristischen Fragen nach Stimmenmehrheit kollegialisch entschied, während ihm in rein geistlichen Fragen nur eine berathende Wirksamkeit zustand.

Es ist durchaus unstatthaft und unbillig, die Inquisition nach den Anschauungen unserer Zeit zu beurtheilen; sie muß vielmehr, wie jede andere Erscheinung in der Geschichte, nach dem Geiste des Zeitalters, dem sie angehört, ins Auge gefaßt und nach den Umständen beurtheilt werden, unter welchen sie in's Leben getreten. Die Pflicht der weltlichen Gewalt, die Häretiker zu bestrafen, wurde noch im sechzehnten Jahrhundert von Katholiken und Protestanten anerkannt. So ließ beispielsweise Kalvin am 27. Oktober 1553 den spanischen Arzt Michael Servede als Ketzer verbrennen, und diese von ihm in einer besonderen Abhandlung vertheidigte Hinrichtung erntete den vollen Beifall Melanchthons. In einem noch weit milderen Lichte erscheint die spanische Inquisition, wenn man der großen Zahl jener Unglücklichen gedenkt, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, und selbst über diese Zeit hinaus, in protestantischen wie in katholischen Ländern den schauerlichen Hexenprozessen zum Opfer gefallen sind.

Was die Behauptung betrifft, die spanische Inquisition sei unvolksthümlich gewesen, so entbehrt dieselbe jeder Begründung: die Glaubensgerichte fanden vielmehr unter der Masse der Bevölkerung die entschiedenste Billigung; nur der Adel und die Geistlichkeit waren denselben abgeneigt. Ebensowenig der Wahrheit entsprechend ist der Vorwurf, die Inquisition habe den Geist des spanischen Volkes gelähmt und dadurch jeden Fortschritt der Kultur und Wissenschaft zur Unmöglichkeit gemacht. Die Glanzperiode der spanischen Literatur, die Zeit der weltberühmten Dichter **Cervantes**, **Lope de Vega**, **Calderon**, fällt vielmehr mit der Blüthezeit der Inquisition zusammen; auch ist keinem spanischen Gelehrten, obgleich deren ziemlich viele vor die Inquisition gestellt worden sind, je ein Haar versengt worden.

## Portugal.

Nach der gänzlichen Befreiung Portugals von der Herrschaft der Mauren durch Alfons III. (s. S. 126) erhob sich das portugiesische Reich unter Alfons' Nachfolger, **Dionysius dem Gerechten** (1279—1325), zu immer höherer Blüthe. Dionysius trug nicht nur Sorge für die Hebung des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, sondern förderte auch die Wissenschaft durch die Gründung einer Universität zu Lissabon, die später nach Coimbra verlegt wurde, und begründete die Größe Portugals durch die Vermehrung der Flotte. Sein Bestreben, die großen Freiheiten des Adels und der Geistlichkeit zu beschränken, verwickelte ihn in einen Streit mit diesen beiden mächtigen Ständen, aus welchem er siegreich hervorging. Sein Sohn **Alfons IV. der Kühne** (1325—1357) erwarb sich hohen Ruhm durch seine Betheiligung an der siegreichen Schlacht am Salado (s. S. 666) und setzte die Bestrebungen seines Vaters zur Hebung der Blüthe seines Reiches fort; doch scheiterten dieselben zum Theile an den schweren Naturereignissen, von welchen Portugal gleich so vielen andern Ländern zu jener Zeit heimgesucht wurde (s. S. 382 f.). Die Pest des Jahres 1348 und ein furchtbares Erdbeben schlugen dem Lande tiefe Wunden.

Ueber Alfons' V. Familienleben waltete ein herbes Mißgeschick. Sein Sohn **Peter**, später der **Strenge** genannt, hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit einer edlen Kastilianerin, **Ignez de Castro**, für welche er in heftiger Liebe entbraunt war, heimlich vermählt, und die Gunst, die er ihren Brüdern, sowie vielen andern eingewanderten Kastilianern zu Theil werden ließ, erregte den Neid und die Eifersucht der portugiesischen Großen. Sie stellten dem König vor, daß es den Kastilianern, die sich, um den Verfolgungen ihres Königs Peter des Grausamen zu entfliehen, in immer größerer

Zahl in Portugal einfanden, wohl gelingen könne, seinem Enkel aus Peters erster Ehe die Krone zu rauben und dieselbe auf den ältesten Sohn der Ignez zu übertragen, und bewogen ihn dadurch, seine Einwilligung zur Ermordung der Letzteren zu geben. Die That wurde vollbracht, während Peter von Coimbra, wo Ignez in stiller Zurückgezogenheit lebte, abwesend war. Von Schmerz und Rachsucht entflammt, ergriff Peter im Vereine mit den Brüdern seiner ermordeten Gemahlin die Waffen gegen seinen Vater; doch kam es bald zu einer Versöhnung zwischen Beiden. Als jedoch Peter nach dem zwei Jahre später erfolgten Tode seines Vaters den Thron bestiegen, nahm er an den Urhebern der blutigen That schwere Rache, während er Ignez' Leiche, mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, feierlich in der Königsgruft beisetzen ließ. Die gleiche Strenge, mit welcher er seine Regierung begonnen, kennzeichnete auch deren weiteren Verlauf; doch gereichte dieselbe seinem Lande zum Vortheil, da er dadurch Ruhe und Ordnung aufrecht hielt.

Unter der Regierung Ferdinands I. des Zierlichen, des Sohnes und Nachfolgers Peters (1367—1383), eines unthätigen, wankelmüthigen, der Ueppigkeit ergebenen Fürsten, sank Portugal von der Höhe herab, zu welcher es sich unter den vier letzten Herrschern emporgeschwungen. Da seine Mutter, Peters des Strengen erste Gemahlin, eine Tochter Sancho's IV. von Kastilien gewesen, erhob er nach dem Tode Peters des Grausamen Anspruch auf die kastilische Krone und verband sich gegen Heinrich den Unächten mit Johann von Lancaster (s. S. 667); der Krieg verlief jedoch zu seinem Nachtheile und endete mit einem Frieden, in welchem die Vermählung Johanns I. von Kastilien, des Sohnes Heinrichs II., mit Ferdinands Tochter Beatrix vereinbart wurde, die er als sein einziges Kind zur Thronerbin hatte erklären lassen.

Durch diese Vermählung entstand ein neuer Krieg zwischen Portugal und Kastilien, indem die Portugiesen bei dem Tode Ferdinands aus Haß gegen die Kastilianer die Anerkennung Johanns als ihres Königs verweigerten und die Krone einem natürlichen Sohne Peters des Strengen, Johann, Großmeister des Avisordens, übertrugen. Der Krieg begann unter günstigen Aussichten für die Kastilianer; sie erlagen jedoch schließlich, und die nach dem frühen Tode Johanns I. von Kastilien (1390) in diesem Lande ausgebrochenen Wirren setzten Johann von Portugal in den Stand, sich auf seinem Throne zu befestigen. Der Friede, in welchem Kastilien ihn als König von Portugal anerkannte, wurde jedoch erst im Jahre 1411 geschlossen.

Unter der Regierung Johanns I. des Unächten eröffnete sich für das portugiesische Volk eine Epoche des Glanzes und Ruhmes. Nachdem der König im Jahre 1415 den afrikanischen Mauren das

für Portugal stets gefährliche Ceuta entrissen, begannen im Jahre 1418, unter der Leitung seines dritten Sohnes, des Infanten Heinrich, die folgenschweren Entdeckungsreisen der Portugiesen. Johann I., unter welchem Lissabon der bleibende Herrschersitz und der dortige Bischof der Metropolit von ganz Portugal wurde, starb im Jahre 1433, nach achtundvierzigjähriger kraftvoller Regierung, und hinterließ den Thron seinem ältesten Sohne Eduard (1433—1438). Dieser wollte seines Vaters Eroberungen in Afrika fortsetzen und sandte ein Heer unter seinen beiden Brüdern Ferdinand und Heinrich zur Eroberung von Tanger ab; aber die Portugiesen wurden durch die überlegenen Streitkräfte der Mauren eingeschlossen und konnten sich nur durch das Versprechen der Zurückgabe von Ceuta freien Abzug erkaufen. Als Bürgschaft für die Erfüllung des geschlossenen Vertrags wurde der Infant Ferdinand zurückbehalten, und da die Cortes trotz aller Bemühungen des Königs ihre Zustimmung zu demselben verweigerten, blieb der Prinz bis an sein Lebensende (1443) in harter Gefangenschaft. Sein tragisches, mit christlicher Ergebung ertragenes Geschick gab dem spanischen Dichter Calderon den Stoff zu seinem berühmten Trauerspiel „der standhafte Prinz." Eduards Sohn und Nachfolger Alfons V. (1438—1481) war glücklicher als sein Vater in seinen Unternehmungen gegen die Mauren; er entriß ihnen im Jahre 1471 Tanger und erhielt davon den Beinamen „der Afrikaner." Dagegen scheiterte sein Versuch, nach dem Tode Heinrichs IV. den „Königen" Ferdinand und Isabella Kastilien zu entreißen (s. S. 672).

## XXXVI.

# Die Entdeckungsreisen der Portugiesen und Spanier.

## Die Entdeckung des Seewegs nach Indien.

(1498.)

Der Infant Heinrich, der „Seefahrer", der an dem Zuge seines Vaters gegen die Mauren Theil genommen, hatte seinen Aufenthalt in Ceuta dazu benutzt, sich durch maurische Gefangene und Handelsleute Kunde von der Westküste und dem Innern Afrika's zu verschaffen; denn sein ganzes Streben war darauf gerichtet, seinem Vaterlande erweiterte Besitzungen und neue Hilfsquellen zu erwerben. Nach seiner Rückkehr nach Portugal zog er sich auf seinen Landsitz Terzanabal bei Lagos in Algarbien zurück, um sich ungestört dem Studium der Erd- und Himmelskunde hinzugeben und im Vereine mit den hervorragendsten portugiesischen Seefahrern Pläne zu Entdeckungsreisen auszuarbeiten, zu welchen ihm die reichen

Einkünfte des Christusordens, dessen Großmeister er war, die Mittel verschafften.

Im Jahre 1418 erboten sich zwei kühne Ritter aus der Umgebung des Infanten, Johann Gonsalvez und Tristan Vaz, das Kap Bojador zu umschiffen, über welches sich die Portugiesen bis dahin nicht hinausgewagt, und nachdem Heinrich ihnen zu diesem Zwecke ein Fahrzeug hatte ausrüsten lassen, entdeckten sie, durch Stürme westwärts getrieben, die Insel Porto Santo, auf welcher alsbald eine portugiesische Niederlassung gegründet wurde. Von Porto Santo aus wurde am 8. Juli 1419 die Insel Madeira aufgefunden, die unbewohnt und mit dichtem Gehölz bedeckt war. Um Raum zu Anpflanzungen zu gewinnen, beschloß Gonsalvez, einen Theil des Waldes in Brand zu stecken; das Feuer griff jedoch dergestalt um sich, daß ihm nicht mehr Einhalt gethan werden konnte und der Brand sieben Jahre fortgedauert und alles Gehölz auf der Insel zerstört haben soll. Der Infant ließ hierauf Reben aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien auf der Insel anpflanzen, und Beides gedieh auf dem durch die Asche trefflich gedüngten Boden über alles Erwarten.

Trotz dieser Erfolge hatte der Infant bei seinen fortgesetzten Unternehmungen zur See mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm besonders durch die irrige Ansicht der Menge bereitet wurden, daß die Gegenden der heißen Zone wegen der Sonnengluth unbewohnbar seien und die nach denselben entsandten Portugiesen einem sicheren Tode entgegen gingen; dennoch erkaltete sein Eifer nicht, und die glücklichen Ergebnisse der fortgesetzten Fahrten drängten nicht nur nach und nach alle diese Besorgnisse in den Hintergrund, sondern führten auch zu einer immer regeren Betheiligung an den Unternehmungen des Prinzen. Auch der päpstliche Stuhl begünstigte dieselben im Interesse der Verbreitung des christlichen Glaubens, indem er dem Infanten die Ermächtigung ertheilte, alle neu entdeckten Länder für die Krone Portugal in Besitz zu nehmen. Nachdem im Jahre 1432 durch Gilianez, einen Hofjunker Heinrichs, das Kap Bojador umschifft und im folgenden Jahre die Azoren und die kanarischen Inseln entdeckt worden, erreichten die portugiesischen Schiffe im Jahre 1450 die Mündung des Senegal, kamen zwei Jahre später an die Küste von Guinea und entdeckten im Jahre 1456 die Inseln des grünen Vorgebirgs, auf welchem sich sogleich portugiesische Ansiedler niederließen.

Heinrich der Seefahrer starb im Jahre 1460, hochverdient um sein Vaterland und um die Welt. Nach seinem Tode geriethen die Entdeckungsreisen für eine Zeitlang ins Stocken, da der damals regierende König Alfons V. die Fortsetzung der von seinen

Vorgängern begonnenen Eroberungen in dem afrikanischen Maurenreiche für wichtiger hielt und später durch seinen Krieg mit Spanien vollauf beschäftigt war; erst unter Johann II. (1481—1495) wurden sie mit dem früheren Eifer wieder aufgenommen. Nachdem in Guinea Kolonien gegründet und an der dortigen Küste mehrere festen Plätze angelegt worden, segelten die portugiesischen Seefahrer weiter und drangen nach der Entdeckung der Königreiche Benin und Kongo über dreihundert Meilen jenseits der Linie vor. Da durch diese Reisen nicht nur das alte Vorurtheil, daß der mittlere Strich der heißen Zone unbewohnbar und undurchschiffbar sei, widerlegt, sondern auch die Ueberzeugung gewonnen worden, daß Afrika nicht, wie man bis dahin allgemein geglaubt, nach Süden zu immer breiter werde und daß somit die Aussicht vorliege, durch die Umschiffung dieses Welttheils einen Seeweg nach Indien zu finden, ließ Johann II. im Jahre 1486 zur Erreichung dieses hochwichtigen Zieles ein kleines Geschwader ausrüsten, an dessen Spitze er den kühnen Bartholomäus Diaz stellte. Dieser umsegelte in der That die Südspitze von Afrika; doch hinderten ihn Meutereien unter seinen Schiffsleuten an der Fortsetzung seiner Reise. Da er bei der Rückfahrt an dem südlichen Vorgebirge Afrika's heftige Stürme auszuhalten hatte, nannte er dasselbe das stürmische — Cabo Tormentoso; der hocherfreute König verwandelte jedoch diesen Namen, in der festen Ueberzeugung, daß der Seeweg nach Indien gefunden sei, in den des Vorgebirgs der guten Hoffnung.

Die weitere Verfolgung der von Bartholomäus Diaz gemachten wichtigen Entdeckung blieb dem Nachfolger Johanns II., Emmanuel dem Großen, dem Enkel Eduards, vorbehalten, der im Jahre 1495 seinem kinderlos verstorbenen Vetter Johann II. auf dem Throne gefolgt war und unter dessen glänzender Regierung Portugal die höchste Stufe seiner Macht und seines Ansehens erreichte. Am 9. Juli 1497 ging eine Flotte von vier Schiffen unter der Führung des trefflichen Seemannes Vasco de Gama unter Segel. Nach einer durch heftige Stürme erschwerten und verlängerten Fahrt, während deren Gama zugleich mit Meutereien unter seinen Schiffsleuten zu kämpfen hatte, wurde am 20. November die Südspitze Afrika's erreicht, nach deren Umsegelung Gama längs der von Mohammedanern bewohnten Küste von Sofala in östlicher Richtung weiter segelte. Nachdem er auf den Inseln Mozambique und Mombazza mit Verrath und Verfolgungen von Seiten der mohammedanischen Einwohner zu kämpfen gehabt, erreichte er am 14. April 1498 Melinde, dessen König ihn freundlich aufnahm und mit ihm ein Bündniß schloß. In Begleitung eines kenntnißreichen und erfahrenen Lootsen aus Melinde setzte er die Fahrt fort und erreichte am 19. Mai, nach einer Fahrt von zweiundzwanzig Tagen, die

Stadt Kalikut auf der Küste von Malabar, in deren Hafen die portugiesischen Schiffe unter Trompetenschall einliefen.

So war nach einer elfmonatlichen Fahrt das Ziel so vieler Mühseligkeiten erreicht und das vielgepriesene Indien auf dem neuen Wege aufgefunden. Gama ließ sich durch einen maurischen, in Kalikut ansässigen und der spanischen Sprache kundigen Kaufmann aus Tunis dem Beherrscher der Stadt, der den Titel Zamorin, d. h. der Küstenfürst, führte, vorstellen und fand denselben nicht abgeneigt, ein Handelsbündniß mit den Portugiesen abzuschließen; allein die in Kalikut ansässigen Mauren, die von einem solchen Bündniß eine Beeinträchtigung ihrer Handelsvortheile fürchteten, bestachen den obersten Hofbeamten des Zamorin und erweckten in diesem selbst ein so großes Mißtrauen gegen die Fremden, daß Gama, für seine Sicherheit besorgt, sich wieder einschiffte, um die Rückreise anzutreten. Nach zweijähriger Abwesenheit lief er am 29. August 1499 unter dem Jubel des Volkes in den Hafen von Lissabon ein. König Emmanuel überhäufte ihn mit Ehren und Belohnungen, und im ganzen Lande wurden Dankgebete für die wichtige Entdeckung und die glückliche Heimkehr der kühnen Seefahrer angestellt.

## Die Niederlassungen der Portugiesen in Ostindien.

(1500—1557.)

Entschlossen, die erlangte Kenntniß des Seeweges nach Indien sofort zur Gründung einer Niederlassung in diesem Lande zu benutzen, sandte Emmanuel am 8. März 1500 eine Flotte von dreizehn Schiffen unter den Befehlen des Admirals Pedro Alvarez Kabral dahin ab, mit dem Auftrage, nöthigenfalls durch Waffengewalt festen Fuß in Indien zu fassen. Ein heftiger Sturm, der die Flotte in der Nähe des grünen Vorgebirges überfiel, bewog Kabral, seine Richtung mehr nach Westen zu nehmen, und so gelangte er an die Küste von Brasilien. Nachdem er dieses Land unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten für den König von Portugal in Besitz genommen und eines seiner Schiffe zur Ueberbringung dieser wichtigen Botschaft nach Lissabon zurückgesandt, setzte er am 5. Mai 1500 von Brasilien aus seine Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung fort. Vier seiner Schiffe versanken mit der gesammten darauf befindlichen Mannschaft, darunter auch der Entdecker des Kaps, Bartholomäus Diaz. Mit den übrigen erreichte Kabral ohne weitere Unfälle die Küste von Malabar und lief am 13. September in den Hafen von Kalikut ein.

Der Zamorin zeigte anfangs freundliche Gesinnungen; allein auch diesmal gelang es den Ränken der Mohammedaner, ihn so sehr gegen die Portugiesen einzunehmen, daß er sich zu offnen Feindselig-

keiten gegen dieselben hinreißen ließ. Um ihn einzuschüchtern, gab Kabral Befehl zur Beschießung von Kalikut und ließ zugleich eine Anzahl Schiffe des Zamorin verbrennen; da dieser jedoch hierauf ernste Kriegsrüstungen anstellte, ging er wieder unter Segel, um die Küste von Malabar zu beschiffen, und wurde von den kleineren Königen von Kochin und Kanaor aus Eifersucht und Haß gegen den Zamorin, der eine Art Oberherrschaft über sie ausübte, freundsich aufgenommen. Mit einer reichen Ladung indischer Waaren versehen, trat er die Rückfahrt nach Portugal an, wo er am 23. Juni 1501 glücklich wieder anlangte.

Da Emmanuel nicht nur dauernde Handelsverbindungen mit Indien anzuknüpfen wünschte, sondern auch Eroberungen in diesem Lande zu machen gedachte, sandte er im März 1502 den Entdecker des Seewegs, Vasco de Gama, zum andern Male mit zwanzig Schiffen nach der Küste von Malabar, ab, und diesem gelang es, mit der ihm zu Gebote stehenden Macht dem portugiesischen Namen Achtung in Indien zu verschaffen. Nachdem er den Zamorin durch die Beschießung von Kalikut eingeschüchtert und in Kochin die erste portugiesische Niederlassung gegründet, durch deren tapfere Vertheidigung gegen den erbitterten Zamorin sich der hochherzige Pacheco Pereira unsterblichen Ruhm erwarb, kehrte er mit einer reichen, den Sarazenen entrissenen Beute nach Portugal zurück und erreichte am 10. November 1503 den Hafen von Lissabon.

Zwei Jahre später sandte Emmanuel den Don Francesco de Almeida mit einer Flotte von zweiundzwanzig Segeln und fünfzehnhundert Mann Truppen als Vicekönig nach Indien, und dieser tapfere Kriegsheld zwang die indischen Fürsten, den König von Portugal als Oberherrn anzuerkennen und den Portugiesen nicht nur die Errichtung von Faktoreien in ihren Ländern, sondern sogar die Anlegung von Citadellen in ihren Hauptstädten zu gestatten, und behauptete siegreich die errungenen Vortheile bis zu seiner Abberufung im Jahre 1509. Auf der Rückfahrt wurde er bei seiner Landung an dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit fünfundsechzig seiner Begleiter von einer wilden Schaar Hottentotten erschlagen.

Almeida's Nachfolger war der ebenso fromme und hochherzige als heldenmüthige Alfons von Albuquerque, einer der größten Männer seines Jahrhunderts. Obgleich ihm nicht nur Neid, Eifersucht und böser Wille von Seiten seiner Untergebenen, sondern auch das unverdiente Mißtrauen des portugiesischen Hofes die größten Schwierigkeiten bereitete, wurde er durch die glänzenden Erfolge seiner Waffen und das hohe Ansehen, zu welchem er den portugiesischen Namen emporzuheben wußte, der eigentliche Begründer der portugiesischen Herrschaft in Ostindien. Nachdem er den Beherrscher von Ormus zu dem Versprechen eines jährlichen Tributs an die

Krone Portugal bewogen und Goa erobert hatte, das den Mittelpunkt der portugiesischen Macht in Indien bilden sollte, unternahm er im Jahre 1511 mit neunzehn Schiffen, welche achthundert Portugiesen und sechshundert Malabaren an Bord hatten, einen Zug gegen Malakka, den wichtigsten Stapelplatz des hinterindischen Handels, wo Chinesen, Indier und Araber ihre Waaren austauschten. Obgleich die mit zahlreichem Geschütz versehene Stadt von ihren malaiischen Einwohnern auf das Tapferste vertheidigt wurde, nahm er sie nach einem zweimaligen Sturme ein und traf, nachdem er die Stadt mit starken Befestigungswerken versehen, so treffliche Einrichtungen zum Schutze des Handels, daß Malakka seitdem noch weit mehr von fremden Kaufleuten besucht wurde, als früher. So hoch war bereits sein Ansehen gestiegen, daß Gesandte der Beherrscher von Siam, Java und Sumatra in Malakka erschienen, um Freundschafts- und Handelsverträge mit ihm abzuschließen. Selbst bis zu dem Vaterland der feinsten Gewürze, den Molukken, drang ein Theil seiner Flotte vor. Der portugiesische Name stand auf der Höhe seines Ruhmes.

Von Malakka eilte Albuquerque nach dem von Feinden hart bedrängten Goa zurück und befreite die Stadt mit Hilfe einiger aus Europa angelangten Verstärkungen. Dann brach er gegen Ormus auf, dessen Beherrscher die gegen Portugal eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt gelassen. Die Eroberung dieser wichtigen Insel, welche die Einfahrt in den persischen Meerbusen beherrscht, war die letzte in der langen Reihe seiner glorreichen Thaten. Auf der Rückfahrt erhielt er die Nachricht von seiner Abberufung, und dieser Undank des portugiesischen Hofes versetzte dem durch eine gefährliche Krankheit bereits erschöpften Helden den Todesstoß: er starb, von den Indiern wie von den Portugiesen tief betrauert, am 16. Dezember 1515 im Angesichte von Goa, das noch einmal zu sehen sein letzter Wunsch gewesen.

Nach Albuquerque's Tod setzten die Portugiesen ihre Entdeckungen und Eroberungen in Indien noch eine Zeitlang fort. Die Molukken wurden in Besitz genommen, auf der Insel Ceylon und der Küste von Koromandel Niederlassungen und auf den Sunda-Inseln Faktoreien errichtet und mit Japan, später auch mit China, vortheilhafte Handelsverbindungen angeknüpft; aber dennoch konnte sich der Glanz des portugiesischen Namens nicht auf der Höhe erhalten, zu welcher ihn Albuquerque emporgehoben. Mehr und mehr trat an die Stelle des alten Heldeneifers ein kleinlicher Kaufmannsgeist. Die Leichtigkeit, mit welcher Reichthümer gewonnen wurden, steigerte die Habsucht; erschlaffende Weichlichkeit und Ueppigkeit nahmen überhand, und in die Verwaltung schlichen sich die gröbsten Mißbräuche ein. Ueberdies erschwerte die große Ausdehnung der

Küsten, an denen sich die portugiesischen Besitzungen befanden, die Behauptung derselben, und als nach dem Tode Johanns III., des Sohnes und Nachfolgers Emmanuels des Großen (1557), im Mutterlande Verwirrungen eintraten, eilte die ohne nachdrückliche Unterstützung gelassene portugiesische Herrschaft in Indien einem raschen Verfalle entgegen.

## Die Entdeckung von Amerika durch Christoph Columbus.

(1492.)

Noch ehe die Portugiesen den Seeweg nach Indien gefunden, war von Spanien aus zu dem gleichen Zwecke eine Entdeckungsreise in westlicher Richtung unternommen worden, die nichts Geringeres zur Folge haben sollte, als die Entdeckung eines neuen Welttheils. Der Mann, in dessen genialem Geiste der Gedanke zur Reise gekommen, Indien auf westlichem Wege aufzusuchen, war der Italiener Christoph Columbus, oder eigentlich Colombo, von den Spaniern Christoval Colon genannt.

Geboren im Jahre 1436 — nach Andern erst im Jahre 1447 — zu Genua oder in dessen Umgegend, hatte sich Columbus frühe schon durch eifriges Studium der Geometrie, Astronomie und Erdkunde zum tüchtigen Seefahrer ausgebildet und in den häufigen Seekämpfen der italienischen Staaten Gelegenheit gefunden, sich durch Muth und Geistesgegenwart hervorzuthun. Der Wunsch, sich über den Verlauf der portugiesischen Entdeckungsreisen genauer zu unterrichten, bewog ihn, sich im Jahre 1470 nach Portugal zu begeben, wo er sich mit der Tochter des Bartholomäus Perestrello, eines Schiffshauptmanns des Infanten Heinrich, verheirathete, dessen nachgelassene Tagebücher, Zeichnungen und Karten sein lebhaftestes Interesse erregten. Seine Betheiligung an den Guineafahrten der Portugiesen steigerte den längst in ihm erwachten Entdeckungstrieb und gab ihm den kühnen Gedanken ein, den äußersten Osten auf dem Wege nach Westen aufzusuchen.

Dieser Gedanke beruhte auf der Ueberzeugung des Columbus von der Kugelgestalt der Erde, einer Ueberzeugung, die schon die alten Philosophen ausgesprochen und die sich mit den geographischen Kenntnissen der Alten durch das Mittelalter fortgepflanzt und von den besten Köpfen jener Zeit getheilt wurde. Die Schwierigkeiten des von ihm beabsichtigten Unternehmens schlug Columbus geringer an, als sie wirklich waren; denn er theilte die irrige Ansicht der alten Geographen, nach welcher Asien weit mehr nach Osten reichen sollte, als es in Wahrheit der Fall ist, und wurde in derselben durch den Umstand bestärkt, daß portugiesische Seefahrer zuweilen

künstlich geschnitztes Holz und Baumstämme eigener Art, ja einmal sogar zwei Leichname von ganz fremdartiger Bildung von Westen her an die Küste der Azoren hatte antreiben sehen.

Nachdem Columbus im Jahre 1474 dem wegen seiner ausgedehnten mathematischen und geographischen Kenntnisse hoch berühmten Florentiner Paul Toscanelli seine Ansichten brieflich mitgetheilt und dieser ihm seine volle Zustimmung zu denselben ausgesprochen, suchte er seine Vaterstadt Genua für seinen großen Plan zu gewinnen: er wurde jedoch von derselben als ein Projektmacher abgewiesen. Auch der König von Portugal lehnte seine Anträge ab, da dessen Räthe den ganzen Plan für unausführbar erklärten. Hierauf wandte sich Columbus an Spanien; der eben begonnene Krieg gegen Granada nahm jedoch Ferdinands und Isabella's Sorge so sehr in Anspruch, daß sie seinem Anerbieten nur geringe Aufmerksamkeit schenkten. Erst nach zehnjährigen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm, die Königin Isabella für das geplante Unternehmen zu gewinnen, und am 17. April 1492 wurde zu Granada der Vertrag unterzeichnet, durch welchen Columbus zum Admiral, Vicekönig und Statthalter in allen von ihm zu entdeckenden Ländern ernannt wurde und die Zusicherung des zehnten Theils aller aus denselben zu hoffenden Einkünfte, sowie die Zusage erhielt, daß alle ihm bewilligten Würden und Vortheile seinen Nachkommen für ewige Zeiten verbleiben sollten.

Am Morgen des 3. August 1492 lief Columbus mit dem kleinen, für ihn ausgerüsteten Geschwader, das nur aus drei leichtgebauten und ärmlich ausgestatteten Schiffen bestand und dessen Bemannung sich zum größten Theile nur mit Widerstreben zur Einschiffung verstanden, aus dem Hafen von Palos in Andalusien aus, nachdem er an dem vorhergehenden Tage in dem nahe gelegenen Kloster Rabida sein Unternehmen dem Schutze des Himmels empfohlen und mit seinen Gefährten die heilige Kommunion empfangen. Nach einer kurzen Fahrt wurde mit den kanarischen Inseln die letzte bekannte Station erreicht. Von hier segelte Columbus westwärts, gerade in das offene Weltmeer hinein. Von einem frischen Ostwind begünstigt, ging die Fahrt rasch von Statten; als jedoch Tag um Tag verstrich, ohne daß irgend welches Zeichen ein nahendes Gestade verkündete, entsank der Mannschaft der Muth, und nur mit Mühe gelang es Columbus, dessen Vertrauen unerschüttert blieb, ihr stürmisches Drängen zur Umkehr zu beschwichtigen. Indessen wuchs die Unzufriedenheit von Tag zu Tag, und schon drohte die Erbitterung der Mannschaft in offene Empörung auszuarten, als sich endlich am Abend des 11. Oktober Vorboten des nahen Landes zeigten. Während der Nacht, die in wachsender Aufregung verbracht wurde, bemerkte Columbus in der Ferne den

Schimmer eines Lichtes, und beim ersten Tagesgrauen erscholl der Freuderuf: Land, Land! Vor den Blicken des jubelnden Schiffsvolkes lag eine ebene, mit frischem Grün bedeckte Insel. Columbus ließ die Anker werfen und die Boote aussetzen, und bei dem Aufgang der Sonne ruderten die Spanier mit kriegerischer Musik und wehenden Fahnen dem Gestade zu. Im Scharlachmantel, das Banner Kastiliens in der Hand, betrat Columbus zuerst das Land, kniete nieder, um in heißem Gebete Gott zu danken, nahm dann unter den üblichen Ceremonien von der Insel für die kastilische Krone Besitz und gab ihr den Namen San Salvador, während die Eingeborenen sie Guanahani nannten.

Mit Staunen sahen die am Ufer versammelten Insulaner dem Treiben der Fremdlinge zu, die ihnen wie Wesen höherer Art erschienen, während sie in den Schiffen Ungeheuer zu erblicken glaubten. Auch die Spanier staunten über die nackten, kupferfarbenen, gutmüthig aussehenden Insulaner, deren ganze Erscheinung eine äußerst niedrige Bildungsstufe verrieth. Als diese sahen, daß die Goldbleche, die sie zum Zierrath in Nase und Ohren trugen, die Habsucht der Spanier reizten, wiesen sie nach Süden hin, um anzudeuten, daß dort das eigentliche Goldland sei. Diesem Winke folgend, richtete Columbus, nach kurzem Aufenthalt auf der Insel, seinen Lauf mehr nach Süden und erreichte, nachdem er an verschiedenen kleineren Inseln vorübergefahren, die große Insel Kuba, deren Naturschönheiten und üppige Vegetation ihn in Entzücken versetzten. Er hielt dieselbe anfangs für die von dem venetianischen Reisenden Marco Polo beschriebene Insel Cipango — wahrscheinlich Japan — die dreihundert Meilen von der asiatischen Küste liegen und einen ungeheuren Reichthum an Gold, Edelsteinen und Perlen besitzen sollte, später für Indien selbst; aber er spähte vergebens nach den Spuren eines Anbaues und fortgeschrittener Gesittung: überall trat ihm der ursprünglichste und harmloseste Naturzustand entgegen, und scheu entwichen die Bewohner beim Anblick der Spanier in die nahen Wälder.

Endlich entschloß sich Columbus, die Fahrt fortzusetzen, und gelangte am 8. Dezember an die Insel Hayti, welche die Spanier so sehr an ihre Heimath erinnerte, daß Columbus sie Isla Espannola — spanische Insel — nannte, woher der Name Hispaniola entstanden ist. Später wurde sie nach der darauf angelegten Hauptstadt San Domingo genannt. Auch hier fand er dieselben landschaftlichen Schönheiten und die gleiche Ueppigkeit der Vegetation, wie auf Kuba. Willig gaben die freundlichen und gutmüthigen Insulaner den Spaniern für Glasperlen, Schellen und andere Kleinigkeiten Goldbleche in Menge und deuteten gleichfalls, auf die Frage nach dem Goldlande, nach dem Süden hin. In-

dessen befand sich Columbus nicht in der Verfassung, seine Entdeckungsreise weiter fortzusetzen, indem ihm von seinen drei Schiffen nur noch eines geblieben war. Mit dem einen der beiden anderen hatte sich der Befehlshaber desselben, Pinzon, heimlich entfernt, um das Goldland für sich allein aufzusuchen, und das dritte war an einer Klippe gescheitert. Columbus entschloß sich daher zur Umkehr. Nachdem er auf Hayti aus den Trümmern seines gescheiterten Schiffes das kleine Fort Navidad gebaut und den dort freiwillig zurückbleibenden Spaniern dringend anempfohlen, die Insulaner durch eine freundliche Behandlung in ihrer günstigen Gesinnung zu erhalten, schiffte er sich am 4. Januar 1493 zur Rückkehr nach Spanien ein.

Gleich von Anfang an waren die Winde ungünstig und wechselnd, und bald erhob sich ein so heftiger Sturm, daß Columbus jeden Augenblick den Untergang seines gebrechlichen, machtlos den tobenden Wogen preisgegebenen Fahrzeugs erwarten mußte. Eilig schrieb er die Nachricht von seinen Entdeckungen auf eine Pergamentrolle und warf dieselbe, in eine wohlverpichte Tonne eingeschlossen, ins Meer. Aber die Vorsehung wachte über dem frommen Mann, der ihr stets so unerschütterlich fest vertraut hatte. Der Sturm legte sich, und am 15. Februar landete das Schiff auf der Insel Santa Maria, einer der Azoren. Doch hier wartete des dem Sturme Entronnenen eine neue Gefahr: der portugiesische Befehlshaber wollte ihn, einem Befehle Johanns II. gemäß, gefangen nehmen lassen, und nur durch eine List entging Columbus diesem Schicksal. Indessen trieb ihn ein neuer Sturm in den Tajostrom, und so sah er sich dennoch in seines Gegners Gewalt. Doch in König Johann waren inzwischen bessere Gefühle erwacht. Er wies den Rath seiner Höflinge, den großen Entdecker aus der Welt zu schaffen, mit Verachtung zurück, beschied Columbus an seinen Hof und ließ ihn, nachdem er ihn mit Auszeichnung empfangen, seine Reise ungehindert fortsetzen.

Unter Glockengeläute und Geschützessalven und begrüßt von dem Jubelgeschrei des von Nah und Fern herzugeströmten Volkes, lief das Schiff des Columbus am 15. März in den Hafen von Palos ein, und nur mit Mühe gelang es dem Admiral, sich durch die jauchzende Menge einen Weg zu bahnen, als er sich nach geschehener Landung mit den Seinen in feierlichem Zuge zur Danksagung nach der Hauptkirche begab. Der Einladung Isabella's folgend, brach er sogleich nach Barcelona auf, wo der Hof sich eben aufhielt, und seine Reise dahin, die ihn durch ganz Spanien führte, gestaltete sich zu einem ununterbrochenen Triumphzuge. Ferdinand und Isabella anerkannten seine Verdienste durch den glänzendsten Empfang; wie einen spanischen Granden hießen sie ihn niedersitzen, hörten mit ge-

spannter Aufmerksamkeit den ausführlichen Bericht seiner Entdeckungen und überhäuften ihn mit Ehren und Lobsprüchen. Columbus stand auf der Höhe seines Ansehens und seines Glückes; nur zu bald sollte er von derselben herabgestürzt werden.

In richtiger Würdigung der hohen Wichtigkeit des begonnenen Unternehmens ließ die spanische Regierung siebzehn Schiffe zu einer zweiten Fahrt ausrüsten, auf welcher Columbus das eigentliche Goldland aufzufinden hoffte. Fünfzehnhundert Spanier erklärten sich bereit, an derselben Theil zu nehmen; auch europäische Hausthiere und Gewächse wurden zusammengebracht, um in die neue Welt verpflanzt zu werden. Papst Alexander VI. ertheilte der kastilischen Krone das Anrecht auf alle von Columbus im Westen zu entdeckenden Länder, zog jedoch, um die bereits erworbenen Rechte der Portugiesen nicht zu verkürzen, als Grenzlinie einen Meridian, der in der Folge durch einen zwischen Spanien und Portugal geschlossenen Vertrag eine Aenderung erlitt, durch welche der Besitz von Brasilien der Krone Portugal gesichert blieb.

Am 25. September 1493 segelte Columbus zum zweiten Male, diesmal von Kadix aus, nach der neuen Welt, indem er eine mehr südliche Richtung nahm. Er entdeckte die Karaïben: Dominique, Guadeloupe, Portorico u. a., bei deren wilden Bewohnern er die barbarische Sitte fand, gefangene Feinde zu schlachten und deren Fleisch zu verzehren. Auf der Insel Hayti, die er am 22. November erreichte, fand er zu seinem Schmerz keinen einzigen der dort zurückgebliebenen Spanier mehr. Uneingedenk seiner ernsten Ermahnungen, hatten sie die Insulaner durch Habsucht und Gewaltthätigkeiten aller Art so sehr gereizt, daß diese das Fort Navidad überfallen und zerstört und die Spanier erschlagen hatten. Columbus erbaute eine größere Festung, die er zu Ehren seiner Königin Fort Isabella nannte, und übergab dieselbe der Obhut seines Bruders Diego; dann segelte er weiter und entdeckte die Insel Jamaika. Zum andern Male nach Hayti zurückgekehrt, wohin inzwischen auch sein zweiter Bruder Bartholomäus gekommen, fand er die dortige Kolonie im Zustande größter Gefahr. Die von den Spaniern fortdauernd mit unmenschlicher Härte behandelten Insulaner hatten zum anderen Male an ihren Bedrückern Rache genommen und schienen zur gänzlichen Vertreibung der verhaßten Fremdlinge entschlossen. Es gelang zwar Columbus ohne große Mühe, sie durch die Ueberlegenheit der spanischen Waffen zur Unterwerfung zu zwingen; aber die Störung des guten Einvernehmens mit den Eingeborenen, auf welches er alle seine Hoffnungen für das Aufblühen der spanischen Kolonie gesetzt, bereitete ihm schweren Kummer.

Indessen waren viele der auf Hayti zurückgebliebenen Spanier,

unzufrieden darüber, daß ihr Goldburst nicht zur Genüge befriedigt worden, nach Spanien zurückgekehrt und hatten durch verläumderische Anklagen gegen Columbus die spanische Regierung veranlaßt, zur Untersuchung derselben einen Bevollmächtigten, Juan Aguado, nach Hayti zu senden. Das anmaßende Benehmen dieses Mannes bewog den Admiral, den Oberbefehl seinem Bruder Bartholomäus zu übertragen und zur persönlichen Führung seiner Sache nach Spanien zurückzukehren. Er wurde zwar von Ferdinand und Isabella gnädig aufgenommen und erhielt von ihnen die Zusage der Ausrüstung einer neuen Flotte; aber unter dem spanischen Volke war in Folge der ungünstigen Aussagen der zurückgekehrten Spanier der Eifer für die neuen Entdeckungen sehr erkaltet, und so verstrichen zwei volle Jahre, ehe Columbus aufs Neue zur See gehen konnte. Um die Bemannung der neuen Flotte vollzählig zu machen, hatte er unklugerweise die spanische Regierung veranlaßt, ihm eine Anzahl von Galeerensträflingen mitzugeben.

Am 30. Mai 1498 trat Columbus seine dritte Reise an und erreichte auf derselben, nach der Entdeckung der großen Insel Trinidad am Ausflusse des Orinoko, den amerikanischen Kontinent, den er jedoch, wie früher die Insel Kuba, für einen Theil von Indien hielt, weßhalb auch die Bewohner der neuentdeckten Länder von den Spaniern Indianer genannt wurden. Durch eine immer mehr zunehmende Augenkrankheit an der Fortsetzung seiner Entdeckungsreise gehindert, wandte er sich wieder nach seiner Lieblingsinsel Hayti; aber statt der gehofften Ruhe und Erholung, fand er dort nur Verwirrung und neue Drangsale. Gegen seinen Bruder Bartholomäus, der inzwischen die Stadt San Domingo angelegt, hatte Franz Roldan, ein Mann von geringer Herkunft, aber großen Fähigkeiten, welchen Columbus in vollständiger Mißkennung seines Charakters zum Oberrichter der Insel ernannt, einen Theil der ohnehin unzufriedenen Kolonisten zu offener Empörung gereizt und zugleich die Indianer zum Widerstand gegen denselben ermuthigt.

Columbus erkannte die Nothwendigkeit, zur Rettung der vollständig zerrütteten Kolonie mit aller Entschiedenheit gegen die Rebellen vorzugehen; aber Roldan wußte einen Theil der Mannschaft des Admirals zu sich herüber zu ziehen, und so sah sich Columbus nicht nur außer Stand, durch Waffengewalt Ordnung zu schaffen, sondern mußte sogar den Empörern vollständige Amnestie und Roldan die Wiedereinsetzung in sein Amt bewilligen.

Doch auch dies genügte dem treulosen Roldan und seinen Genossen nicht. Sie sandten Briefe nach Spanien, in welchen sie Columbus und seine Brüder der härtesten Bedrückung der Kolonisten anklagten, und ihre Verläumdungen fanden bei dem mißtrauischen Ferdinand, den die dem Admiral eingeräumte Gewalt zu beunruhigen

begann, mehr Glauben als der wahrheitsgetreue Bericht, den Columbus von den Vorgängen auf Hayti eingeschickt. Er sandte einen Beamten seines Hofstaates, den ebenso stolzen und herrschsüchtigen als verdienstlosen und unfähigen Bobadilla, zur Untersuchung der Sache mit so ausgedehnten Vollmachten nach Hayti, daß Columbus ganz in dessen Hände gegeben war. Gleich nach seiner Landung im August 1500 rief Bobadilla, nachdem er sich gewaltsam in den Besitz der Festungswerke von San Domingo gesetzt, den Admiral vor seinen Richterstuhl, ließ ihn mit seinen Brüdern in Ketten legen und sandte ihn nach einer kurzen Untersuchung der wider ihn erhobenen Anklagen, bei welcher die frechsten Verläumdungen notorischer Schurken als vollgiltige Beweise seiner Schuld angesehen wurden, gefesselt nach Spanien. Der Befehlshaber des Schiffes, Alonzo de Villejo, der den Gefangenen mit ehrerbietiger Schonung behandelte, wollte ihm während der Fahrt die Ketten abnehmen; aber Columbus ließ es nicht zu. „Ihre Majestäten", antwortete er mit ruhiger Würde, „haben mir schriftlich befohlen, den Verfügungen Bobadilla's zu gehorchen; aus ihrer Macht hat er mich mit diesen Ketten beladen, und ich will sie tragen, bis sie selbst befehlen, daß sie mir abgenommen werden, und will sie aufbewahren als Erinnerungszeichen des Lohnes, den meine Dienste gefunden." Später befahl er seinem Sohne, sie ihm mit ins Grab zu geben.

Die Kunde von der schmachvollen Behandlung des großen Entdeckers rief in Spanien eine allgemeine Entrüstung hervor. Isabella vernahm dieselbe mit tiefem Schmerz, und auch Ferdinand erklärte, daß Bobadilla zu weit gegangen. Beide Herrscher ließen sogleich nach Kadix, wo die Schiffe eingelaufen, den Befehl abgehen, den Gefangenen unverzüglich in Freiheit zu setzen und ihn mit aller Auszeichnung zu behandeln; auch drückten sie ihm in einem eigenhändigen Schreiben ihr Bedauern über das ihm zugefügte Unrecht aus und luden ihn ein, an ihren Hof zu kommen. Schweigend warf er sich an den Stufen des Thrones nieder, und als er reden wollte, erstickten Thränen seine Stimme. Die Herrscher hoben ihn auf und erklärten, nachdem sie seine Rechtfertigung angehört, Bobadilla für abgesetzt; auch sagten sie ihm die volle Zurückerstattung seines ihm abgenommenen Eigenthums zu. Die Wiedereinsetzung des Admirals in die ihm vertragsmäßig gebührenden Würden und Rechte blieb jedoch verschoben, angeblich in Anbetracht der auf der Insel Hayti herrschenden Gährung, welche die Sicherheit seiner Person gefährde, und an seiner Stelle wurde Don Nicolas de Ovando als Statthalter in die Kolonie gesandt. Isabella dachte dabei nicht im Entferntesten an eine dauernde Verletzung seiner unzweifelhaften Vertragsrechte; Ferdinand dagegen war schon

damals entschlossen, ihm nie wieder die ihm zugesicherte Macht in ihrer ganzen Fülle einzuräumen.

Indessen reizten die Erfolge der portugiesischen Entdeckungsreisen den unermüdlichen Columbus zu neuer Thätigkeit. In der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, in dem entdeckten Festlande eine Durchfahrt nach dem indischen Ocean zu finden, wollte er zum vierten Male den Weg nach dem fernen Westen einschlagen, um die Genugthuung zu haben, auf demselben das gleiche Ziel zu erreichen, wie die Portugiesen auf dem entgegengesetzten. Sein Plan fand die Zustimmung des spanischen Herrscherpaares; doch wurden ihm zu seiner Fahrt nur vier unbedeutende, schlecht gebaute Schiffe ausgerüstet. Mit denselben trat er am 9. Mai 1502 seine vierte Entdeckungsreise an, die für ihn nur eine ununterbrochene Kette von Unglücksfällen sein sollte.

Nachdem dem Admiral an der Küste von Hayti, wo er das baufälligste seiner Schiffe gegen ein besseres vertauschen wollte, die Landung versagt worden, wandte er sich dem Festlande zu, um die gehoffte Durchfahrt zu suchen. Nach langem vergeblichen Hin- und Herfahren an der Küste desselben wurden zwei seiner elenden Fahrzeuge durch heftige Stürme zerstört und die beiden andern derart beschädigt, daß sie, als man am 14. Juni 1508 nach unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren Jamaika erreicht hatte, an den Strand getrieben werden mußten. Da sie nicht mehr auszubessern waren, entschlossen sich zwei Begleiter des Admirals, der Spanier Diego Mendez und der Genuese Fiesco, mit mehreren Indianern auf zwei Canoes — ausgehöhlte Baumstämme, deren sich die Indianer bei ihren Seefahrten bedienten — die Fahrt nach dem vierzig Seemeilen entfernten Hispaniola zu unternehmen, um von dort ein anderes Schiff zu holen, und das kühne Wagstück gelang. Nach einer zehntägigen, ebenso gefährlichen als mühevollen Fahrt durch das wogende Weltmeer erreichten sie die ersehnte Insel; doch dauerte es ein volles Jahr, bis sie von Ovando das erbetene Schiff erhielten.

Unterdessen hatte Columbus, dessen Kräfte mehr noch durch Kummer und Sorgen als durch sein vorgerücktes Alter aufgezehrt waren, nicht nur durch unausgesetzte heftige Gichtanfälle zu leiden, sondern wurde auch durch die Zügellosigkeit der Seinen, die seiner Befehle nicht mehr achteten, in die äußerste Gefahr versetzt. Durch Gewaltthätigkeiten und Plünderungen reizten dieselben die Insulaner so sehr, daß diese schließlich den schlimmen Gästen alle Lebensmittel verweigerten. Nur durch eine List konnte Columbus sich und seine Mannschaft vor dem Hungertode erretten. Er hatte berechnet, daß nach drei Tagen eine totale Mondfinsterniß eintreten werde, und verkündete dieselbe den Indianern als ein Zeichen des Zornes seines Gottes, der sie wegen ihrer feindseligen Gesinnungen gegen ihn und

die Seinigen zu strafen beschlossen habe. Anfangs verlachten die Indianer seine Worte; als sie aber an dem bestimmten Abend die helle Scheibe des Mondes sich verdunkeln sahen, fielen sie vor Columbus nieder und flehten ihn um seine Fürbitte bei seinem mächtigen Gotte an, indem sie ihm versprachen, ihm soviel Vorrath zu bringen, als er verlange.

Endlich nahte für den schwergeprüften Columbus die ersehnte Stunde der Rettung: am 28. Juni 1504 erschien ein von Ovando gesandtes Schiff, um ihn mit seiner Mannschaft nach Hispaniola zu bringen. Nach kurzem Aufenthalte auf dieser Insel schiffte er sich nach Spanien ein, wo er am 7. November 1504 anlangte. Neunzehn Tage nach seiner Ankunft starb seine hochherzige Beschützerin, die Königin Isabella, und mit ihr sanken seine letzten Hoffnungen ins Grab. Ferdinand empfing ihn zwar, als er im Mai 1505 nach der Wiederherstellung seiner Gesundheit am Hofe erschien, um die Aufrechthaltung seiner Vertragsrechte zu erbitten, mit rücksichtsvoller Höflichkeit; doch war er zu keiner bestimmten Zusage zu bewegen. Zwei Jahre später befreite der willkommene Tod des Admirals den undankbaren König von dem lästigen Mahner. Columbus starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid. Seine Leiche, die anfangs seinem Wunsche gemäß nach San Domingo gebracht worden, ruht seit 1795 in der Hauptkirche von Havanna.

Was Columbus selbst nicht hatte erlangen können, wurde seinem Sohne Diego gewährt, nachdem derselbe sich durch seine Vermählung mit der Tochter des Herzogs von Toledo eine mächtige Fürsprache verschafft hatte. Er erhielt die Statthalterwürde von Hispaniola; doch wurde auch ihm sein Amt durch vielfache Kränkungen und Demüthigungen verbittert. Mit Diego's Sohn Don Luis erlosch im Jahre 1572 die männliche Linie des Columbus.

Auch der neue Welttheil sollte den Namen seines großen Entdeckers nicht tragen; er erhielt nach dem Florentiner Amerigo Vespucci, einem als Seemann unbedeutenden Zeitgenossen des Columbus, der zuerst eine Beschreibung der neu entdeckten Länder im Westen nach Europa sandte, den Namen Amerika; doch kam dieser Name erst später in allgemeinen Gebrauch: der neue Erdtheil hieß lange Zeit nur die neue Welt.

## Die Eroberung von Mexiko durch Ferdinand Cortez.

(1521.)

Im Jahre 1517 hatte Fernandez de Cordoba von Kuba aus die Küste von Yukatan entdeckt und dort zu seinem Erstaunen überall Spuren einer weit höheren Civilisation gefunden, als auf den von Columbus entdeckten Inseln. Das Land war trefflich an=

gebaut und mit zahlreichen Dörfern und ansehnlichen Städten bedeckt; die wohlgekleideten Menschen zeigten jedoch einen so kriegerischen Sinn, daß sie die Spanier bei ihrer Landung überfielen und zweiundfünfzig derselben erschlugen. Cordoba selbst kehrte schwer verwundet nach Kuba zurück, wo er schon nach wenigen Tagen starb.

Um Cordoba's Mißgeschick zu rächen und womöglich in dem neu entdeckten Lande eine Kolonie zu gründen, segelte Johann von Grijalva im folgenden Jahre im Auftrage des Statthalters von Kuba, Diego Velasquez, mit einer Anzahl von Schiffen dahin ab und schüchterte in der That die Indianer durch eine Niederlage, die er ihnen nach tapferer Gegenwehr beibrachte, so sehr ein, daß er an verschiedenen Orten eine freundliche und ehrerbietige Aufnahme fand. Die vielen Städte mit steinernen Häusern und Thürmen erinnerten ihn so sehr an die Heimath, daß er dem Lande den Namen Neu-Spanien gab. Da er jedoch erfuhr, daß die Eingeborenen Unterthanen eines mächtigen Monarchen seien, der über eine große Anzahl von Provinzen herrsche, hielt er die ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel nicht für ausreichend, um eine Kolonie zu gründen, und kehrte daher nach Kuba zurück. Vor Begierde brennend, die gemachte Entdeckung bestmöglichst auszubeuten, ordnete Velasquez die Ausrüstung einer größeren Flotte an und übertrug die Führung derselben dem vierunddreißigjährigen, thatendurstigen Ferdinand Cortez.

Ferdinand Cortez, einer der kühnsten Männer der Weltgeschichte, war im Jahre 1504 als neunzehnjähriger Jüngling nach San Domingo und von dort mit Velasquez nach Kuba gekommen. Seine Betheiligung an einer gegen den Statthalter gerichteten Verschwörung hatte seine Verurtheilung zum Tode zur Folge gehabt; doch hatte Velasquez ihn begnadigt, und da er ihm eine seiner Verwandten zur Gattin gegeben, glaubte er, auf seine Treue zählen zu können. Indessen gab der ungewöhnliche Eifer, mit welchem Cortez die Ausrüstung der Schiffe und die Anwerbung von Truppen betrieb, seinen Gegnern Veranlassung, durch geheime Einflüsterungen in Velasquez gegen ihn den Verdacht selbstsüchtiger Absichten zu wecken, so daß dieser seine Wahl zu bereuen begann. Cortez, der davon Kunde erhalten, segelte sogleich nach einem anderen Punkte der Insel, um dort die noch nicht ganz vollendete Ausrüstung zu Ende zu führen. Velasquez entzog ihm hierauf das Kommando und gab Befehl, ihn zu verhaften; allein Cortez, der die Herzen der Angeworbenen zu gewinnen gewußt, hielt sich für stark genug, den offenen Bruch mit dem Statthalter zu wagen. Nachdem er sich der vollständigen Ergebenheit seiner Truppen versichert, ging er am 10. Februar 1519 mit seiner aus elf Schiffen bestehenden Flotte unter Segel. Die Mannschaft, die vierzehn kleine Kanonen mit sich

führte und nur mangelhaft bewaffnet war, bestand aus fünfhundertacht spanischen Soldaten, darunter sechzehn Reiter.

Nachdem Cortez am 21. April an der mexikanischen Küste gelandet, suchte er Verbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen, wobei ihm ein Spanier, der acht Jahre als Gefangener unter den Indianern gelebt, als Dolmetscher diente. Um denselben zu imponiren, ließ er europäische Kriegsübungen anstellen, und diese versetzten in der That die zahlreich herbeigeströmten Mexikaner in solches Staunen, daß sie es mit Wesen höherer Art zu thun zu haben glaubten.

Der Beherrscher des mexikanischen Reiches, in welchem die ungefähr dreihundert Jahre früher von Nordosten her eingewanderten Azteken den herrschenden Stamm bildeten, war Montezuma, dessen von den Mexikanern Tenochtitlan genannte Hauptstadt auf einer Insel in dem See Tezkuko lag und mit dem festen Lande durch drei Dämme verbunden war. Ihm zur Seite stand, außer einer hochangesehenen und einflußreichen Priesterschaft, ein zahlreicher, reichbegüterter und mit großen Vorrechten ausgestatteter Adel. Die über die weitläufigen Provinzen eingesetzten Statthalter herrschten mit fast schrankenloser Willkür und riefen durch ihre Erpressungen und Bedrückungen unter den unterworfenen Völkerschaften eine große Unzufriedenheit hervor, welche den Eroberungsplänen des Cortez sehr zu Statten kam.

Montezuma, der sogleich durch seine Statthalter Nachricht von der Ankunft der Fremdlinge erhalten, ließ, als ihm berichtet wurde, daß Cortez nach der Hauptstadt zu ziehen beabsichtige, um dem Beherrscher von Mexiko Briefe seines Monarchen zu überbringen, eine Gesandtschaft an denselben abgehen, die ihn unter Darbringung reicher Geschenke zur Umkehr auffordern sollte; er erhöhte jedoch dadurch nur die Begierde des spanischen Feldherrn, sich in den Besitz eines Landes zu setzen, dessen Beherrscher über so große Schätze verfügte.

Indessen fühlte Cortez die Nothwendigkeit, bevor er sich in Feindseligkeiten gegen Montezuma einlasse, seine eigene Stellung zu sichern. Nachdem er in der Nähe des Ortes, wo er gelandet, eine spanische Kolonie, la villa rica de la vera cruz (die reiche Stadt des wahren Kreuzes) — das noch jetzt bestehende Veracruz — gegründet und einen Verwaltungsrath über dieselbe eingesetzt, legte er vor den Mitgliedern dieses Rathes feierlich seine Bestallung und seinen Feldherrnstab nieder und bat sie, nach bestem Ermessen den Würdigsten des Heeres zum Feldherrn zu wählen. Einstimmig ernannten sie ihn zum Generalkapitän und Oberrichter der Kolonie und beschlossen zugleich, durch einige seiner Freunde, die ein Schiff nach Spanien bringen sollte, den Kaiser Karl V., den damaligen

Beherrscher Spaniens, um die Bestätigung dieser Ernennung bitten zu lassen. Dem Schreiben des Verwaltungsrathes fügte Cortez selbst einen ausführlichen Bericht über alles Vorgefallene, sowie über die glänzenden Aussichten bei, die sich für die spanische Krone in Mexiko eröffneten. Da er in Erfahrung gebracht, daß einzelne Unzufriedene den Plan entworfen, sich heimlich eines Schiffes zu bemächtigen, um Velasquez von den nach Spanien abgegangenen Schreiben Kunde zu geben, ließ er, nach vorausgegangener Bestrafung der Schuldigen, seine sämmtlichen Schiffe verbrennen und sicherte sich dadurch nicht nur für die Zukunft gegen ähnliche Entwürfe, sondern raubte auch seinen Soldaten jede Möglichkeit, sich der Betheiligung an seinem Unternehmen zu entziehen.

Jetzt endlich begann Cortez, unterstützt von verschiedenen Stammeshäuptern, Kaziken genannt, welche das Joch Montezuma's abzuschütteln wünschten, seinen Zug in das Innere des Landes. Nachdem zuerst die kriegerische Völkerschaft der Tlaskalaner, in mehreren Treffen durch Cortez besiegt, auf sein Verlangen sich als Vasallen Spaniens anerkannt, wurden mit ihrer Hilfe auch die Bewohner der großen und volkreichen Stadt Cholula zum Anschluß gezwungen. Je weiter Cortez vorrückte, desto größer wurde sein Anhang. Noch mehrere Male erschienen Gesandtschaften Montezuma's, um ihn unter der Zusage der glänzendsten Geschenke auf das Dringendste zur Umkehr zu mahnen; aber weniger als je war Cortez dazu geneigt; denn je mehr die Spanier das herrliche Land mit seinen großen und volkreichen Städten kennen gelernt, desto höher war ihre Begierde nach dem Besitz desselben gestiegen.

Am 8. November 1519 erblickten die Spanier die Hauptstadt Mexiko und staunten über ihre Größe und Pracht und die Menge der Tempel; die Anzahl der Häuser schätzten sie auf sechzigtausend. Während Cortez die Seinigen zum Einzug in die Stadt ordnete, wurde ihm die Ankunft Montezuma's gemeldet. Gleich darauf erschien derselbe auf einem prachtvollen, kunstreich gearbeiteten Tragsessel, von seinen Großen umringt und gefolgt von einer zahlreichen, kostbar gekleideten Dienerschaft, und die Ehrfurcht, mit welcher er Cortez begrüßte, ließ den erstaunten Mexikanern keinen Zweifel mehr darüber, daß die Fremdlinge Wesen höherer Abkunft seien. In Begleitung Montezuma's zogen die Spanier in die Stadt ein, wo ihnen ein steinerner Palast zur Wohnung angewiesen wurde, dessen Größe und prachtvolle Ausstattung sie in Staunen setzte. Montezuma erzählte Cortez von einer unter seinem Volke fortlebenden Ueberlieferung, nach welcher ein mexikanischer Fürst vor uralten Zeiten in die Länder nach Sonnenaufgang ausgezogen sei und ein Nachkomme desselben dereinst wiederkehren und sein Recht auf Land und Volk geltend machen werde. „Nach allem", fügte er bei, „was Ihr von

Eurem mächtigen Könige erzählt, zweifeln wir nicht, daß dieser unser angestammter Herrscher sei; daher wollen wir Euch, als dessen Stellvertreter, den schuldigen Gehorsam leisten."

Trotz dieser mit dem freundlichen Empfang in Einklang stehenden Versicherung traute Cortez der Lage nicht. Er befestigte sich in seinem Palaste so gut als möglich und suchte sich durch geladene Kanonen und zahlreiche Wachen gegen einen Ueberfall zu sichern; als er jedoch in dem Benehmen der Mexikaner eine bedenkliche Veränderung wahrzunehmen glaubte, faßte er den kühnen Entschluß, sich der Person des Königs zu bemächtigen, damit ihm derselbe als Geisel gegen das mexikanische Volk diene und gezwungen sei, sich seinem Willen zu fügen. Als Vorwand benutzte er einen Angriff des mexikanischen Statthalters auf die in Veracruz zurückgebliebenen Spanier, bei welchem der dortige spanische Befehlshaber mit sechs seiner Leute den Tod gefunden. Am sechsten Tage nach seiner Ankunft in Mexiko begab er sich, nachdem er seine gesammte Kriegsmacht in Kampfbereitschaft aufgestellt, mit seinen besten Hauptleuten in die Wohnung des Königs und verlangte von demselben Genugthuung für die dem König von Spanien zugefügte schwere Beleidigung, mit der Erklärung, daß das tieferschütterte Vertrauen der Spanier nur durch den freien Entschluß Montezuma's, eine Zeitlang unter ihnen zu wohnen, hergestellt werden könne. Anfangs wies Montezuma dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück; als jedoch die Spanier Miene machten, Gewalt zu gebrauchen, bewog ihn die Besorgniß für sein Leben, dem spanischen Feldherrn in dessen Palast zu folgen. Als das mexikanische Volk zu seiner Befreiung herbeieilte, beruhigte er dasselbe durch die Erklärung, daß er freiwillig mit den Spaniern gehe. Uebrigens beschränkte Cortez in seinem Palaste Montezuma's Freiheit in keiner Weise; er blieb von seinen Hofbedienten umgeben, empfing seine Räthe und entschied mit ihnen über die Angelegenheiten des Reiches. Dagegen ließ er sich durch Cortez bewegen, sich öffentlich und feierlich für einen Vasallen des Königs von Spanien zu erklären.

Indessen riefen bald die Bemühungen des Cortez, dem Götzendienst der Mexikaner, bei welchem der furchtbare Gräuel der Menschenopfer eine hervorragende Rolle spielte, durch die Zerstörung der Götzenbilder in ihrem Haupttempel und die Einführung des Christenthums ein Ende zu machen, unter der Bevölkerung der Hauptstadt eine solche Erbitterung hervor, daß die Lage der Spanier eine äußerst gefährliche wurde. Dazu kam die Nachricht, Velasquez habe eine Flotte von achtzehn Schiffen mit achthundert Mann Fußvolk, achtzig Reitern und zwölf Kanonen unter Narvaez nach der mexikanischen Küste gesandt, mit dem Auftrag, Cortez in Ketten nach Kuba zu schicken und an seiner Stelle die Eroberung von Mexiko

fortzusetzen, und Narvaez habe bereits viele Mexikaner durch die Versicherung, daß Cortez nur ein rebellischer Abenteurer sei, zum Abfall von ihm bewogen.

Trotz der Größe der ihm drohenden Gefahr verlor Cortez den Muth nicht. Er zog sogleich, hundertvierzig Mann zur Bewachung Montezuma's in Mexiko zurücklassend, mit den übrigen dem Narvaez entgegen und brachte demselben, nachdem es ihm gelungen, durch Geschenke und Versprechungen einen Theil der Truppen seines Gegners zu sich herüberzuziehen, durch einen nächtlichen Ueberfall eine vollständige Niederlage bei. Narvaez selbst wurde gefangen genommen, und von seinen Soldaten traten die meisten in Cortez' Dienste.

Durch eine so bedeutende Zahl frischer Truppen verstärkt und mit besserem Kriegsbedarf versehen, kehrte Cortez nach der Hauptstadt zurück, wo seine Anwesenheit dringend nöthig war, da der dort von ihm zurückgelassene Befehlshaber durch Gewaltthätigkeiten die gesammte Bevölkerung zum Aufruhr gereizt hatte. Da auch Cortez den Widerstand der erbitterten Mexikaner, die, von dem herbeigeströmten Landvolke unterstützt, gegen ihre Bedrücker mit dem Muthe der Verzweiflung kämpften, nicht zu brechen vermochte, suchte Montezuma selbst Frieden zu stiften; als er jedoch von einer Zinne des Palastes herab die Mexikaner aufforderte, die Waffen niederzulegen, da die Fremdlinge zum Abzug bereit seien, wurde er von dem wüthenden Volke durch Steinwürfe getödtet.

Von der Unmöglichkeit überzeugt, sich länger in Mexiko zu halten, gab Cortez Befehl zum Aufbruch, und um die Mitternachtsstunde des 1. Juli 1520 traten die Spanier in größter Stille den Rückzug an; als sie jedoch über den schmalen Damm zogen, fanden sie den ganzen See mit Nachen bedeckt, aus welchen ein solcher Hagel von Pfeilen und Steinen auf sie geschleudert wurde, daß mehr als die Hälfte der Abziehenden den Tod fanden. Noch heute wird diese schreckliche Nacht in Mexiko noche triste — die Nacht der Trübsal — genannt.

Cortez, der auch in dieser Noth der Trost und das Vorbild seiner Soldaten blieb, suchte mit dem kleinen Häuflein der dem Tode Entronnenen das treue Tlaskala zu erreichen; er sah sich jedoch am sechsten Tage seines Rückzugs bei Otumba von einem so zahlreichen mexikanischen Heere angegriffen, daß seine kleine Schaar unter der Menge der Feinde fast verschwand. Zum Glück erinnerte er sich der Wichtigkeit, welche die Mexikaner ihrer Reichsfahne beilegten, da nach ihrem Glauben von dem Schicksal derselben der Ausgang der Schlacht abhing; er sprengte sogleich auf den Träger derselben los, streckte ihn mit einem Lanzenstich zu Boden und bemächtigte sich des Palladiums, worauf die Mexikaner in verworrener Flucht das Weite

suchten. Am folgenden Tage (8. Juli) fanden die Spanier in Tlaskala Schutz und Sicherheit.

Trotz der erlittenen schweren Verluste gab Cortez den Gedanken an die Eroberung des mexikanischen Reiches nicht auf, und nachdem neue Schiffe aus Kuba und Jamaika angelangt, deren Bemannung sich, obgleich von den dortigen Statthaltern in entgegengesetzter Absicht gesandt, zum Eintritt in seine Dienste bewegen ließ, brach er am 28. Dezember, von zehntausend Tlaskalanern und andern verbündeten Indianern begleitet, aufs Neue gegen Mexiko auf, wo eben Montezuma's Neffe, Guatimozin, den Thron bestiegen hatte.

Ehe Cortez zum Angriff auf die Hauptstadt schritt, ließ er, um den See beherrschen zu können, eine Anzahl von Schiffen bauen, deren Ueberlegenheit über die zahlreichen mexikanischen Canoes sich in einem siegreichen Treffen glänzend bewährte. Nachdem drei Monate lang Tag für Tag gekämpft worden und die Spanier bereits einen Theil der Stadt zerstört hatten, ordnete Cortez auf den 3. Juli 1521 einen allgemeinen Sturm an; derselbe wurde jedoch siegreich zurückgeschlagen und dabei eine Anzahl Spanier von den Mexikanern gefangen genommen. Ihr Loos war ein furchtbares. Beim Einbruch der Dunkelheit wurden sie in den hellerleuchteten Haupttempel geschleppt, wo die Mexikaner ihnen den Leib aufschlitzten und das Herz ausrissen, um es ihren Göttern zum Opfer zu bringen, wobei die freudetrunkenen Barbaren jubelnd den Altar umtanzten. Mit Entsetzen sahen die Spanier von ihrem Lager aus diesem teuflischen Opferfeste zu.

Indessen setzte Cortez mit unermüdlicher Ausdauer die Belagerung von Mexiko fort, und nachdem nach und nach drei Viertheile der Stadt in seine Gewalt gekommen und von den Spaniern vollständig zerstört worden, erlag der Rest am 13. August 1521 einem letzten Sturme. Guatimozin, der sich vergebens durch die Flucht zu retten gesucht, wurde von Cortez mit Schonung behandelt; als jedoch die Spanier in der eroberten Stadt nur einen Theil der gehofften Schätze fanden, folterten sie den gefangenen König, in der Meinung, er habe seine Reichthümer aus Rachsucht in den See versenken lassen, auf das Grausamste, um ihm das Geheimniß der Stelle zu entreißen, wo dieselben zu finden seien. Schon war er dem Tode nahe, ohne daß es gelungen, ihm irgend welches Geständniß abzupressen, als Cortez den Martern Einhalt zu thun gebot. Als später in Folge der von den Spaniern verübten Gewaltthätigkeiten eine Empörung ausbrach, wurde Guatimozin mit mehreren anderen mexikanischen Fürsten hingerichtet.

Der Eroberung der Hauptstadt folgte bald die Unterwerfung des ganzen Landes; doch dem seltenen Manne, der so Großes vollbracht, drohte die Gefahr, den Anfeindungen seiner Gegner zum Opfer zu fallen. Es erschien ein Bevollmächtigter der spanischen

Regierung, der ihn absetzen und an seine Stelle treten sollte. Aber eine ebenso eindringliche als überzeugende Vorstellung, die er an Kaiser Karl V. richtete, verschaffte ihm Gerechtigkeit: er wurde zum Statthalter und Generalkapitän von Neu-Spanien ernannt.

Schon vorher hatte Cortez den Wiederaufbau der Hauptstadt beginnen lassen und zweckmäßige Anordnungen zur Neugestaltung der Verhältnisse getroffen. Zur Bekehrung der Mexikaner erbat er sich von dem Kaiser tugendhafte und gelehrte Missionäre, deren Bemühungen von einem solchen Erfolge gekrönt waren, daß in dem Zeitraume von zwanzig Jahren über sechs Millionen Mexikaner bekehrt worden sein sollen.

Indessen ruhten Cortez' Gegner nicht. Um die Folgen ihrer Klagen und Anschwärzungen von sich abzuwenden, begab er sich, von einer Anzahl mexikanischer Großen begleitet, im Jahre 1528 selbst nach Spanien. Karl V. empfing ihn zwar mit Auszeichnung und überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen; doch hielt er es für räthlich, seinen Wirkungskreis auf die Leitung des Kriegswesens zu beschränken, während er für die bürgerliche Verwaltung des Landes eine eigene Behörde einsetzte. Nachdem Cortez, im Auftrage des Kaisers auf neue Eroberungen ausgehend, im Jahre 1536 noch die Halbinsel Kalifornien entdeckt und hierauf zahlreiche neue Anfeindungen zu erdulden gehabt, starb er am 2. Dezember 1547, im dreiundsechzigsten Lebensjahre. Seine männliche Nachkommenschaft erlosch schon im vierten Gliede, während die weibliche noch jetzt in dem Geschlechte der Herzoge von Monte Leone in Neapel fortlebt.

## Die erste Reise um die Welt.

(1519—1522).

Zu derselben Zeit, in welcher Cortez die Eroberung von Mexiko begann, machte sich der Portugiese Magelhan, der sich in den Kämpfen in Ostindien ausgezeichnet, aber von der portugiesischen Regierung die erwartete Anerkennung nicht gefunden hatte und deßhalb in spanische Dienste getreten war, gegen den Kaiser Karl V. anheischig, den von Columbus vergeblich aufgesuchten westlichen Seeweg nach Indien zu finden, und erhielt von demselben zu diesem Zwecke eine Flotte von fünf Schiffen, mit welchen er am 10. August 1519 aus dem Hafen von San Lucar auslief. Nachdem er am 12. Januar 1520 die Mündung des La Platastromes erreicht hatte, fuhr er längs der Küste weiter nach Süden, bis ihn die eingetretene rauhe Witterung und gefährliche Klippen am 31. März nöthigten, in den unter dem neunundvierzigsten Grad südlicher Breite gelegenen

Hafen von St. Julian einzulaufen, um dort das Ende des jenseits der Linie in unsern Sommer fallenden Winters abzuwarten. Hier verlor er eins seiner Schiffe, und auf den übrigen brach unter der Mannschaft, die, der wachsenden Mühseligkeiten müde, nach Europa zurückgeführt zu werden verlangte, eine gefährliche Meuterei aus, welche er nur durch die äußerste Entschiedenheit und Klugheit mit Hilfe einiger Getreuen zu dämpfen vermochte.

Am 27. November 1520 hatte Magelhan endlich die Freude, die gesuchte Durchfahrt zu erreichen; doch verlor er dabei ein zweites Schiff, das er zur Untersuchung einer Bai ausgesandt und das, statt zu ihm zurückzukehren, den Rückweg nach Spanien einschlug. Nach einer zwanzigtägigen gefährlichen Fahrt durch die klippenreiche Straße, die seitdem seinen Namen trägt, lief er in die Südsee ein, und ein günstiger Wind trieb ihn bald weit in diesen unermeßlichen Ocean hinein, dem Magelhan wegen der gänzlichen Abwesenheit von Stürmen den Namen des stillen Meeres gab.

Erst nach einer Fahrt von drei Monaten und zwanzig Tagen, während welcher die Dahinsegelnden durch den wachsenden Mangel an Lebensmitteln und frischem Wasser, sowie durch die Gluth der senkrecht auf sie herabfallenden Sonnenstrahlen furchtbar zu leiden hatten, wurde eine Gruppe freundlich grüner Inseln entdeckt, deren Bewohner einen so auffallenden Hang zu Diebereien an den Tag legten, daß Magelhan diese Inseln los Ladrones — Diebsinseln — nannte. Nachdem die Mannschaft sich auf denselben von den Entbehrungen ihrer langen Fahrt erholt hatte, setzte Magelhan seine Reise fort und erreichte am 9. März die zu der Gruppe der Philippinen gehörende Insel Sebu. Der Beherrscher der Insel nahm die Fremdlinge freundlich auf und ließ sich zur Annahme des Christenthums und zur Anerkennung des Königs von Spanien als seines Oberherrn bewegen. Magelhan versprach ihm dafür seinen Beistand gegen den ihm feindlich gesinnten Beherrscher der benachbarten Insel Matan; kaum war er jedoch mit siebenzig seiner Leute auf derselben gelandet, als er mit erdrückender Uebermacht angegriffen und durch einen Speerstich getödtet wurde. (26. April 1521).

Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens führte einen Umschwung in den Gesinnungen des Königs von Sebu herbei: er ließ die vornehmsten der spanischen Schiffsleute bei einem festlichen Mahle verrätherischerweise ermorden. Schleunigst lichteten die übrigen Spanier die Anker, nachdem sie eins ihrer Schiffe in Brand gesteckt, weil die Bemannung nur noch für zwei ausreichte. Am 8. November erreichten sie Borneo und bald darauf die Insel Tidor, eine der Molukken. Hier fanden sie bereits Portugiesen, denen sie eins ihrer Schiffe überlassen mußten; das andere setzte, mit einer Ladung molukkischer Gewürze versehen, unter Sebastian del Cano die Reise

fort und lief, nach der Umschiffung von Afrika, am 7. September 1522 wieder in den Hafen von San Lucar ein. So war die erste Reise um die Welt vollbracht.

## Die Entdeckung und Eroberung von Peru durch Pizarro.

(1526—1538.)

Schon im Jahre 1513 hatte der kühne Vasco Nugnez de Balboa von der an dem darischen Meerbusen gelegenen Stadt Santa Maria aus mit hundertundneunzig Gefährten eine mit unsäglichen Mühen und Gefahren verbundene Entdeckungsreise durch die Landenge von Panama unternommen und war bis zur Südsee vorgedrungen. Hier hatte er genauere Kunde von dem reichen Goldlande Peru erhalten, und die Entdeckung und Eroberung desselben war von da an sein Lieblingsplan geblieben; aber die Ausführung dieses Planes wurde durch die Eifersucht des statt seiner zum Statthalter von Darien ernannten unfähigen Don Pedrarias Davila verhindert, der den kühnen Entdecker unter der Anklage hochverrätherischer Pläne hinrichten ließ.

Was Balboa's Wunsch versagt gewesen, gelang dem kühnen Franz Pizarro, dem natürlichen Sohne eines spanischen Hauptmanns, der, von seinem Vater gänzlich vernachlässigt, in seiner Jugend die Schweine gehütet haben soll. Schon frühe hatte ihn sein feuriger Geist in den Krieg nach Italien getrieben; später war er nach Amerika gekommen, wo er Balboa auf seinem Entdeckungszuge begleitet hatte. Nachdem sich ihm zur Ausführung des von ihm entworfenen Planes, Peru aufzusuchen, ein anderer Abenteurer, Diego de Amalgro, angeschlossen, der an Bildung nicht höher stand, als er selbst, segelte er am 14. November 1524 von Panama ab und erreichte nach einer äußerst beschwerlichen Fahrt die Küste von Peru. Der blühende Zustand des Landes und der Reichthum an edlen Metallen, den er in demselben vorfand, übertraf alle seine Erwartungen; da seine Hifsquellen jedoch zur Gründung einer Kolonie nicht ausreichten, begnügte er sich damit, sich von den Eingeborenen goldene und silberne Gefäße und andere Proben ihres Kunstfleißes zu verschaffen, und kehrte nach beinahe dreijähriger Abwesenheit nach Panama zurück. Da seine weiteren Pläne bei dem dortigen Statthalter wenig Anklang fanden, begab er sich nach Spanien, um Karl V. selbst seine Dienste anzubieten. Der Kaiser ernannte ihn zum Statthalter des zu erobernden Landes und ertheilte ihm Vollmacht, seine Offiziere und die übrigen Beamten selbst zu wählen; dagegen übernahm Pizarro die Kosten der Ausrüstung, wo-

zu ihm der eben in Spanien anwesende Cortez, sein ehemaliger Kriegsgefährte, eine bedeutende Geldsumme vorschoß.

Im Jahre 1531 segelten Pizarro und Amalgro zum andern Male mit drei kleinen Schiffen und hundertachtzig Mann, darunter sechsunddreißig Reiter, von Panama ab und erreichten diesmal nach einer ungleich kürzeren Fahrt die peruanische Küste, wo Pizarro sogleich die Kolonie St. Michael anlegte. Je weiter die Spanier in das Innere des Reiches vordrangen, desto mehr staunten sie über den blühenden Zustand desselben, der von einer durchaus nicht mehr auf der Stufe der Kindheit stehenden Civilisation Zeugniß ablegte. Der Ackerbau, die Hauptbeschäftigung der meist in Dörfern wohnenden Peruaner, war an vielen Orten durch künstliche Bewässerung gefördert; in den Städten befanden sich zahlreiche großartige Paläste und Tempel, die mit bewunderungswürdiger Festigkeit gebaut waren, und treffliche Kunststraßen durchzogen das Land. Die hervorragendste Kunstfertigkeit der Peruaner bestand in der Verfertigung prachtvoller Wollenstoffe; auch in der Herstellung kunstreicher Gold- und Silberarbeiten besaßen sie eine große Geschicklichkeit.

Die Beherrscher von Peru, Ynkas genannt, stammten nach den peruanischen Sagen von der Sonne, ihrer obersten Gottheit, ab und genossen daher des höchsten Ansehens; sie regierten mit völliger Unumschränktheit und erfreuten sich des unbedingtesten Gehorsams. Die Peruaner zerfielen in Adelige, unadelige Freie und Knechte. Ihrer milden und sanften Gemüthsart entsprach ihre Religion, die durch keine Menschenopfer befleckt war.

Bei der Ankunft der Spanier befand sich Peru in vollem Bürgerkriege. Der letztverstorbene Ynka Huana Kapak hatte die Bestimmung getroffen, daß sein ältester Sohn Huaskar ihm in der Regierung von Peru folgen und dessen jüngerer Stiefbruder Atahualpa das erst seit Kurzem eroberte Quito erhalten sollte; Huaskar hatte jedoch seinem Bruder den Besitz dieses Landes streitig gemacht und war dafür von Atahualpa, dem das Heer seines Vaters zu Gebote stand, gefangen genommen worden. Diese inneren Wirren ermöglichten dem Pizarro ein rasches Vordringen in das Reich, wobei er die Peruaner durch Waffengewalt theils verscheuchte, theils zur Unterwerfung zwang. Endlich erschienen vor ihm Gesandte Huaskars, um seinen Beistand zur Befreiung des gefangenen Fürsten zu erbitten; auch Atahualpa suchte ihn durch die Uebersendung reicher Geschenke auf seine Seite zu ziehen und ließ ihm zugleich seinen Besuch ansagen. Pizarro stellte ihm seine Unterstützung in Aussicht, faßte jedoch zugleich den kühnen Entschluß, dem Beispiele des Cortez zu folgen und den Ynka gefangen zu nehmen.

Am 16. November 1532 erschien Atahualpa, auf das Reichste

mit Perlen und Gold geschmückt, auf einem goldbeschlagenen Tragsessel, mit einem wohlgeordneten, fein gekleideten Hofstaat und einem Heere von dreißigtausend Mann in der Stadt Kaxamalka, wo Pizarro ihn erwartete. Als sich Alle auf dem großen Hauptplatze aufgestellt, trat ein spanischer Geistlicher, ein Kruzifix und eine Bibel in der Hand und von einem Dolmetscher begleitet, vor den Ynka, setzte ihm die Grundlehren des Christenthums auseinander und forderte ihn auf, seine Irrthümer abzuschwören und dem König von Spanien, dem das Oberhaupt der Kirche, Papst Alexander VI., alle Länder der neuen Welt geschenkt, den Vasalleneid zu leisten. Alle diese Dinge, die dem Ynka schon an und für sich höchst seltsam klingen mußten, erschienen ihm in der verworrenen Uebertragung des ungeschickten Dolmetschers noch unverständlicher. Er erklärte, er halte seine Religion für die wahre und sein Reich für sein ererbtes, rechtmäßiges Eigenthum, und fragte den Priester, woher er alle diese Dinge wisse. Dieser überreichte ihm die Bibel mit dem Bemerken, daß darin das Wort Gottes enthalten sei. Unbekannt mit der europäischen Schreibekunst, hielt Atahualpa das Buch an sein Ohr und warf es dann mit den Worten: „Es schweigt, es sagt mir Nichts", gleichgiltig zu Boden. Auf ein von Pizarro gegebenes Zeichen begannen die Spanier sofort den Angriff, und während die Umgebung des Ynka niedergehauen und dieser selbst von Pizarro von seinem Tragsessel herabgerissen und fortgeschleppt wurde, suchte das peruanische Heer, geschreckt durch das Einhauen der Reiterei und den Donner der spanischen Kanonen, in verworrener Flucht das Weite. Die Spanier setzten den Fliehenden nach und richteten unter denselben ein furchtbares Blutbad an.

Da Atahualpa Gelegenheit gehabt, den Golddurst der Spanier kennen zu lernen, bot er dem Pizarro als Preis seiner Freilassung so viele goldenen Gefäße an, als das weitläufige Gemach, in welchem er sich befand, so hoch er hinaufreichen könne, zu umfassen vermöge, und ließ, als Pizarro auf dieses Anerbieten eingegangen, aus verschiedenen Tempeln und Palästen das versprochene Gold zusammenbringen. Unterdessen hatte der noch immer von Atahualpa's Leuten gefangen gehaltene Huaskar dem Pizarro noch weit größere Schätze versprochen, wenn er sich für ihn erklären wolle. Um sich vor der Gefahr zu schützen, den Thron an seinen Stiefbruder zu verlieren, befahl Atahualpa den Seinigen, Huaskar zu ermorden, und sein Befehl wurde sofort vollzogen. Diese That gab Pizarro einen erwünschten Vorwand, den Ynka aus der Welt zu schaffen. Ein von ihm eingesetzter Gerichtshof, bei welchem er und Almagro den Vorsitz führten, verurtheilte Atahualpa zum Feuertode, welche Strafe, nachdem der Ynka sich zur Taufe entschlossen, in die mildere der Erdrosselung verwandelt wurde.

Die durch den Tod der beiden Ynkas herbeigeführte vollständige Auflösung aller Regierungsverhältnisse im peruanischen Reiche setzte Pizarro, dem inzwischen auch das Gerücht von den Schätzen Peru's neue Truppen zugeführt, in den Stand, sich der Hauptstadt Kuzko zu bemächtigen. Da dieselbe in bedeutender Entfernung von dem Meere lag, gründete er im Jahre 1535 in der Nähe der Küste eine neue Hauptstadt, das heutige Lima.

Unterdessen hatte der zum Statthalter über den südlichen Theil von Peru ernannte Almagro einen Zug zur Eroberung von Chili unternommen, der wegen der hohen und wilden Gebirge ungeahnte Beschwerden darbot. Auf die Kunde, daß die Peruaner sich unter Manko Kapak, einem jüngeren Bruder Huaskars, zur Befreiung ihres Landes zusammengeschaart und die beiden Hauptstädte belagerten, kehrte er zurück und schlug die Peruaner bei Kuzko. Da ihm die beiden Brüder Pizarro's, Ferdinand und Gonzalo, die an der Spitze der Besatzung von Kuzko standen, die Stadt, auf welche er ein Anrecht zu haben glaubte, nicht übergeben wollten, nahm er sie gefangen; doch gelang es Gonzalo, zu entkommen. Nachdem Almagro einen Heerhaufen, den Pizarro zur Unterstützung seiner Brüder nach Kuzko gesandt, siegreich zurückgeschlagen, machte ihm Pizarro den Vorschlag, seinen zweiten Bruder Fernando nach Spanien zu schicken, um die Entscheidung des Königs in dem zwischen ihnen ausgebrochenen Streite einzuholen, und Almagro ließ sich überreden, darauf einzugehen. Kaum war jedoch Fernando in Freiheit, als Pizarro seine beiden Brüder mit einem Heere gegen Almagro sandte. Die beiden Pizarro blieben siegreich und ließen den in ihre Hände gefallenen fünfundsiebenzigjährigen Almagro enthaupten (April 1538).

Während Fernando Pizarro zur Rechtfertigung dieser Unthat nach Spanien ging, aber dort als Gefangener zurückbehalten wurde, unternahm sein zum Statthalter von Quito ernannter Bruder Gonzalo mit dreihundertvierzig spanischen Soldaten und viertausend Indianern einen Zug über das Andesgebirge, um jenseits desselben neue Eroberungen zu machen; das Unternehmen mißlang jedoch, und nur achtzig Mann kehrten nach Lima zurück; alle übrigen waren dem Hunger und den Beschwerden des Zuges erlegen.

Inzwischen hatte Franz Pizarro, nachdem er in Chili eine Niederlassung gegründet, die Freunde des hingerichteten Almagro durch fortgesetzte Anfeindungen und Zurücksetzungen so sehr gegen sich aufgebracht, daß sie sich zu seiner Ermordung verschworen. Die That kam am 26. Juni 1541 zur Ausführung, und der junge Almagro, der an der Spitze der Verschwörung gestanden, wurde, nachdem sich die versuchtesten Krieger an ihn angeschlossen, zum Statthalter von Peru ausgerufen. Schon stand er auf dem Punkte, den Widerstand der Freunde Pizarro's durch Waffengewalt niederzu-

werfen, als ein Bevollmächtigter der spanischen Regierung, der einsichtsvolle Christoval Vaca de Castro, welcher zur Untersuchung der über Pizarro und seine Brüder eingelaufenen Klagen abgesandt worden, in Peru eintraf und die Statthalterschaft in Anspruch nahm. Der junge Almagro, der sich mit bewaffneter Hand im Besitze derselben zu behaupten suchte, wurde am 16. September 1542 in einem blutigen Treffen besiegt und zu Kuzko öffentlich enthauptet.

Um der in der Kolonie eingerissenen Unordnung und Gesetzlosigkeit mit energischeren Mitteln entgegenzutreten, sandte Karl V. den rechtschaffenen und entschlossenen, aber stolzen und unbeugsamen Nugnez Vela als Vicekönig nach Peru. Dieser rief jedoch durch die Strenge, mit welcher er die königlichen Befehle zur Ausführung brachte, unter den Spaniern eine so große Erbitterung hervor, daß sie sich offen gegen ihn auflehnten und Gonzalo Pizarro zum Statthalter ausriefen. Zwischen diesem und dem Vicekönig kam es am 18. Januar 1546 zu einer blutigen Schlacht, in welcher der Letztere Sieg und Leben verlor. Gonzalo Pizarro, der jetzt ganz Peru zu seinen Füßen liegen sah und zugleich in Panama und Nombre de Dios eine Besatzung hatte, die ihn zum Meister aller Zugänge zu diesem Reiche machte, ordnete eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken nach Spanien ab, in der Hoffnung, von Karl V. die Bestätigung seiner angemaßten Statthalterschaft zu erlangen; er erreichte jedoch seinen Zweck nicht. Der Kaiser erkannte die Nothwendigkeit, vor Allem in der vollständig unterwühlten Kolonie das Ansehen der Krone herzustellen, und übertrug diese schwere Aufgabe einem Manne, der durch eine mit Festigkeit gepaarte Milde die Herzen zu gewinnen wußte. Es war dies der edle Pedro de la Gasca, ein Geistlicher, der als Rath der Inquisition sich durch eine seltene Umsicht und Gerechtigkeit hervorgethan und mit unverbrüchlicher Rechtschaffenheit die größte Uneigennützigkeit verband.

Schon in Panama, wohin Gasca am 26. Mai 1546 unter Segel gegangen, verschafften ihm seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Aeußeres und sein entschiedenes, edles Benehmen ein so hohes Ansehen, daß mehrere Befehlshaber Pizarro's mit ihren Offizieren und Soldaten zu ihm übergingen und die Flotte ihrem Beispiele folgte. In Peru selbst führte ein von ihm erlassener Aufruf, in welchem allen Rebellen, die sich ihm anschließen würden, vollständige Amnestie zugesagt wurde, die meisten Spanier zum Gehorsam gegen ihren König zurück. Pizarro, der sich im Vertrauen auf sein Glück zu keinem Vergleich mit Gasca verstehen wollte, wurde am 9. April 1548 von den königlichen Truppen besiegt und endete auf dem Blutgerüste.

Gasca benutzte seinen Sieg zur vollständigen Beruhigung Peru's. Die eingezogenen Güter der Rebellen vertheilte er unter die treuen

Anhänger des Königs und sicherte die Blüthe der Kolonie durch eine Reihe trefflicher Anordnungen zur Herstellung der gesetzlichen Ordnung und zum Schutze der Eingeborenen gegen Mißhandlung und Ausbeutung von Seiten der Spanier. Nachdem er auf diese Weise seine Aufgabe gelöst, kehrte er in seine Heimath zurück, arm wie er gekommen. Karl V. empfing den würdigen Mann mit der verdienten Auszeichnung und ernannte ihn zum Bischof von Valencia, wo er, hochverehrt im ganzen Lande, im Jahre 1567 starb.

## Las Casas.

(geb. 1474, gest. 1566.)

In allen Ländern der neuen Welt, welche von den Spaniern in Besitz genommen worden, war das Loos der Eingeborenen lange Zeit ein äußerst hartes. Um die Theilnehmer an Roldans Meuterei für ein ruhiges und seßhaftes Leben zu gewinnen und dadurch die Zukunft der Kolonie auf Hayti zu sichern, hatte Columbus ihnen Ländereien und damit zugleich eine Anzahl Indianer zugetheilt, die, statt Tribut zu zahlen, den Anpflanzern bei dem Feldbau Dienste leisten mußten, und diese Einrichtung, die später unter dem Namen Repartimientos in allen spanischen Kolonien Nachahmung fand, wurde für die Eingeborenen eine Quelle namenlosen Jammers.

Tief ergriffen von den Schilderungen des Elendes, unter welchem die zu den härtesten Frohndiensten in den Bergwerken gezwungenen und allen Mißhandlungen herzloser Kolonisten preisgegebenen Indianer seufzten, ließ die milde und menschenfreundliche Königin Isabella an Ovando den Befehl ergehen, sämmtliche Eingeborene für frei zu erklären; da jedoch hierauf alle Bergwerksarbeiten stille standen, ermächtigte sie den Statthalter auf dessen dringende Vorstellungen, die Indianer gegen Bezahlung zu mäßiger Arbeit anzuhalten. Allein diese Ermächtigung wurde von Ovando auf das Willkürlichste überschritten, und da König Ferdinand dem Loose der Indianer nur geringe Aufmerksamkeit schenkte, ging nach Isabella's Tod die Mißhandlung derselben über alles Maß hinaus. Verschiedene Versuche der Eingeborenen, das unmenschliche Joch abzuschütteln, hatten nicht nur die grausamsten Bestrafungen, sondern auch eine fortschreitende Verschlimmerung ihrer Lage zur Folge, weßhalb auch die eingeborene Bevölkerung von Hispaniola in dem Zeitraum von fünfzehn Jahren auf weniger als den zehnten Theil zusammenschmolz.

Der unglücklichen Indianer nahmen sich die Geistlichen mit Wärme an; besonders fanden sie in den Dominikanern, denen die Entdeckung von Amerika ein neues Feld der segensreichsten Wirksamkeit erschlossen, die eifrigsten Fürsprecher. Mit ebensoviel Be-

redtsamkeit als Entschiedenheit traten die Jünger des heiligen Dominikus in ihren Predigten gegen die Repartimientos auf, indem sie dieselben als ein Verfahren bezeichneten, das ebensowohl der natürlichen Gerechtigkeit als den Vorschriften des Evangeliums zuwiderlaufe, und ließen von ihren menschenfreundlichen Bestrebungen zu Gunsten der mißhandelten Indianer auch dann nicht ab, als König Ferdinand auf die wider sie erhobenen Klagen der Kolonisten die Dienstbarkeit der Eingeborenen für eine rechtmäßige und den Eifer ihrer Fürsprecher für einen zwar wohlgemeinten, aber übel angebrachten erklärte.

Das höchste Verdienst um die Verbesserung der Lage der unglücklichen Indianer erwarb sich der edle Bartholomäus Las Casas (geb. zu Sevilla 1474, gest. 1566 zu Madrid), dessen Name nicht nur Spanien, sondern der ganzen Menschheit zur höchsten Zierde gereicht. Gleich nach seiner Ankunft in Amerika, wohin ihn unter Ovando's Statthalterschaft sein Eifer für die Bekehrung der Indianer geführt, nahm er sich der unterdrückten Eingeborenen mit der ganzen Wärme seines menschenfreundlichen Herzens an, und da seine Bemühungen zu ihren Gunsten in den Kolonien selbst nicht den gewünschten Erfolg hatten, kehrte er mehrere Male nach Spanien zurück, um seine Fürsprache für seine Schützlinge an den Stufen des Thrones niederzulegen und ihre Freilassung zu bewirken. Es gelang ihm in der That, den Kardinal Ximenes für seine Bestrebungen zu gewinnen, und die Frage der Freigebung der Indianer wurde in ernste Erwägung gezogen; da man jedoch der Ueberzeugung war, daß die von Natur trägen, jede Anstrengung scheuenden Eingeborenen zur Bearbeitung der Anpflanzungen eines Zwanges bedürften, blieben die Anordnungen der Regierung auf die Herbeiführung einer milderen Behandlung derselben beschränkt, und selbst diese wurde nicht erreicht.

Indessen ließ sich Las Casas durch die bisherige Erfolglosigkeit seiner Bemühungen nicht abschrecken. Um zu zeigen, auf welche Weise die Indianer zu arbeitsamen Menschen herangebildet werden könnten, machte er Karl V., dessen besonderes Interesse für die Sache der amerikanischen Eingeborenen er auf einer neuen Reise nach Spanien im Jahre 1517 zu wecken gewußt, den Vorschlag, in Kumana (in der heutigen Republik Venezuala) eine von den übrigen Kolonien vollständig abgeschiedene Musterniederlassung zu gründen. Karl V. gab zu dem Plane seine Zustimmung, wies Las Casas die nöthigen Ländereien an und ließ drei mit Vorräthen wohl versehene Schiffe für ihn ausrüsten. Unglücklicherweise hatten gerade damals die Spanier die Bewohner dieser Gegend durch Verwüstungsgräuel und Menschenraub aufs Aeußerste gereizt, so daß diese die Kolonisten überfielen und die Niederlassung zerstörten (1520). Es

war ein Triumph für die Gegner des edlen Las Casas, die nicht ermangelten, ihn als einen unpraktischen Träumer hinzustellen. Vollständig entmuthigt, zog er sich in ein Kloster zurück und trat in den Dominikanerorden.

Nach sieben, in stiller Zurückgezogenheit verlebten Jahren, während deren er eine allgemeine Geschichte von Indien schrieb, wurde Las Casas zur Bekehrung der Indianer nach Nikaragua gesandt. Hier zog er sich durch seine freimüthigen Predigten gegen die Verheerungszüge der Spanier einen Kriminalprozeß zu, der ihn bestimmte, sich nach Guatemala zu begeben, wo er die kriegerischen Bewohner der noch nicht unterworfenen Landschaft Tuzulutlan durch Sanftmuth und Güte zur Annahme des Christenthums und zu freiwilliger Unterwerfung unter die Oberherrschaft Karls V. bewog. Im Jahre 1543 von Karl V. zum Bischof von Chiapa in Mexiko ernannt, verdoppelte Las Casas, unbekümmert um die wachsenden Anfeindungen der spanischen Kolonisten, seine Bemühungen zu Gunsten der Indianer. Sein Grundsatz, daß keinem Spanier, der seinen amerikanischen Sklaven die Freilassung verweigere, die Absolution ertheilt werden dürfe, wurde von sämmtlichen Bischöfen der neuen Welt auf einer zu Mexiko gehaltenen Versammlung angenommen und dabei zugleich ein feierliches Verdammungsurtheil über die Knechtung der Indianer ausgesprochen.

Schon früher waren in Folge des raschen Hinsterbens der eingeborenen Bevölkerung zum Ersatz für dieselbe in der Ausbeutung der Bergwerke Negersklaven aus Afrika nach Hispaniola gebracht worden; jetzt wurde der Vorschlag gemacht, diese Maßregel auch auf die übrigen Kolonien auszudehnen, und da sich Las Casas durch den Wunsch, seinen Indianern eine erdrückende Bürde abzunehmen, bewegen ließ, diesem Vorschlage seine Zustimmung zu geben, ist ihm irrthümlich die Einführung des amerikanischen Negersklavenhandels zugeschrieben worden.

Wie schon Karl V. auf Veranlassung des edlen Las Casas eine Reihe von Gesetzen erlassen, durch welche den Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten der Kolonisten eine Grenze gezogen werden sollte, so fuhr auch in der Folge die spanische Regierung fort, durch weitere Verordnungen für eine milde und schonende Behandlung der Eingeborenen Sorge zu tragen; es war jedoch bei der weiten Entfernung der Kolonien von dem Mutterlande und dem außerordentlichen Umfang derselben schwer, diese Verordnungen mit dem erforderlichen Nachdruck geltend zu machen.

# Inhaltsverzeichniß.

## Viertes Buch.

### Des Mittelalters zweite Hälfte.